



EBERHARD KARLS
UNIVERSITÄT
TÜBINGEN



100 Jahre Frauenstudium an der Universität Tübingen

1904 - 2004

Historischer Überblick, Zeitzeuginnenberichte
und Zeitdokumente

herausgegeben vom Gleichstellungsbüro der
Universität Tübingen

www.uni-tuebingen.de/frauenstudium

Inhaltsverzeichnis

1. "Was macht die Universität mit den Frauen?"	1 – 10
<i>Festvortrag von Prof. Dr. Doris Knab</i>	
2. Historischer Überblick	11 - 110
2.1 Die unordentlichen Anfänge des Frauenstudiums an der Universität Tübingen <i>von Melanie Stelly</i>	11 - 16
2.2 Die Anfänge des Frauenstudiums in Europa: Ein Blick über die Grenzen Württembergs <i>von Corinna Schneider</i>	17 - 23
2.3 Die Petitionspolitik der Bürgerlichen Frauenbewegung Mathilde Weber und Helene Lange <i>von Miriam Wallraven</i>	24 - 35
2.4 Maria Gräfin von Linden: Die erste Studentin an der Universität Tübingen <i>von Melanie Stelly und Corinna Schneider</i>	36 - 42
2.5 Das Stuttgarter Mädchengymnasium als Wegbereiter für das Frauenstudium in Tübingen <i>von Melanie Stelly</i>	43 - 47
2.6 Die allergnädigste Genehmigung von 1904: Zulassung von Frauen zum ordentlichen Studium in Württemberg <i>von Melanie Stelly</i>	48 - 53
2.7 Zwischen Benachteiligung und neuen Möglichkeiten: Studierende Frauen in den Jahren bis 1933 <i>von Melanie Stelly</i>	54 - 62
2.8 Studentinnen im Nationalsozialismus an der Universität Tübingen <i>von Sonja Neubauer</i>	63 - 69

2.9	Mit beschränkter Aufenthaltsberechtigung: Frauen an der Universität Tübingen in der Nachkriegszeit <i>von Melanie Stelly und Corinna Schneider</i>	70 - 77
2.10	Bildung als Bürgerrecht: Studentinnen nutzen die Öffnung der Hochschulen <i>von Susanne Weitbrecht</i>	78 - 84
2.11	Mit leidenschaftlichem Interesse: Neue Frauenbewegung und Wissenschaftskritik <i>von Prof. Dr. Susanne Maurer und Susanne Weitbrecht</i>	85 - 97
2.12	Die Entdeckung der Langsamkeit: Studentinnen kämpfen für die Gleichstellungspolitik an der Universität Tübingen <i>von Susanne Weitbrecht</i>	98 - 104
2.13	Elite ohne Frauen? Spekulationen über die Zukunft des Frauenstudiums <i>von Susanne Weitbrecht</i>	105 - 110
3.	Zeitzeuginnenberichte	111 - 360
3.1	Studien-Erinnerungen von Liselotte Staesche, heute 97 Jahre alt	111 - 114
3.2	Frauenstudium in Tübingen, Else Schlette geb. Müller, 1907 – 1977	115 - 125
3.3	Mein Medizinstudium in Tübingen in der Zeit von 1933 bis 1938, Bericht von Dr. med. Ilse Kirn geb. Ranneberg	126 - 135
3.4	Ein Frauenstudium von 1933-39: Dr. med. Hildegard Wider geb. Späth <i>geschrieben von ihrer Enkelin Margret Fetzer</i>	136 - 150
3.5	Irmgard Elisabeth Seeberger, verh. Bischof, Medizin-Studentin von 1942 - 1948: „Attempto“ – Ich hab`s gewagt!	151 - 157 (1 - 7)
3.6	Interview mit Dr. Paula Riede <i>geführt von Susanne Weitbrecht.</i>	158 - 184
3.7	Erinnerungen von Cilly Aust, geb. Keller <i>aufgezeichnet nach einem Interview mit Susanne Weitbrecht</i>	185 - 211
3.8	Studien-Erinnerungen von Dr. Karin Staesche	212 - 215

3.9	Interview mit Frau Prof. Dr. Doris Knab <i>geführt von Eva Bronner</i>	216 - 236
3.10	Interview mit Dr. Inge Jens <i>geführt von Christine Schick</i>	237 - 261
3.11	Hella Schlumberger, Germanistik- und Romanistik-Studentin von 1962 - 1967: Tübinger Zeit, samt der Jahre davor und danach	262 - 317 (1 - 65)
3.12	Interview mit Martina Grupe <i>geführt von Eva Bronner</i>	318 - 334
3.13	Elke Wörner: "Der Beginn des Frauenstudiums an der Universität Tübingen", Meine Zulassungsarbeit und ihre Folgen	335 - 337
3.14	Nesthäkchen in Tübingen: Marlies Beitz, geb. Koch	338 - 344
3.15	Bericht von Carola Franke-Höltzermann M.A.	345 - 357
3.16	Geologie-Studium 1989 – 1995: Bericht einer ehemaligen Geologie-Studentin	358 – 360
4.	Biographien der Wegbereiterinnen und erste Vertreterinnen des Frauenstudiums in Tübingen	361 – 410
4.1	Gertrud Schwend-Üxküll (1867-1901) <i>von Corinna Schneider</i>	361 – 363
4.2	Leontine Hagmaier (1862-1931) <i>von Corinna Schneider</i>	364 – 366
4.3	Hedwig Dinkel (1885-1977) <i>von Corinna Schneider</i>	367 – 368
4.4	Die ersten Studentinnen der Universität Tübingen	369 – 375
4.4.1	Anna Stettenheimer (1884-1953) <i>von Corinna Schneider</i>	369 - 371
4.4.2	Gertrud Stockmayer 1880-1963 <i>von Corinna Schneider und Melanie Stelly</i>	372 - 373

4.4.3	Martha Vollmöller (1883-1955) <i>von Corinna Schneider und Melanie Stelly</i>	374 - 375
4.5	Bertha Reinhardt (1866-1944) <i>von Corinna Schneider</i>	376 - 386
4.6	Karoline Breitinge (1851-1932) <i>von Corinna Schneider</i>	387 - 389
4.7	Maria Caroline Bidlingmaier (1882-1917) <i>von Corinna Schneider</i>	390 - 391
4.8	Vera Vollmer (1874-1953) <i>von Corinna Schneider</i>	392 - 393
4.9	Hildegard Gauger (1890-1975) von Corinna Schneider	394 - 395
4.10	Sophie Ehrhardt (1902-1990) <i>von Bernd Grün</i>	396 - 408
4.11	Elfriede Aulhorn (1923-1991) <i>von Corinna Schneider</i>	409 - 410
5.	Dokumente zum Frauenstudium an der Universität Tübingen <i>Transkribiert von Corinna Schneider</i>	411 - 446
5.1	Die erste Anfrage einer Frau um Zulassung zum Studium an der Universität Tübingen	411 - 415
5.2	Der Fall Berghaus – Grundsatzentscheidung der Universität Tübingen gegen das Frauenstudium 1876	416 - 418
5.3	Zulassung von Maria Gräfin von Linden an der Universität Tübingen als Ausnahme	419 - 424
5.4	Die ersten Hörerinnen an der Universität Tübingen 1897	425 - 426
5.5	Der Weg zur ersten Immatrikulation von Frauen an der Universität Tübingen im Sommersemester 1904	426 - 446

6. Plakate der Ausstellung „100 Jahre Frauenstudium an der Universität Tübingen 1904-2004“	447 - 461
Vorwort	447
6.1 Die unordentlichen Anfänge des Frauenstudiums an der Universität Tübingen	448
6.2 Die Anfänge des Frauenstudiums in Europa - Ein Blick über die Grenzen Württembergs	449
6.3 Die Petitionspolitik der Bürgerlichen Frauenbewegung - Mathilde Weber, Helene Lange und der Frauenverein Reform	450
6.4 Maria Gräfin von Linden Die erste Studentin an der Universität Tübingen	451
6.5 Das Stuttgarter Mädchengymnasium als Wegbereiter für das Frauenstudium in Tübingen	452
6.6 Die allergnädigste Genehmigung von 1904 Zulassung von Frauen zum ordentlichen Studium in Württemberg	453
6.7 Zwischen Benachteiligung und neuen Möglichkeiten Studierende Frauen von 1904 bis 1933	454
6.8 Erst unerwünscht, dann Lückenbüsserin Studentinnen im Nationalsozialismus	455
6.9 Mit beschränkter Aufenthaltsberechtigung Frauen an der Universität Tübingen in der Nachkriegszeit	456
6.10 Bildung als Bürgerrecht Studentinnen nutzen die Öffnung der Hochschulen	457
6.11 Mit leidenschaftlichem Interesse Neue Frauenbewegung und Wissenschaftskritik	458
6.12 Die Entdeckung der Langsamkeit Studentinnen kämpfen für die Gleichstellung	459
6.13 Elite ohne Frauen? Spekulationen über die Zukunft des Frauenstudiums	460
Beteiligte Personen	461

Prof. Dr. Dr. h.c. Doris Knab

Was macht die Universität mit den Frauen?

Festvortrag

anlässlich der Auftaktveranstaltung zum Jubiläum

"100 Jahre Frauenstudium an der Universität Tübingen"

am 21. April 2004

Vor hundert Jahren, im Sommersemester 1904, haben die ersten drei Frauen sich hier an der Universität Tübingen regulär immatrikulieren und ein ordentliches Studium beginnen können. Inzwischen sind über die Hälfte der Studierenden Frauen, und seit gut zwanzig Jahren stehen Frauen als Vizepräsidentinnen und Prorektorinnen mit an der Spitze der Universität. Ich bin eine aus der langen Reihe Tübinger Studentinnen und, wie Sie sehen, inzwischen zur professoralen Festrednerin avanciert. Frauen können es also weit bringen an dieser Universität, und sie können das ein ganzes Jubeljahr lang demonstrieren. Dabei stoßen sie auf so viel Interesse, daß der für viele von uns so erinnerungsträchtige Lesesaal im Bonatzbau heute für die Gäste nicht ausreicht. Was hat also die Universität in diesen hundert Jahren mit ihren Studentinnen gemacht? Offensichtlich das Allerbeste!

Seltsam nur, daß die Frauen dieser Universität nach dem ersten Abschlußexamen, spätestens nach der Promotion, so viel häufiger den Rücken kehren als die Männer! Die Zahl der Professorinnen wächst ja mitnichten proportional zum Studentinnenanteil, auch wenn man einen gebührenden zeitlichen Abstand einkalkuliert. Was macht die Universität da bloß mit den Frauen?

Die erste Antwort lautet: Sie weiß es nicht. Zugleich scheint sie es aber recht gut, nur allzu gut zu wissen. Und immer stärker drängt sich eine dritte Vermutung auf: Ganz genau will sie es lieber nicht wissen. Immer neue Verbindungen von wissen und nicht wissen wollen bestimmen nach meinem Eindruck den Umgang der Universität mit den Frauen bis heute.

Sie weiß es nicht

Aber noch sind wir im Jahr 1904, und für die Anfänge des Frauenstudiums gilt voll und ganz: Die Universität weiß nicht, was sie mit diesen Frauen anfangen, was sie mit ihnen machen soll.

Die Frauen hingegen wissen ganz genau, was sie von der Universität wollen: Zugang zu Bildung und durch Bildung zum Beruf, auch zu akademischen Berufen. Das gilt für alle Gruppierungen der sie tragenden Frauenbewegung, so verschieden deren Vorstellungen von Bildung für Frauen, von Frauenrechten und Frauenpflichten auch sind. Diesen Zugang suchen auch die Eltern für ihre Töchter, die im 19. Jahrhundert keine lebenslange Versorgung in der Herkunftsfamilie mehr erwarten können, wenn sie nicht heiraten. So gehen höhere Mädchenschulen nicht selten auf Elterninitiativen zurück, so wie heute pädagogische Alternativen zu den staatlichen Schulen.

Zunächst begehren nur einzelne Frauen von ganz unterschiedlichen Bildungswegen aus Einlaß in die Universität. So kann die sich von einer Einzelfallregelung zur nächsten hangeln. Frauen werden – stets widerruflich – mit Zustimmung der betroffenen Dozenten als Hörerinnen, in manchen Fächern als außerordentliche Studentinnen zugelassen. So kommen Studienbiographien wie die der Gräfin von Linden zustande, deren Promotion schon im Jahr 1895 sich die Universität Tübingen heute zur Ehre anrechnet.

Nach Baden (1900) und Bayern (1903) muß aber auch die württembergische Regierung dem gesellschaftlichen Druck nachgeben, Frauen generell zuzulassen, und die Universität Tübingen erkennt, daß weiterer Widerstand zwecklos ist. Ein königlicher Erlaß vom 16. Mai 1904 genehmigt, „daß reichsangehörige weibliche Personen unter den gleichen Voraussetzungen und in der gleichen Weise, wie männliche Personen an der Universität Tübingen als ordentliche Studierende immatrikuliert werden“.

Nun kann nur noch geschickte Auslegung der geforderten gleichen Voraussetzungen helfen, um den befürchteten Andrang zu kanalisieren. Im Jahr 1907 sind es ja schon 10 Studentinnen gegenüber rund 1700 Studenten! Die einzelnen Fakultäten verhalten sich ihnen gegenüber nach dem Sankt Floriansprinzip: Möge es doch die Nachbarn treffen – die anderen Fakultäten, und wenn schon das eigene Fach, dann bitte in Baden oder Bayern, am besten gleich in der Schweiz, wo sich dem Vernehmen nach die absonderlichsten Gestalten rauchend und in Männerkleidern an den Universitäten tummeln. Wie diese Abwehrmanöver im einzelnen verliefen, das werden wir in der Ringvorlesung dieses Semesters hören und vor allem in vielen Fakultätsausstellungen anschaulich vorgeführt bekommen. In der

Wandelhalle der Universitätsbibliothek können wir gleich nachher einen Eindruck davon gewinnen.

Mit ihrem Pochen auf gleichartige, nicht nur gleichwertige Zulassungsvoraussetzungen für Frauen hat die Universität unvermerkt sogar mitgeholfen, den Mädchen direkte Wege zum Abitur zu bahnen. Zwar ist es im sparsamen Württemberg lange bei dem einen, 1899 in Stuttgart gegründeten privaten Mädchengymnasium geblieben, dessen erste Abiturientinnen zugleich die ersten ordentlichen Studentinnen in Tübingen waren. Aber ab 1909 können Mädchen zu den höheren Knabenschulen zugelassen werden. Allerdings stuft man sie dort gleich beim Eintritt um ein Jahr zurück: sie sollen sich nicht überanstrengen!

Doch das von diesen Schulen und erst recht von der Universität so hochgehaltene Leistungsprinzip kann die Frauen nicht schrecken. Sie zeigen sich den Anforderungen durchaus gewachsen. Noch heute haben sie im Schnitt die besseren Noten. So merkt die Universität allmählich, was sie an der Leistungsfähigkeit der Frauen und an deren Bildungshunger hat. Bald weiß sie sehr gut, was sie am besten mit ihnen macht, aus den Frauen macht, zu unser aller Bestem.

Sie weiß es immer besser

Immer besser weiß die Universität, wie kurzsichtig es wäre, Frauen weiterhin von wissenschaftlicher Bildung fernzuhalten. Gerade in einer sich immer weiter ausdifferenzierenden Berufswelt, auch in den akademischen Berufen, können Geschlechtsunterschiede produktiv zur Geltung kommen.

Selbstverständlich verkörpert die Universität die strenge Objektivität und damit Geschlechtsneutralität der Wissenschaft. Aber gerade dadurch gibt sie den Frauen die Möglichkeit zu erkennen, für welche Fächer und welche Berufssparten sie besonders geeignet sind. Sie läßt die studierenden Frauen selber das spezifische weibliche Arbeitsvermögen entdecken, das die Soziologen später dann auf den Begriff gebracht haben.

So kristallisieren sich seit Anfang des 20. Jahrhunderts akademische Frauenberufe heraus, insbesondere in den Lehrämtern und im Bereich der Sozialarbeit. Hier kann sich die von der Frauenbewegung erhoffte Spirale bilden, in der „studierte“, gebildete Frauen die Mädchen- und Frauenbildung heben. Schwieriger ist es in der Medizin, obwohl eine der Begründungen für das Frauenstudium stets die Forderung von Ärztinnen für Frauen war. Noch schwerer tut

sich die Jurisprudenz, von der Theologie zu schweigen. Aber auch in diesen klassischen Professionen zeichnen sich allmählich Sektoren ab, in denen Frauen wirken können.

Immer besser weiß die Universität, daß das Frauenstudium die Geschlechterverhältnisse in der Gesellschaft nicht durcheinanderbringen muß. Gerade der vornehmste Beruf der Frau, der Beruf der Gattin und Mutter, profitiert davon. Denn es bleibt selbstverständlich – und wird durch Gesetzgebung und Laufbahnverordnungen gestützt - , daß die für einen doppelten Beruf ausgebildete Frau jeweils nur einen davon ausübt: den Erwerbsberuf oder den in der Familie. Ausnahmen aus wirtschaftlicher Not oder in Kriegszeiten bestätigen die Regel.

Im Jahr 1888, als es um die Zulassung der Gräfin von Linden ging, hatte Kanzler Rümelin deren Onkel noch geschrieben: „Ich wäre übrigens immer der Meinung, daß für ein Fräulein, das Lust hat, Doktorin genannt zu werden, das Mittel einem Doktor ihre Hand zu bieten, jedenfalls viel leichter und bequemer wäre, als ein Examen rigorosum zu bestehen.“ Seit den 20er Jahren und noch in meiner Studienzeit heißt es dann weniger galant: „Wer mit fünfundzwanzig seinen Doktor nicht hat, muß ihn selber machen.“

Die Studentinnen nehmen derlei Sprüche mit Humor und sehen insbesondere seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs die ganze Welt der akademischen Berufe für sich offen. Sie sind ja aufgewachsen in Kriegszeiten, in denen man Frauen mit großer Selbstverständlichkeit alles zutraute. Irritierend für meine Generation nur, wie sich mit der Normalisierung der Verhältnisse in den 50er Jahren genau so wie nach dem Ersten Weltkrieg die alte Geschlechterordnung wieder herstellt. War in Tübingen die Zahl der Studentinnen während des Zweiten Weltkriegs von nicht ganz 200 auf rund 1600 emporgeschnellt, halbiert sich ihre Zahl nach Kriegsende. Und während seit den 50er Jahren die Gesamtzahl der Studierenden kontinuierlich kräftig steigt, erreichen die Studentinnen erst um 1970 einen Anteil von rund 30% daran. Es gibt wieder Männer- und Frauenfächer, Männer- und Frauenberufe, und Berufsausübung ist für Frauen ein Durchgangsstadium bis zu den Familienpflichten.

In den 70er, stärker noch in den 80er Jahren keimt schließlich der Verdacht, daß gerade die betonte Geschlechtsneutralität von Schule und Universität Geschlechterverhältnisse reproduziert, die so naturgegeben nicht sind, wie sie scheinen. Wissenschaft als Beruf bietet ein deutliches Beispiel dafür. Weiß die Universität vielleicht nur allzu gut, wie sie von den Frauen für ihre Selbstreproduktion als Männergesellschaft profitieren kann?

Sie weiß es nur allzu gut

Schaut man nämlich genauer hin, merkt man, wie stark der Faktor Geschlecht in den Bedingungen wirkt, die eine Karriere in der Wissenschaft fördern oder hemmen.

In der Fächerwahl wirken sich nach wie vor geschlechtsspezifische Sozialisationserfahrungen, Berufs- und Lebenserwartungen aus. Aber auch in Fächern mit hohem Frauenanteil erfahren Studentinnen keine besondere Ermutigung, nach einem ersten Studienabschluß weiterzumachen.

Grobe direkte Abwehr von Frauen ist selten geworden. Aber man ist in den Fächern doch alarmiert, wenn der Frauenanteil stark wächst. Noch vor wenigen Jahren hat ein Repräsentant der Psychologen erklärt, das Überhandnehmen der Frauen im Psychologiestudium werde zur Abwertung des Faches führen – wissenschaftlich und natürlich auch ökonomisch, denn in Frauenberufen zahlt man schlechter.

Insgesamt vermittelt die Universität den Studentinnen, je tiefer sie in den Wissenschaftsbetrieb eindringen, mehr Fremdheits- als Zugehörigkeitsgefühle. Das produktiv realitätsverarbeitende Subjekt weiblichen Geschlechts fragt sich also je länger desto mehr, ob es an der Universität auf Dauer am rechten Platz ist. Es empfängt widersprüchliche Signale. Mehr Frauen in die Wissenschaft, heißt die offizielle Parole. Programme, die mehr Frauen in die Wissenschaft bringen sollen, verbinden sich aber auf merkwürdige Weise mit Defizithypothesen: als ob die Mängel, die es zu beheben gilt, bei den Frauen und auf keinen Fall bei der Institution Universität und bei den Formen der Selbstreproduktion von Wissenschaft zu suchen seien.

Der abwartenden Haltung der Studentinnen korrespondiert die abwartende Haltung der ja meist männlichen, aber durchaus wohlwollenden Professoren. Beide Seiten haben im Hinterkopf die Frage, ob sich nicht doch eines Tages die Alternative wissenschaftliche Karriere oder Familie stelle. Für Vereinbarkeit zu sorgen, hieße an den Grundfesten der Wissenschaft rütteln. Außerdem verlangt es viel Selbstverleugnung von den arrivierten Männern an der Universität, das häusliche Stützsysteem zu unterminieren, dem sie ihr eigenes Fortkommen zum guten Teil verdanken. Auch ihre Frauen wollen sich nicht unnötig geopfert haben. Hier springt der Zusammenhang der expliziten wie der impliziten Leistungskriterien der Universität mit der tradierten gesellschaftlichen Arbeitsteilung der Geschlechter ins Auge.

So haben bei Stellenknappheit Frauen auch in Fächern mit hohem Frauenanteil geringere Chancen auf eine Qualifikationsstelle. Sie dürfen auf dem Stipendienweg und auf dem Weg

kurzfristiger Beschäftigungen probieren, ob sie es schaffen. Auch die Universität hat ihren nach Geschlecht gespaltenen Arbeitsmarkt.

Es gibt aber weit verdecktere Rekrutierungsmuster, die erklären, warum ein solches Mißverhältnis zwischen den formellen Zugangsrechten zu einer Universitätskarriere und den Möglichkeiten ihrer Wahrnehmung besteht. Sozialisation von Frauen an der Universität läßt sich in vielfacher Hinsicht als Marginalisierungsprozeß beschreiben. Ganz gleich, wo man die Sonde ansetzt, zutage kommt das, was man „hidden curriculum“ nennt: nicht die bewußte Benachteiligung, sondern die Wirkung nicht expliziter Kriterien, die den Beteiligten als Handlungsmaximen gar nicht bewußt sein müssen.

Frauen bringen den heimlichen Lehrplan der Selbstreproduktion der Universität durcheinander, genauer:sie bringen ihn zutage, indem sie ihn stören. Sie passen nicht ohne weiteres in die gleichgeschlechtliche Sozialisation, die sich an männlichen Lebensperspektiven orientiert. In der Mentorenbeziehung, in der wissenschaftliche Karrieren angebahnt werden, verschränken sich gegenüber Frauen qualifikationsbezogene und geschlechtsbezogene Erwartungshaltungen, wird die Berufsrolle mit der Geschlechtsrolle verquickt. Das auffallendste Indiz dafür ist die Beanspruchung der als weibliche Stärke angesehenen interpretativen und reproduktiven Fähigkeiten in der Zuarbeit, in der Lehre und in der Beratung. Frauen können auf diese Weise die berühmte geistige Mütterlichkeit in der Universität in einer Weise verkörpern, die sie für Dauerdienstleistungen prädestiniert und sie als Wissenschaftsproduzentinnen nicht in Erscheinung treten läßt. Als Identifikationsfiguren, die junge Frauen in die Wissenschaft ziehen, sind sie dann nicht sehr geeignet – so wenig wie die Frauen, die sich durch Überanpassung an das männliche Wissenschaftlermodell hervortun.

Ganz gleich, ob solche Zuschreibungen ein besonderes weibliches Arbeitsvermögen im Blick haben oder die Anpassung an das männliche Modell: sie machen Geschlecht zum Unterscheidungskriterium. Und die immer neue Stabilisierung des Verhältnisses von Normalität und Ausnahme entlang dieser Linie läßt es nicht dazu kommen, daß Wissenschaftlerinnen zur „kritischen Masse“ an der Universität werden. Also bleibt das tradierte Modell in Kraft, als in der Natur der Sache, nämlich der Wissenschaft liegend.

Nun sind diese Mechanismen des „gendering“ in den verschiedenen Lebensbereichen, auch in der Universität, recht gut erforscht. Könnte es sein, daß ausgerechnet diese der Wissenschaft verpflichtete Institution die Augen davor verschließt? Will die Universität am Ende gar nicht so genau wissen, was sie mit den Frauen macht?

Sie will es nicht wissen

Schon 1985 ist die Universität aufgestört worden, als im novellierten Hochschulrahmengesetz plötzlich stand: „Die Hochschulen wirken bei der Wahrnehmung ihrer Aufgaben auf die Beseitigung der für Wissenschaftlerinnen bestehenden Nachteile hin.“ Sie und die zuständigen Ministerien haben reagiert wie immer, wenn sie zum Handeln aufgefordert werden, wo sie gar keine Probleme sehen: sie haben ein Amt geschaffen. Also gibt es Frauen- oder Gleichstellungsbeauftragte, als Amt für Frauen, im Doppelsinn des Wortes. Außerdem haben Bund und Länder in den Hochschulsonderprogrammen Mittel eingeplant, die einen Promotions- und Habilitationsschub bei Frauen auslösen sollten. Also ganz im Stil der Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts: Frauenförderung als Qualifizierungsprogramm. Beides ist zweischneidig, die Frauenämter und die Sonderprogramme.

Die Sonderprogramme bieten Wiedereinstiegsstipendien für Frauen, die nach einer Familienphase einen neuen Anlauf wagen wollen und sollen. Außerdem sehen sie Kontaktstipendien für Frauen vor, damit während einer solchen Phase die wissenschaftliche Arbeit nicht völlig abbricht. Sie konzentrieren sich also auf die sog. „Vereinbarkeitsproblematik“, die man nach wie vor auf die Frauen beschränkt sehen will. Für sie heißt „Familie haben“ nach wie vor etwas anderes als für Männer.

Wenn die Wirkung solcher Programme nicht verpuffen soll, hängt alles davon ab, wie der Hauptweg der Qualifizierung während ihrer Laufzeit verbessert wird. Bis jetzt ist es aber kaum gelungen zu verhindern, daß die engen Sonderwege zum Normalweg für Frauen werden. Die Wiedereinstiegsstipendien haben sich als nützliche Erste Hilfe erwiesen, wo Karrieren abubrechen drohen. Es hat an den Universitäten auch durchaus beeindruckt, wie Frauen, die man für die Wissenschaft abgeschrieben hatte, nach diesem bescheidenen Anstoß „durchstarten“ – zumal er auch in den Familien als Signal wirkt, Mamas Forscherei sei doch mehr als ein Hobby. Aber solche Hilfen (die im übrigen den männlichen Versorger im Hintergrund einkalkulieren) ändern nichts am Kernübel, nämlich dem Qualifizierungsmuster, das sich am männlichen Berufs- und Lebensmuster orientiert. Die Sonderprogramme haben vielmehr die Illusion genährt, für Frauen stünden genügend Zusatzmittel zur Verfügung, bei den regulären Stellen müsse man sie nicht berücksichtigen. Schon der geringe Habilitationsschub, den diese Programme gebracht haben, erzeugt massive Konkurrenzängste. Die Männer fühlen sich überrollt und rufen „aufhören!“. So beendet man denn das so wichtige Margarete-v.-Wrangell-Programm. Es scheint, als hätten

wir mit großen Mühen eine Umleitung ausgewiesen, die aufgehoben werden soll, ehe die Hauptstraße repariert und frei befahrbar ist.

In ähnlicher Isolierungsgefahr sind die Frauenämter an Hochschulen. Man kann sie, zumal sie viel Arbeit machen, als Beschäftigungstherapie für Frauen nützen, die dann als wissenschaftliche Konkurrenz ausfallen. Es wäre besser, Gleichstellungspolitik zum Lernfeld für Männer auszubauen, die dieses Arbeitsfeld so generös den Frauen überlassen haben und an seiner hochschulpolitischen Isolierung nicht uninteressiert sind.

Die ersten Frauenbeauftragten haben rasch gemerkt, daß es mit Einzelmaßnahmen und isolierten Programmen nicht getan ist, sondern daß wir eine strukturverändernde Politik an den Hochschulen brauchen. Die Entscheidungen über eine solche Politik fallen aber nicht in Frauengremien und nicht unter der Überschrift Frauenfragen. Viele der aktuellen Konzepte zur Verbesserung von Forschung und Lehre wie leistungsbezogene Mittelvergabe, Zielvereinbarungen, Anreizsysteme finden sich schon seit Ende der 80er Jahre in den Empfehlungen der Frauenbeauftragten. Jetzt, fünfzehn Jahre später, steht die Universität unter dem Druck von Strukturveränderungen, die für solche Konzepte eine reale Chance bieten – wenn es denn gelingt, die Veränderungen im Finanzierungs- und Steuerungssystem für Veränderungen der Arbeitsorganisation, der Qualifizierungsmuster und der Personalstruktur zu nützen. Die Frauenbeauftragten und –kommissionen hier an der Universität Tübingen haben Frauenpolitik stets als Querschnittsaufgabe aufgefaßt und angemahnt. Nun wird das in der Politik allenthalben als gender mainstreaming gefordert. Wird das nur eine neue Überschrift bleiben?

Neue Wahrnehmungen?

Wir wissen doch, daß sich unter dem Stichwort Autonomie ein rigoroses Sparprogramm verbirgt und das Leitziel Exzellenz die Verteilungskämpfe enorm verschärft. Aber oft erzeugt erst Mangel wirklichen Veränderungsdruck. Nimmt die Universität vielleicht auch die Frauen nun anders wahr?

Zumindest die Frauenbeauftragten haben es keineswegs leichter. Im Gegenteil: Deregulierung verändert auch die tradierten Willensbildungs- und Entscheidungsverfahren und läßt Mitwirkungsmöglichkeiten schwinden. Die Veränderungen im Verhältnis der Hochschulen zum Staat, ihre neuen Handlungsmöglichkeiten und Leitungsstrukturen erfordern auch neue Ansätze für die seit 1994 im Grundgesetz verankerte „Förderung der tatsächlichen Gleichberechtigung von Frauen und Männern“. Das Hochschulrahmengesetz überläßt entsprechende Regelungen dem Landesrecht, aber den Verfassern der gerade so

leidenschaftlich diskutierten Novelle zum Universitätsgesetz scheint dazu nur eine Generalklausel einzufallen, die so wirksam sein dürfte wie die hehren Bildungsziele in Lehrplan-Präambeln.

Bislang haben wir Frauen vor allem Veränderungen der Rhetorik wahrgenommen. Die Mechanismen der Selbstreproduktion der Wissenschaft als Männerwelt dürfen inzwischen bei Namen genannt werden. Frauen in der Wissenschaft, selbst Geschlechterforschung, erscheinen neuerdings als Innovationspotential, nicht mehr nur als Risikofaktor. Der Wissenschaftsrat hat sogar das Geheimnis gelüftet, daß Kinder Väter haben.

Es ist leicht spotten über diese neue Rhetorik. „Rhetorische Präsenz – faktische Marginalität“ läßt sich mit Angelika Wetterer noch immer diagnostizieren. Aber wir sollten nicht unterschätzen, was es bedeutet, wenn der Wissenschaftsrat so wie in seinen „Empfehlungen zur Chancengleichheit von Frauen in Wissenschaft und Forschung“ (1998) die Geschlechtsneutralität von Wissenschaft als Phantom entlarvt und zeigt, wie die Einflußgröße Geschlecht hier wirkt. Daß er seine Konsequenzen aus diesem Befund um so vorsichtiger verpackt, je brisanter sie sind, wundert mit Politikberatung Vertraute nicht. Man muß sie halt auspacken. Immerhin hat nach dem gütlichen Zureden der damals (1990) noch Westdeutschen Rektorenkonferenz nun ein mit hochkarätigen Wissenschaftlern und sogar Wissenschaftlerinnen bestücktes Kontrollorgan festgestellt, daß gute Hochschul- und Wissenschaftspolitik ohne die Integration der Gleichstellungspolitik nicht mehr zu machen ist.

Das Hochschulrahmengesetz von 1998 kann ein Stück weit helfen, die Veränderungen der politischen Rhetorik in Veränderungen der Politik umzumünzen. Es markiert zumindest die Punkte, bei denen in der Finanzierung (§5), bei der Bewertung der Forschung, der Lehre und der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses (§6) und ebenso bei den Studien- und Arbeitsbedingungen die „tatsächliche Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern“ zum Prüfkriterium werden muß.

Wird die Universität auf dem Weg zur Exzellenz die Frauen nun neu entdecken? Wird sie am Ende gar mit dem fremden, meist leicht ironischen Blick der Frauen sich selber anders wahrnehmen und gemeinsam mit ihnen Besseres aus sich machen? Wird sie die verschiedenen Formen, auch die Maskierungen, in denen Geschlecht als Einflußgröße im Wissenschaftsbetrieb wirkt, prüfend ins Auge fassen? Sie könnte dann entdecken, wieweit sie mit ihrem Einheitsmodell der wissenschaftlichen Karriere binären Kodierungen nach dem Geschlecht aufsitzt, wo wechselnde, variantenreiche Konfigurationen weit produktiver wären – für Männer, für Frauen und für die Wissenschaft. Daß unsere Universität Tübingen sich mit

einem beherzten „Attempo!“ zu dieser Entdeckungsreise aufmacht, das ist mein Wunsch für sie zu dem Jubiläum, das wir heute feiern.

2.1

Die unordentlichen Anfänge des Frauenstudiums an der Universität Tübingen

von Melanie Stelly

396 Jahre Universitätsgeschichte vergingen, bevor sich die alma mater eberhardina carolina tuebingensis erstmals nachweislich mit der Frage der Zulassung von Frauen zum Studium zu beschäftigen hatte. Mit einem Brief vom 22. Juli 1873 fragt Alexandra Popowa beim Tübinger Rektorat an, ob es ihr und zwei weiteren Russinnen möglich sei, ihr in Zürich begonnenes Medizin-Studium an der hiesigen Universität zu beenden.

Hintergrund dieser Anfrage war der Ukas des russischen Zaren vom 4. Juli 1873, der alle russischen Studentinnen unter Androhung des Berufsverbots in Russland aus Zürich zurückrief. Es waren viele, die dies betraf: 100 Russinnen studierten damals an der Universität Zürich, womit sie knapp 90 % aller Züricher Studentinnen stellten.

Doch sie hatten keinen guten Ruf. Ihnen wurde ein "unsittlicher" Lebenswandel sowie ungenügende fachliche Grundkenntnisse vorgeworfen, weshalb sie nicht nur die Gegner des Frauenstudiums gegen sich aufbrachten, sondern teilweise auch ihre nicht-russischen Kommilitoninnen. Letztere fürchteten, dass die „ungebildeten“ und „unsittlichen“ Russinnen einen Vorwand für die Abschaffung des Frauenstudiums an der Universität Zürich liefern würden und sahen dadurch ihren eigenen Hochschulzugang gefährdet.

Diese Kritik an den russischen Studentinnen an der Universität Zürich führte einerseits zu einer Verschärfung der Zulassungsbedingungen für kantonfremde Studieninteressentinnen, aber auch zu dem oben erwähnten Ukas des russischen Zaren, dessen zusätzliche Ursache jedoch auch daran gelegen haben könnte, dass angeblich nicht wenige der russischen Studentinnen in Zürich sich neben ihrem Studium der politischen Arbeit gegen den Zaren widmeten.

Die Universität Tübingen reagierte vor diesem Hintergrund auf die Anfrage Popowas ebenso wenig positiv wie die badischen Universitäten Freiburg und Heidelberg auf ähnliche Anträge anderer Russinnen.

Zwar war die Medizinische Fakultät in Tübingen bereit, Frauen das Doktordiplom zu geben, wenn diese das entsprechende Vorwissen nachweisen konnten, doch da eine Zulassung von

Frauen zum Studium nicht befürwortet wurde, wurde den Frauen das Erlangen dieser Nachweise unmöglich gemacht.

Als der Senat am 7. August 1873 die Sache diskutierte, erkannte Prof. Säxinger "zwar den Anspruch der Frauen auf eine höhere Bildung als ein Naturrecht derselben an, doch sei das Wohl unserer Hochschule zunächst ins Auge zu fassen und dieses würde unter allen Umständen einen separaten Unterricht verlangen; ein gemeinschaftlicher Unterricht sei ohne Schaden der Hochschule nicht durchführbar." Unabhängig davon seien Frauen sowieso "nach ihrer Gesamtorganisation zur Ausübung der praktischen Medicin nicht geeignet, weibliche praktische Geburtshelfer werden daher niemals aufkommen, insbesondere nicht weil den Frauen die nöthige physische Kraft fehle."¹

Zur Sprache kam auch das "moralische Verhalten der russischen Studentinnen", der Vorwurf, "dass es weniger der Drang nach Wissen sei, der sie nach Zürich geführt habe", sowie ihre Schulbildung, die als ungenügend betrachtet wurde.

Dem gegenüber steht folgende Aussage Popowas: "Wir sind bereit Zeugnisse und Dokumente, falls es erwünscht scheint, herbeizubringen und erlauben uns schließlich die Bemerkung, dass wenn der hochlöbliche Senat eine strenge Auswahl zu treffen für gut findet, es für die Aufgenommenen nur vorteilhaft sein kann."² Dies klingt nicht nach mangelnder Leistungsbereitschaft. Eine genauere Prüfung derselben hielt der akademische Senat jedoch nicht für notwendig.

In der Diskussion wurde ferner festgehalten, dass es in Deutschland noch kein Bedürfnis nach einer Öffnung der Universitäten für Frauen gäbe, und dass, selbst wenn dies der Fall wäre, der Staat eigene Gymnasien und Hochschulen für Frauen schaffen müsse. Und überhaupt sei das "Experiment" an einer "großen Hochschule in einer großen Stadt" weit "weniger gefahrvoll" durchzuführen als im beschaulichen Tübingen.

Eingeräumt wurde jedoch, dass die Teilnahme von Frauen in den Statuten der Universität Tübingen nicht explizit verboten werde, jedoch seien überall implizit Männer vorausgesetzt.

Mit ihrer Vermutung "Euer Hochwohlgeboren werden zugeben, dass es für Frauen, welche bereits mehrere Jahre mit allem Ernst einem Lebensziel nachgestrebt haben, schwer ist

¹ Zitate der Universität aus dem Senatsprotokoll vom 7. August 1873, § 5, Universitätsarchiv Tübingen 47/34, 291 r - 293 r, vgl. die Transkription des § 5 unter der Rubrik Dokumente.

² Zitate von Popowa aus ihrer Anfrage vom 22. Juli 1873 an die Universität Tübingen, Universitätsarchiv Tübingen 117/204, vgl. die Transkription unter der Rubrik Dokumente.

dasselbe aufzugeben", lag Popowa falsch. Der Senat beschloss einstimmig, dass die Zulassung von Frauen an der Universität Tübingen nicht möglich sei und deshalb auf das Gesuch nicht eingegangen werden könne.

Dieser Fall ist für die damalige Haltung der Universität zum Frauenstudium typisch. Nur selten fielen Aussagen, dass Frauen prinzipiell nicht des Studierens fähig seien. Stattdessen wurden formale Gründe genannt, deren Grundtenor lautet: Man sei nicht zuständig. Es wurde argumentiert, daß entweder der Staat eine Regelung treffen müsse – am besten eine, die die Universität selbst nicht betrifft – oder aber, dass speziell die Tübinger Bedingungen ungeeignet für das Frauenstudium seien.

Insgesamt nahmen in den im Universitätsarchiv vorhandenen Dokumenten nur wenige Professoren inhaltlich gegen das Frauenstudium Stellung. Der Unwille, Frauen an der eigenen Universität zu dulden, wird in den Aussagen zwar deutlich, aber um ihnen das Studium zu verweigern, war offensichtlich keine klare ideologische Positionierung, keine Grundsatzdebatte notwendig. Man war sich mehr oder weniger einig, Und aus dieser Einigkeit heraus reichte es, allgemeine Ansichten über das Frauenstudium und scheinbare formale bzw. strukturelle Hinderungsgründe aufzuzählen und am Ende einen ablehnenden Beschluss zu fassen.

Einzelne Abweichler, die sich besonders rigoros für oder gegen das Frauenstudium aussprachen und weitreichendere Regelungen zur einen oder anderen Seite hin erwirken wollten, konnten da geduldet werden. Sie stabilisierten lediglich die allgemeine Meinung, dass man das Frauenstudium für ein reichlich befremdliches und überflüssiges Ansinnen hielt, über das man mit der einem Wissenschaftler angemessenen Bedächtigkeit urteilte und für das man sich im übrigen nicht wirklich zuständig fühlte.

Die im Fall Alexandra Popowas getroffene Entscheidung wurde 1876 – inzwischen gab es fünf weitere Anfragen zum Thema Frauenstudium – verallgemeinert. Ab dann war klar: Frauen werden an der Universität Tübingen prinzipiell nicht zum Besuch von Vorlesungen zugelassen.

Diesem Grundsatz folgte die Universität bis 1892, bis Maria Gräfin von Linden in einer denkbar knappen Abstimmung von 10 zu 8 Stimmen als außerordentliche Studentin aufgenommen wurde. Doch "die Gewährung soll nur als Versuch angesehen werden und lediglich keine Konsequenzen haben; es solle keine allgemeine Entscheidung getroffen

werden, sondern in jedem einzelnen Fall Entschließung vorbehalten bleiben".³ Folgerichtig wurden 1896 und 1897 zwei weitere Anfragen von Frauen abgelehnt.

Trotzdem war Maria Gräfin von Linden nicht die erste Frau, die in Tübingen eine Vorlesung hörte; sie war nur die erste, der dies offiziell gestattet wurde.

Anfang 1882 erhielten das Akademische Rektoramt, das Akademische Kanzleramt, sowie das Ministerium des Kirchen- und Schulwesens in Stuttgart eine mit C. R. signierte Postkarte, in der Prof. Dr. Eimer denunziert wurde, eine ZuhörerIn bei einer seiner Vorlesungen geduldet zu haben.

Während man dem Rektor und dem Kanzler der Universität zugute halten muss, das sie die "hämische Denunciation unbeachtet" ließen, reagierte das Ministerium mit einem Brief und der Anweisung eines sofortigen Berichts über die Angelegenheit.

Tatsächlich hatte eine Frau Dr. Wilson aus Amerika bereits im vorigen Sommersemester in Begleitung ihres hier wissenschaftlich arbeitenden Mannes einen Teil der Zoologie-Vorlesung von Prof. Eimer mit angehört - in einer Randnotiz zu einem anderen Vorgang geht hervor, dass dies nur durch die geöffnete Tür aus einem Nebenraum heraus erfolgt war. Dass "der kurze Besuch der Eimer'schen Vorlesung seitens jener hochwohlbornen Frau hier irgendwie Anstoß erregt hätte" bestritt der Rektor. Offenbar doch, denn in Stuttgart war man erregt und schrieb zurück, man gehe davon aus, "dass aus diesem einer Höhrerin Genehmigung ermangelnden Vorgang nie Präjudiz für die Zulassung von Damen zu dem Unterricht an der Universität nicht abzuleiten ist."⁴

Der "Fall Eimer" zeigt, dass in der Universität weiblicher Besuch in Vorlesungen zumindest für manche Dozenten denkbar war. Klar ist, dass man keine Studentinnen wollte. Aber Hörerinnen? Als solche konnte man sich Frauen zumindest am Ende des 19. Jahrhunderts auch in Tübingen vorstellen. 1897 stellten drei Lehrerinnen der Tübinger Mädchenschule den Antrag auf Besuch einer Vorlesung des Historikers Prof. Busch, von dem sie sich zuvor dessen Einverständnis eingeholt hatten.

In der darauf folgenden Senatssitzung referierte der Kanzler Prof. von Jolly die Beschlüsse von 1888 und 1892, konnte aber darin keinen Grund sehen, die vorliegenden Gesuche abzulehnen. Die drei Lehrerinnen Lina Treitschler, Ottilie Storz und Marie Reinhardt konnten

³ Senatsprotokoll vom 18. November 1892, Universitätsarchiv Tübingen 47/36, S. 525-526.

⁴ Die Schriftstücke zum "Fall Eimer" finden sich im Universitätsarchiv Tübingen 117/204, vgl. die Transkriptionen dazu unter der Rubrik Dokumente.

also bis zum Ende des Wintersemesters 1897/98 Buschs Vorlesung besuchen. Dies machte Schule: Bis 1904 besuchten insgesamt 20 Frauen Vorlesungen der Universität.

Bei den Beratungen um deren Zulassung wurde immer wieder die Wichtigkeit einer entsprechenden Vorbildung betont, doch war dies in der Praxis nicht das entscheidende Kriterium. Vielen der Frauen fehlte ein Examen, doch sie wurden aufgenommen, da sie den Tübinger Professoren bekannt, ja teilweise deren Verwandte waren. Der einzige abgelehnte Antrag kam von einer den Professoren unbekanntem Frau, die ein Zeugnis einer höheren Bildungsschule in Wien und drei Semester Studienerfahrung in Zürich nachweisen konnte. Wichtig für die Zulassung als Hörerin war also primär das persönliche Wohlwollen der Professoren - allen voran natürlich jener, deren Vorlesungen eine Frau besuchen wollte. Es wurde dabei stets betont, dass die Zulassung als Hörerin jederzeit widerrufen werden konnte und das Einverständnis des Dozenten Bedingung war. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass keine einheitlichen Regelungen zur Vorbildung als Voraussetzung zur Zulassung von Hörerinnen erlassen wurden.

Dies galt bis 1907. Dann wurde regelhaft ein Abschluss der höheren Mädchenschule und die Vollendung des 18. Lebensjahres vorausgesetzt. Ausnahmen waren jedoch nach wie vor möglich. Ab 1909 musste dann nicht mehr jedes Semester eine erneute Genehmigung eingeholt werden, sondern die Zulassung wurde dauerhaft für ein gewähltes Fach ausgesprochen. Ab 1911 musste für promovierte Frauen nicht mehr die Zustimmung des betreffenden Hochschullehrers eingeholt werden, sondern der Rektor konnte die Zulassung direkt erteilen. Erst ab 1929 galt dies auch für nicht promovierte Hörerinnen.

All dies galt wohlgemerkt nur für Hörerinnen. Als Hörer zugelassen werden konnten "Männer reiferen Alters sowie solche, welche wegen ihrer Lebensstellung nicht als ordentliche oder außerordentliche Studierende aufgenommen werden können, ferner solche, welche die Universität nur während eines Teils des Semesters zu besuchen wünschen". Es waren also schon lange gleichberechtigte Zugangsbedingungen für Frauen und Männer hinsichtlich des ordentlichen und außerordentlichen Studiums geschaffen worden, da galten noch geschlechtsspezifisch unterschiedliche Regelungen für den Hörerstatus. Erst im Sommersemester 1931 galt allgemein: "Als Hörer kann zugelassen werden, wer eine genügende Vorbildung hat und mindestens 18 Jahre alt ist." ⁵

Zu welcher Bewertung kann man also aufgrund der Aktenlage der Universität Tübingen zum Frauenstudium vor 1904 kommen?

⁵ Zitate aus Edith Glaser, Hindernisse, Umwege, Sackgassen (1992), S. 45 ff.

Wie bereits oben erwähnt, waren es stets nur einzelne Professoren, die sich vehement und kompromisslos gegen Frauen an der Universität ausgesprochen hatten. Vielmehr zeigt sich, dass es der Mehrheit der Professoren zumindest seit Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr darum ging, Frauen grundsätzlich außerhalb der Universität zu halten als vielmehr darum, die rigorose Kontrolle über ihren Zugang zu behalten. Und diese hatten sie - bis 1904.

Literatur:

Fellmeth, Ulrich von (Hrsg.): Margarete von Wrangell und andere Pionierinnen. Die ersten Frauen an den Hochschulen in Baden und Württemberg. Begleitbuch zur Ausstellung, St. Katharinen 1998.

Glaser, Edith: Hindernisse, Umwege, Sackgassen. Die Anfänge des Frauenstudiums in Tübingen (1904-1934), Weinheim 1992.

Rupp, Elke: Der Beginn des Frauenstudiums an der Universität Tübingen, Tübingen 1978.

Die Anfänge des Frauenstudiums in Europa Ein Blick über die Grenzen Württembergs

von Corinna Schneider

Angesichts der ablehnenden Haltung der Universität Tübingen gegenüber den Studienwünschen von Frauen stellt sich die Frage, wie es an anderen Universitäten Deutschlands und Europas in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aussah.

Innerhalb Deutschlands befand sich Tübingen am Ende des 19. Jahrhunderts in "guter" Gesellschaft. Kein deutscher Teilstaat hatte bis 1900 das ordentliche Frauenstudium ermöglicht, bis das Großherzogtum Baden 1900 den Anfang machte. Rückwirkend zum Wintersemester 1899/1900 wurden an der Universität Freiburg die ersten Frauen ordentlich immatrikuliert.⁶ Drei Jahre später folgte das Königreich Bayern, das im Wintersemester 1903/1904 die ersten Frauen ordentlich immatrikulierte und bereits an dritter Stelle Württemberg und damit die Universität Tübingen, an der sich im Sommersemester 1904 die ersten Studentinnen immatrikulieren konnten. Zwei Jahre später öffnete das Königreich Sachsen im Sommersemester 1906 seine Universität in Leipzig für Frauen. Danach ging es im Jahresrhythmus, im Sommersemester 1907 wurden Frauen an der Universität Jena im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach zur ordentlichen Immatrikulation zugelassen, im Wintersemester 1908/1909 folgte das Königreich Preußen mit seinen neun Universitäten. Ebenfalls im Wintersemester 1908/1909 konnten Frauen an der Universität Gießen im Großherzogtum Hessen und in Straßburg im Reichsland Elsaß-Lothringen studieren. Ein Jahr später hatte es auch der letzte Teilstaat Deutschlands geschafft: Im Wintersemester 1909/10 wurden in Rostock im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin Frauen zum ordentlichen Studium zugelassen.⁷

So gehörte Württemberg innerhalb Deutschlands zu den Vorreitern. Doch blickt man über die Grenzen Württembergs und Deutschlands hinaus in die anderen europäischen Staaten, so wird deutlich, dass 1904 in den meisten europäischen Ländern Frauen bereits ordentlich studieren konnten und das zum Teil bereits seit Jahrzehnten.

⁶ Vgl. Ute Scherb, Ich stehe in der Sonne und fühle, wie meine Flügel wachsen, 2002, 41-49.

⁷ Vgl. Es begann vor hundert Jahren, 1997, S. 46f.

Dies war an den deutschen Hochschulen durchaus bekannt. So schreibt der Kanzler der Universität Tübingen Gustav Rümelin im Jahr 1888 an den Großonkel Maria von Lindens, der ersten außerordentlichen Studentin in Tübingen, Joseph Freiherr von Linden (1804-1895): "Die Tübinger Universität gehört zu den ungalantesten in Deutschland, insofern sie, womit ich selbst nicht einverstanden war, den Damen auch jeden Besuch ihrer Vorlesungen versagt. Einen Doktor des schönen Geschlechtes hat sie noch nie gemacht, und es ist mir auch von anderen deutschen Hochschulen aus den neueren Jahrzehnten kein Beispiel erinnerlich. In der Schweiz wäre der Plan wohl am ehesten ausführbar; nur vermute ich, daß auch dort vorausgehendes Universitätsstudium vorausgesetzt würde."⁸ Und damit war die Anfrage Maria von Lindens nach Zulassung zur Promotion in Tübingen zunächst negativ beantwortet. Erst vier Jahre später wird ihr das Studium als außerordentliche Studentin, ohne Immatrikulation, in Tübingen gestattet.

Der Hinweis auf Zürich ist bezeichnend. Die Schweiz gehörte mit Frankreich zu den Vorreitern im Hinblick auf die Öffnung der Universität für Frauen. In Zürich konnten seit 1864 Frauen studieren, zunächst als Hörerinnen, seit 1867 schließlich als ordentliche Studentinnen, zunächst allerdings beschränkt auf die Medizinische Fakultät. Dennoch war die Universität Zürich mit der Öffnung für das Frauenstudium die erste Hochschule im deutschsprachigen Raum, die Frauen offiziell zu Studium und Studienabschluss zuließ. 1868 folgte dann die Philosophische, 1872/73 die Staatswissenschaftliche und zuletzt 1908/09 die Theologische Fakultät mit ihrer Öffnung für das Frauenstudium in Zürich.⁹ Auch die anderen Universitäten der Schweiz ließen noch vor 1900 Frauen zum ordentlichen Studium zu: 1872 Bern und Genf, 1890 Basel und Lausanne.

So war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert Zürich der Ort, an dem auch deutsche Frauen studieren konnten. Bis zur Jahrhundertwende waren im Durchschnitt bis zu 10% Deutsche unter den Züricher Studentinnen. So studierte an der Philosophischen Fakultät beispielsweise die Historikerin und Schriftstellerin Ricarda Huch, die von 1888 bis 1891 in Zürich Geschichte, Philologie und Philosophie belegte und am 16. Juli 1891 als erste Frau in der Schweiz das Diplomexamen für das Höhere Lehramt ablegte. Anschließend promovierte Huch mit einer historischen Arbeit.¹⁰ In der staatswissenschaftlichen Fakultät studierte Anita Augsborg, die erste Juristin Deutschlands, die später eine wichtige Vertreterin des radikalen

⁸ Zitat aus Gabriele Junginger, Maria Gräfin von Linden, 1998, S. 147f.

⁹ Vgl. Ebenso neu als kühn, 1988, S. 9, 195.

¹⁰ Ricarda Huch, Die Neutralität der Eidgenossenschaft, besonders der Orte Zürich und Bern, während des spanischen Erbfolgekrieges, Dissertation Zürich, 1892. Vgl. Ebenso neu als kühn, 1988, 167f und 226.

Flügels der deutschen bürgerlichen Frauenbewegung wurde. Sie promovierte 1898 in Zürich.¹¹

Frankreich öffnete sogar noch ein Jahr vor der Schweiz ihre Universitäten für Frauen. Seit 1863 konnten an den Hochschulen in Paris, Bordeaux, Toulouse, Lyon und Marseille Frauen an allen Fakultäten außer den Theologischen studieren. Auch England gehörte zu den Vorreitern. Bereits 1849 wurde das erste Ladies College in London eröffnet, das Bedford College for Women in Bedford Square. Bis die Universität London Frauen zu den Examina zuließ, dauerte es allerdings noch fast dreißig Jahre. 1878 wurden Frauen an der London University zu allen Universitätsabschlüssen zugelassen. Die ordentliche Immatrikulation war ihnen allerdings erst ab 1882 möglich. Cambridge und Oxford ließen sich noch länger Zeit. In Oxford wurden die dortigen Frauencolleges erst 1920 an die Universität angegliedert und damit den Frauen die Möglichkeit gegeben, ein Universitätsexamen abzulegen. Cambridge öffnete sich gar erst 1948 den Frauencolleges und ermöglichte damit den Frauen den Universitätsabschluss.

Hier ist schon zu erkennen, dass für Frauen der Weg an die Hochschulen nicht immer gradlinig über die ordentliche Zulassung zum Studium gelang. Der zum Abschluss gebotene Überblick über den Beginn des Frauenstudiums in Europa und den USA spiegelt dies überdeutlich: Der Beginn des Frauenstudiums kann sowohl erste Hörerin, erste außerordentliche Studentin oder erste ordentliche Studentin bedeuten. Darüber hinaus markieren die Daten teilweise nur die Öffnung einzelner Fächer und nicht der gesamten Universität für Frauen, wie schon am Beispiel der Universität Zürich gezeigt wurde. Festzuhalten bleibt jedoch, dass in den benachbarten europäischen Staaten Frauen rund eine Generation früher die Möglichkeit zur akademischen Ausbildung hatten als in Deutschland und damit auch die Möglichkeit, die erworbene Ausbildung in Berufspraxis umzusetzen.

¹¹ Anita Augsborg, Entstehung und Praxis der Volksvertretung in England, Dissertation Zürich, 1898. Vgl. Ebenso neu als kühn, 1988, 182, 228.

Überblick über den Beginn des Frauenstudiums in Europa

- 1833 Ohio/USA Oberlin College, lässt Frauen und Männer zum Studium zu.
- 1837 Mount Holyoke in South Hadley, Massachusetts /USA, erstes Frauenseminar in den USA, das 1888 College wird.
- 1865 Vassar Women College, New York /USA, noch weitere 4 Frauen-Colleges werden in der zweiten Hälfte des 19. Jh. gegründet.
- 1863 Frankreich: Zulassung zu allen Fakultäten außer der theologischen an den Universitäten in Paris, Bordeaux, Toulouse, Lyon und Marseille.
- 1864 Schweiz: Zürich, erste Hörerin, davor schon vereinzelt Zulassung von Frauen zu einzelnen Vorlesung seit den 1840er Jahren
- 1867 Schweiz: Zürich, erste Immatrikulation in der Medizinischen Fakultät, 1868 folgt die Philosophische, 1872/1873 die Staatswissenschaftliche und 1908/1909 die Theologische Fakultät
- 1869 Großbritannien: Benslow House, das 1873 als Girton College nach Cambridge übersiedelt.
- 1870 Schweden: Uppsala und Lund, Zulassung zur Medizinischen Fakultät
- 1872 Schweiz: Bern und Genf
- 1873 Schweden: Zulassung zu allen Fakultäten
- 1874 Großbritannien: London, Gründung der "London School of Medicine for Women", die mit einem Frauenhospital verbunden ist. 1876 Zulassung zur medizinischen Prüfung bei den staatlichen Examinationsbehörden.
- 1875 Frankreich. Die erste Französin legt ein medizinisches Examen ab. Bereits 1898 praktizieren in Paris 77 Frauen. 1900 wird der Anwaltsberuf per Gesetz für Frauen geöffnet.
- 1876 Italien: Turin, Parma, Padua, Bologna, Pisa, Siena, Perugia, Rom und Neapel.
Schweiz: Lausanne.
- 1877 Dänemark: Kopenhagen
- 1878 Großbritannien: Oxfords erstes Frauencollege
Spanien: Madrid
- 1879 Irland und Großbritannien: London University, Zulassung zu allen Universitätsabschlüssen, Immatrikulation aber erst 1882.
Niederlande: Utrecht, Amsterdam, Groningen und Leiden
- 1882 Norwegen: Oslo
- 1883 Belgien: Brüssel, Gent und Lüttich.
- 1889 Schweiz: Fribourg, Hörerinnen, ab 1905 Immatrikulationen von Frauen
- 1890 Schweiz: Basel

- 1897 Österreich: Wien, Prag, Graz und Innsbruck, Zulassung zur Philosophischen Fakultät, 1900 zur Medizinischen Fakultät, 1920 zur Juristischen Fakultät, 1923 zur Evangelischen Theologie, 1946 zur Katholischen Theologie.
- 1900 Baden: Freiburg und Heidelberg, Immatrikulation von Frauen.
- 1901 Rußland: Bereits 1897 medizinisches Institut für Frauen in Petersburg und schon zuvor seit den 1860er Jahren spezielle, von Frauen gegründete und geleitete, Universitätskurse.
Finnland: Helsinki.
- 1903 Bayern: Erlangen, München Würzburg, Immatrikulation von Frauen.
- 1904 Württemberg: Tübingen. Immatrikulation von Frauen
- 1908 Preußen: Berlin, Bonn, Breslau, Göttingen, Greifswald, Kiel, Königsberg, Marburg, Münster, Immatrikulation von Frauen
Großherzogtum Hessen: Gießen
Reichsland Elsaß Lothringen: Straßburg
- 1909 Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin: Rostock
- 1920 England: Oxford. Die Frauencolleges Lady Margret Hall (1878), St. Anne's (1879), Somerville (1879), St. Hugh's (1886), St. Hilda's (1893) werden der Universität angegliedert. Davor konnten Frauen kein Universitätsexamen von Oxford erwerben.
- 1948 England: Cambridge. Die Frauencolleges werden der Universität angegliedert.

Literatur:

Costas, Ilse: Professionalisierungsprozesse akademischer Berufe und Geschlecht - ein internationaler Vergleich. In: Barrieren und Karrieren. Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland. Dokumentationsband der Konferenz "100 Jahre Frauen in der Wissenschaft" im Februar 1997 an der Universität Bremen, hrsg. von Elisabeth Dickmann und Eva Schöck-Quinteros unter Mitarbeit von Sigrid Dauks, Berlin 2000, S. 13-32.

Costas, Ilse: Die Öffnung der Universitäten für Frauen - Ein internationaler Vergleich für die Zeit vor 1914. In: Leviathan, 23 (1995) Heft 4, S. 496-516.

Es begann vor hundert Jahren. Die ersten Frauen an der Universität Marburg und die Studentinnenvereinigungen bis zur "Gleichschaltung" im Jahre 1934. Eine Ausstellung der Universitätsbibliothek Marburg vom 21. Januar bis 23. Februar 1997, Marburg 1997.

Ebenso neu als kühn. 120 Jahre Frauenstudium an der Universität Zürich, Hrsg. vom Verein Feministische Wissenschaft Schweiz, Zürich 1988.

Friedrich, Margarete: Vom Abbau des "Schutzzolls für männliche Geistesarbeit". Zur Geschichte von Mädchenbildung und Frauenstudium in Österreich. In: Skolast 3/4 (1997), S. 22-30.

International Dictionary of University Histories, ed. by Carol Summerfield and Mary Elizabeth Devine, Chicago/London 1998.

Junginger, Gabriele (Hrsg.): Maria Gräfin von Linden "Erlebtes und Erstrebtes eines Sonntagskindes." Die Erinnerungen der ersten Studentin in Württemberg, Tübingen 2. Aufl. 1998.

Scherb, Ute: Ich stehe in der Sonne und fühle, wie meine Flügel wachsen. Studentinnen und Wissenschaftlerinnen an der Freiburger Universität von 1900 bis in die Gegenwart, Königstein / Taunus 2002.

Schmidt-Harzbach, Ingrid: Frauen, Bildung und Universitäten. In: Hans-Werner Prahl, Ingrid Schmidt-Harzbach, Die Universität. Eine Kultur- und Sozialgeschichte, München 1981, S. 175-213, bes. 186-188 (Der Kampf ums Frauenstudium).

Wilke, Christiane: Forschen, Lehren, Aufbegehren. 100 Jahre akademische Bildung von Frauen in Bayern. Begleitband zur Ausstellung hrsg. von der Landeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten der bayerischen Hochschulen, München 2003.

Die Petitionspolitik der Bürgerlichen Frauenbewegung

Mathilde Weber und Helene Lange

von Miriam Wallraven

Petitionen und Frauenverbände

Einen wichtigen vorbereitenden Schritt auf dem Weg zum Frauenstudium stellte die Petitionspolitik der gemäßigten bürgerlichen Frauenbewegung dar. Obwohl bereits 1873 der Berliner Letteverein im Bundesrat eine Petition zur Zulassung von Frauen zum Apothekerberuf einreichte, begann die Petitionspolitik erst richtig Ende der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts.

Zwei bedeutende bürgerliche Frauenvereine wirkten daran mit, wobei der Frauenverein Reform die radikalere und der Allgemeine Deutsche Frauenverein (ADF) die gemäßigtere Richtung vertrat. Die bekannteste Petition für die Zulassung von Frauen zum Medizinstudium und zur wissenschaftlichen Lehrerinnenausbildung richtete 1888 der Allgemeine Deutsche Frauenverein an das preußische Abgeordnetenhaus (und damit an zwölf deutsche Landesregierungen).

Die Petition war mit zwei Begleitschriften versehen, die die Diskussion über das Frauenstudium stark beeinflussten. Die Frauen, die diese Petition vertraten und die Begleitschriften verfassten, waren Mathilde Weber (1829 - 1901), eine Tübinger Vorkämpferin für Frauenbildung und Sozialreformen, sowie die Frauenrechtlerin Helene Lange (1848 - 1930), die 1923 die Tübinger Ehrendoktorwürde erhielt.

Die Petition des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins

Die wohl wichtigste Petition des ADF an das preußische Abgeordnetenhaus lautete: "Bitte des allgemeinen Deutschen Frauenvereins um Zulassung der Frauen zum Studium der Medizin und zur ärztlichen Praxis, sowie ferner zum Besuch der Universität behufs Erwerbung der Befähigung zum Lehramt an höheren Mädchenschulen."

Die Petition war begleitet von Helene Langes Schrift "Die höhere Mädchenschule und ihre Bestimmung", die wegen ihres Einbandes "Gelbe Broschüre" genannt wurde. Diese Begleitschrift verursachte einen Sturm der Entrüstung – und das, obwohl dort nicht einmal gefordert wurde, Frauen generell zum Studium an der Universität zuzulassen, sondern nur,

daß die wissenschaftliche Ausbildung zur Lehrerin einen Sonderweg für Frauen eröffnen und ethische Schulfächer (Deutsch und Religion) von Frauen unterrichtet werden sollten.

Helene Lange beschreibt die durch die Begleitschrift entfachte Debatte in ihren *Kampfzeiten* so: "Mitte November 1887 war die Begleitschrift herausgekommen; im Laufe der nächsten sechs Wochen hatten viele der großen Zeitungen lange Artikel darüber an führender Stelle gebracht, waren Reden dafür und dawider gehalten und die Berliner öffentlichen Schulen in helle Aufregung gebracht worden" – "Für mich war der Aufruhr, den die kleine Schrift veranlaßt hatte, eine völlige Überraschung"¹². Hier zeigt sich deutlich die diskussionsstiftende Wirkung der Petitionen und der Begleitschriften: Belange der Frauen und der bürgerlichen Frauenbewegung gelangten so an die Öffentlichkeit und führten nach und nach zu einem Bewusstseinswandel in der Gesellschaft.

Auch Mathilde Weber mischte sich ganz entschieden in die feministischen Debatten ihrer Zeit ein und forderte in ihrer wichtigsten Streitschrift "Ärztinnen für Frauenkrankheiten, eine ethische und sanitäre Notwendigkeit", Frauen den Zugang zum Medizinstudium zu ermöglichen. Diese Schrift wurde – wie Helene Langes "Gelbe Broschüre" – der Petition an die deutschen Regierungen beigelegt.

Was war konkret Mathilde Webers Anliegen?

Sie führte vielfältige Gründe an, warum Frauen für das Medizinstudium und in der Praxis besonders als Frauenärztinnen geeignet seien. So sah sie die Neigung zu helfen und zu heilen tief in der Natur der Frau verwurzelt, was sich an der Pflege der Familie zeige. Sie argumentierte auch mit der anerzogenen Scham der Frauen - deren gesamtes Sexualleben schließlich so streng tabuisiert war, dass Frauen oft an ihren Leiden starben, weil sie sich einem männlichen Arzt nicht anvertrauen wollten.

Sie schrieb: "Wir deutschen Frauen, deren Sittsamkeit stets gerühmt wurde, werden nicht noch lange den Fremden gegenüber erröten sollen, daß wir bei sexuellen Leiden nur bei dem peinlichsten Konflikt mit unserem angeborenen Zartgefühl und anerzogenen Sitten durch – Männerhilfe Heilung finden können, während in anderen Ländern bereits durch die Thatsache zahlreicher praktizierender Ärztinnen die bei uns noch öfter bestrittene Möglichkeit derselben bewiesen ist. [...] Gewiß wären die Gesundheitsverhältnisse unserer jungen Frauen und Mädchen besser, wenn sie schon bei den leichtesten Anfängen von Frauenkrankheiten sich sogleich Rat bei einer Ärztin holen könnten. [...] Deshalb gebe man uns – weibliche Ärzte!"¹³

¹² Zitate aus Helene Lange, *Kampfzeiten*, 1928, Bd. 1 S. 2, 4.

¹³ Zitat aus Kathrin Fastnacht, *Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung im 19. Jahrhundert*, 1993, S. 147.

Die Petition wurde von allen Landesregierungen abgelehnt. Die Angst der männlichen Ärzte vor weiblicher Konkurrenz war sicher ein Hauptgrund, wie aus folgender Begründung für die Ablehnung leicht zu erkennen ist: "die Anstellung einer Ärztin in einem ländlichen Distrikt könnte gar leicht die Versorgung desselben mit einem tüchtigen Arzt in Frage stellen".¹⁴

Zwar wurde den Frauen nicht die Fähigkeit zum Medizinstudium abgesprochen, die Fähigkeit zur letztendlichen Ausübung des Arztberufs wurde jedoch sehr wohl bezweifelt. Es war ausgerechnet der Neffe Mathilde Webers, Gustav Walcher (Gynäkologe und Leiter der Landeshebammschule in Stuttgart), der das Thema stark politisierte und auch das geringste Zugeständnis an die Studierfähigkeit der Frauen wieder zurücknahm. Er schrieb: "Es ist die Pflicht aller erhaltender Elemente, der jetzigen Gesellschaft, einer Umsturzpartei, wie sich die Frauenemanzipationspartei in ihren Konsequenzen darstellt, mit aller Macht entgegenzutreten, selbst wenn es nicht gelingen sollte, die Bewegung aufzuhalten, welche ebenso staatsgefährlich ist, und die jetzige Gesellschaft in gleichem Maße bedroht, wie die, ähnliche Tendenzen verfolgenden Sozialisten und Nihilisten."¹⁵

In Tübingen hatte der Senat der Universität frühere Anfragen einzelner Frauen jedes Mal mit der nicht sehr überzeugenden Begründung abgelehnt, "dass die Organisation unserer Universität sowie deren äußeren Verhältnisse die Zulassung von Frauen zum Besuch der Vorlesungen nicht ermöglichen".¹⁶ Auch dieses Mal wurde die Anfrage mit ähnlichen Begründungen abgelehnt: "Unsere Universität hat in ihren Anstalten auch mit ihrem Unterrichtsmaterial keinen Raum für den erwarteten Zuwachs weiblicher Studierende. Und über diesen bleiben Bedenken über das Zusammensein beider Geschlechter zumal in einer kleinen Universitätsstadt unüberwindlich...".¹⁷

Nicht nur in Tübingen ging diesen Ablehnungen ein Hinhalten und eine Verzögerungspolitik voran: "Von staatlicher Seite wurde allgemein eine zermürende Ablehnungs- und Verzögerungspolitik betrieben"¹⁸. Die verschiedenen Frauenvereine blieben jedoch

¹⁴ Zitiert nach Thea Cailleux, Mehr Achtung und Vertrauen.

¹⁵ Zitat nach Helga Merkel, Zur Herkunft Mathilde Webers, 1993, S. 30.

¹⁶ Vgl. Elke Rupp, Beginn des Frauenstudiums, 1978, S. 27.

¹⁷ Bericht des Akademischen Rektorats vom 22.11.1888, Universitätsarchiv Tübingen 117/204.

¹⁸ Ulrich Fellmeth, Margarete von Wrangell und andere Pionierinnen, 1998, S. 69. Und folgendes Zitat: "Nur ganz selten wurden sie [die Petitionen] im Reichstag oder in den Landtagen mündlich erörtert und so der Öffentlichkeit bekannt. Seitens der Verwaltung wurden sie nur spät oder gar nicht beantwortet. Mit Wonne erklärte man sich, wenn irgend möglich, als unzuständig" aus: Dorothea Frandsen, Helene Lange, 1974, S. 26.

hartnäckig und fuhren fort, an die verschiedensten staatlichen Behörden auf Landes- und Bundesebene Eingaben zu richten¹⁹.

Mathilde Webers Schrift "Ärztinnen für Frauenkrankheiten" und die "Gelbe Broschüre" von Helene Lange bildeten die Diskussionsgrundlage für die Debatte um Mädchen- und Frauenbildung und die Zulassung von Frauen zum Medizinstudium. Wer waren die beiden Vertreterinnen der gemäßigten bürgerlichen Frauenbewegung?

Der "Kampf ums Dasein aus eigener Kraft"²⁰ : Mathilde Webers Engagement für Frauenrechte, Frauenbildung und Sozialreformen

Mathilde Weber wurde am 16. August 1829 in Tübingen geboren. Sie erhielt eine für die damalige Zeit außergewöhnlich gute Bildung durch ihre Eltern. 1851 heiratete sie den Agrarökonom Heinrich Weber, der sie in ihren frauenpolitischen Zielen unterstützte. In den 1860ern kam Mathilde Weber schließlich in Kontakt mit der gemäßigten bürgerlichen Frauenbewegung und 1869 besuchte sie die Jahresversammlung des 1865 in Leipzig gegründeten "Allgemeinen Deutschen Frauenvereins". Als einzige Delegierte aus Süddeutschland wurde sie gleich in den Vorstandsausschuss gewählt, dessen Vorstandsmitglied sie bis 1900 blieb.

Abgesehen von diesen politischen Tätigkeiten, die sie mit Frauenrechtlerinnen in ganz Deutschland verbanden, war Weber besonders in Tübingen ihr Leben lang aktiv bemüht, die sozialen Verhältnisse zu verbessern. So gründete sie 1870 mit anderen zusammen einen "Sanitätsverein" und 1880 rief sie zur Gründung eines "Hilfs- und Armenbeschäftigungsvereins" auf. Um sich um die Versorgung unbemittelter allein stehender Frauen zu kümmern, gründete sie zwei Frauenheime in Tübingen. Mit Otilie Wildermuth zusammen richtete sie eine "Frauenarbeitsschule" ein. Neben diesen lokal sehr wirksamen

¹⁹ Am 8. März 1890 reichte der Allgemeine Deutsche Frauenverein erneut eine Bittschrift an die württembergische Regierung für die Zulassung von Frauen zum Studium der Medizin und zur Approbation sowie zum höheren Lehramt ein. 1892 verfasste der Verein "Frauenbildung-Frauenstudium" eine Eingabe an die Landtage der Deutschen Staaten, die die Einrichtung von Mädchengymnasien, die Einführung von Abiturprüfungen und die Zulassung zum Studium forderten. Die Reaktionen der einzelnen Staaten fielen unterschiedlich aus, jedoch erfuhr jede Eingabe letztlich wieder überall eine Ablehnung, der eine zermürbende Verzögerungspolitik vorausgegangen war.

²⁰ Zitiert nach Ute Planert, „Alle graue Theorie ist ihr fremd“, 1993, S. 16.

Bemühungen begann sie, Vorträge im Rahmen des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins zu halten und zu publizieren.

Die Zulassung von Frauen zum Medizinstudium war Mathilde Webers einflussreichste Forderung – ihre Streitschrift entfachte die Debatte um den Zugang von Frauen zum Medizinstudium aufs Neue. Der Münchner Anatom Theodor Ludwig Wilhelm von Bischoff zum Beispiel hatte 1872 die misogynen Schrift "Das Studium und die Ausübung der Medicin durch Frauen" vorgelegt, deren Argumente von Mathilde Weber in ihrer Streitschrift widerlegt werden.

Bischoffs Streitschrift zeigt sehr deutlich die vielfältigen ideologischen Hindernisse, gegen die die Frauenbewegung anzukämpfen hatte in ihrer Bemühung um die Zulassung von Frauen zum Studium. Bischoff behauptete: "Es fehlt dem weiblichen Geschlecht nach göttlicher und natürlicher Anordnung die Befähigung zur Pflege und Ausübung der Wissenschaften und vor allem der Naturwissenschaften und der Medicin. Die Beschäftigung mit dem Studium und die Ausübung der Medicin widerstreitet und verletzt die besten und edelsten Seiten der weiblichen Natur, die Sittsamkeit, die Schamhaftigkeit, Mitgefühl und Barmherzigkeit, durch welche sich dieselbe vor der männlichen auszeichnet".²¹

Mathilde Weber jedoch benutzte genau diese Argumentation, um eine Zulassung von Frauen zum Medizinstudium und als Ärztinnen zu fordern: weibliche Sittsamkeit und weibliches Schamgefühl erfordern die Behandlung kranker und schwangerer Frauen durch weibliche Ärzte; das weibliche "natürliche" Mitgefühl und die Barmherzigkeit sind die Eigenschaften, die am meisten für Frauen als Medizinerinnen sprechen.

Wie andere Frauen der "liberalen" bürgerlichen Frauenbewegung betrachtete Mathilde Weber ihre Ziele nicht als Angriff auf die Geschlechterordnung. Im Gegenteil: der Beruf der Ärztin wurde als natürliche Ausdehnung der weiblichen Rolle als fürsorgliche Mutter und Ehefrau betrachtet. Die sozialen Verbesserungen, die Mathilde Weber anstrebte, sah sie als nötig an für Frauen, die nicht – wie üblich – von einem Ehemann versorgt wurden, weil sie unverheiratet blieben und deswegen kein Einkommen hatten oder weil sie als Witwen nach dem Tod des Ehemannes sich selbst und ihre Kinder nicht erhalten konnten. Ganz deutlich machte sie ihre Ansicht, dass in einer funktionierenden Gesellschaft Frauen gar keiner außerhäuslichen Arbeit nachgehen sollten. Diese Gesellschaft sah sie erst verwirklicht, "wenn es keine Frau mehr nötig hätte, außer dem Hause zur Erwerbsarbeit mitzuhelfen, sondern [...] sich ganz ihren häuslichen und Familienpflichten und Humanitätswirken widmen dürfte"²²

²¹ Zitiert nach Edith Glaser, Hindernisse, Umwege, Sackgassen, 1992, S 69.

²² Zitiert nach Heidi Staib, Mädchenkindheiten – Frauenleitbilder, 1992, S. 31.

Maria Gräfin von Linden begann 1892 in Tübingen als erste Frau per Ausnahmegenehmigung ein naturwissenschaftliches Studium und wurde dabei entscheidend von Mathilde Weber unterstützt. Weber verhalf ihr zu einem Stipendium des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Von Linden machte in ihren Erinnerungen deutlich, dass Weber trotz all ihres feministischen Einsatzes dennoch am Idealbild der Weiblichkeit festhielt, was von Linden mit liebevoller Ironie beschreibt:

"Frau Weber war ganz Frauenbewegung und versammelte in ihrem Haus nicht nur alle nach Tübingen gelangten berufstätigen, gelehrten und politischen Frauen, sondern war auch unablässig bemüht, diese Frauen zu ehren und ihnen zu helfen. (...) Sie gehörte keineswegs der extremen Richtung der Frauenbewegung an, sie wollte nur eine gerechtere Verteilung des Sonnenlichtes zwischen den Geschlechtern, und daß namentlich auch die akademische Sonne weibliche Wesen bescheinen sollte. Die Frau, die in das öffentliche Leben eintrat, sollte aber um Gotteswillen nichts vom "Blütenstaub" verlieren und Urbild der Weiblichkeit bleiben. So sehr Frau Weber nun meine Pionierarbeit anerkannte, sie konnte sich nicht damit abfinden, daß ich, die doch so lange auf meine Bubwerdung gewartet hatte, eben doch stark zur Verkörperung des "dritten Geschlechts" neigte. Ich trug Jackenkleider mit steifem Kragen, Männerhüte, Schuhe, die in ihrer Massivität, Form und Größe ebenfalls an das Männliche grenzte, stand in bester Kameradschaft mit den Kommilitonen, errötete nicht, wenn in den Vorlesungen von Männlein und Weiblein die Rede war, kurz – aus meinen Staubbeuteln war der Blütenstaub schon verflogen oder nie in denselben gebildet worden. Reden um Reden über dieses Thema ließ ich bei bestem Appetit über mich ergehen, denn alles dies entsprang ja einer ideal gerichteten, grundgütigen Seele; aber an mir war eben Hopfen und Malz verloren."²³

"der Frau das geistige und leibliche Rüstzeug zu schaffen"²⁴ : Helene Langes Kampf für die Mädchen- und Frauenbildung

Die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät der Universität Tübingen verlieh der Frauenrechtlerin Helene Lange am 4. Juni 1923 die Ehrendoktorwürde "in Ehrung ihrer Verdienste als Vorkämpferin für die Eingliederung der Frau in die Volkswirtschaft".

²³ Gabriele Junginger, Maria Gräfin von Linde, 1998, S. 125.

²⁴ Helene Lange, Kampfzeiten, Band 1, 1928, S. 161.

Vorausgegangen war – ebenso wie bei Mathilde Weber - ein jahrzehntelanges Engagement für eine Verbesserung der Mädchen- und Frauenbildung.

Helene Lange wurde am 9. April 1848 in Oldenburg geboren. Sie besuchte wie ihre Brüder die Elementarschule und im Anschluss daran die Mädchenschule. Erst in der so genannten "Wartezeit" – die Zeit nach der Schule nämlich, in der junge Frauen auf einen Ehemann warteten – wurde Helene Lange bewusst, welchen Benachteiligungen sie als Frau ausgesetzt war. Sie heiratete nie. Nach dem frühen Tod der Eltern war sie mehrere Jahre als Erzieherin und Hauslehrerin und als Au Pair tätig. Als sie volljährig wurde, zog sie nach Berlin, wo sie 1871 ihre Lehrerinnenprüfung ablegte. Da sie bereits zu dieser Zeit die Bildung, die für Frauen offen stand, als zu einseitig und gering empfand, kam sie in Berlin bald mit Frauen der Frauenbewegung in Berührung, mit denen sie zusammen an der Verbesserung weiblicher Bildungschancen kämpfte. Unterstützt wurde sie dabei von der Lehrerin, Aktivistin und Publizistin Gertrud Bäumer (1873-1954), die privat wie politisch Langes Lebensgefährtin wurde.

Helene Lange gehörte als Lehrerin und Lehrerinnenausbilderin zum gemäßigten Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung. Sie befasste sich nicht nur in der Praxis mit der Verbesserung der Situation der Frauen, sondern kommentierte auch theoretisch die Ideen und die Entwicklung der Frauenbewegung in Europa und in Amerika.²⁵

In der Abgrenzung von manchen französischen und amerikanischen Positionen, die die Gleichheit der Geschlechter forderten, vertrat Lange dezidiert die "*Differenziertheit* der Geschlechter". In einem früheren Text – *Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen* (1914) – wird Langes Propagierung und positive Bewertung der Differenz der Geschlechter deutlich: "Wie der Mann als Staatsangehöriger für Erhaltung, Förderung und Verteidigung seines Landes eintreten muss, so hat die Frau als Staatsangehörige für Behagen, Ordnung und Ausschmückung im Staate Sorge zu tragen."²⁶

War Helene Lange also eine Frau, die die Situation der Frauen einfach akzeptierte oder sogar unterstützte? Mitnichten, denn mit dieser Argumentationsstruktur gelang es ihr, die realen Bildungs- und Ausbildungsmöglichkeiten von Frauen entscheidend zu verbessern und die Frage nach den Fähigkeiten und Rechten der Frau erneut in die Öffentlichkeit zu bringen. Außerdem war sie sich der Schwierigkeiten bewusst, gegen die Feministinnen zu kämpfen hatten. Dies zeigt sich deutlich in ihrer Aufsatzsammlung *Kampfzeiten*: "'Kampfzeiten' habe ich diese Aufsätze und Reden aus vier Jahrzehnten genannt. Es war der einzige sie voll

²⁵ Vgl. Helene Lange, *Die Anfänge der Frauenbewegung*, 1927.

²⁶ Zitiert nach Barbara Holland-Cunz, *Die Alte Neue Frauenfrage*, 2003, S. 44.

deckende Name. Denn bis auf das letzte große Geschenk des Stimmrechts, das ein in schwerster Stunde instinktsicheres Volk seinen Frauen gemacht hat, ist jedes winzige Zugeständnis, jeder kleinste Fortschritt den 'Regierenden' und dem fast geschlossenen Widerstand der Masse der Männer in langem, zähem Kampf abgerungen worden."²⁷.

Als die Petition von 1888 abgelehnt wurde, kümmerte sich Lange vor allem auf privatem Wege um die Realisierung ihrer feministischen Ziele. Als erste richtete sie 1889 "Realkurse" für Frauen ein, die sie vier Jahre später in "Gymnasialkurse" umwandelte. Durch ihre Kurse, in denen neben geisteswissenschaftlichen auch naturwissenschaftliche Fächer unterrichtet wurden, war es Frauen möglich, nach vier Jahren die Hochschulreife zu erlangen.

Mit dieser Prüfung sollte es den lernwilligen Frauen auch ermöglicht werden, sich für die Hochschuleignungskurse an ausländischen Hochschulen zu qualifizieren. Schließlich gingen einige Frauen in die benachbarte Schweiz, wo ihnen das Hochschulstudium schon erlaubt war – vorausgesetzt, sie bestanden die Aufnahmeprüfung, die Wissen erforderte, das Frauen bisher in Deutschland nicht erwerben konnten.

1890 gründete Helene Lange den "Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein". Sie fuhr fort, entscheidende publizistische Arbeit für die Frauenbewegung zu leisten. 1893 begründet sie die Monatsschrift *Die Frau*, die sich mit der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Situation der Frauen in Deutschland beschäftigte.

Sowohl die Petition als auch die Kurse motivierte Helene Lange mit dem Argument vom besonderen Wesen und den besonderen Aufgaben der Frau. Sie bestätigte damit zwar zunächst die patriarchale Zuschreibung von weiblichen Geschlechterrollen, forderte jedoch zum einen, dass Frauen als gleichwertige Partnerinnen angesehen werden sollten und zum anderen, dass sie zur besseren Ausübung ihrer Aufgaben, besonders der Kindererziehung, auch das Recht auf intellektuelle Entfaltung und höhere Bildung bekommen müssen: "die Frau ist nicht nur die Frau ihres Mannes, sie ist auch die Mutter ihrer Kinder, und in dem zweiten: nicht alle Frauen sind zur Heirat berufen, fast ausnahmslos aber haben sie in irgendwelcher Weise mit der Erziehung der Jugend zu tun. Aus diesen Sätzen gewinnen wir Klarheit über das, was immer Lebensbestimmung der Frau ist, Klarheit auch darüber, daß sie zur selbständigen Persönlichkeit entwickelt werden muß"²⁸.

Lange radikalisierte ihre Argumentationen nicht und distanzierte sich von anderen Feministinnen, die ihren Ansprüchen durch Demonstrationen oder Flugblätter Gehör

²⁷ Helene Lange, *Kampfzeiten*, Band 1, 1928, S. viii.

²⁸ Helene Lange, *Kampfzeiten*, Band 1, 1928, S. 21.

verschaffen wollten. Nie trat sie einem der "Stimmrechtsverbände" bei, die Anfang des Jahrhunderts für das Frauenwahlrecht stritten. Aufsehen erregen wollte Lange genauso wenig wie die allgemeine Emanzipation der Frauen vorantreiben.

So schrieb sie explizit, dass es ihr nicht um die Veränderung der Geschlechterrollen ging: "Denn unerschüttert steht eins auch in der neuen Zeit: der Gedanke, daß der *höchste* Beruf der Frau der *Mutterberuf* ist, insofern er den Beruf der Erzieherin des heranwachsenden Geschlechts in sich schließt. Nur törichte oder böswillige Auffassung macht es der Frauenbewegung zum Vorwurf, dass sie die Frau diesem höchsten Beruf entfremden wolle. Aber eben um ihm zu genügen, um dem Ausspruch Goethe's zu entsprechen, wonach die vorzüglichste Frau die ist, die den Kindern zur Not auch den *Vater* ersetzen kann, eben darum soll eine andere, tiefgründigere Erziehung, eine bessere geistige Ausbildung, eine strengere Gewöhnung zur Pflichterfüllung im Berufsleben oder im Dienst der Allgemeinheit die Frau schulen"²⁹.

Den "Mutterberuf" erfüllte Helene Lange nie; dafür leitete sie von 1902 bis 1921 den Allgemeinen Deutschen Frauenverein. Während Lange vielen der feministischen politischen Zielen und Forderungen skeptisch und eher zurückhaltend gegenüberstand, betrachtete sie Zeit ihres Lebens die Verbesserung der Bildungschancen für Mädchen und Frauen als die Basis für alle weiteren Frauenrechte.

Frauenverein Reform

Kurz nach der Petition des ADF folgte eine Petition des Frauenvereins Reform, in der die Zulassung von Frauen zum Abitur und zum Studium aller Fächer gefordert wurde. Der Frauenverein Reform, der 1888 unter der Leitung von Hedwig Kettler gegründet wurde, wurde 1891 in Verein Frauenbildungs-Reform umbenannt. 1893 initiierte der Verein das Karlsruher Mädchengymnasium. Als es um dessen Leitung 1895 zu Auseinandersetzungen innerhalb des Vereins kam, spaltete sich ein Teil der Mitglieder ab und gründete den Verein Frauenbildung-Frauenstudien.

Die Namen der Vereine und Abspaltungen machen das zentrale Thema der Bildung für Frauen schon auf den ersten Blick deutlich. Die Forderungen zielen im Vergleich zum Allgemeinen Deutschen Frauenverein auf einen noch umfassenderen Zugang für Frauen zur Bildung ab: "Entgegen aller bisherigen weiblichen Selbstbeschränkung auf die Berufe der

²⁹ Helene Lange, Kampfzeiten, Band 1, 1928, S. 162.

Apothekerin, Ärztin oder Lehrerin ging es nun um die Zulassung von Frauen zu allen Studienrichtungen und allen akademischen Berufen"³⁰.

Auf Anweisung des württembergischen Ministeriums für das Kirchen- und Schulwesen wurde diese Petition des Frauenvereins Reform vom Senat der Universität Tübingen auf die Tagesordnung gesetzt. Nach Verlesen des wenig positiven Berichtes des zuständigen Referenten wurde sie ohne weitere Diskussion abgelehnt.

Beide Vereine wiederholten ihre Petitionen in den folgenden Jahren bei verschiedenen staatlichen Stellen. 1891 wurde schließlich das erste Mal im Deutschen Reichstag über das Frauenstudium verhandelt. 1893 ging eine Massenpetition mit fast 60.000 Unterschriften an den Reichstag. Die Frauenvereine setzten ihre Petitionspolitik auch in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts fort, schritten jedoch gleichzeitig zur Tat und schufen Einrichtungen, mit deren Hilfe Frauen das Abitur erlangen konnten (zum Beispiel wurde nach positiven Reaktionen der Badischen Regierung auf die Petitionen das Mädchengymnasium in Karlsruhe gegründet).

Diese Strategie führte bald zum Erfolg: 1904 wurden mit dem Erlaß des württembergischen Königs Frauen zum ordentlichen Studium zugelassen, nachdem sie sich schon ab 1900 in Baden und 1903 in Bayern an den Universitäten einschreiben durften. Ein Erfolg, der auf der bewusstseinsbildenden Wirkung der Debatten um die Petitionen aufbaute.

³⁰ Ulrich Fellmeth, Margarete von Wrangell und andere Pionierinnen, 1998, S. 72.

Literatur:

Caillieux, Thea: Mehr Achtung und Vertrauen, Arbeit und Wissen für unser Geschlecht, Mathilde Weber 16.8.1829 - 21.6.1901. Text auf dem Homepage der Mathilde-Weber-Schule in Tübingen: <http://www.mws.tue.bw.schule.de/m3/artikel.htm>.

Caillieux, Thea: Lebenslauf der Mathilde Weber. Text auf dem Homepage der Mathilde-Weber-Schule in Tübingen: <http://www.mws.tue.bw.schule.de/m3/lebenslauf.htm>.

Fastnacht, Kathrin: Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung im 19. Jahrhundert. In: Zwischen Ärgernis und Anerkennung: Mathilde Weber 1829-1901. Herausgegeben von Helga Merkel, Tübinger Kataloge Nr. 39 (Ausstellung 9. Juni - 1. August 1993 im Stadtmuseum Tübingen), Tübingen 1993, S. 143-154.

Fellmeth, Ulrich von (Hrsg.): Margarete von Wrangell und andere Pionierinnen: Die ersten Frauen an den Hochschulen in Baden und Württemberg, Begleitbuch zur Ausstellung, St. Katharinen 1998.

Frandsen, Dorothea: Helene Lange, Hannover 1974.

Glaser, Edith: Hindernisse, Umwege, Sackgassen. Die Anfänge des Frauenstudiums in Tübingen (1904-34), Weinheim 1992.

Hopf, Caroline und Eva Matthes (Hrsg.): Helene Lange und Gertrud Bäumer. Ihr Engagement für die Frauen- und Mädchenbildung. Kommentierte Texte, Bad Heilbrunn 2001.

Holland-Cunz, Barbara: Die Alte Neue Frauenfrage, Frankfurt 2003.

Junginger, Gabriele. Maria Gräfin von Linden. Erlebtes und Erstrebtes eines Sonntagskindes. Die Erinnerungen der ersten Studentin in Württemberg, Tübingen 2. Aufl. 1998.

Lange, Helene: Die Anfänge der Frauenbewegung, Berlin 1927 (= Quellenhefte zum Frauenleben in der Geschichte 17).

Lange, Helene: Kampfzeiten: Aufsätze und Reden aus vier Jahrzehnten. Erster Band, Berlin 1928.

Marszk, Doris: Weil Mädchen mehr als stricken können: Eine Frauenrechtlerin, die kein Aufsehen erregen wollte – Vor 150 Jahren wurde Helene Lange geboren. In: Süddeutsche Zeitung 28/29.3.98.

Merkel, Helga: Zur Herkunft Mathilde Webers. In: Zwischen Ärgernis und Anerkennung: Mathilde Weber 1829-1901. Herausgegeben von Helga Merkel, Tübinger Kataloge Nr. 39 (Ausstellung 9. Juni - 1. August 1993 im Stadtmuseum Tübingen), Tübingen 1993, S. 21-30.

Planert, Ute: „Alle graue Theorie ist ihr fremd“. Mathilde Weber-Walz. Biographische Notizen. In: Zwischen Ärgernis und Anerkennung: Mathilde Weber 1829-1901. Herausgegeben von Helga Merkel, Tübinger Kataloge Nr. 39 (Ausstellung 9. Juni - 1. August 1993 im Stadtmuseum Tübingen), Tübingen 1993, S. 13-20.

Rupp, Elke: Der Beginn des Frauenstudiums an der Universität Tübingen, Tübingen 1978.

Staib, Heidi: Mädchenkindheiten – Frauenleitbilder. Wohltätigkeit und Bildung statt „geschäftigem Müßiggang“. In: Zwischen Ärgernis und Anerkennung: Mathilde Weber 1829-1901. Herausgegeben von Helga Merkel, Tübinger Kataloge Nr. 39 (Ausstellung 9. Juni - 1. August 1993 im Stadtmuseum Tübingen), Tübingen 1993, S. 31-42.

Maria Gräfin von Linden

Die erste Studentin an der Universität Tübingen

von Melanie Stelly und Corinna Schneider

12 Jahre bevor Frauen sich als ordentliche Studierende einschreiben konnten, erkämpfte sich Maria von Linden ein außerordentliches Studium an der Universität Tübingen. Wie andere Pionierinnen war auch sie privilegierter Herkunft und musste dennoch auf dem Weg zum Frauenstudium zahlreiche Schwierigkeiten überwinden.

Bereits von Kindheit an zeigte Maria von Linden ein besonderes Interesse an Naturwissenschaften. Wie andere Mädchen ihrer Zeit und gesellschaftlichen Stellung stand ihr jedoch lediglich der Besuch einer höheren Töchterschule offen. Am 18. Juli 1869 auf Schloss Burgberg bei Heidenheim/Brenz als Tochter des Grafen Edmund von Linden und seiner Ehefrau Eugenie, geborene Freiin Hiller von Gärtringen, geboren, ging Maria von Linden nach dem Besuch der Dorfschule seit 1883 auf das private Victoria-Pensionat in Karlsruhe. Diese Mädchenschule unter dem Protektorat der Badischen Großherzogin Luise von Baden (1856-1923) galt als eine der fortschrittlichsten Höheren Töchterschulen Deutschlands. Dennoch war Maria von Linden durch das dortige Lehrangebot nicht ausreichend gefordert und nahm daher zusätzlichen Unterricht in Mathematik und Latein.

Auf einem Spaziergang mit Fräulein Anna Schneemann, der Vorsteherin des Viktoriapensionats, erläuterte Maria von Linden ihre Studienwünsche. "Dieser Spaziergang wurde bald darauf unternommen, und nun forschte mich Fräulein Schneemann eingehend aus, was ich mit diesen Arbeiten [geometrische Zeichnungen] bezwecke, die mir offenbar sehr große Freude machten. Ich sagte, ich wolle studieren, ohne daß ich mir ein Bild davon machen konnte, wie und wann ich dahin kommen würde und was ein Studium bedeuten und zu was mich ein Studium führen würde. Mir schwebte vor, ich würde so in die Lage kommen, mich mein Leben lang mit den Dingen weiter zu beschäftigen, die mir im Pensionat so große Freude machten."³¹

Nach Verlassen des Victoria-Pensionats und der Rückkehr nach Burgberg im Jahr 1888 beriet sich Maria von Linden mit ihrem Großonkel, dem Staatsminister Joseph Freiherr von Linden (1804-1895), wie sie zu akademischen Weihen kommen könnte. Dieser empfahl eine

³¹ Gabriele Junginger (Hrsg.), Maria Gräfin von Linden, 1998, S. 64f.

Anfrage an die Universität Tübingen, ob sie dort promovieren könnte. Ein strategischer Schritt, der offenbar nicht zum Ziel hatte, eine positive Antwort zu erwirken, sondern lediglich das Feld bereiten sollte. Dennoch ist der zugehörige Briefwechsel höchst interessant.

So antwortet Kanzler Gustav Rümelin dem Großonkel Maria von Lindens auf die Anfrage am 17. März 1888: "Euer Excellenz, kann ich auf Ihre hochgeehrte Zuschrift leider nicht die Antwort geben, die meiner Neigung, den Wünschen von Damen stets entgegen zu kommen, entsprechen würde. (...) Die Tübinger Universität gehört zu den ungalantesten in Deutschland, insofern sie, womit ich selbst nicht einverstanden war, den Damen auch jeden Besuch ihrer Vorlesungen versagt. Einen Doktor des schönen Geschlechtes hat sie noch nie gemacht, und es ist mir auch von anderen deutschen Hochschulen aus den neueren Jahrzehnten kein Beispiel erinnerlich. In der Schweiz wäre der Plan wohl am ehesten ausführbar; nur vermute ich, daß auch dort vorausgehendes Universitätsstudium vorausgesetzt würde. (...) Ich wäre übrigens immer der Meinung, daß für ein Fräulein, das Lust hat, Doktorin genannt zu werden, das Mittel einem Doktor ihre Hand zu bieten, jedenfalls viel leichter und bequemer wäre, als ein Examen rigorosum zu bestehen."

Maria von Linden ist verständlicherweise empört und schreibt am 21. März 1888 an ihren Großonkel: „Letzterer [Kanzler Rümelin] scheint überhaupt mein Streben als Ausfluß kleinlicher Eitelkeit anzusehen, während ich nur die Befriedigung meines wissenschaftlichen Ehrgeizes darin suche. Überhaupt geht mein Streben dahin, mir das Diplom zu verdienen und es nicht der Liebenswürdigkeit der Fakultät zu verdanken, noch mich mit fremden Federn zu schmücken.“³²

Durch Vermittlung ihres Großonkels Josef Freiherr von Linden, Staatsminister in Württemberg, erhielt sie die Erlaubnis, nach einer einjährigen Vorbereitungszeit als Externe am Stuttgarter Realgymnasium für Knaben - heute Dillmann-Gymnasium - die Reifeprüfung abzulegen. Als eine der ersten Abiturientinnen des Königreichs Württemberg bestand sie im Juli 1891 die Abiturprüfung, ein Ereignis, das großes öffentliches Aufsehen erregte.

Unterstützt durch ihren fortschrittlichen und einflussreichen Großonkel knüpfte Maria von Linden Kontakt zu Frau Professor von Frieip, geborene Freiin von Hermann, die in ihrem politischen Salon in Tübingen das Thema Frauenstudium ins Gespräch brachte. Dort lernte Maria von Linden die beiden Tübinger Mathematikprofessoren Brill und Stahl kennen. " In den wenigen Tagen, in denen ich im Frieipschen Hause weilte [Herbst 1891], machte ich die Bekanntschaft der in meiner Sache ausschlaggebenden Persönlichkeiten, teils in gesellschaftlichem Zusammensein im Hause meiner Freunde, teils im Haus Gleichgesinnter

³² Gabriele Junginger (Hrsg.), Maria Gräfin von Linden, 1998, S. 147f.

der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät. Besonders waren es die beiden Mathematiker, die Professoren Brill und Stahl mit ihren Frauen, die meine Angelegenheit zu der ihren machten.“³³ Nach einem zweiten Besuch in Tübingen im Frühjahr 1892 war die mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät geneigt Maria von Linden zum Studium zuzulassen und am 28. Juli 1892 reichte Maria von Linden ihr Gesuch um Zulassung zum Studium der Mathematik und Naturwissenschaften beim Ministerium des Kirchen- und Schulwesens ein. Minister Sarwey empfahl der Universität mit einem Erlass vom 22.9.1892 ihre Zulassung zum Studium. Nach der Beratung im Senat der Universität am 10.11.1892 stimmte der Senat zu, mit einer knappen Mehrheit von 10 zu 8 Stimmen und unter ausdrücklicher Betonung, dass dies kein Präzedenzfall sein sollte. Das Rektorat erteilte daraufhin die Zulassung zum Studium vorbehaltlich der Einwilligung der Lehrer. Zuletzt kam mit dem Erlass des Ministeriums vom 6. Dezember 1892 die letzte notwendige Genehmigung, nachdem die königliche Zustimmung eingeholt worden war.³⁴

Sie war damit die erste Studentin der alma mater eberhardina carolina, allerdings ohne immatrikuliert zu sein. Eine Sonderstellung, die sie als ungerecht empfand. Maria von Linden selbst dazu: „In Tübingen gab es im Jahr des Heils 1892 an Kultursensationen: einen Gepäckträger, eine Droschke und, nachdem ich nun glücklich in die Universitätsstadt eingezogen war, auch noch eine Studentin. Der guten Dinge waren es also drei geworden, und ich darf wohl diese letzte Sensation ohne Überhebung als die fürnehmste bezeichnen, denn Gepäckträger und Droschken gab es damals in vielen größeren Städten des Schwabenlandes, aber Studentin war ich die erste und einzige im ganzen Königreich. (...)

Allein, trotz dieser großen Fortschritte nach der liberalen Seite und trotz meiner entschieden verbesserten Stellung gehörte ich genau besehen doch nicht zu den legitimen Kindern der Alma mater Eberhardina Carolina, denn es fehlte die standesamtliche Eintragung, die Immatriculation. Im Grund genommen war es ein jeder Gerechtigkeit hohnsprechendes Messen mit zweierlei Maß. Ich gehöre aber glücklicherweise nicht zu den Menschen, die sich nur im Schema F wohlfühlen können und so ließ ich mir auch über diese Unvollkommenheit des Lebens keine grauen Haare wachsen, sondern freute mich des Erreichten und dachte im Stillen: Schranken sind da, um übersprungen zu werden.“³⁵

Sie belegte die Fächer Mathematik, Physik, Botanik und Zoologie und hörte noch andere naturwissenschaftliche Vorlesungen. Nach dem plötzlichen Tod ihres Vaters am 3. Januar

³³ Gabriele Junginger (Hrsg.), Maria Gräfin von Linden, 1998, S. 113f.

³⁴ Vgl. Elke Rupp, Beginn des Frauenstudiums an der Universität Tübingen, 1978, S. 37f.

³⁵ Gabriele Junginger (Hrsg.), Maria Gräfin von Linden, 1998, S. 118f.

1892 entzog ihr ihr Onkel Carl von Linden jedoch wegen Erbschaftsstreitigkeiten die Unterstützung für das Studium. In dieser Notzeit schickten ihr die Professoren die Kolleggelder zurück. Zusätzlich besorgte Mathilde Weber, bei der sie zu Beginn ihres Studiums sogar einmal die Woche zu Mittag aß, ein Studienstipendium des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

1895 promovierte sie mit einer Arbeit über „Die Entwicklung der Zeichnung und der Skulptur der Gehäuseschnecken des Meeres“ zum Doctor rer. nat.

In ihrem Rigorosum hatte Maria von Linden allerdings den Eindruck, dass der sie zuvor so deutlich unterstützende Prof. Eimer es hier an Fairness fehlen ließ:

„...und nun kam die Reihe an Herrn Professor Eimer. Ich fühlte mich sehr behaglich in dem Gedanken: "Dabei kann dir nie und nimmer etwas passieren!" Allein, oft kommt es anders, als man denkt. Das noch nie Dagewesene wurde Ergebnis: Eimer prüfte ausgerechnet in Geschichte der Zoologie, also in dem Fach, das ich kaum angesehen hatte, und mit viel Gedächtniskram.

Allein, der wackere Schwabe focht sich nit, es wurde das reinste Katz- und Mausspiel. Aus jeder geschichtlichen Frage suchte ich das zoologische Material herauszuholen und nach der Richtung weiterzuspinnen, die mich in bekannte Regionen führte, während Eimer mich immer wieder in das Chaos zurückriß. Schließlich siegte aber meine Ausdauer, und ich hatte noch Gelegenheit, mich im Glanz meines Wissens zu zeigen. Immerhin verdarb mir mein geschichtliches Manko im Hauptfach die Note. In sehr freundlicher Weise suchte Herr Professor Vöchting, der Ordinarius für Botanik, die zoologische Scharte auszuwetzen, indem er nach kurzem Streifen der Systematik auf mein Lieblingsgebiet, die Pflanzenphysiologie, überging. Glücklicherweise hatte mich die etwas mißglückte Prüfung in Zoologie auch nicht kopfscheu gemacht, sondern meinen Geist durch den Zweikampf von allen Hemmungen befreit, so daß ich nun, wie Vöchting sagte, wie ein Buch geredet hätte. Hier gut abzuschneiden war auch nicht schwer, weil Professor Vöchting in erster Linie hören wollte, was man wusste, und nicht nach dem forschte, was man nicht wußte. Damit war das Kolloquium beendet, und ich konnte wieder in das Seufzerzimmer abziehen. Nach längerer Beratung, in der Professor Eimer von den anderen Herren manch tadelndes Wort über sein ausgefallenes Prüfungsthema zu hören bekam, wurde ich wieder hereingerufen und das Votum verkündet, daß ich die Prüfung "cum laude" bestanden hätte. Ich wußte, daß meine Arbeit sehr gut censiert [worden war] und auf dem Institut stritten sich die Kollegen darum, ob ich "summa" oder "magna cum laude" machen würde, so daß ich eine bessere Zensur erwartet hätte. Allein, mein Freund Eimer hatte mir aus irgendeiner Laune die Sache verdorben, ich möchte sagen, in mutwilliger Weise. Vielleicht wollte er damit dokumentieren,

daß er mich nicht protegiere. Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls war es auch in diesem Fall ein Glück, daß ich zu denen gehöre, die aufs Ganze gehen und sich nicht durch Noten die Laune verderben lassen. Ich nahm die Gratulationen der Fakultät ebenso strahlend entgegen, als ob ich mit "summa" abgeschnitten hätte, auch von der Überlegung ausgehend, daß später doch niemand mehr danach fragen würde. (...)"³⁶

Nach der erfolgreichen Promotion als erste Frau in Tübingen studierte Maria von Linden in den folgenden zwei Semestern weiter und zwar besonders Physiologie. Danach konnte sie im Jahr 1897 die Verwaltung der zweiten Assistentenstelle des Zoologischen Instituts übernehmen. Allerdings war die Stelle schlecht dotiert. Eine ausreichend dotierte Anstellung konnte ihr die Universität Tübingen nicht bieten.

So übernahm Maria von Linden im Frühjahr 1899 eine Assistentenstelle am Zoologischen und Vergleichenden-Anatomischen Institut der Universität Bonn. 1906 wechselte sie an das Anatomische und Biologische Institut. Während dieser Zeit bemühte sie sich um eine Sondergenehmigung zur Habilitation, was der für die Universität Bonn zuständige preußische Kultusminister ablehnte. Stattdessen wurde sie mit dem Aufbau einer Parasitologischen Abteilung am dortigen Hygienischen Institut beauftragt. 1913 wurde ihr die Leitung des Laboratoriums übertragen. Trotz reger Forschungs- und Publikationstätigkeit wurde ihr die *Venia legendi* aber nicht erteilt (erst ab 1920 sollte die Habilitation für Wissenschaftlerinnen in Deutschland möglich sein). Aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums wurde sie Ende 1933 mit 64 Jahren von den Nationalsozialisten aus politischen Gründen in den vorzeitigen Ruhestand versetzt. Sie verließ Deutschland und widmete sich in Liechtenstein der Krebsforschung. Am 25. August 1936 starb Maria von Linden an einer schweren Lungenentzündung. Sie hinterließ ein wissenschaftliches Werk von mehreren Monographien und fast 100 Aufsätzen in Fachzeitschriften.

Maria von Linden war ohne Zweifel eine begabte und ehrgeizige Frau, der es weder an Intelligenz noch an Durchsetzungskraft und auch nicht an der notwendigen sozialen Stellung fehlte. Darüber hinaus verfügte sie über eine unerschütterlich positive Grundhaltung. Immer wieder schreibt sie in ihren Lebenserinnerungen, dass sie sich durch Schwierigkeiten und Ungerechtigkeiten nicht unterkriegen ließe.

³⁶ Gabriele Junginger (Hrsg.), Maria Gräfin von Linden, 1998, S.133f.

Dennoch zeigt ihr Beispiel die Schwierigkeiten, die Frauen auf dem Weg zum Studium zu überwinden hatten. Die an der höheren Töchterschule erworbene Bildung ließ sich nur mit einer intensiven und kraftraubenden privaten Vorbereitung so erweitern, dass es für die Hochschulreife ausreichte. Die Berechtigung, diese an einem Knabengymnasium ablegen zu dürfen, erforderte darüber hinaus einen langen zähen Kampf, der nur mit einflussreichen Fürsprechern zu gewinnen war. Die Universität selbst erklärte sie zum Einzelfall ohne weitere Bedeutung und räumte den einzelnen Dozenten die Entscheidung über Maria von Lindens Zugang zu den Lehrveranstaltungen ein.

Anhand des Einzelfalls "Maria von Lindens" wird sehr deutlich, wie eingeschränkt die Frauen in ihrer Zeit waren und aus heutiger Sicht beschleichen einen geradezu klaustrophobische Beklemmungszustände, wenn man sich in deren damalige Rolle hineinversetzt. Gleichzeitig kommt Bewunderung für all jene Frauen auf, die sich dennoch durchsetzten. Und tatsächlich ist Maria von Linden ein gutes Beispiel dafür, was es alles brauchte, um zu einer Pionierin des Frauenstudiums zu werden: Begabung, Zähigkeit, Optimismus und ein sehr dickes Fell. Man kann sich leicht vorstellen, wie viele wissenschaftlich hoch befähigte Frauen von einem der letzten drei Attribute ein bisschen zu wenig hatten und über die wir deswegen heute keine Berichte schreiben können. Maria von Linden musste sich jeden einzelnen Schritt hart erkämpfen. Aber sie ist letztlich nicht nur Vorkämpferin, sondern auch ein Beispiel dafür gewesen, woran es fehlte: Zuerst an der Möglichkeit einer geeigneten Schulbildung. Maria von Linden nützte ihre große Begabung und ihre wissenschaftlichen Veröffentlichungen nichts. Erst als sie den formalen Abschluss machte, kam sie mit ihrem Ansinnen weiter. Insofern hatten die Frauen der Frauenbewegung Recht, als sie ihre Petitionspolitik – so wichtig sie für die atmosphärische Vorbereitung des Frauenstudiums war – zurückstellten, um sich auf die Schulbildung von Mädchen zu konzentrieren.

Maria von Linden war keine Frauenrechtlerin. Sie war nicht Teil der Frauenbewegung und sie beförderte das Frauenstudium nicht. Sie ist deswegen nicht zu kritisieren. Ihr Fall ist aber so zu bewerten wie der Fall einer Johanna von Erleben (1715-1752), die 1744 als erste Frau in Deutschland zur Doktorin der Medizin promovierte: Ein Einzelfall, der nicht in eine politische Bewegung eingebunden ist. Für die Beförderung des allgemeinen Frauenstudiums waren andere Frauen – ebenfalls Einzelfälle in der Erkämpfung ihrer Bildung – wichtiger, nämlich solche, die diese Bildung zur Förderung anderer Frauen wieder einsetzten.

Literatur:

Flecken, Susanne: Maria Gräfin von Linden (1869-1936), <http://www.frauengeschichte.uni-bonn.de/ausstell/bios/bio025.htm>.

Flecken, Susanne: Maria Gräfin von Linden. Wissenschaftlerin an der Universität Bonn von 1899 bis 1933. In: Barrieren und Karrieren. Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland. Dokumentationsband der Konferenz "100 Jahre Frauen in der Wissenschaft" im Februar 1997 an der Universität Bremen. Hrsg. von Elisabeth Dickmann und Eva Schöck-Quinteros unter Mitarbeit von Sigrid Dauks, Berlin 2000, S. 253-269.

Junginger, Gabriele (Hrsg.): Maria Gräfin von Linden "Erlebtes und Erstrebtes eines Sonntagskindes." Die Erinnerungen der ersten Studentin in Württemberg, Tübingen 2. Aufl. 1998.

Rupp, Elke: Der Beginn des Frauenstudiums an der Universität Tübingen, Tübingen 1978, S. 32-43.

Das Stuttgarter Mädchengymnasium als Wegbereiter für das Frauenstudium in Tübingen

von Melanie Stelly

Es war kein Zufall, dass ausgerechnet im Sommersemester 1904 Frauen das ordentliche Studium an der Universität Tübingen erlaubt wurde. Die Ursache hierfür lässt sich klar benennen: Kurz zuvor verließen die ersten vier Abiturientinnen das Mädchengymnasium in Stuttgart und drei von ihnen wollten in Tübingen studieren. Die Geschichte des Frauenstudiums in Tübingen ist also eng verzahnt mit dem Stuttgarter Mädchengymnasium.

Ähnlich wie dem Frauenstudium wurde damals auch der Gründung einer solchen Schule mit äußerstem Misstrauen begegnet. So schreibt die *Schwäbische Kronik* am 18. Januar 1898: "Der Frauentag, der im vergangenen Herbst in Stuttgart so manchen jungen und älteren Damenkopf verdrehte, hat die Frage eines Mädchengymnasiums als Zankapfel in Stuttgarter friedliche Verhältnisse hineingeworfen. So ein 'Fräulein Dr. iur.' ist wohl da und dort einer unserer Stuttgarter Damen in den Kopf gestiegen, allein deshalb dürfte es hier mit der Gründung eines Mädchen Gymnasiums noch nicht so sehr eilen". Das sahen die Damen selbst anders. Am 10. Mai 1898 trat Fräulein Johanna Bethe, damals Vorsteherin am Königlichen Olgastift und zuvor Erzieherin Ihrer Königlichen Hoheit Prinzessin Pauline von Württemberg, im Rahmen eines Vortrags über Mädchenbildung für die Bildung einer solchen Institution ein. Es folgte die Gründung eines vorbereitenden Komitees unter Mitarbeit der Palastdame Ihrer Majestät der Königin, Gräfin Üxküll-Gyllenband und die Einrichtung von Versuchskursen.³⁷

Wichtig für die Realisierung des ehrgeizigen Vorhabens war auch die Cousine der Palastdame, die Baronin Gertrud Schwend-Üxküll, die in Genf Philologie studiert hatte. Aufgrund dieser Vorbildung eignete sie sich hervorragend als Gründerin und Leiterin des Mädchengymnasiums, zumal sie Kontakt zu den Vorkämpferinnen der Frauenbildung aus der bürgerlichen Frauenbewegung hatte und ein eigenes bildungspolitisches Konzept verfolgte, nach dem das Mädchengymnasium dann auch realisiert wurde.

Dieses Konzept beschreibt sie in ihrem Aufsatz "Das Mädchengymnasium in Stuttgart" im Jahr 1899 in der "Zeitschrift für weibliche Bildung in Schule und Haus". Hierin wendet sie

³⁷ Mascha Riepl-Schmidt, Die ersten 40 Jahre des Hölderlin-Gymnasiums, 1999, S. 21 + 28.

sich gegen das "norddeutsche System", die auf die Höhere Töchterschule aufbauenden Gymnasialkurse, mit denen in Preußen Frauen zur Hochschulreife geführt werden sollten. Sie spricht sich hingegen klar für das bereits seit 1893 in Karlsruhe praktizierte Modell des sechsjährigen Gymnasiums mit Aufnahme der Mädchen bereits im 12. Lebensjahr und damit für eine den Männern analoge Schulbildung aus.

Darüber hinaus favorisiert sie zur Nachahmung für die höhere Bildung von Mädchen das humanistische Knabengymnasium: "Wir müssen unter den vorhandenen Anstalten für Knaben diejenigen aussuchen, die unseren Bedürfnissen am besten entsprechen. Das ist nicht die Realschule und nicht das Realgymnasium, sondern das Gymnasium. Es öffnet den Zugang zu allen Fakultäten der Universität, namentlich zum Studium der Philologie, der Medizin und des Rechts, die zunächst allein den Frauen eine Berufsstellung sichern".³⁸

Damit ist klar, worum es vorrangig bei der Einrichtung des Mädchengymnasiums ging: Um den Zugang zu den Universitäten mit dem Ziel, Frauen die Ausübung akademischer Berufe zu ermöglichen.

Wie um etwaige Bedenken zu zerstreuen, weist Schwend-Üxküll jedoch auch darauf hin, dass ein Besuch des Gymnasiums nicht zwangsweise zum Studium führen muss. Auch weniger abenteuerlustige Mädchen sollen davon profitieren: "Weder von den Eltern, noch von den Mädchen kann man verlangen, daß sie den Besuch der Universität nach Vollendung des Gymnasiums als unvermeidlich betrachten, und die Mädchen, die nach Ablegung der Reifeprüfung auf die Hochschule verzichten, können nur von Böswilligen als gescheitert bezeichnet werden"³⁹

Diese ausdrückliche Betonung kann man als Beleg dafür ansehen, wie sehr die Gründung eines Gymnasiums für Mädchen mit dem Frauenstudium in Verbindung gebracht wurde. Somit wurde mit der Gründung des Mädchengymnasiums in Stuttgart die Zulassung von Frauen an der Universität Tübingen vorbereitet.

Gertrud Schwend meint dazu: "Unsere Mädchen müssen auf dem Gymnasium ihres eigenen Landes ein Zeugnis der Reife erlangen können, das vom Staat anerkannt wird und das ihnen Bürgerrecht auf der Universität ihres eigenen Landes gibt."⁴⁰

Damit die Mädchengymnasien überhaupt eingerichtet werden konnten, brauchte es studierte oder doch zumindest mit Hochschulreife ausgestattete Frauen. Sowohl Gertrud Schwend-Üxküll als auch ihre Nachfolgerin Leontine Hagmaier, die erste Abiturientin Württembergs,

³⁸ Gertrud von Schwend-Üxküll, Das Mädchengymnasium in Stuttgart, 1899, S. 472.

³⁹ Dies. S. 475.

⁴⁰ Zitiert nach Edith Glaser, Hindernisse, Umwege, Sackgassen, 1992, S. 28.

waren solche Vorkämpferinnen gewesen und ohne ihre eigenen Bildungswege wäre die Einrichtung von Mädchengymnasien praktisch nicht denkbar gewesen.

Gertrud Schwend-Üxküll drückt dies folgendermaßen aus: "Von oben hatte dieser Prozess der Umgestaltung [der Frauenbildung] begonnen, von der Universität. Mutige Frauen haben die Schranken, die dem Weibe in seiner Bildung gezogen waren, durchbrochen. Nachdem sie sich in harter Privatarbeit die nötige Vorbildung erworben, eroberten sie die Hochschule. Mit den Gymnasiakursen wurde dann ein weiterer notwendiger Schritt in der Reformbewegung getan insofern, als nun eine Fortbildungsanstalt für die Universität geschaffen war."⁴¹

Ohne diese Frauen, die sich ihr eigenes Studium mühsam auf Umwegen erarbeiten und erstreiten mussten, wäre es nicht zur Gymnasialbildung von Frauen gekommen. Sie sind somit Wegbereiterinnen - nicht nur für die Gymnasialbildung, sondern auch für das ordentliche Frauenstudium selbst.

Eröffnet wurde das Mädchengymnasium in Stuttgart am 17. April 1899 mit zunächst nur drei Schülerinnen: Anna Stettenheimer, Martha Vollmöller und Hedwig Dinkel.

Trotz finanzieller Probleme der sich aus Schulgeldern finanzierenden Privatschule, war der Institution ein dauerhafter Erfolg beschieden. Schon ein Jahr später im April 1900 hatte sie 32 Schülerinnen und ein weiteres Jahr später löste sich das Mädchengymnasium von der Frauen-Fortbildungsanstalt unter Leitung von Frau Bethe, der es zunächst aus finanziellen Gründen angeschlossen gewesen war. Diese Loslösung hatte ihre Ursache aber nicht nur in den konzeptionell nicht zusammenpassenden Institutionen, sondern auch im Tod der erst 34jährigen Institutsleiterin Gertrud Schwend-Üxküll Anfang 1901. Mit ihrer Nachfolge wurde die Vorsteherin des von Prieserschen Töchterinstituts, Leontine Hagmaier betraut. Die ersten Jahre des Mädchengymnasiums waren somit turbulent und schwierig. Zumal bis 1901 zwei Umzüge erfolgten: Zu Ostern 1900 von der Kronenstraße in die Alleenstraße und zu Ostern 1901 ein weiterer Umzug von der Alleenstraße in die Urbanstraße.⁴²

Dennoch konnte am 20. März 1904 die erste Promotion von Abiturientinnen des Stuttgarter Mädchengymnasiums gefeiert werden. Zu den drei Schülerinnen der ersten Abitursklasse war 1900 noch Gertrud Stockmayer hinzugekommen und alle vier bestanden das Abitur, so dass der 1. Abitursjahrgang des Mädchengymnasiums trotz der schwierigen Bedingungen ein voller Erfolg wurde.

⁴¹ Gertrud von Schwend-Üxküll, Das Mädchengymnasium in Stuttgart, 1899, S. 473.

⁴² Mascha Riepl-Schmidt, Die ersten 40 Jahre des Hölderlin-Gymnasiums, 1999, S. 21ff.

Nun hatten also vier Württembergerinnen ohne Sondergenehmigung und auf einem regulären, institutionalisierten Weg, auf dem ihnen viele weitere Frauen folgen würden, die Hochschulreife erlangt. Ein Umstand, dem es zu verdanken ist, dass im darauffolgenden Sommersemester Frauen ein ordentliches Studium an der Universität Tübingen aufnehmen konnten.⁴³

⁴³ Drei der ersten vier Abiturientinnen aus Stuttgart wurden die ersten Studentinnen an der Universität Tübingen: Anna Stettenheimer, Gertrud Stockmayer und Martha Vollmöller. Aber auch die vierte Abiturientin, Hedwig Dinkel, ist mit der Universität Tübingen verbunden, da sie 1909 nach einem Studium in München hier ihren Abschluss machte. (vgl. auch unter der Rubrik Biographie)

Literatur:

50 Jahre Mädchen-Gymnasium Stuttgart, Feier der Hölderlin-Oberschule, April 1949, Archiv des Hölderlin-Gymnasiums Stuttgart.

Mascha Riepl-Schmidt: Die ersten 40 Jahre des Hölderlin-Gymnasiums. In: 100 Jahre Hölderlin-Gymnasium-Stuttgart, Hg: Hölderlin-Gymnasium Stuttgart, Archiv des Hölderlin-Gymnasiums Stuttgart 1999, S. 21-47.

Edith Glaser: Hindernisse, Umwege, Sackgassen – Die Anfänge des Frauenstudiums in Tübingen (1904 – 1934), Weinheim 1992.

Gertrud von Schwend-Üxküll: Das Mädchengymnasium in Stuttgart. In: Zeitschrift für weibliche Bildung in Schule und Haus: Organ des Deutschen Vereins für das Höhere Mädchenschulwesen. Leipzig, 1899 / Band 27, S. 472 – 476.

Die allergnädigste Genehmigung von 1904: Zulassung von Frauen zum ordentlichen Studium in Württemberg

von Melanie Stelly

"Seine königliche Majestät haben am 16. d. M. allergnädigst zu genehmigen geruht, daß reichsangehörige weibliche Personen unter den gleichen Voraussetzungen und in der gleichen Weise, wie männliche Personen an der Universität Tübingen als ordentliche oder (:für das Studium der Zahnheilkunde und Pharmazie) als außerordentliche Studierende immatrikuliert werden."⁴⁴

Wer um den zähen Kampf der Frauen um Bildung im 19. Jahrhundert und um die Widerstände gegen das Frauenstudium an der Universität Tübingen weiß, wird als Ursache für diesen Erlass wohl kaum plötzliche Einsicht der Entscheidungsträger vermuten. Tatsächlich fiel die Zulassung zum Studium den Frauen nicht als die sprichwörtliche reife Frucht in den Schoß. Um im Bild zu bleiben: Auch wenn sie den Baum, auf dem diese Frucht wuchs, lange und mühsam gepflegt hatten, mussten sie sich doch in gemeinschaftlicher Arbeit kräftig strecken, um sie letztlich ernten zu können. Prosaischer: Der Prozess des Zulassungsverfahrens verlief alles andere als geradlinig und widerstandslos.

Bereits am 4. Januar 1904 – also zwei Monate bevor sie die Abiturprüfung ablegten – schrieben drei der vier Schülerinnen der Abiturklasse des Stuttgarter Mädchengymnasiums an den Senat der Universität Tübingen einen Brief mit der Bitte, sie zum Studium zuzulassen. Am 7. Januar schrieb das Rektoramt zurück, "dass nach den z.Z. geltenden Normen Ihre Zulassung zur Immatrikulation nicht möglich ist u. dass eine Änderung derselben nur durch das k. Ministerium der K.-Sch. [königliches Ministerium des Kirchen- und Schulwesens] verfügt werden könnte".⁴⁵

Allerdings stand unmittelbar am 4. Februar 1904 eine Senatssitzung an, in der eine Neuregelung betreffend der Zulassung von Hörerinnen verhandelt werden sollte und über deren Ausgang wollte das Rektoramt den Schülerinnen berichten, woraus deutlich wird, dass sie auf den Hörerinnenstatus verwiesen werden sollten. In der entsprechenden Senatsitzung

⁴⁴ Erlass Nr. 3157 vom 17. Mai 1904, Universitätsarchiv Tübingen 117/206.

⁴⁵ Universitätsarchiv Tübingen 117/204.

wurde denn auch lediglich über die Zulassung von Frauen als Hörerinnen beraten, ein entsprechender Beschluss gefasst und an das Ministerium geschickt. Auf die Zulassung von Frauen zum ordentlichen Studium wurde nicht eingegangen.

Der zuständige Minister von Sarwey schrieb daraufhin am 11. Februar 1904 an den Kanzler zurück, er vermisse "in dem Bericht eine Andeutung der Gründe, aus denen der akademische Senat auch jetzt noch eine Immatrikulation von weiblichen Studierenden nicht befürworten zu können glaubt, wiewohl eine solche Immatrikulation nach dem Vorgang der badischen Universitäten auch an den bayrischen Universitäten eingeführt worden ist".⁴⁶

Der Kanzler der Universität bat nach Erhalt des Minister-Briefes den in der letzten Senatssitzung zum Thema Frauenstudium referierenden Prof. von Jolly um Stellungnahme. Von Jolly schrieb dem Kanzler zurück, dass Frauen an der Universität Tübingen nur zu Vorlesungen zugelassen werden, soweit die Dozenten damit einverstanden wären. Mit dem Grundsatz, dass kein Dozent dazu gezwungen werden dürfe, Frauen in seinen Vorlesungen und Übungen zu dulden, sei eine Immatrikulation, die ja einen Zugang zu allen Vorlesungen und Übungen bedeute, unvereinbar. Eben dies schrieb der Kanzler dann an den Minister zurück.

Damit gab dieser sich zunächst zufrieden und genehmigte am 22. Februar 1904 den vom Senat gefassten Beschluss zur Zulassung von Hörerinnen an der Universität Tübingen. Drei Tage später am 25. Februar 1904 teilte das Rektoramt den Stuttgarter Schülerinnen mit, dass eine Immatrikulation nicht möglich sei, sie jedoch als Hörerinnen Zulassung zu allen Vorlesungen, deren Dozenten damit einverstanden seien, erhalten würden.

Damit gaben sich nun weder die Schülerinnen noch die Mitglieder der Stuttgarter Ortsgruppe des Vereins Frauenbildung – Frauenstudium zufrieden. Bereits am 27. Februar bat Mathilde Planck als Vorsitzende und Sofie Reis als Schriftführerin der Ortsgruppe in deutlichen Worten in einem Brief an den Senat der Universität und an das Ministerium um die Zulassung von Frauen mit Abitur. Auch sie verwiesen auf die Regelungen in den Nachbarländern Baden und Bayern und konstatierten, es werde von den Schülerinnen, aber "auch von weiten Kreisen des württembergischen Volkes schmerzlich empfunden, wenn den ersten württembergischen Abiturientinnen die Immatrikulation an der Universität des eigenen

⁴⁶ Universitätsarchiv Tübingen 119/273, Nr. 862.

Landes verweigert und sie genötigt würden, zur Vollendung ihrer Studien die Gastfreundschaft des Auslandes in Anspruch zu nehmen".⁴⁷

Die Reaktion des Akademischen Rektoramtes auf dieses Schreiben beschränkte sich darauf, abermals die derzeitigen Gepflogenheiten der Zulassung von Frauen zu Vorlesungen an der Universität zu erläutern und im übrigen darauf hinzuweisen, dass es nach dem erst eben verabschiedeten Erlass des Ministeriums vom 22. Februar 1904 auch zukünftig nicht möglich sei, Frauen zu immatrikulieren.

Das Ministerium, hinter dessen Erlass – der ja im übrigen mit der Frage der Immatrikulation von Frauen überhaupt nichts zu tun hatte, sondern nur den Hörerinnenstatus regelte – sich das Rektoramt zu verbergen versuchte, erwies sich jedoch nicht als der Fels in der Brandung, den sich die Universitätsverantwortlichen wohl erhofft hatten.

Am 7. März 1904 verlangte das Ministerium eine Stellungnahme der Universität Tübingen zur Eingabe des Vereins Frauenbildung – Frauenstudium und fragte an, ob für den Fall, dass der Senat wegen der Semesterferien keine Entscheidung fällen könne, eine gastweise Aufnahme der Abiturientinnen möglich wäre.

Am 24. März 1904 schrieb das Rektoramt zurück, dass die Frage auf der letzten Senatssitzung des Semesters am 10. März 1904 nicht mehr besprochen werden konnte. Die philosophische und die naturwissenschaftliche Fakultät aber hätten gegen eine gastweise Zulassung der Abiturientinnen nichts einzuwenden. Die Medizinische Fakultät habe sich jedoch geweigert, sich während der Semesterferien bindend zu äußern.

Die Antwort des Ministeriums am 28. März war dann schließlich deutlich genug: Es ordnete die gastweise Aufnahme der Abiturientinnen des Stuttgarter Mädchengymnasiums an – und zwar zu allen Vorlesungen und Übungen unabhängig davon, ob die jeweiligen Dozenten einverstanden seien oder nicht. Im Übrigen sei eine Entscheidung im Senat zur Immatrikulation von Frauen herbeizuführen.

Zumindest der Senatsreferent Prof. von Jolly und Kanzler Gustav von Schönberg hatten verstanden, dass es jetzt nur noch darum ging, die Form zu wahren. Zwar setzte der akademische Verwaltungsausschuss noch einen Beschluss durch, nach dem Frauen zwar immatrikuliert werden sollten, die Dozenten jedoch nicht verpflichtet wären, sie in ihren Vorlesungen zu dulden. In der Senatssitzung am 5. Mai 1904 verdeutlichte Herr von Jolly

⁴⁷ Universitätsarchiv Tübingen 117/206.

dann jedoch die Erfolgsaussichten einer weiteren Verweigerung. Er meinte, es wäre zwecklos "die Bedenken des akademischen Senats gegen die Zulassung ferner geltend zu machen. Eine Remonstration sei völlig aussichtslos, weil der Herr Staatsminister jedenfalls unter einem gewissen Druck gehandelt habe, der weiter bestehe."⁴⁸ Er sprach sich daher für eine Immatrikulation von Frauen unter den gleichen Bedingungen wie Männern aus, worin er von Kanzler von Schönberg unterstützt wurde.

Aus dem Senatsprotokoll geht hervor, dass nicht alle anwesenden Professoren diese Meinung teilen, doch letztlich wurde der Antrag mit 15 zu 5 Stimmen bei 3 Enthaltungen angenommen.

Am 17. Mai 1904 erfolgte der zu Anfang zitierte Erlass des württembergischen Königs, womit die Entscheidung rechtskräftig wurde.

Diese Übersicht über die Ereignisse, die zur Zulassung von Frauen zum Studium an der Universität Tübingen führten, macht deutlich, dass die Universität Tübingen selbst alles andere als die treibende Kraft in dieser Sache war. Das Beharrungsvermögen war vielmehr enorm und die mehrmaligen Andeutungen des Ministeriums wurden wohlweislich überhört, was mit dazu beigetragen haben mag, dass das Ministerium schließlich doch recht harsch mit dem Mittel der direkten Anordnung einer gastweisen Aufnahme der drei Abiturientinnen reagierte.

Es darf aber dennoch daran gezweifelt werden, dass das Ministerium ein originär eigenes Interesse daran hatte, das Frauenstudium durchzusetzen. Die Aussage von Jollys über den "gewissen Druck" unter dem der Staatsminister gehandelt habe, zeugt davon. Dieser Druck wird von der Stuttgarter Ortsgruppe des Vereins Frauenbildung - Frauenstudium ausgegangen sein. Nach Gertrud Stockmayer haben aber auch die langjährigen Förderinnen des Mädchengymnasiums, die Palastdame Olga von Üxküll-Güldenband und Königin Charlotte Druck auf den sich zunächst verweigernden König Wilhelm II ausgeübt.⁴⁹ Möglich ist es daher, dass der König selbst seinem Ministerium signalisiert hatte, es möge die Zulassung von Frauen zur Immatrikulation befördern.

Was nun letztlich das Ministerium dazu brachte, dies tatsächlich zu tun und wer welchen Anteil daran hatte, lässt sich aus heutiger Perspektive nicht mehr ergründen. Mit Sicherheit kann man jedoch behaupten, dass es den Befürworterinnen des Frauenstudiums gelang, sich auf effektive Weise für ihre Sache einzusetzen.

⁴⁸ Universitätsarchiv Tübingen 47/37, fol. 414.

⁴⁹ Mascha Riepl-Schmidt, Die ersten 40 Jahre des Hölderlin Gymnasiums, 1999, S. 26.

Was die Universität anbelangt, so war das Frauenstudium klar ein Ansinnen, das von außen an sie herangetragen wurde. Von den meisten Universitätsmitgliedern wurde es als reiner Störfaktor betrachtet und entsprechend wird darauf reagiert: Abwehrend und bei steigendem Druck schließlich widerstrebend nachgebend. Nachdem das Ministerium deutlich signalisiert hatte, dass es die Immatrikulation der Abiturientinnen will, verkämpften sich die Universitätsmitglieder nicht, sondern beugten sich dem Unvermeidlichen.

Grund für die Bereitschaft, das Frauenstudium an der eigenen Universität zu dulden, mag auch gewesen sein, dass der Boden hierfür bereits vorbereitet worden war. Jahrzehntlang hatten die Mitglieder der bürgerlichen Frauenbewegung eine Diskussion über die Frauenbildung mit bewundernswerter Ausdauer in Gang gehalten, während gleichzeitig einzelne Frauen sich auf vielerlei Wegen ihre Bildung erkämpften.

Hieraus resultierte 1904 eine in Württemberg günstige Situation: Erstens waren Frauen aufgrund der Vorkämpferin Maria Gräfin von Linden und der nun bereits schon routinemäßig, jedoch nicht in allzu großer Anzahl, an Vorlesungen teilnehmenden Hörerinnen an der Universität Tübingen nicht mehr gänzlich neu und unvorstellbar. Zweitens legten im März 1904 die ersten vier Schülerinnen des Mädchengymnasiums ihr Abitur erfolgreich ab, so dass nun vier Württembergerinnen ohne Sondergenehmigung und auf einem regulären, institutionalisierten Weg, auf dem ihnen viele weitere Frauen folgen würden, die Hochschulreife erlangt hatten. Und drittens war Württemberg von zwei deutschen Teilstaaten umgeben, die Frauen bereits zum ordentlichen Studium zugelassen hatten.

Die Frucht war wohl mehr als reif - und doch brauchte es noch einen kräftigen Stoß von Seiten der Frauen, um sie letztlich zu Fall zu bringen.

Literatur:

Riepl-Schmidt, Mascha, Die ersten 40 Jahre des Hölderlin-Gymnasiums. In: 100 Jahre Hölderlin-Gymnasium Stuttgart, Stuttgart 1999, S. 21-47.

Rupp, Elke, Der Beginn des Frauenstudiums an der Universität Tübingen, Tübingen 1978.

Zwischen Benachteiligung und neuen Möglichkeiten: Studierende Frauen in den Jahren bis 1933

von Melanie Stelly

Nachdem der Einführung des Frauenstudiums von der Universität derartiger Widerstand entgegen gebracht worden war, stellt sich die Frage, wie es den studierenden Frauen in den ersten Jahrzehnten an der Universität Tübingen erging. Mit welchen Rahmenbedingungen waren sie konfrontiert und wie gingen sie damit um?

Betrachtet man den Hochschulzugang, stand in Württemberg im Jahr 1904 mit dem 1899 gegründete Mädchengymnasium eine einzige Bildungseinrichtung für Mädchen 27 solcher Bildungseinrichtungen für Jungen gegenüber. Dieses Ungleichgewicht verschärft sich noch durch die Tatsache, dass es sich bei dem Mädchengymnasium um eine private Einrichtung handelte, was eine im Vergleich zu höheren Knabenschulen schlechtere Ausstattung bei gleichzeitig höherem Schulgeld zur Folge hatte. Außerdem waren die Schülerinnen bis 1922 gezwungen, ihr Abitur bei fremden Lehrern in Jungengymnasien abzulegen. Erst im Jahr 1919 kam mit dem Ausbau des Stuttgarter Königin Katharina-Stifts zur Mädchen-Oberrealschule eine weitere Bildungseinrichtung hinzu, auf der Mädchen das Abitur machen konnten.

Seit dem Jahr 1909 konnten jedoch Mädchen auch höhere Knabenschulen besuchen - allerdings nur mit Ausnahmegenehmigung. Auch hier mussten sie ein höheres Schulgeld zahlen. Ihre Zulassung konnte jederzeit widerrufen werden und erfolgte stets nachrangig der von Knaben. Beim Übergang von den höheren Mädchenschulen bzw. ab 1914 den Mädchen-Realschulen zu den höheren Knabenschulen wurden Mädchen bis 1924 trotz bestandener Aufnahmeprüfung um ein Jahr zurückgestuft und hatten somit eine um ein Jahr längere Schulzeit in Kauf zu nehmen.

Insgesamt ergab sich aus diesen Bedingungen, dass die meisten Studentinnen einen weit weniger gradlinigen Bildungsweg bis zum Abitur zu durchlaufen hatten als ihre männlichen Kollegen. Zudem erlangte der Großteil der Frauen im Gegensatz zu den Männern ihr Abitur nicht über den Besuch eines Gymnasiums, sondern über den Besuch einer Oberrealschule, was zur Folge hatte, dass sie für die Zulassung zu einer ganzen Reihe von Studienabschlüssen das Latinum nachholen mussten, was zu einer Verlängerung und Verteuerung ihres Studiums führte.

Es zeigt sich also, dass trotz der prinzipiellen Möglichkeit, das Abitur zu machen und einer langsamen Verbesserung des Schulangebots für Mädchen Frauen hinsichtlich der Erlangung der Hochschulreife bei weitem noch nicht gleichberechtigt waren.

Gleiches gilt für die Zeit nach dem Studium. Die Frauenbewegung hatte nicht für das Frauenstudium als Selbstzweck gekämpft, sondern es ging dabei vor allem um die Öffnung von akademischen Berufen für Frauen.

Hier aber war es mit dem Wegfall der Zulassungsbeschränkungen zum Studium nicht getan, denn ein Studienabschluss selbst gewährte noch keinen Anspruch auf Zulassung zu staatlichen und kirchlichen Prüfungen und auch nicht zur Promotion und Habilitation an den Universitäten. Offen standen Frauen zunächst nur die pharmazeutische und zahnärztliche Prüfung, sowie die ärztliche Vor- und Approbationsprüfung. Relativ früh kam 1906 die Dienstprüfung für das Lehramt hinzu, doch die Zulassung von Frauen zu den beiden höheren juristischen Staatsexamen erfolgte erst 1922, die zu den beiden kirchlichen Prüfungen erst 1928. Seit dem Erlass des Preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vom 21.2.1920 konnten Frauen sich an Hochschulen habilitieren und so eine wissenschaftliche Karriere anstreben.

Es waren aber natürlich nicht nur formale Schranken, die der Berufstätigkeit von Frauen im Weg standen. Viele Männer konnten sich Frauen nicht als Mitarbeiterinnen vorstellen – von Cheffinnen einmal ganz zu schweigen – und fürchteten ihre Konkurrenz um die knappen gutbezahlten Arbeitsplätze in prestigeträchtigen Berufen. Folglich stellten sie Frauen gar nicht erst ein bzw. ließen sie nicht in qualifiziertere Positionen aufsteigen. Untermauert wurde dies durch die ideologische Überhöhung der Mutterschaft und der häuslichen Versorgung einer Familie als dem "wahren Beruf" der Frau, so dass Berufstätigkeit für Frauen stets nur als Übergangslösung bis zur Verheiratung akzeptiert war oder als Notlösung für den Fall, dass eine Verehelichung ausblieb oder der Mann als Familienernährer ausfiel.

Es verwundert vor diesem Hintergrund nicht, dass Frauen in aller Regel mit der Heirat ihr Studium oder ihre Berufstätigkeit aufgaben. Eine weitere Berufstätigkeit nach der Verehelichung war im Grund nur Freiberuflerinnen möglich, also in erster Linie Ärztinnen, aber in geringem Umfang auch Apothekerinnen und Rechtsanwältinnen.

Die Aufgabe des Berufes war dabei keinesfalls nur eine freiwillige Entscheidung der Frauen. Unter dem Schlagwort "Doppelverdienerkampagne" wurde insbesondere nach dem Krieg bis nach der Inflation 1923 und ab dem Beginn der Weltwirtschaftskrise 1929 massiv gegen berufstätige Ehefrauen Stimmung gemacht mit dem Argument, Frauen nähmen familienernährenden Männern die Arbeit weg.

All dies traf nun natürlich auch Frauen, die eine wissenschaftliche Karriere an der Universität anstrebten. Die erste Habilitation in Deutschland gelang im Wintersemester 1918/19 der Medizinerin Adele Hartmann in München. Kurz darauf, im Jahr 1920, wird Margarete von Wrangell, die 1904 in Tübingen zu studieren begonnen hatte und 1909 auch hier ihre Promotion abschloss, als erste Frau in Württemberg habilitiert – allerdings nicht an der Universität Tübingen sondern von der Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim. In Tübingen wird bis 1933 keiner Frau diese Ehre zuteil und es gab auch keine hartnäckigen Versuche von Frauen in dieser Richtung, so dass die Universität Tübingen im Gegensatz zu anderen Universitäten diesbezüglich keine Debatten zu führen hatte.

Auch Professorinnen gibt es in dieser Zeit in Tübingen keine. Frauen rücken hier nur bis zum Rang der Assistentin vor und auch das nicht in beachtlicher Zahl. Lediglich in der Romanistik und der Anglistik sind zwei Assistentinnen bekannt: Dr. Luise Rebensburg und Dr. Hildegard Gauger. Letztere wird die erste Habilitandin Tübingens, allerdings erst im Jahr 1944.

Die Wertung der Berufstätigkeit von Frauen als Not- und Übergangslösung hatte natürlich Rückwirkungen auf das Frauenstudium. Das Frauenstudium wurde weit weniger ernst genommen als jenes von Männern. Im besten Fall galt es als Luxus, im schlechtesten als ungerechtfertigtes Besetzen von Studienplätzen, die eigentlich den Männern zustanden. Folglich wurden in knappen Zeiten als erstes Frauen das Studium erschwert. Sei es, weil die Universität selbst - wie nach dem ersten Weltkrieg geschehen – Zulassungsbeschränkungen für Frauen einführte oder aber weil die jeweiligen Familien dem Studium der Söhne dem der Töchter Vorrang gaben.

Wenn sie denn ein Studium beginnen konnten, lagen für Frauen die Hauptschwierigkeiten nicht im unmittelbaren Studienbetrieb, sondern in ihrer mangelhaften materiellen Ausstattung.

Obwohl die Studentinnen im Durchschnitt aus einer höheren sozialen Gesellschaftsschicht kamen als ihre Kommilitonen, waren sie finanziell von ihren Eltern meist weniger gut abgesichert, ging man doch davon aus, dass Frauen weniger Geld benötigten als Männer.

Studentinnen hatten in Tübingen zudem kaum Aussicht darauf, ein Stipendium zu erhalten. 1919 sahen von 102 Stiftungen nur drei auch Studentinnen als Bezugsberechtigte vor.⁵⁰ Hinzu kam, dass Studentinnen nicht Mitglied in Verbindungen oder den beiden Stiften werden konnten und so von deren Vergünstigungen wie freier Wohnung, Verköstigung, den Bücheretat entlastende umfangreiche Bibliotheken oder Räumlichkeiten zum Arbeiten und zur Freizeitgestaltung bei gestellter Heizung und Licht, ausgeschlossen waren. Zudem

⁵⁰ Vgl. Edith Glaser, *Hindernisse, Umwege, Sackgassen*, 1992, S. 157-163.

hatten es die Studentinnen schwerer, eine Unterkunft zu finden und wenn sie eine fanden, mussten sie oft mehr dafür bezahlen als Studenten.

Alles in allem hatten Frauen es so deutlich schwerer als ihre männlichen Kommilitonen, während des Studiums materiell über die Runden zu kommen. Dies galt noch verstärkt für die harten Nachkriegs- und Inflationsjahre.

Trotz all dieser Widrigkeiten stieg - mit gewissen Schwankungen - der Studentinnenanteil an der Universität Tübingen von 0,2 % im Sommersemester 1904 bis auf 14 % im Sommersemester 1933.

In der Kaiserzeit waren studierende Frauen an der Universität Tübingen noch eine Ausnahmeerscheinung. Der Studentinnenanteil bleibt bis 1916 bei unter 5 %. Dies änderte sich deutlich während des ersten Weltkrieges. Der prozentuale Anteil der Frauen an den Studierenden stieg ab dem Sommersemester 1916 an, bis er zwei Jahre später einen Höchststand von 11 % erreichte, um dann nach dem Krieg wieder auf knapp 7 % abzufallen. Dies klingt unbedeutender als es war, denn es erhöhten sich die absoluten Zahlen von gut 50 Studentinnen auf knapp 300 im Jahr 1916 und damit um den Faktor sechs, was bei einer Gesamtzahl von 2.650 Studierenden eben jenen 11 % entspricht. Plötzlich sechsmal so viele Studentinnen an der Universität vorzufinden, mag den ein oder anderen erschreckt haben, insbesondere wenn von den ca. 2000 Studenten die überwiegende Mehrzahl für den Kriegsdienst beurlaubt war und sich also gar nicht in Tübingen befunden hat.

Nach dem Krieg verfügte man wie in vielen Universitäten auch für Tübingen ein Zwischensemester für Kriegsteilnehmer (zwischen dem Wintersemester 1918/19 und dem darauffolgenden Sommersemester). Speziell für die Neuimmatrikulation von weiblichen Studentinnen beschloss der Große Senat der Universität Tübingen Zulassungsbeschränkungen für das Sommersemester 1919 und das Wintersemester 1919/20, die jedoch nicht übermäßig streng anmuten:

"Es sind zur Neuimmatrikulation zugelassen 1. Kriegsteilnehmerinnen gemäss dem Ministerialerlass vom 30. Dezember 1918 (...); 2. Württembergerinnen; 3. Die Studentinnen aus den vom Feind besetzten Gebieten; 4. Solche Studentinnen, die schon früher in Tübingen immatrikuliert gewesen sind; 5. Ausserdem ist es dem Rektoramt vorbehalten, in besonderen Ausnahmefällen die Genehmigung des Ministeriums zur Neuimmatrikulation von Studentinnen einzuholen".⁵¹ Diese Maßnahme bewirkte tatsächlich einen Rückgang des Studentinnenanteils um 3 Prozentpunkte, was in absoluten Zahlen jedoch lediglich 30

⁵¹ Sitzungsprotokoll vom 27. Februar 1919, Universitätsarchiv Tübingen 47 / 39, S. 312f.

Studentinnen weniger als noch im letzten Kriegesemester ausmachte. Dieser Trend setzt sich fort, wenn auch die Zahlen weder absolut noch prozentual wieder auf Vorkriegsniveau sanken; sie lagen aber auch nicht deutlich darüber.

Insgesamt lässt sich also für Tübingen sagen, dass während des Ersten Weltkrieges die Studentinnenzahlen deutlich anstiegen und danach wieder mäßig sanken. Ursache für diese Entwicklung war vermutlich, dass die Studentinnen während des Krieges die durch den Kriegsdienst der Männer freiwerdenden Studienplätze besetzten und danach wieder fern blieben. Ausschlaggebender als die formalen Zulassungsbeschränkungen dürfte hierfür die allgemeine Stimmung gewesen sein, dass nun aber wieder die Männer dran wären, und die schlechte Versorgungslage, von der studierende Frauen stärker betroffen waren als studierende Männer.

Völlig abschrecken ließen sich die Frauen davon aber nicht. Von 1920 bis 1926 schwanken die Studentinnenanteile zwischen knapp 6 % und gut 8 % und die absoluten Zahlen zwischen 150 und 230 Studentinnen. In den nächsten sechs Jahren zwischen 1927 und 1933 kommt es zu einem mehr oder weniger kontinuierlichen Anstieg auf 14 %.

Trotz der steten und deutlichen Zunahme studierender Frauen an der Universität Tübingen in den ersten dreißig Jahren des Frauenstudiums blieben die Studentinnen die gesamte Zeit des Kaiserreiches und der Weimarer Republik also eine Ausnahmeerscheinung.

Wie erging es den studierenden Frauen an der Universität Tübingen in den ersten dreißig Jahren? Machten sie Diskriminierungserfahrungen? Edith Glaser, die ihre Dissertation über das Frauenstudium an der Universität Tübingen von 1904 bis 1933 geschrieben und hierzu Gespräche mit ehemaligen Tübinger Studentinnen aus dieser Zeit geführt hat, berichtet, dass von den 57 von ihr interviewten Frauen jede die Frage, ob sie als Frau in ihrem Studium diskriminiert worden sei, ausdrücklich verneint hätte. Nichtsdestotrotz gibt es Berichte über Anfeindungen und Herablassungen und zwar auch und gerade von den von Glaser interviewten Frauen.

Von den Professoren hört man immer wieder, sie hätten Studentinnen herablassend behandelt und nicht ernst genommen, während man an sie gleichzeitig höhere Leistungsanforderungen stellte. Auch von "Schweinigeleien" wird gelegentlich berichtet.

Von Vera Vollmer, einer Stuttgarter Lehrerin, die 1907-1910 in Tübingen studiert hat und später als erste Frau Referentin im württembergischen Kultusministerium wurde, ist folgender Ausspruch überliefert: "Es wird mir immer klarer, daß wir für ... keine Menschen

sind, sondern Damen, keine Schülerinnen, nur Damen, also Geschöpfe untergeordneter Art."⁵²

Das Verhalten der Kommilitonen wird deutlich feindseliger als das der Professoren beschrieben. Aussagen wie: "(Uns wurde) die Tür vor der Nase zugeschlagen, wenn wir in den Hörsaal wollten" oder "Sie [die Studenten] haben gesagt: 'Die Studentinnen, die wollen wir nicht dabei haben'" zeugen von einem nicht gerade entspannten Verhältnis zwischen Studentinnen und Studenten. Besonders die Corpsstudenten taten sich offenbar durch derartiges Verhalten hervor.

Edith Glaser interpretiert die Tatsache, dass die ehemaligen Tübinger Studentinnen von diskriminierenden Erlebnissen berichten, diese aber nicht als Diskriminierungen werten, als psychologisch verständliche Reaktion auf die Dissonanz zwischen erwünschtem Selbstbild und Erinnertem. Diskriminierende Erfahrungen sind immer schmerzlich, beschämend und beschädigen die eigene Person. Die gemachten Erfahrungen als unbedeutende Einzelfälle und als Folge einer "schlechten Kinderstube" der Diskriminierenden zu werten, reduziert diese Beschädigung.

Hinzu kommt, dass die Frauen ihren Eltern dankbar waren, dass sie es ihnen überhaupt ermöglicht hatten zu studieren und dass sie – gerade auch mit Blick auf die Bildungsbiographien ihrer Mütter - stolz auf ihre Leistung waren. Das Frauenstudium selbst empfanden sie dabei ab den 20er Jahren als eine Selbstverständlichkeit. Mit den Errungenschaften der Weimarer Republik für Frauen sahen sie sich als gleichberechtigt an und die Ziele der Frauenbewegung als erreicht.

In der Anfangszeit des Tübinger Frauenstudiums waren viele Studentinnen noch eng mit der Frauenbewegung verbunden gewesen. Im Dezember 1904 hatte sich eine Tübinger Ortsgruppe des Vereins Frauenbildung - Frauenstudium gegründet. Dieser Verein entfaltete unter der Vorsitzenden Berta Reinhardt zwischen 1906 und 1912 eine rege Vortragstätigkeit, mit Einzelvorträgen von führenden Vertreterinnen der Frauenbewegung und jedes Semester stattfindende Vortragsreihen zu allgemeinen Themen.

1911 findet sogar die 13. Hauptversammlung des Gesamtvereins in Tübingen statt. 110 Delegierte kommen nach Tübingen und die bedeutendsten Rednerinnen waren Helene Lange und Gertrud Bäumer. Die Universität Tübingen wurde dabei in den Reden gelobt. Berta Reinhardt meinte über die Einführung des Frauenstudiums, dass es "einen wirklichen Widerstand, besonders in Sachen des Frauenstudiums, ... hier überhaupt nicht zu brechen" gab (Tübinger Chronik vom 26. Mai 1911). Hier irrte Berta Reinhardt wie gezeigt wurde, doch

⁵² Ernst und Magda Metzger, Dr. Vera Vollmer, 1953, S. 3.

die rege Vereinstätigkeit unter ihrem Vorsitz und auch ihre Person selbst mag die Akzeptanz des Frauenstudiums in Tübingen gefördert haben.⁵³

Mit dem Verein Frauenbildung - Frauenstudium eng verbunden war der 1910 gegründete Verein Tübinger Studentinnen, der in den folgenden Semestern einen großen Teil der Tübinger Studentinnen zu seinen Mitgliedern zählen durfte.

Bereits auf der Hauptversammlung des Vereins Frauenbildung – Frauenstudium im Jahr 1911 gab es jedoch von Seiten der Frauenbewegung Kritik an den damaligen Studentinnen. Die Studentin Klara Hähnle bemerkt, dass "die jetzige studierende Generation ... das [Frauenstudium] bisweilen gar nicht mehr so zu schätzen [weiß] oder ... es vielmehr als etwas selbstverständliches hin[nimmt]". Sie wirft ihren Kommilitoninnen vor, dass sie "ohne Kampf die Früchte ihrer [der Frauenbewegung] Arbeit" einheimsen, und fordert sie auf, statt dessen "in Dankbarkeit derer [zu] gedenken, die für uns und unsere Sache gearbeitet haben."⁵⁴

Ihr Appell findet wenig Gehör, denn das Interesse der studierenden Frauen an der Frauenbewegung schwindet zunehmend und auch sonst setzten sich immer weniger Studentinnen für ihre Belange aktiv ein. Die Bedeutung der Studentinnenvereinigungen gemessen an ihren Mitgliederzahlen sinkt und ihre Unterstützung bei Wahlen zum AStA ist gering. Da ist es nicht verwunderlich, dass die Mehrzahl der von Edith Glaser interviewten Frauen sich als politisch uninteressiert bezeichnet. Einzelne politisch aktive Frauen gab es dennoch und darunter auch solche, die sich für eine Verbesserung der Situation von Studentinnen einsetzten. Eine breite Bewegung war dies jedoch nicht.

In den ersten dreißig Jahren sahen sich die Studentinnen also mit einer Vielzahl von Benachteiligungen konfrontiert, aber gleichzeitig eröffnete ihnen das Studium auch neue Möglichkeiten, die sie für sich zu nutzen verstanden. Nach und nach erkämpften sie sich neue Studienabschlüsse und stießen in neue Berufsfelder vor. Und auch wenn die durch das Studium eröffneten Berufe von den meisten nur als Übergangs- und Notlösung angesehen wurden, so wurde es für die Frauen doch zunehmend selbstverständlicher zu studieren. Das Selbstbewusstsein, das sie aus dieser Selbstverständlichkeit und aus der Tatsache zogen, dass das Absolvieren eines Studiums eine Leistung jenseits der Normalbiographie von Frauen darstellte, war sicher ein Grund, warum es in dieser Zeit nicht zu einer breiteren Politisierung im Hinblick auf den Kampf gegen die Diskriminierungen von studierenden Frauen kam. Zudem prägte die herrschende Meinung, dass die wahre Berufung einer Frau in

⁵³ Edith Glaser, Hindernisse, Umwege, Sackgassen, 1992, S. 219.

⁵⁴ Ebenda.

ihrer Rolle als Hausfrau, Ehefrau und Mutter bestand, natürlich auch die Studentinnen. Es war für die meisten völlig selbstverständlich, mit einer Heirat ihr Studium bzw. ihren Beruf aufzugeben. Doch auch die andauernde Kritik am Frauenstudium in der Öffentlichkeit und vor allem die massiven Anfeindungen, die da während und nach dem ersten Weltkrieg studierenden Frauen entgegenschlug, wird es Studentinnen erschwert haben, sich für ihre Rechte aktiv einzusetzen. Unter diesen Bedingungen als Frau ein Studium zu absolvieren erforderte schon genug Kampfgeist und Durchsetzungsvermögen.

Literatur:

Glaser, Edith: Hindernisse, Umwege, Sackgassen – Die Anfänge des Frauenstudiums in Tübingen (1904 – 1934), Weinheim 1992.

Fellmeth, Ulrich von (Hrsg.): Margarete von Wrangell und andere Pionierinnen. Die ersten Frauen an den Hochschulen in Baden und Württemberg. Begleitbuch zur Ausstellung, St. Katharinen 1998.

Metzger, Ernst und Magda: Dr. Vera Vollmer. In: Mitteilungsblatt der Lehrerinnen-Vereinigung Baden-Württemberg, 3/4 (1953), S. 1-7.

Scherb, Ute: Ich stehe in der Sonne und fühle, wie meine Flügel wachsen – Studentinnen und Wissenschaftlerinnen an der Freiburger Universität von 1900 bis in die Gegenwart, Königstein/Taunus 2002.

Studentinnen im Nationalsozialismus an der Universität Tübingen

von Sonja Neubauer

Schon in den letzten Jahren der Weimarer Republik herrschte in Deutschland, und so auch in Tübingen, eine zunehmend konservative Stimmung. Die allgemeine Meinung zum Thema „arbeitende Frauen“ wurde in den Jahren nach der Weltwirtschaftskrise immer repressiver: Frauen nehmen Familienvätern die Arbeit weg und haben somit zurückzutreten. Dieser Druck übertrug sich auch auf die studierenden Frauen, die in zunehmend überfüllten Seminaren auf Kommilitonen trafen, die sich vor der Arbeitslosigkeit an die Universität gerettet hatten. Die Nationalsozialisten konnten für ihre traditionellen Rollenbilder für Mann und Frau also mit günstigen Bedingungen rechnen. Wie würde sich die Stimmung gegenüber studierenden Frauen aufgrund dieser Vorzeichen entwickeln? Was für Maßnahmen würden die Nationalsozialisten einleiten?

Zunächst keine, die Frauen explizit betrafen.

Als die Nationalsozialisten 1933 die Macht in Deutschland übernahmen, galten ihre ersten Regulierungsmaßnahmen an den Hochschulen den Nichtariern. So sollte das „Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen“, das im April 1933 erlassen wurde und mit seiner Verkündung sofort in Kraft trat, dafür sorgen, dass die Zahl derer, die *„nicht arischer Abstammung sind, unter der Gesamtheit der Besucher jeder Schule und jeder Fakultät den Anteil der Nichtarier an der reichsdeutschen Bevölkerung nicht übersteigt“* (Reichsgesetzblatt Nr.43, 1933). Doch schon im Dezember des gleichen Jahres folgte ein ergänzender Erlass zu diesem Gesetz, der nicht nur die Masse der neu zu immatrikulierenden Studenten ab dem SS 1934 insgesamt regulierte (auf 15 000 reichsweit - eine willkürliche Zahl), sondern der auch den Anteil der Frauen darunter streng fest schrieb (auf 10% von den 15 000). Die Regulierung des Ansturms auf die Universitäten – der Ausdruck der Massenarbeitslosigkeit in der Weimarer Republik gewesen war – war symbolisch für eine neu anbrechende Zeit, in der Arbeitslosigkeit keinen Platz mehr haben sollte. Ungleich mehr schien es logische Konsequenz, dass in der zu regulierenden Masse die Frauen für die Männer zurückzutreten hatten, um ihre Studien- und Arbeitsplätze für sie frei zu machen. Sicherlich bedurfte es keiner weiteren Erklärung dieser Maßnahmen, zumal sie optimal in die politischen Grundsätze der Nationalsozialisten hineinpassten. Schließlich wollte man die Frau als deutsche Mutter sehen - die Argumente gegen das Frauenstudium waren schlicht, altbewährt und leicht zur Hand.

Auch wenn die Regulierung der Studentenzahl insgesamt, sowie der Frauenquotierung bereits im Februar 1935 wieder aufgehoben wurde, darf man davon ausgehen, dass für die Studentinnen an den nationalsozialistisch gleichgeschalteten Universitäten ein zunehmend schärferer Wind wehte. Viele kleine Regelungen, die es den Studentinnen schwerer machten als ihren Kommilitonen, werden dafür ebenso gesorgt haben, wie eine im Zuge der Gleichschaltung sicherlich ansteigende frauenfeindliche Stimmung unter den Kommilitonen und Dozenten.

In den ersten Jahren nach der Machtergreifung wurden die Studenten mit einer zunehmenden Zahl von Pflichten konfrontiert. Ob der sechsmonatige Arbeitsdienst (seit Sommersemester 1934 Immatrikulationsvoraussetzung), die Sportpflichtstunden und der Frauendienst (Lehrgänge über Luftschutz, Erste Hilfe und Nachrichtenwesen), beides schon seit 1933 Pflicht, die Frauen per se mehr belasteten als ihre Kommilitonen, kann nicht abschließend beantwortet werden. Ein Unterschied ist aber wohl im Arbeitsdienst festzumachen. Während er für die Männer dem nationalsozialistischen Selbstverständnis entsprach, wird er für die Frauen eher eine lästige Pflicht bedeutet haben, die für ein Selbstverständnis der Frau als Akademikerin kaum hilfreich sein konnte. Und das war wohl durchaus im Sinne der Erfinder. So bezeichnete Reichsarbeitsführer Konstantin Hierl den Arbeitsdienst einmal als „*Hochschule nationalsozialistischer Erziehung*“, welche „*die Frau zu einer [...] ihr artgemäßen Lebensauffassung*“ bringe. Zudem war es seit 1936 nur für die Studentinnen Pflicht, ihr Pflichtenheft mit den Nachweisen über die Sport- und Frauenarbeitsstunden vor dem 6. Semester vorzulegen, um weiterstudieren zu dürfen. Zwar besaßen die Männer auch Pflichtenhefte, für sie wurde ein Nachweis ihrer abgeleiteten Pflichten aber niemals Voraussetzung für das Beenden des Studiums.

Aber auch in anderen Bereichen lassen sich Einschränkungen festmachen, die es den Frauen ungleich schwerer machten als ihren Kommilitonen.

So ließen zum Beispiel die Maßnahmen der Nationalsozialisten gegen berufstätige Akademikerinnen ein Studium für Frauen nicht wirklich sehr aussichtsreich erscheinen. Insbesondere Juristinnen, aber auch Theologinnen, Lehrerinnen und Medizinerinnen wurden mit unterschiedlichen Regulierungen für die Berufsausübung Steine in den Weg gelegt. Auch die Finanzierung des Studiums war für Frauen schwerer zu organisieren. Auf der einen Seite blieb die gängige Praxis, die Ausbildung des Sohnes der der Tochter vorzuziehen, bestehen; auf der anderen Seite wurden Stipendien nach den im Dezember 1933 herausgegebenen Fördergrundsätzen nur noch an Studentinnen vergeben, die sich in der Ausbildung zu so genannten "fraulichen" Berufen befanden, d.h. den Beruf der Ärztin oder Lehrerin anstrebten - Technikerinnen, Juristinnen und Theologinnen wurde die Aufnahme

versagt. Zudem sollten höchstens 4-5% der gesamten Stipendien an Frauen gehen und die Abiturientinnen mussten von der Schule, der Arbeitsleiterin im Arbeitsdienst oder einer Dienststelle der NSDAP für ein Stipendium vorgeschlagen werden. Insbesondere letzteres war weniger wahrscheinlich, da die Frauen in der Regel nicht so intensive politische Verbindungen hatten wie die männlichen Studierenden. Waren sie politisch offensiv engagiert, konnte ihnen das auch durchaus negativ ausgelegt werden. Schließlich wurde von den Frauen in erster Linie passiver politischer Einsatz, insbesondere im sozialen Bereich (beispielsweise in Kindergärten und beim Spendensammeln für das Winterhilfswerk) erwartet. Reichsstudentenführer Baldur von Schirach hatte schon 1930 verfügt, dass ab dem WS 1930/31 keine Studentinnen mehr für Hochschulgremien kandidieren dürften. Um die Studentinnen dennoch zu organisieren, ließ er die *Arbeitsgemeinschaft Nationalsozialistischer Studentinnen* (ANSt) ins Leben rufen. Sie war eine Untergruppe des *Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund* (NSDStB) und durfte keine eigenen Entscheidungen treffen.

In Tübingen war die Gründung der ANSt bereits im Januar 1932 erfolgt. Mit Gleichschaltung der Universität und ihrer Strukturen wurden alle neu immatrikulierten Studenten automatisch Mitglieder des NSDStB, die Frauen der ANSt.

Die Passivität der ANSt betonte die Tübinger ANSt-Führerin Erika Kunst im Juni 1938 in einer Sondernummer des Mitteilungsblatts des Tübinger Studentenführers: *„Wir wollen an dem augenblicklichen politischen Geschehen teilnehmen, weniger, um aktiv daran mitzuwirken, als um ein richtiges Verständnis dafür zu bekommen. Dieses wirkt sich dann in der Haltung und im Handeln der Einzelnen aus. Denn „politisch“ leben nicht nur die Menschen, die aktiv Entscheidungen für das Volk herbeiführen. Das ist fast ausschließlich Aufgabe der Männer.“* Sie aber wollten trotzdem *„wach sein für das Glauben, Fühlen und Erkennen unserer Zeit“*. Eine politische Aufgabe sahen die Mitglieder der ANSt z.B. darin, Volkslieder, Volksmärchen und Laienspiele *„dem Volke zurückzubringen“*. So beschränkten sich ihre politischen Zusammenkünfte auch darauf, einmal in der Woche in Tübingen zu einem Schulungsabend zu laden, um Vorträge zu hören, zu diskutieren, zu singen und vorzulesen, sowie einmal in der Woche im Studentinnentagesheim in der Kaiserstraße gemeinsam zu Mittag zu essen. Trotz der Versuche, die Studentinnen in die politische Arbeit der ANSt einzubeziehen, wurde von den Führerinnen häufig die mangelnde Resonanz unter den Studentinnen beklagt: *„Es waren und sind Schwierigkeiten vorhanden, wenn man dran gehen will, Frauen zu organisieren.“*

Und so, wie es den Nationalsozialisten scheinbar schlecht gelang, die Studentinnen, die sie passiv wählten, aktiv für ihre Sache zu gewinnen, scheiterten sie auch daran, sie von der Hochschule zu vertreiben. Nachdem schon 1935 der Arbeitskräftemangel und

Akademikermangel aufgrund der veränderten Wirtschaftssituation (aufstrebende Kriegswirtschaft) vorhergesagt worden war, wurde er 1937 deutlich spürbar - und plötzlich wurden studierte Frauen unentbehrlich.

Im Zuge dessen wurden 1938 die Hochschulen für "Begabte ohne Reifezeugnis" geöffnet. Der Reichsinnenminister verfügte 1939, dass der sechsmonatige Arbeitsdienst auch studienbegleitet absolviert werden konnte; gleichzeitig wurde es aber für alle Studentinnen Pflicht, in der vorlesungsfreien Zeit Fabrik- oder Landdienst abzuleisten. Man fing an, die Frauen zum Studium zu ermutigen, spätestens nach Beginn des Krieges sie gar massiv an die Universitäten, auch in „frauenuntypische“ Fächer, zu werben. Nachdem zu Kriegsbeginn die Studentenzahlen insgesamt zunächst zusammengebrochen waren, stiegen die Zahl immatrikulierter Studenten, und parallel dazu auch der Frauenanteil, in den nächsten Jahren wieder stetig. Mit 1616 Studentinnen (53,6%) erreichten im Sommersemester 1944 der Studentinnenanteil und die Studentinnenzahl in Tübingen den Höhepunkt. Wahrscheinlich sah die Wirklichkeit an der Universität noch ganz anders aus, da einige der Männer zwar immatrikuliert, aber zum Kriegsdienst beurlaubt waren. Als 1944 auch die Studentinnen zum Kriegsdienst eingezogen wurden, fiel ihr Anteil wiederum überproportional (auf 37,4%) zur Gesamtstudentenzahl. Nach dem Krieg sollten sie erneut das Nachsehen haben, weil sie, obgleich auch sie durch Kriegsdienste viel Zeit beim Studieren verloren hatten, den Männern wiederum den Vortritt lassen mussten.

Obwohl die Maßnahmen der Nationalsozialisten an der Hochschule zunächst ein frauenfeindliches Klima schufen, welches durch die Propaganda eines traditionellen Frauenbildes unterstützt wurde, gelang es ihnen nicht, die Frauen ganz von der Universität zu vertreiben. Mehr noch waren sie gezwungen, in Zeiten des Akademikermangels und des Krieges verstärkt auf Frauen zurückzugreifen, ja sie gezielt anzuwerben. Und obwohl die Frauen den Männern nach dem Zweiten Weltkrieg wieder Platz machen mussten, fiel ihre Quote erneut nicht unter das Vorkriegsniveau zurück. Letztendlich wurde der Trend des seit 1904 stetig steigenden Frauenanteils also trotz der nationalsozialistischen Ära weitergeführt.

Stimmen ehemaliger Studentinnen in Tübingen. Die Interviews können auf der Homepage unter der Rubrik Zeitzeuginnen nachgelesen werden.

Zum Arbeitsdienst:

„Vorher hatte ich noch Arbeitsdienst, (...) ich war eine der Wenigen, die regelmäßig sonntags, wenn die anderen frei hatten, zur Messe gegangen ist. Das schmeckte der Führerin überhaupt nicht. Jedenfalls habe ich trotzdem eine gute Beurteilung bekommen, weil sie sich offensichtlich sagte, ich habe mir nichts zu schulden kommen lassen und kameradschaftlich war ich auch (...). (Cilly Aust)

Studenten an der Universität im Krieg

„Wie viele Studenten gab es? Natürlich, der Hörsaal war leer. Dort saß einer, dort saß einer, dort saß einer. Und wie viel Mädchen und wie viel Männer weiß ich nicht mehr. Ich weiß bloß, an Männern waren da die Verwundeten.“ (Cilly Aust)

„Wir waren im ersten Semester (1942) etwa 80 junge Frauen und nur etwa 40 bis 50 Medizinstudenten, infolge der Kriegsverhältnisse. Man benötigte uns Frauen im Krieg!“ (Irmgard Bischof)

Ausbildung von Töchtern:

„Im Jahre 1933 herrschte in Deutschland eine tiefe Depression. Es galt die Regel in den Familien: Wenn eines der Kinder studieren darf, dann der Sohn. Die Mädchen müssen Geld verdienen zum Unterhalt der Familie. (...) Zwar war mein Vater über meinen Entschluss erstaunt, aber einverstanden. Mein Studium bedeutete eine finanzielle Belastung. Meine Mutter hätte mich lieber als verheiratete Frau gesehen. (...) Mein Vater stellte zu meinen Plänen nur eine Bedingung: Ich müsse das Studium beenden. Ich fand das selbstverständlich. Ich ahnte noch nicht, wie weise mein Vater war.“ (Ilse Kirn)

Das Studentinnenheim:

„Es gab (...) ein Studentinnenheim. Das war eine mittelgroße Wohnung in der Nähe der Anatomie. Sie wurde von einer älteren Dame, Fräulein Schieler, liebevoll betreut. Dort konnte man einmal in einem warmen Zimmer zwischendurch unterschlupfen. Es gab dort einen preiswerten Reisbrei, wenn man am Monatsende kein Geld mehr hatte. Aber ein richtiger Treffpunkt, von Bedeutung wurde die kleinbürgerliche Unterkunft nie.“ (Ilse Kirn)

Zum Frauenbild und Frauenstudium:

„Unsere Zeit stellt 3 Forderungen an die Studentin: 1. Ihre wissenschaftliche Leistung muss der des Mannes gleichwertig sein, damit das Niveau der Hochschule nicht gefährdet wird. Im studentischen Reichsberufswettkampf hat die Frau schon in der verschiedensten Weise ihre Gleichwertigkeit gezeigt. 2. Ihre politische Einstellung, die sie schon durch die Erziehung im BDM erhalten hat, beweist sie als Studentin durch ihren Einsatz im Land- und Fabrikdienst und durch ihre Mithilfe im NSV. 3. Daneben darf die Studentin nicht die der Frau durch ihre Natur zugewiesene kulturelle Aufgabe vernachlässigen: Diese Gefahr besteht in den Jahren ihres Studiums in denen sie geistig das gleiche Betätigungsfeld hat wie der Mann. Später im Beruf scheiden sich die Aufgaben von Mann und Frau von selbst.“

Roswitha von Möller, Leiterin des Amtes Studentinnen Universität Tübingen, Sondernummer 3 des Mitteilungsblatts und Anordnungen des Studentenführers, 29.6.-2.7.1939.

Literatur:

Adam, Uwe Dietrich: Hochschule und Nationalsozialismus – Die Universität Tübingen im Dritten Reich, Tübingen 1977.

Grüttner, Michael: Studenten im Dritten Reich, Paderborn 1995.

Nationalsozialistischer deutscher Studentenbund, Hochschulgruppe Tübingen: 1933-1940 vgl. <http://www.uni-tuebingen.de/UAT/prov/datei280.htm>.

Manns, Haide: Frauen für den Nationalsozialismus – Nationalsozialistische Studentinnen und Akademikerinnen in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Opladen 1997.

Mertens, Lothar: Vernachlässigte Töchter der Alma Mater - ein sozialhistorischer und bildungssoziologischer Beitrag zur strukturellen Entwicklung des Frauenstudiums in Deutschland seit der Jahrhundertwende, Berlin 1991.

Setzler, Wilfried: Die Tübinger Studentenfrequenz im Dritten Reich; In: Uwe Dietrich Adam: Hochschule und Nationalsozialismus – Die Universität Tübingen im Dritten Reich, Tübingen 1977.

Steffen-Korflür, Brigitte: Studentinnen im "Dritten Reich - Bedingungen des Frauenstudiums unter der Herrschaft des Nationalsozialismus, Mikrofiche-Ausgabe, Bielefeld 1991.

Universitätsarchiv: 117/1358, 117/1144, 320/4, 117/1358.

Mitteilungsblatt und Anordnungen des Studentenführers - Universität Tübingen, Tübingen
Erscheinungsverlauf: Nr. 1.1937 - 18.1940[?].

Reichsgesetzblatt, 1933 Teil I, S. 225 (26. April 1933), 1935 Teil I, S. 769 (27. Juni 1935) und 1941 Teil I, S. 463 (1. August 1941), Berlin.

Mit beschränkter Aufenthaltsberechtigung

Frauen an der Universität Tübingen in der Nachkriegszeit

von Melanie Stelly und Corinna Schneider

Nach dem Krieg öffnete die Universität Tübingen als eine der wenigen unzerstörten Universitäten in Deutschland bereits zum Wintersemester 1945/46 ihre Pforten wieder für die Studierenden - allerdings nicht für alle gleichermaßen. Die Professoren waren sich - wie schon 1918 - einig, dass nun die Frauen für die kriegsheimkehrenden Männer zurückzustehen hatten.

So heißt es im Protokoll der Sitzung des Großen Senats am 23. Juni 1945: „Wichtig sei besonders die Frage, wer zu diesem Semester zugelassen werden solle. Die Kriegsteilnehmer hätten große Lücken in ihrer Vorbildung. Er empfehle aber nicht, sie durch eine Aufnahmeprüfung zu sieben, sondern neben ihrem Studium zu versuchen, die Lücke mit Hilfe von höheren Lehrern auszufüllen und erst nach 2 Semestern eine Prüfung mit ihnen zu veranstalten. Dagegen müsste das Frauenstudium gedrosselt werden, da sonst der Andrang zu groß würde. Wer nicht 2 Jahre durch den Krieg verloren habe, sollte nicht aufgenommen werden.“⁵⁵

Auf der Sitzung des Kleinen Senats am 3. Juli 1945 wird dies bekräftigt und gleichzeitig präzisiert: „Im Senat herrscht die Meinung vor, dass alle Kriegsteilnehmer zugelassen werden sollen, nur die Zulassung der Frauen soll eingeschränkt werden, doch sollen diejenigen, die schon im 5. Semester stehen oder mindestens 2 Jahre durch den Krieg verloren haben, aufgenommen werden.“⁵⁶

Deutlicher hätten die Professoren ihre Geringschätzung gegenüber studierenden Frauen nicht ausdrücken können, als dass sie mit großer Selbstverständlichkeit die Frauen von der Universität zu verweisen gedachten, zugunsten von Männern, die nicht einmal über die notwendige Vorbildung verfügten.

Die französische Besatzungsmacht untersagte zusätzlich grundsätzlich die Zulassung von Studienplatzbewerbern, die sich in bestimmten Führungspositionen der NSDAP und ihrer Gliederungen exponiert hatten.

⁵⁵ Universitätsarchiv Tübingen 47a/3.

⁵⁶ Universitätsarchiv Tübingen 47/41.

Zugelassen wurde also nur, wer aufgrund des Krieges mindestens zwei Jahre Studienzeit verloren hatte. Kriegsteilnehmer und Kriegsversehrte wurden bevorzugt und zum Sommersemester 1946 wurden Frauen gar nicht neu zum Studium zugelassen.

Im Sommersemester 1946 wollte die Universitätsleitung nicht nur die Anzahl der Studienanfänger beschränken, sondern die Zulassung ausschließlich auf männliche Württemberger der Kriegsversehrtenstufe II bis IV oder solche, die im Besitz eines vor 1943 erworbenen Reifezeugnis waren, einschränken. Hier griff die französische Besatzungsmacht ein und unterband ausdrücklich die Bevorzugung einer bestimmten Personengruppe, also der Landeskinder und der Kriegsversehrten. Gegen die systematische Zurückweisung von Studienbewerberinnen, die im Sommersemester 1946 wohl praktiziert wurde, ging schließlich der französische Hochschuloffizier Cheval vor. In einem Schreiben vom 20. Juli 1946 an Rektor Schneider monierte Cheval diese Praxis mit dem Argument, dass sie zu sehr an nationalsozialistische Ideen erinnere und erreichte, dass vom Wintersemester 1946/47 an Frauen bei der Zulassung zum Studium nicht mehr generell zurückgestellt wurden.⁵⁷

Studentinnen waren jedoch auch bei den scheinbar geschlechtsneutralen Regelungen benachteiligt. So hatten sie zwar lange Arbeitsdienste abzuleisten gehabt, jedoch summierten sich diese in der Dauer nur in wenigen Fällen auf volle zwei Jahre.

Darüber hinaus wurde das von den Nationalsozialisten eingeführte hauswirtschaftliche Abitur seit dem Erlass des württembergischen Kultministeriums vom 15. Oktober 1945 nicht länger als für die Hochschulzulassung ausreichend gewertet, was die entsprechenden Schulabgängerinnen dazu zwang, ein weiteres Jahr Schulzeit auf sich zu nehmen, wenn sie denn studieren wollten – die Zustimmung und Finanzierung eines Studiums durch die Eltern mag dieses zusätzliche Jahr nicht unbedingt begünstigt haben.

Doch auch Studentinnen, die einen Studienplatz erhielten, hatten es nicht leicht, wie folgendes Zitat verdeutlicht:

"Ich hab ja 1947 das wissenschaftliche Abitur gemacht, wissenschaftliche Ergänzungsprüfung und dann hat's geheißen: So jetzt auf nach Tübingen! Und in Tübingen hat es geheißen: Frauen nein. (...)

⁵⁷ UAT 117/1311, Cheval an den Rektor, 20.7.1946. Zauner, Stefan (1999): Die Universität Tübingen 1945 bis 1949. Aspekte der französischen Hochschulpolitik im besetzten Nachkriegsdeutschland. In: Bausteine zur Universitätsgeschichte 9 (1999) S. 101-143, hier 120-122.

Nun hatte mein Vater einen Bundesbruder, der zu dieser Zeit Rektor in Tübingen war und der hat gesagt: 'Wie ist denn das Abiturzeugnis deiner Tochter?' Das war damals mit einer Zwei ein gutes Zeugnis. Dann hat er gesagt: 'Ja, das kriege ich schon fertig.' So konnte ich das Studium im September 1947 aufnehmen. Das Semester ging bis Weihnachten 1947. Das hat man absichtlich etwas vorgezogen, damit man nicht ganz in den Winter reinkommt. Da fing man schon im September an, da ist es nicht so kalt.

Und da bin ich also los. Mein Vater sagte dann zu mir: 'Da holst du jetzt ein paar Blumen, gehst zum Professor Erbe und bedankst dich.' Professor Erbe sagte dann zu mir: 'Ja, ja, jetzt brauchen wir nur noch einen Laborplatz. Ich werde mit dem Leiter vom Chemischen Institut sprechen.' Er hat's probiert. Und ein Onkel von mir, der geschäftlich in der Chemiebranche tätig war, hat einen Chemiker in seiner Firma gehabt, der mit dem Professor Wittig befreundet war. Und der hat's auch nicht fertig gebracht.

Und dann hat mein Vater gesagt: "Dann gehst du zu deinem Professor hin. Ich bin auch 'immer zu meinem Professor hin.' Also, ich ging auch zum Professor Wittig wegen eines Laborplatzes. Ja und der Professor Wittig sagte mir dann: 'Ach, wissen Sie, Fräulein, solange wir Männer haben, brauche ich keine Frau. Und zuerst kommen natürlich die Kriegsheimkehrer.'

Und so fing ich an im Jahr 1947 und den Laborplatz, nur das Labor ist für den Studienplatz ausschlaggebend, habe ich im Jahr 1950 bekommen. Ich habe praktisch fünf Semester umsonst studiert."

Ob es nun diese Maßnahmen waren, die Frauen von der Universität Tübingen fern hielten oder andere Faktoren, Fakt ist, dass der Anteil der Studentinnen nach dem Krieg drastisch sank. Bereits im letzten Kriegsemester war er aufgrund der allgemeinen Mobilmachung von gut 50 % auf 37 % gesunken, nach dem Krieg sank er schnell auf fast 20 % ab. Die Zahlen blieben lange auf diesem niedrigen Niveau und stiegen erst Ende der 50er Jahre wieder langsam an.

Trotz dieser offensichtlich erfolgreichen Politik gegen das Frauenstudium nach dem zweiten Weltkrieg sank der Studentinnenanteil – wie nach dem ersten Weltkrieg - nicht wieder auf das Vorkriegsniveau von gut 10 % ab. Der allgemein steigende Trend der Studentinnenanteile über die ersten 100 Jahre des Frauenstudiums wird also auch durch die Beschränkung des Frauenstudiums nach den Kriegen nicht wirklich gebrochen. Studieren wird für Frauen in der unmittelbaren Nachkriegszeit noch einmal ein bisschen selbstverständlicher.

Diese Selbstverständlichkeit erstreckt sich jedoch nur auf das Studium und die Promotion. Als Wissenschaftlerinnen sind die Frauen an der Universität nach wie vor nicht willkommen. Zwar erreichten in der Nachkriegszeit die ersten Frauen an der Universität Tübingen die Habilitation und wurden sogar Professorinnen, jedoch war Tübingen im Vergleich zu anderen Universitäten damit spät dran. Zur Erinnerung: Bereits 1920 fiel das Habilitationsverbot für Frauen in Deutschland und bereits 1923 wurde Margarete von Wrangel, die 1904 als Gasthörerin in Tübingen studierte, erste Ordinaria in Deutschland an der Universität Hohenheim.

Die erste Habilitation einer Frau an der Universität Tübingen gelang der Anglistin Hildegard Gauger im Jahr 1944 mit der Arbeit "Die politische Redekunst Englands". Hildegard Gauger hatte von 1918 bis 1922 in Tübingen und Berlin studiert und ihr Studium 1922 sowohl mit einer Promotion, als auch mit der ersten Dienstprüfung für das Höhere Lehramt abgeschlossen. Nach dem Referendariat 1923 und der zweiten Dienstprüfung 1923 wurde sie Assistentin am Englischen Seminar und war damit neben Luise Rebenburg die erste Frau in einer solchen Position.

1947 erhält Hildegard Gauger einen Ruf auf eine Vertretung eines Ordinariats in Rostock. Sie wendet sich daraufhin an den kleinen Senat der Universität Tübingen und bietet an, den Ruf abzulehnen, wenn sie stattdessen ein Extraordinariat angeboten bekäme. Doch: „Die philosophische Fakultät vermöge“ – laut berichtendem Prorektor in der Sitzung des kleinen Senats am 1. April 1947 – „jedoch einen so weit gehenden Antrag nicht zu stellen, sondern greife auf ihren Vorschlag zurück, die Dozentin Gauger zum außerplanmäßigen Professor zu ernennen.“⁵⁸ Die Mitglieder des kleinen Senats schließen sich diesem Antrag an und Hildegard Gauger nimmt das Angebot an. Damit ist sie nach der ersten Habilitandin der Universität Tübingen auch deren erste Professorin – allerdings eben nur eine außerplanmäßige.

Erst im Jahr 1950 erhält Prof. Dr. Hildegard Gauger das gewünschte Extraordinariat, allerdings auf Veranlassung des Kultusministeriums. Hildegard Gauger lehrt noch weitere sechs Jahre an der Universität Tübingen, bis sie 1956 emeritiert wird.

Außer Hildegard Gauger habilitieren sich bis Ende der 50er Jahre noch drei weitere Frauen in Tübingen. Den Anfang macht die Biologin Sophie Ehrhardt im Jahr 1950. Zwei Jahre später, 1952, wurde die Orientalistin Maria Höfner von Wien, wo sie sich 1944 habilitiert hatte, nach Tübingen umhabilitiert. Im Jahr 1953 habilitierte sich die Medizinerin Henriette Gärtner in Tübingen.

⁵⁸ Universitätsarchiv Tübingen 47a/3.

Keiner dieser Frauen gelang es jedoch in Tübingen einen ordentlichen Lehrstuhl zu erreichen. Bis eine Frau Ordinaria in Tübingen wurde, mussten noch einmal fast 20 Jahre vergehen.⁵⁹ Erst 1970 wurde Elfriede Aulhorn (1923-1991), die sich 1961 in Tübingen habilitiert hatte, die erste Ordinaria für Augenheilkunde in Deutschland und gleichzeitig die erste Ordinaria an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen.⁶⁰

Die 1930 in München promovierte Anthropologin Sophie Ehrhardt war 1935 - 1938 Assistentin an der Berliner Universität bei dem bekannten Rassenkundler Hans F. K. Günther („Rassen-Günther“). 1938-1942 arbeitete sie für die „Rassenhygienische und Bevölkerungsbiologische Forschungsstelle“ in Berlin, die von dem führenden „Zigeunerforscher“ Robert Ritter (1933 - 1936 Oberarzt an der Tübinger Nervenlinik) geleitet wurde.

Von 1942 - 1945 arbeitete Frau Ehrhardt am Tübinger „Rassenbiologischen Institut“ bei Wilhelm Gieseler. Nach ihrer Habilitation 1950 war sie in Tübingen Universitätsdozentin und ab 1957 bis zu ihrer Emeritierung 1968 außerplanmäßige Professorin für Anthropologie.

Sophie Ehrhardt ließ nach 1945 die „Zigeunerakten“ nach Tübingen transportieren, um dort mit den Materialien „weiterzuforschen“. Noch 1966 förderte die DFG vier Jahre lang ihr Forschungsprojekt „Populations-genetische Untersuchungen an Zigeunern“. Nach längeren Recherchen entdeckte der „Verband Deutscher Sinti“ 1981 die „Zigeunerakten“ im Keller der Neuen Aula der Tübinger Universität und erwirkte durch eine Besetzungsaktion die Übergabe der Materialien ans Bundesarchiv. Der Verband stellte Strafanzeige gegen Sophie Ehrhardt wegen „Beihilfe zum Mord“. Zu einem Gerichtsverfahren kam es aber nicht, da es die Staatsanwaltschaft nicht als erwiesen ansah, dass ihre „wissenschaftliche“ Tätigkeit tatsächlich mit dem Mord an so vielen „Zigeunern“ in Verbindung stand.⁶¹

Maria Höfner kam noch im letzten Kriegsjahr 1944 nach Tübingen, um hier ihre wissenschaftliche Arbeit fortzusetzen. Im Jahr 1900 in Linz an der Donau geboren, studierte sie in Graz zunächst Mathematik und Physik und später Semitische Philologie und Alte Geschichte. 1932 schloss sie ihr Studium mit der Promotion ab und arbeitete von da an am Orientalischen Institut in Graz über altsüdarabische Inschriften bis zu ihrer Habilitation

⁵⁹ Recherche aus Elisabeth Boedeker, Maria Meyer-Plath: 50 Jahre Habilitation von Frauen in Deutschland, Eine Dokumentation über den Zeitraum von 1920-1970, Göttingen 1974.

⁶⁰ H. Harms: Zum 10. Todestag von Elfriede Aulhorn. Ein bewegtes Leben, reich an beglückender Arbeit, aber auch belastet mit unsäglichem Leid. In: Zeitschrift für praktische Augenheilkunde 22 (2001), 391-393.

⁶¹ Vgl. Artikel "Sophie Ehrhardt" von Bernd Grün unter der Rubrik Biographien.

"Semitische Philologie mit besonderer Berücksichtigung des Altsüdarabischen und der äthiopischen Sprachen" 1939 an der Universität Wien. 1940 wurde sie Dozentin in Wien. Seit 1944 war sie beurlaubt und forschte und lehrte in Tübingen. 1952 erfolgte die Umhabilitation nach Tübingen und zwei Jahre später die Ernennung zur außerplanmäßigen Professorin. 1960 wurde sie schließlich wissenschaftliche Rätin in Tübingen. Die letzte Karriereprose, einen ordentlichen Lehrstuhl, erreichte sie dann nicht in Tübingen sondern in Graz. Dort wurde sie 1964 zur ordentlichen Professorin für das Fach Orientkunde ernannt und blieb es dort bis zu ihrer Emeritierung 1971.⁶²

Auch die letzte der drei in Tübingen habilitierten Frauen erreichte den Rang einer Professorin nicht in Tübingen. Henriette Gärtner, geboren 1916, hatte in Göttingen und Freiburg Medizin studiert und ihr Studium 1944 mit einer Promotion im Fach Gynäkologie abgeschlossen. Mit ihrem Doktorvater Werner Bickenbach wechselte sie 1945 nach Münster und 1950 nach Tübingen, wo sie sich 1953 mit der Schrift "Die biologische Wirksamkeit schneller Elektronen und ultraharter Röntgenstrahlen einer 15 MeV-Elektronenschleuder im Vergleich zu Röntgenstrahlen üblicher Härte" habilitierte. Weitere Stationen ihrer Laufbahn waren 1952 die Leitung der Strahlenabteilung an der Universität Tübingen und seit 1956 ihre Arbeit als niedergelassene Fachärztin für Gynäkologie und Geburtshilfe. Frau Gärtner - nach ihrer Heirat Knörr-Gärtner - blieb aber auch in dieser Zeit forschend tätig. 1967 ging sie mit ihrem Mann Karl Knörr nach Ulm und übernahm an der neugegründeten Universität Ulm die Leitung der Sektion Zytogenetik im Zentrum für Klinische Grundlagenforschung und ab 1972 der Abteilung Klinische Genetik. Für die Entwicklung der Amniozentese und die erfolgreiche Durchführung der ersten diagnostischen Fruchtwasserpunktionen in der Bundesrepublik Deutschland wurde sie zusammen mit ihrem Mann mehrfach geehrt.⁶³

Neben den habilitierten Frauen lehrten auch noch zwei andere Frauen an der Universität Tübingen. Zum einen die Ethnologin und Juristin Elisabeth Gerdts-Rupp und zum anderen die Slavistin Irene Neander.

⁶² Al-Hudhud. Festschrift Maria Höfner zum 80. Geburtstag. Hrsg. von Roswitha G. Stiegner, Graz 1981, S.XIII-XXIII.

⁶³ Theodor Fliedner, Eine Ulmer Wissenschaftlerin der ersten Stunde. In: Uni Ulm intern Nr. 225 November 1998 (<http://www.uni-ulm/uni/1998/nr225.htm#8>).

Universität Ulm, Ludwig-Maximilians-Universität München, Genetische Beratungsstelle, Karl Knörr, Henriette Knörr-Gärtner, Jan Murken, Amniozentese und pränatale Diagnostik. In: Forschung und Technik in Deutschland seit 1945, Katalog Deutsches Museum Bonn, hrsg. von Peter Friess, München 1995, S. 406-407.

Elisabeth Gerdts-Rupp war seit 1939 am Völkerkundlichen Institut tätig und hielt nicht nur in den letzten Kriegsjahren, sondern auch während der Nachkriegszeit den Lehrbetrieb aufrecht, obwohl sie keine bezahlte Stellung innehatte. Sie lebte bis Ende der 50er Jahre in wenigen Räumen des Tübinger Schlosses, wo auch das Völkerkundliche Institut untergebracht war, nachdem ihr Haus in Reutlingen bei einem Bombenangriff am 1. März 1945 völlig zerstört worden war.⁶⁴

Die Slavistin Irene Neander kam 1945 nach Tübingen, zunächst als Lehrkraft bei den Vorschulungskursen der Universität Tübingen. Seit 1949 lehrte sie Russisch in Tübingen, zunächst nur mit einem Lehrauftrag, seit 1958 als Lektorin, seit 1964 als Hauptlektorin. 1965 wurde sie akademische Oberrätin. Nach ihrer Pensionierung 1971 blieb sie der Universität Tübingen mit einem Lehrauftrag für Russische Sprache und Geschichte bis 1989 verbunden.⁶⁵

Allein die Tatsache, dass sich die Lektoren, Habilitandinnen und Professorinnen an der Universität Tübingen hier ohne allzu großen Exkurs einzeln aufzählen lassen, zeigt, wie sehr Frauen, die über die Promotion hinaus an der Universität und in der Wissenschaft blieben, eine Ausnahmeerscheinung waren. Für Studentinnen konnten diese vereinzelt Wissenschaftlerinnen denn auch kaum Vorbild sein, eher noch hatten sie eine abschreckende Wirkung.

So erzählt die erste Frauenbeauftragte der Universität Tübingen Prof. Dr. Doris Knab:

„Mein Doktorvater Hugo Kuhn, der Studentinnen genauso gefördert hat wie Studenten, der hat plötzlich, weil ich da großes Forschungsinteresse hatte, Sorge bekommen, ich könne an die Uni streben. Dann hat der einen unglaublichen Satz zu mir gesagt: 'Knäblein, Sie wollen doch wohl nicht ein Leben lang einem Ordinarius helfen, seine Bücher zu schreiben. Gehen Sie in die Schule, da sind Sie selbständig.'

Mir wäre nicht im Traum eingefallen, an die Uni zu streben, weil ich wusste, das stehe ich gar nicht durch, diese lange Zeit ganz unbezahlter Stellen und diese Unsicherheit. Ich habe das da auch miterlebt in München, wie Frauen rausgegängt wurden. Das schien mir damals auch normal. Es ist ja auch „normal“ geblieben. Ich habe damals keinen Anstoß

⁶⁴ Hermann Bausinger: Elisabeth Gerdts-Rupp (1888-1972). Ich wollte leben, rasend leben. In: Frauen im deutschen Südwesten, Hrsg. von Birgit Knorr und Rosemarie Wehling, Stuttgart 1993, S. 263-268.

⁶⁵ Paul Kaegbein, Wilhelm Lenz, Vier Jahrzehnte baltische Geschichtsforschung, Göttingen 1987, S. 116. Ein Lebenslauf befindet sich in ihrer Dissertation: Irene Neander, Christoph Friedrich Neander. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Kurland, Jena Diss. 1931.

daran genommen, sondern hab eher anders herum gedacht: Ja, wie können die so töricht sein, über die Promotion hinaus an der Uni bleiben zu wollen.“⁶⁶

Doch wo die Begeisterung der Frauen für die wissenschaftliche Arbeit von diesen nicht gleich in andere Bahnen gelenkt wurde, wurde ihnen ganz deutlich gemacht, dass sie nicht willkommen waren. So berichtet eine ehemalige Tübinger Pharmazie-Studentin:

„Ich wollte gern bei der Wissenschaft bleiben. Mein Doktorvater hat mir auch gut zugeredet und mir sogar ein Forschungsstipendium verschafft. Da er aber als Apl. Professor kurz vor der Pensionierung stand, wurde mir nicht nur die jahrelang versprochene Assistentenstelle aus Rücksicht auf den Nachfolger verweigert, sondern der Institutsleiter erklärte mir, dass er mich zwar für ebenso gut halte wie seine männlichen Assistenten, aber als Frau müsse ich dreimal so gut sein, und das wäre doch wohl nicht der Fall – was ich zugeben musste. (...) So habe ich schließlich bei der Pharmazeutischen Industrie eine mir angebotene Stellung als Pharmakognostin in der Phytoforschung angenommen. (...) Aber diese Begeisterung, die ich in Tübingen hatte, hatte ich leider nicht mehr in dem Maße, wenn auch die Arbeit mir Freude machte.“

Auf die eine oder andere Weise wurde den Frauen also deutlich gemacht: Mehr als eine beschränkte Aufenthaltsberechtigung während des Studiums hatten sie an der Universität Tübingen in der Nachkriegszeit nicht zu erwarten.

⁶⁶ Vgl. Interview mit Frau Prof. Dr. Doris Knab, Tübingen 30 Januar 2004 unter der Rubrik Zeitzeuginnen.

Bildung als Bürgerrecht

Studentinnen nutzen die Öffnung der Hochschulen

von Susanne Weitbrecht

Ende der 50er Jahre boomte die Wirtschaft in Deutschland und es fehlte zunehmend an qualifizierten Fachkräften. Schon allein aus ökonomischen Gründen galt es daher, neue Bildungsreserven zu erschließen bzw. auszuschöpfen. Vor diesem Hintergrund begann der Ausbau der Hochschulen und die Zahl der Studierenden in Deutschland stieg drastisch an. In den 60er Jahren begann die gesellschaftliche Debatte um Chancengleichheit im Bildungswesen. Alle Menschen sollten unabhängig von Geschlecht und sozialer Herkunft gleichen Zugang zu den Bildungsinstitutionen haben. „Bildung ist Bürgerrecht“ wurde zum Schlagwort dieser Debatte.

Die Debatte um Chancengleichheit

1965 veröffentlichte der damals noch in Tübingen lehrende Soziologie-Professor Ralf Dahrendorf ein Buch mit dem Titel: „Bildung ist Bürgerrecht“. In diesem Buch konstatierte er einen Modernitätsrückstand der deutschen Gesellschaft und plädierte für die Herstellung von Chancengleichheit sowie für eine aktive Bildungspolitik. Diese und einige andere Publikationen zum selben Thema (z.B. Pichts Abhandlung über die „Bildungskatastrophe“ in Deutschland) stießen eine bundesweit geführte Diskussion an. Unter Bildungsforschern und Politikern bestand Konsens darüber, dass hinsichtlich der Bildung in Deutschland keine Chancengleichheit existierte. Eine leistungsunabhängige und somit illegitime Auslese nach sozialer Herkunft und Geschlecht wurde bemängelt. Die vom Staat bereits Ende der 50er Jahre begonnenen Initiativen zur Reform des Bildungswesens wurden intensiviert.

Auch die Bildungschancen für Mädchen rückten vor diesem Hintergrund ins Blickfeld öffentlicher Aufmerksamkeit. Sie waren Mitte der 60er und Anfang der 70er Jahre bereits Gegenstand verschiedener soziologischer Untersuchungen.

Bei einer Anhörung zur Frauenenquete der Bundesregierung im Jahr 1968 stellte die Soziologin Helge Pross fest: „Es gehört zu den, wie ich glaube, durch nichts zu rechtfertigenden Dramen unseres Bildungswesens, dass es bisher nicht gelungen ist, Töchter aus Arbeiterfamilien und Landfamilien an die Institutionen der höheren Bildung

heranzuführen. Keine soziale Gruppe hat so wenig Aussicht wie sie, eine den Fähigkeiten entsprechende Bildung zu erhalten.“⁶⁷

1968 betrug der Anteil der Mädchen beim Abitur 39 % und beim Realschulabschluss 53,5 %⁶⁸. Ihr Anteil an den Studierenden an wissenschaftlichen Hochschulen betrug 1967 nur 24 %. Damit war der Studentinnenanteil in Deutschland im Vergleich zu den anderen Staaten der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft am niedrigsten. In Frankreich zum Beispiel waren zu dieser Zeit bereits 42 % der Studierenden weiblich.

Für Mädchen aus sozial schwächeren Schichten kamen zusätzliche Barrieren hinzu. 1962 und 1963 waren an Universitäten und Päd. Hochschulen 6 % der männlichen aber nur 2,8 % der weiblichen Studierenden Arbeiterkinder. Nicht nur die soziale Distanz zu höheren Bildungseinrichtungen sondern auch die materiellen Bedingungen spielten hierbei eine Rolle. Eine Umfrage aus dem Jahr 1966 zeigte, dass Studentinnen in stärkerem Maße als Studenten auf die Finanzierung des Studiums durch die Eltern angewiesen waren (54,5 % zu 65,2 %). Durch eigene Erwerbstätigkeit haben 12 % der Männer und nur 6,9 % der Frauen ihr Studium finanziert.⁶⁹

Auf dem Weg zur „Massenuniversität“

Das Ausmaß des Ausbaus der Hochschulen wird am besten an konkreten Zahlen deutlich: An der Universität Tübingen stieg die Zahl der Studierenden zwischen 1955 und 1960 von 5.562 auf fast 8.000 an. Der Studentinnenanteil nahm in diesem Zeitraum von 23,3 % auf 27,1 % zu.

Ein zweiter drastischer Anstieg der Studierendenzahlen vollzog sich dann ab Anfang der 70er Jahre. Zwischen 1970 und 1980 verdoppelte sich die Zahl der Studierenden nahezu von 11.979 auf 20.103. Der Frauenanteil stieg in dieser Zeit von 29,2 % auf 37,8 %.

Studentinnen profitieren zum einen von der gesellschaftlichen Debatte um die Chancengleichheit und nutzen zum anderen die verbesserten finanziellen

⁶⁷ Helge Pross In: Informationen für die Frau, 17. Jg. Nr. 7/8/1968, S.15, zitiert nach Florence Hervé, Studentinnen in der BRD, 1973, S. 56.

⁶⁸ Quelle: Statistisches Jahrbuch der BRD, Wiesbaden/Stuttgart/Mainz 1970, S. 72.

⁶⁹ Vgl. Wirtschaft und Statistik 1971, S. 295 und J. Kegler: Die soziale Lage der Studenten in: Studentenwerke 1971, S. 12.

Rahmenbedingungen für das Studium, die durch die Einführung des Bundesausbildungsförderungsgesetzes (BaföG) im Jahr 1971 entstanden. Nach der Einführung des BaföG stieg der Studentinnenanteil an der Universität Tübingen innerhalb von nur neun Jahren (1973 - 1982) rasant von 30 % auf 40 %. Zum Vergleich: Der Anstieg des Studentinnenanteils von 20 % auf 30 % dauerte 25 Jahre (von 1948 - 1973).

Kehrseiten der Bildungsexpansion

Die Kehrseite des Ausbaus der Universitäten und der drastisch gestiegenen Studierendenzahlen war die Entstehung der so genannten „Massenuniversitäten“. Die Öffnung der Universitäten führte Ende der 60er Jahre zu Überschreitungen der Ausbildungskapazitäten um zum Teil über 100 %.⁷⁰ Die sich dadurch verschlechternden Studienbedingungen wie z.B. die Anonymität in Seminaren und die zunehmende Unübersichtlichkeit führten zu erhöhten Studienabbruchszahlen, wobei Frauen deutlich häufiger ihr Studium abbrachen als Männer. Im Jahr 1966 lag die Abbruchquote der Frauen bei 26 %, die der Männer bei 13 %.⁷¹ Welche Ursachen hatte die doppelt so hohe Studienabbruchquote bei Frauen? Mit Sicherheit trugen nicht nur die zum Teil problematischen Studienbedingungen sondern auch das Frauenbild und die den Frauen von der Gesellschaft zugeschriebene „Rolle“ dazu bei. Einerseits wurde die Berufstätigkeit von Frauen immer selbstverständlicher, gleichzeitig existierte aber noch immer das Ideal der Familienmutter, die ihren Beruf - oder ihr Studium - selbstverständlich mit der Heirat aufgibt. Auch sollte die Frau dem Mann keinesfalls beruflich Konkurrenz machen.

Aber auch hochschulinterne Widerstände gegen das Frauenstudium werden festgestellt. In einer von Dahrendorf betreuten Untersuchung zu den Ursachen der Studienabbrüche von Frauen aus dem Jahr 1965 vertritt er selbst im Vorwort die These, dass: „die deutsche Universität in ihrer Konstruktion, aber auch in den Einstellungen ihrer Vertreter im Grunde mädchenfeindlich sei, ja dass das Vorurteil der Studienabbrecherin aus Heiratslust selbst zu den Ideologien gehört, die es Studentinnen an unseren Universitäten nicht gerade leicht machen.“⁷²

⁷⁰ Quelle: Berechnungen des Wissenschaftsrats veröffentlicht in: Der Convent 20. Jg. Heft 3/1969 S. 49,61 zitiert nach: Florence Hervé, Studentinnen in der BRD, 1973, S. 64.

⁷¹ Quelle: Gerhard Kath, Studienweg und Studienerfolg, Institut für Bildungsforschung in der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin 1966, S. 67, 76ff zitiert nach: Florence Hervé, Studentinnen in der BRD, 1973, S. 82/83.

⁷² Hannelore Gerstein, Studierende Mädchen, 1965, S. 8.

Diese Vorbehalte gegenüber Frauen an den Hochschulen wirkten sich vor allem im Hinblick auf die wissenschaftliche Berufstätigkeit aus. Zu Beginn der 60er Jahre rangierte die Bundesrepublik in Bezug auf den Dozentinnenanteil weltweit an viertletzter Stelle. Auch von der Verdoppelung des professoralen Lehrpersonals zwischen 1960 und 1980⁷³ konnten Frauen nicht angemessen profitieren. Obwohl bereits 1952 16% der Promotionen von Frauen abgelegt wurden⁷⁴, stieg der Frauenanteil bei den Professuren lediglich von 2,1% im Jahr 1960 auf 5,3% im Jahr 1980. Männer partizipierten also deutlich überproportional am Stellenzuwachs im Hochschulbereich.

Frauenbild zwischen Tradition und Emanzipation

Frauen waren in den 60er Jahren mit sehr widersprüchlichen Anforderungen konfrontiert. In den Medien wurde bis weit in die 70er Jahre hinein ein sehr konservatives Frauenbild vertreten. Studentinnen und berufstätige Frauen wurden argwöhnisch beobachtet. Ein Zitat aus der „Brigitte“ aus dem Jahr 1964 verdeutlicht dies:

*„Besonders häufig trifft man Mädchen, die so männlich tun in den sogenannten Kreisen...In der Mensa unserer Universität könnte ich manchmal eine Studentin nicht mehr von Studenten unterscheiden, wenn es die anatomischen Unterschiede nicht gäbe ... Kehrt wieder um Seid wieder richtige Frauen ... Seid nicht so burschikos: Männer mögen Mädchen nicht, die so tun als wären sie ihresgleichen“.*⁷⁵

Keinesfalls sollten Frauen den Männern im Beruf Konkurrenz machen. Die Ehe als "Beruf der Frau" war Leitbild der Medien dieser Zeit, wie ein Zitat aus der „Freundin/Filmrevue“ von 1964 zeigt:

„Sind Frauen dümmer? Eine junge Frau gibt sich so weiblich wie möglich. Sie benützt ihre Intelligenz, um ihre anderen Qualitäten einzusetzen, denen die männliche Intelligenz selten gewachsen ist. Aber sie versucht nicht in Bereichen Karriere zu machen, in denen ein Mann mit seiner Veranlagung besser dran ist. Dort vermännlicht eine Frau fast immer. ... Eine Frau

⁷³ Statistisches Bundesamt (Hrsg): Fachserie 11 Bildung und Kultur Reihe 4.4 Personal an Hochschulen 1980, Tab.3, S.10; Statistisches Bundesamt (Hrsg.) Fachserie A, Bevölkerung und Kultur, Reihe 10, Bildungswesen, V. Hochschulen, Hochschullehrer und sonstiges wiss. Personal an den Hochschulen, 1960, Tab 4 S. 13. (eigene Berechnung).

⁷⁴ Statistisches Bundesamt (Hrsg.) Fachserie A, Bevölkerung und Kultur, Reihe 10, Bildungswesen, V. Hochschulen, 1959/60, S. 16.

⁷⁵ *Brigitte* 10/1964 zitiert nach: Florence Hervé, Studentinnen in der BRD, 1973, S. 149.

sollte ihr Glück in der Familie suchen und sich nicht in den beruflichen Wettstreit mit ihren Kollegen begeben.“⁷⁶

Das gesellschaftlich noch vorherrschende, konservative Frauenbild wurde auch von Dahrendorf als Hemmfaktor für die Bildung von Frauen angeprangert:

„Bei den Mädchen ... begegnen wir zugleich einer dritten Facette des Traditionalismus, der die Ausübung von Bürgerrechten begrenzt. Hier ist es das Fortwirken des sozialen Rollenbildes der Frau, das dieser die eigene Entfaltung in Bildung und Beruf verbietet und die Konzentration auf den Umkreis der häuslichen und familiären Pflichten nahe legt. Das ist ein einfältiges Bild, aber auch eines, dessen Wirkung nach wie vor so groß ist, dass sogar die Betroffenen es in allen wesentlichen Zügen protestlos übernehmen.“⁷⁷

Auch an der Universität selbst stoßen die Studentinnen immer wieder auf mehr oder weniger offen artikuliertete Vorurteile. Eine Befragung von Studentinnen aus dem Jahr 1964 ergab folgende Aussagen:

„Es gibt immer noch Professoren, die die Mädchen belächeln und nicht für voll nehmen. Das habe ich selbst erlebt. Man spürt genau, dass man nicht akzeptiert wird und deshalb besonders streng an die Kandarre genommen wird“. oder:

„Es heißt entweder: sie muss studieren, weil sie sowieso keinen Mann kriegt, oder: sie muss studieren, damit sie einen Mann kriegt.“

Viele Studentinnen betonen, dass sie sich über diese Vorurteile amüsieren und sie nicht ernst nehmen.⁷⁸ Trotzdem kommt die Untersuchung zum Schluss:

“Das scheinbar mangelnde wissenschaftlich-theoretische Interesse, das Verharren und die Befangenheit im schulischen und elterlich-familiären Arbeits- und Daseinsstil, die mangelnde soziale und reale Integration in den akademischen Bereich, erschwert noch durch die ideologisch bedingte Voreingenommenheit seitens der männlichen Studienkollegen und Professoren sowie durch die ideologische Verzerrung der realen Rolle der Frau, sind Erscheinungsformen ein und desselben sozialen Verhaltens: nämlich des Rollenkonflikts der Frau, die zwischen „Beruf“ und „Familie“ sich stets neu zu entscheiden hat. Die Zersplitterung ihrer Interessen und der Dualismus ihrer Lebensziele(...) bilden den Wirklichkeitsgrund dafür, dass die Frau die Rolle der Studentin nicht so ungebrochen austragen kann wie der Mann.“⁷⁹

⁷⁶ *Freundin/Filmrevue* Nr. 13 1964, zitiert nach: Florence Hervé, Studentinnen in der BRD, 1973, S. 149.

⁷⁷ Ralf Dahrendorf, *Bildung ist Bürgerrecht*, 1965, S. 71.

⁷⁸ Vgl. Hannelore Gerstein, *Studierende Mädchen*, 1965, S. 90.

⁷⁹ Vgl. Hannelore Gerstein, *Studierende Mädchen*, 1965, S. 107-108).

Mit dem Beginn der Neuen Frauenbewegung Anfang der 70er Jahre entstand jedoch ein neues Frauenbild. Frauen wurden selbstbewusster und sahen ihre gleichberechtigte Teilhabe an Bildung, Ausbildung und Berufstätigkeit zunehmend als Selbstverständlichkeit und als ihr Bürgerinnenrecht an. Dies und die ungebrochen hohe Bildungsmotivation der Frauen führten dazu, dass die Studentinnen ohne Zweifel als die Gewinnerinnen der Bildungsexpansion bezeichnet werden können.

Fazit: Studentinnen als Gewinnerinnen der Bildungsexpansion

Trotz der widersprüchlichen Anforderungen, die von außen an die jungen Frauen herangetragen wurden, haben sie die Chance, die Ihnen der Ausbau des Bildungswesens und der Hochschulen in den 60er und 70er Jahren bot, genutzt. Nie zuvor und nie danach stieg die Zahl der Studentinnen so stark an, wie in den 70er Jahren. Die Einführung des BaföG und die Modernisierung des Frauenbildes dank der Neuen Frauenbewegung zu Beginn der 70er Jahre trugen maßgeblich zu dieser positiven Entwicklung bei. In den 70er und 80er Jahren führte dann das erstarkende Selbstbewusstsein der Studentinnen erstmals dazu, dass diese die Institution Universität, ihre Strukturen und die dort vermittelten Lehrinhalte kritisch zu hinterfragen begannen.

Literatur:

Gerstein, Hannelore: Studierende Mädchen. Zum Problem des vorzeitigen Abgangs von der Universität. München 1965, Studien zur Soziologie, herausgegeben von Ralf Dahrendorf.

Hervé, Florence: Studentinnen in der BRD. Eine soziologische Untersuchung, Köln 1973.

Dahrendorf, Ralf: Bildung ist Bürgerrecht, Plädoyer für eine aktive Bildungspolitik, Hamburg 1965.

Picht, Georg: Die deutsche Bildungskatastrophe. Analysen und Dokumente, Olten 1964.

Mit leidenschaftlichem Interesse

Neue Frauenbewegung und Wissenschaftskritik

Von Susanne Maurer und Susanne Weitbrecht

In den 1970er und 1980er Jahren führte die deutlich gestiegene Anzahl und das erstarkende Selbstbewusstsein der Studentinnen dazu, dass diese die Institution Universität, ihre Strukturen und die dort vermittelten Lehrinhalte erstmals kritisch zu hinterfragen begannen.

Gesellschaftlicher Aufbruch

In den 1960er Jahren schufen die Bürgerrechtsbewegungen und die Studentenbewegung, die Proteste gegen den Vietnamkrieg und die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit ein neues gesellschaftliches Klima in Deutschland, eine Stimmung des gegenkulturellen Aufbruchs und der Revolte. Auch Studentinnen wurden politisch aktiv und organisierten sich. Ihre politischen und intellektuellen Erfahrungen gaben erste Impulse für die Entstehung der Neuen Frauenbewegung.

Bei einer Tagung des SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund) in Frankfurt am Main im Jahr 1968 stellte eine Vertreterin des Berliner „Aktionsrats zur Befreiung der Frau“ fest, dass die spezifische Ausbeutung von Frauen durch Männer dadurch tabuisiert werde, dass man einem bestimmten Bereich des Lebens den Namen „Privatleben“ gebe.⁸⁰

Da die Männer auf das Anliegen der Frauen nicht eingingen, kam es zum legendären Tomatenwurf (eine Studentin bewarf einen führenden SDS-Repräsentanten mit reifen Tomaten), der später oft als symbolischer Beginn der Neuen Frauenbewegung in Deutschland bezeichnet wurde. In Frankfurt und anderen Universitätsstädten schlossen sich immer mehr SDS-Frauen zu „Weiberräten“ zusammen.⁸¹

Spätestens seit Mitte der 1970er Jahre, als die ersten Berliner Sommeruniversitäten für Frauen stattfanden, wurde deutlich, wie groß das Interesse von Frauen an Bildung und an

⁸⁰ Helke Sander: Rede des >Aktionsrates zur Befreiung der Frauen<. In: Ann Anders (Hrsg.): Autonome Frauen. Schlüsseltexte der Neuen Frauenbewegung seit 1968. Frankfurt/M 1988 S. 39-47.

⁸¹ Vgl. die Dokumentation der Tagung „Wie weit flog die Tomate?“ – Eine 68erinnen-Gala der Reflexion. Hrsg. von der Heinrich-Böll-Stiftung und dem Feministischen Institut. Berlin 1999 und die Homepage des mit der Tagung gegründeten Feministischen Instituts: http://www.glow-boell.de/de/rubrik_1/4_208.htm.

gemeinsamen Lernprozessen war. Diese Veranstaltungen gehörten zu den ersten herausragenden Öffentlichkeiten, die Frauen für Frauen herstellten. Hier zeigten sich die neuen wissenschaftlichen, politischen und kulturellen Handlungsweisen der "bewegten Frauen". Bücher, Broschüren und andere geistige und künstlerische Produktionen von Frauen konnten erworben werden, die – noch vor Entstehung der Frauenbuchläden – sonst kaum zugänglich waren.

Auch Frauen aus Tübingen reisten einzeln oder in ganzen Studien- und Projektgruppen nach Berlin und waren dort mit eigenen Angeboten vertreten. So enthält die Dokumentation der 4. Sommeruniversität von 1979 eine ganze Reihe Tübinger Beiträge.⁸²

Einige der in Berlin auftretenden Referentinnen gehörten zu den Begründerinnen der "Tübinger Frauenakademie" - einem Bildungsprojekt jenseits etablierter Institutionen und männlich beherrschter Wissenschaft, das - beginnend im Jahr 1978 - einige Jahre lang im Tübinger Frauenzentrum in der Haaggasse 34 verwirklicht wurde. Die Tübinger Frauenakademie war überhaupt einer der ersten Versuche, außerhalb der etablierten Institutionen akademische Bildungsprozesse für Frauen in einem selbstbestimmten und nichthierarchischen Zusammenhang zu ermöglichen.⁸³

„Wissenschaft und Zärtlichkeit“ - Frauenbewegung in der Wissenschaft

Unter diesem Namen erschien in Tübingen 1977⁸⁴ eine neue Zeitschrift, herausgegeben von Ruth-Eva Schulz-Seitz:

„Diese Zeitschrift möchte Frauen, die Freude an wissenschaftlicher Tätigkeit haben, ein Forum bieten, wo sie ihre Arbeiten veröffentlichen können. Zugleich möchte sie denjenigen Frauen, die ans Haus gebunden sind und sich nicht in Instituten und Bibliotheken regelmäßig auf dem Laufenden halten können, eine Möglichkeit wissenschaftlicher Information vermitteln, die zu ihnen ins Haus kommt.“ (Wissenschaft und Zärtlichkeit 1 (1977), 1.)

⁸² Autonomie oder Institution, über die Leidenschaft und Macht von Frauen (Beiträge zur 4. Sommeruniversität der Frauen Berlin 1979, Herausgegeben von der Dokumentationsgruppe der Sommeruniversität der Frauen), Berlin 1981.

⁸³ Vgl. dazu Hilde Maurer, "Wir gründen eine autonome Frauen-Universität in Tübingen". In: In Bewegung. 30 Jahre Neue Frauenbewegung in Tübingen. Bearbeitet von Roswitha Degenhard, Hilde Maurer, Susanne Maurer, Christiane Pyka und Angela Schenkluhn, Tübingen 1999, S. 53-56.

⁸⁴ Wissenschaft und Zärtlichkeit, Tübingen/Frankfurt am Main, 1 (1977) - 16/17 (1984), dann Erscheinen eingestellt.

Mit dem – von Hölderlin inspirierten - Titelmotto der Zeitschrift verbindet sich bis heute eine Perspektive, die für feministische Wissenschaft(skritik) charakteristisch ist. Die Geschichte feministischer Wissenschaft ist geprägt von dem Umstand, dass Frauen lange Zeit aus den Universitäten ausgeschlossen waren. Philosophinnen und Bildungshistorikerinnen haben inzwischen rekonstruiert, wie die moderne Universität ihr Selbstverständnis systematisch auf den Ausschluss von Frauen gründete und welche Auswirkungen diese Tatsache auf Vorstellungen von "Wissenschaft" und "Wissenschaftlern" bis heute hat. Hinterfragt wird eine Konzeption von Vernunft, die Sinnlichkeit und Leiblichkeit als Bedrohung für die Erkenntnis verneint bzw. abspaltet. Kritisch betrachtet wird außerdem die Hierarchie zwischen verschiedenen Erkenntnisweisen, die technische Rationalität immer noch höher bewertet als emotionale und soziale Intelligenz. Angegriffen wird auch die Behauptung der Objektivität, die nur allzu oft verdeckt, dass Wahrnehmungen, Erfahrungen und Perspektiven von „Männern der Wissenschaft“ als „allgemein gültig“ dargestellt werden. Dieser wissenschaftliche Androzentrismus, der dazu führt, dass die Wissenschaft ihren eigenen Ansprüchen nach Objektivität und Neutralität nicht gerecht wird, wurde in den folgenden Jahren durch exemplarische Studien in fast allen wissenschaftlichen Disziplinen eindrucksvoll belegt.

Aus der Kritik an der bestehenden Wissenschaft wurde mit der Zeit ein neuer, positiver wissenschaftlicher Entwurf: die feministische Wissenschaft. Sie versucht die geschlechtsspezifische Blindheit der traditionellen Wissenschaft zu vermeiden und bewusst die Kategorie „Geschlecht“ in Fragestellung, Datenerhebung und Interpretation einzubeziehen. Vor diesem Hintergrund wird auch nachvollziehbar, weshalb sich das Verhältnis von „Frauenbewegung und Wissenschaft“ nicht ganz unproblematisch gestaltete. Viele engagierte Frauen radikalisierten die linke Kritik an der „bürgerlichen Wissenschaft“ noch um die feministische Perspektive und suchten – zunächst bewusst außerhalb der Universität – nach anderen Orten und Foren, um ihr leidenschaftliches Interesse an Erkenntnis zu verfolgen.

Inzwischen ist diese Bewegung wieder an die Institution zurückgebunden. Feministische Wissenschaft – inzwischen auch als Frauen- und Geschlechterforschung oder Gender Studies bezeichnet – wird heute an vielen Hochschulen und in vielen Disziplinen, zum Teil auch interdisziplinär betrieben und gelehrt. Wirklich etabliert ist dieser kritische Forschungsansatz an deutschen Universitäten bislang allerdings noch nicht – im Gegensatz z.B. zu den USA.

Frauen-Bildungs-Bewegungen in der Universität/Stadt Tübingen

Wie formierte und entwickelte sich die Wissenschafts- und Institutionenkritik der Tübinger Studentinnen? Eine kleine Chronologie der Tübinger Entwicklung seit 1968 gibt hierauf erste Antworten:

Zeitzeuginnen beschreiben die Wiederbelebung eines bereits Ende 1968 gegründeten „AK Emanzipation“ im Anschluss an einen Vortrag Ulrike Meinhofs über „Frauen im SDS“ im Jahr 1969 als Beginn der Neuen Frauenbewegung in Tübingen. 1972 wird in der Schwärzlocher Straße ein erstes Frauenzentrum eröffnet, das später in die Haaggasse umzieht. 1975 wird der „Frauen-Treff“ gegründet, ein „Vortragsclub“, in dem sich vor allem die Ehefrauen Tübinger Professoren zusammenschließen (die, wie etwa Ruth-Eva Schulz-Seitz oder Elisabeth Moltmann-Wendel, selbst akademisch gebildet und wissenschaftlich ambitioniert sind, eine entsprechende Tätigkeit aufgrund des Amtes ihrer Gatten in der Regel aber nicht hauptberuflich ausüben können).⁸⁵

Dass sich Frauen nicht ausschließlich außerhalb der Universität politisch betätigten, zeigte 1977 die Wahl des Allgemeinen Studentenausschusses (AStA) an der Universität Tübingen. Es wurden ausschließlich Studentinnen in dieses Gremium gewählt – der erste reine „Frauen-AStA“ in der Geschichte der hiesigen Universität.

Ebenfalls im Jahr 1977 machte eine Unifrauengruppe anlässlich der Feiern zum 500jährigen Bestehen der Tübinger „Alma mater“ mit einer Ausstellung in der Neuen Aula darauf aufmerksam, dass die Geschichte des Frauenstudiums in Tübingen damals gerade mal 73 Jahre alt war. Die Unifrauengruppe stellte ihre Ausstellung allerdings nicht im Rahmen der allgemeinen Ausstellung aus, sondern an einem eigenen Platz:

"Warum wir mit DIN A 0-Ausstellungen wie dieser nichts anfangen können.

weil sie uns - ähnlich der Universitätsbetrieb selbst - Normen unterwerfen, die wir eben in Frage stellen wollen

weil sie uns - ähnlich wie der Universitäts-

⁸⁵ Zum Frauen-Treff vgl. Elisabeth Moltmann-Wendel, "Der Frauentreff". In: In Bewegung. 30 Jahre Neue Frauenbewegung in Tübingen. Bearbeitet von Roswitha Degenhard, Hilde Maurer, Susanne Maurer, Christiane Pyka und Angela Schenkluhn, Tübingen 1999, S. 148-152.

betrieb selbst - die Möglichkeit verweigern,
unsere Probleme herauszuarbeiten und
uns angemessene Formen der Darstellung
zu entwickeln
weil es unsere Sache nicht sein kann,
fertige Einstellungen zu fertigen Tatsachen
in fertigen Sätzen zu formulieren
weil wir unsere Erfahrungen, Konflikte,
Widersprüche und Gefühle nicht länger
auf DIN A 0 reduzieren wollen
weil DIN A 0 Tafeln für alle eben jene Ega-
lität vortäuschen, deren Schein wir zer-
brechen wollen
und weil wir nicht nur uns sondern auch
Ihnen "Spielraum" lassen wollen

Die Alternative hieß: DIN A 0 oder nichts -
wir stellen im abseits aus
(in den Garderobennischen der Neuen Aula)"

Im selben Jahr hielt Elisabeth Moltmann-Wendel am ersten Frauentag der Theologinnen einen Vortrag zum Thema „Frau in der Kirche“, Arbeitsgruppen diskutierten die Situation von Studentinnen an der Uni und die Berufsperspektiven von Theologinnen.

Gisela Bock hielt auf Einladung der Frauenakademie einen Vortrag zum Thema „Lohn für Hausarbeit“ und im Rittersaal auf dem Tübinger Schloss wurde eine Ausstellung zum Thema „§ 218“ gezeigt.

1979 wurde der Frauenbuchladen „Thalestris“ in der Bursagasse gegründet. Er existiert bis heute und bietet neben kompetenter Beratung eine große Auswahl an Frauenliteratur und wissenschaftlichen Abhandlungen.⁸⁶

1980 riefen die im Tübinger Gemeinderat vertretenen Frauen der Alternativen Liste zur Gründung eines Frauenforums für Frauen aus den verschiedensten Zusammenhängen auf. Auch dieses Frauenforum besteht bis heute – also seit mehr als 20 Jahren. Jüngster Erfolg

⁸⁶ Vgl. die Homepage des Frauenbuchladens in Tübingen: <http://www.frauenbuchladen.net>.

dieses Netzwerks Tübinger Fraueninitiativen ist die Einrichtung des Frauenprojektehauses, das im Jahr 2004 in der Weberstrasse 8 eröffnet werden konnte.⁸⁷

Die erste – von Studentinnen organisierte – Frauen-Ringvorlesung an der Universität Tübingen fand im Wintersemester 1981/82 statt. Finanzielle Unterstützung durch die Universität bekamen die Studentinnen hierfür nicht. Die Fachschaftsrate-Vollversammlung finanzierte immerhin die Flugblätter.⁸⁸

Die erste „offizielle“ Ringvorlesung im Rahmen des Studium Generale zum Thema „Frauenforschung“ konnte dann im Wintersemester 1983/84 unter dem Titel "Frauenforschung. Themen - Ergebnisse – Perspektiven“ stattfinden. Sie wurde u. a. von Elisabeth Moltmann-Wendel und Renate Thiersch organisiert. Ein Begleitseminar von Gabriele Steckmeister zur Ringvorlesung "Frauenforschung" bot den Raum, die Vorträge und Schriften der Frauenforscherinnen vor- und nachzubereiten. Nachdem mit diesen beiden Ringvorlesungen Pionierarbeit geleistet war und sich das Interesse der Studierenden an diesen Themen als sehr groß erwies, fanden in den folgenden Jahren zahlreiche weitere Ringvorlesungen zu Themen der Frauen- und Geschlechterforschung in vielen verschiedenen Disziplinen statt. Nachfolgend haben wir uns um eine vollständige Aufstellung bemüht:

Wintersemester 1983/84

- Ringvorlesung "Frauenforschung. Themen - Ergebnisse - Perspektiven"⁸⁹ organisiert von einem Vorbereitungskomitee im Auftrag des Studium Generale (u. a. mit Elisabeth

⁸⁷ Zu den sieben Projekten im Frauenprojektehaus vgl. die Homepage <http://www.frauenprojektehaus.de>.

⁸⁸ Die Flugblätter sind im Bildungszentrum und Archiv zur Frauengeschichte in Baden-Württemberg (BAF) e.V. einsehbar. (<http://baf-tuebingen.de>). Danach sprachen Helga Grubitzsch über "Frauen und Wissenschaft", Gisela Bock über "Weiblicher Widerstand im deutschen Faschismus", Hannelore Bublitz über "Arbeitertöchter an der Uni" und Ilona Kickbusch über "Beziehungsarbeit". Ob die auch angefragten Referentinnen Rossana Rossanda, Helke Sander und Ute Gerhardt auch sprachen, ist aus den Flugblättern nicht zu ersehen, Zeiteuginnen erinnern jedoch Vorträge von Rossana Rossanda und Ute Gerhardt. Die Abschlußveranstaltung zum Thema "Frauenbildung außerhalb oder innerhalb der Uni!" wurde zusammen mit der Frauenakademie veranstaltet.

⁸⁹ Es lasen im einzelnen Helga Nowotny "Wie männlich ist die Wissenschaft", Ute Gerhardt "Zweierlei Maß - Über Rechtstatsachen und Unrechtserfahrungen von Frauen", Ilona Ostner "Strukturelle Veränderungen der Frauenarbeit in Haushalt und Beruf im Kapitalismus?", Carol Hagemann-White "Gibt es eine 'weibliche Sozialisation'? - Überlegungen zu einer Theorie der Sozialpsychologie der Geschlechter", Angelika Wagner "'Wenn zwei das Gleiche tun, ist es noch lange nicht dasselbe' - Soziale Wahrnehmung und Kommunikation zwischen den Geschlechtern", Marlis Gerhardt "Auf der Suche nach weiblicher Identität - Die Lust, sich selbst zu erfinden", Margarete Mitscherlich-Nielsen "Frauen und Aggression", Maria Mies "Geschlechtliche und internationale Arbeitsteilung", Elisabeth Moltmann-Wendel "Gott, unsere Mutter? Christentum zwischen

Moltmann-Wendel, Renate Thiersch, Hannelore Gerstein, Professor Neumann und Professorin Doris Knab)

Wintersemester 1985/86

- Ringvorlesung „Frauen in der Geschichte – Beispiele historischer Frauenforschung“.

Sommersemester 1986

- Die Frauengruppe des Ludwig-Uhland-Instituts stellt ihr neues Forschungsprojekt „Frauen und Nationalsozialismus“ vor.

Wintersemester 1986/87

- Ringvorlesung "Frauen - Politik" mit Heide Pfarr, Herta Däubler-Gmelin, Gerta Scharffenorth und Barbara Vogel

Wintersemester 1987/88

- Ringvorlesung "Theologische Frauenforschung - Perspektiven feministischer Theologie" organisiert von Elisabeth Moltmann-Wendel und Christine Janowski mit Unterstützung des "Instituts für Praktische Theologie"⁹⁰

Patriarchat und Matriarchat", Senta Trömel-Plötz "'Von Ihnen lasse ich mich nicht belehren' - Der Gebrauch unterschiedlicher Sprechhandlungen bei Frauen und Männern".

⁹⁰ Die Vorträge wurden veröffentlicht in: Weiblichkeit in der Theologie. Verdrängung und Wiederkehr, hrsg. von Elisabeth Moltmann-Wendel, Gütersloh 1988.

Sommersemester 1990

- Ringvorlesung „Feministische Literaturwissenschaft“, organisiert vom Frauenplenum der Neuphilologie.⁹¹
- Ringvorlesung „Frauenfragen – Frauen fragen. Frauenforschung und soziale Arbeit“, organisiert vom Institut für Erziehungswissenschaft in Zusammenarbeit mit dem Studentinnen-AK „Frauenforschung“.
- Ringvorlesung: „Frauen und Mathematik“, organisiert von der Frauenkommission der Mathematischen Fakultät.⁹²

Sommersemester 1991

- Ringvorlesung: „Ansprüche – Ansätze – Anforderungen von Frauen in den Naturwissenschaften“, organisiert von dem Frauenarbeitskreis und der Frauenkommission der Fakultät für Biologie.⁹³
- Ringvorlesung: „Frauen zwischen Anpassung, Autonomie und Widerstand“, organisiert von der Frauenförderungskommission der Katholisch Theologischen Fakultät.

Wintersemester 1994/95

- Ringvorlesung: „Frauen verändern die Naturwissenschaften“, organisiert von Mitgliedern der Frauenkommissionen der Naturwissenschaftlichen Fakultäten der Universität Tübingen.⁹⁴

Sommersemester 1995

- Ringvorlesung: "Lebens-Bilder - Lebens-Lügen? Die Veränderungen des Lebens durch die kulturellen und sozialen Folgen der Biomedizin" organisiert von den Fachschaften Biologie und Medizin in Zusammenarbeit mit der Frauengruppe gegen Bevölkerungspolitik, unterstützt vom Wissenschaftsladen, der Fachschaftsrate- Vollversammlung und von der Frauenbeauftragten der Stadt Tübingen.

⁹¹ Die Vorträge wurden veröffentlicht in: Fischer, Karin (Hrsg.): Bildersturm im Elfenbeinturm : Ansätze feministischer Literaturwissenschaft. Tübingen 1992. (Attempto Studium Generale).

⁹² Die Vorträge wurden veröffentlicht in: Grabosch, Annette (Hrsg): Frauen und Mathematik. Die allmähliche Rückeroberung der Normalität? Tübingen 1992.

⁹³ Die Vorträge wurden veröffentlicht in: Huber, Susanne, Rose, Marina (Hrsg.): Frauenwege. Frauen in mathematisch-naturwissenschaftlichen und technischen Berufen. Mit einem Vorwort von Doris Knab und einem Nachwort von Gisela Meister-Scheufelen. Talheim 1994.

⁹⁴ Die Vorträge wurden veröffentlicht in: Pilz, Peter, Oedekoven, Cornelia, Zinßmeister, Gaby (Hrsg.): Forschende Frauen. Frauen verändern die Naturwissenschaften. Talheim 1995.

- Ringvorlesung: "'Frau und Stadt'. Mythen, Macht und Lebensräume im Spiegel der Geschlechterdifferenz" organisiert von Doerte Bischoff, Dr. Hildegard Frübis, Priv.-Doz. Dr. Almut Todorow.

Sommersemester 1996

- Interdisziplinäre Tübinger Sommeruniversität „Frau und Stadt. Kulturelle Räume und Geschlechterdifferenzen in der Moderne“, organisiert von Wissenschaftlerinnen und Studentinnen aus den Fakultäten für Sozial- und Verhaltenswissenschaft und der Neuphilologischen Fakultät (das Projekt wurde mit dem Landeslehrpreis Baden-Württemberg ausgezeichnet, das mit dem Preis verbundene Geld für Organisation und Durchführung einer zweiten Sommeruniversität zum Thema „Generation und Geschlecht“ im Jahre 1998 verwendet).

Sommersemester 1997

- Vortragsreihe: "Subjekte in Bewegung. Feministisches Denken zu Subjekt und Handlungsfähigkeit" organisiert vom Lehrstuhl Soziologie der Geschlechterverhältnisse und der Fakultätsfrauenkommission der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften.

Sommersemester 1998

- Ringvorlesung: "Generation und Geschlecht" organisiert von Dr. Eveline Kilian und Dr. Susanne Maurer aus der Dozentinnengruppe der Tübinger Sommeruniversität 1998. Im Rahmen der Sommeruniversität 1998 "Generation und Geschlecht" fanden auch Seminare in einzelnen Fakultäten zum Thema statt.⁹⁵

Sommersemester 2001

- Ringvorlesung: "Illusion der Emanzipation? Geschlechterordnungen in der modernen Gesellschaft" organisiert von Prof. Dr. Regine Gildemeister.

Wintersemester 2003/2004

- Ringvorlesung: "Stadt der Frauen - Visionen einer geschlechter-gerechten Zukunft" organisiert von der Frauenbeauftragten der Universität Tübingen Prof. Dr. Ingrid Hotz-Davies in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgruppe "Frauen in der Stadt".

⁹⁵ Die Vorträge wurden veröffentlicht in: Kilian, Eveline; Dörr, Bea (Hrsg.): GeNarrationen : Variationen zum Verhältnis von Generation und Geschlecht. Tübingen 1999.

Sommersemester 2004

- Ringvorlesung: "100 Jahre Frauenstudium an der Universität Tübingen" organisiert von der Frauenbeauftragten der Universität Tübingen Prof. Dr. Ingrid Hotz-Davies in Kooperation mit dem Bildungszentrum und Archiv zur Frauengeschichte Baden-Württembergs e.V. (BAF e.V.) und dem Verein Frauen und Geschichte Baden-Württemberg e.V.

Wintersemester 2005/2006

- Ringvorlesung: "Neueste Ergebnisse in den Gender Studies: Konstruktionen von Geschlecht in Wissenschaft, Kunst, Literatur" organisiert von Prof. Dr. Ingrid Hotz-Davies und Prof. Dr. Schamma Schahadat

Vom autonomen Bildungs(t)raum zur etablierten Wissenschaft

Mit ihrer Kritik an der Institution Universität und dem etablierten, als androzentrisch entlarvten wissenschaftlichen Mainstream haben sich Studentinnen die Universität auf eine historisch neue und umfassendere Art und Weise „angeeignet“. Es war ein Versuch von Frauen, der männlich geprägten Monokultur eine offenerere, innovativere und pluralistischere Alternative entgegenzusetzen. Dass die Beharrungstendenzen der Institution diesem Veränderungsimpuls weitgehend widerstanden haben, ist bedauerlich, aber angesichts der Universitätsgeschichte und ihrer Struktur nicht sehr verwunderlich.

Was ist heute aus dieser großen Bildungs-Bewegung zahlreicher Wissenschaftlerinnen und Studentinnen innerhalb und außerhalb der Institution geworden? An der Universität Tübingen wurde nach langem Kampf im Jahr 1996 der erste Lehrstuhl im Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung eingerichtet. Die C4- Professur „Soziologie der Geschlechterverhältnisse“ konnte mit Prof. Dr. Regine Gildemeister besetzt werden und stellt – bislang - die einzige Volldenomination einer Professur in diesem Forschungsbereich an der Universität Tübingen dar. Eine Teilwidmung einer C3- Professur in der Anglistik im Bereich Gender Studies in der Englischen Literatur existiert seit 1995 und ist mit Prof. Dr. Ingrid Hotz-Davies besetzt.

Die Mehrzahl der Forschungsprojekte und Lehrveranstaltungen zu Themen der Frauen- und Geschlechterforschung wird daher weiterhin von Nachwuchswissenschaftlerinnen und Wissenschaftlerinnen im "Mittelbau" initiiert und realisiert. Das Büro der Gleichstellungsbeauftragten gibt jedes Semester ein Verzeichnis der angebotenen Seminare

und Veranstaltungen zu Themen der Frauen- und Geschlechterforschung heraus, das einen aktuellen Überblick bietet.

Nach wie vor zeigt sich der wissenschaftliche „Mainstream“ an deutschen Universitäten gegenüber den Erkenntnissen der Frauen- und Geschlechterforschung reserviert. Dies gilt, trotz der zahlreichen Aktivitäten der Studentinnen auf diesem Gebiet, leider auch für die Universität Tübingen. In den letzten Jahren ist jedoch eine sehr langsame und vorsichtige Annäherung der etablierten Institutionen an diese wichtigen wissenschaftskritischen und innovativen Forschungsansätze festzustellen.

Literatur, thematisch sortiert:

Neue Frauenbewegung in Tübingen:

In Bewegung. 30 Jahre Neue Frauenbewegung in Tübingen. Bearbeitet von Roswitha Degenhard, Hilde Maurer, Susanne Maurer, Christiane Pyka und Angela Schenkluhn, Ausstellungskatalog, Tübingen 1999.

Universitäts-Frauen-Gruppe, Zur 73-Jahr-"Feier" der Frauen an der Eberhard-Karls-Universität. In: Die Kehrseite der Medaille, Universität heute: 500 Jahre Universität Tübingen, Schwarzheft zur Ausstellung [in der Eberhard-Karls-Universität 8. Okt. bis 31. Okt. 1977] / [Hrsg.: Jürgen Bierich ...], Tübingen, 1977, S. 87-99.

Wissenschaft und Zärtlichkeit. Herausgegeben von Ruth-Eva Schulz-Seitz, Tübingen, ab Nr. 4 Frankfurt, 1 (1977)-16/17 (1984), dann Erscheinen eingestellt.

Publikationen der Ringvorlesungen (in Auswahl):

Fischer, Karin (Hrsg.): Bildersturm im Elfenbeinturm : Ansätze feministischer Literaturwissenschaft. Tübingen 1992. (Attempto Studium Generale).

Grabosch, Annette (Hrsg.): Frauen und Mathematik. Die allmähliche Rückeroberung der Normalität? Tübingen 1992.

Huber, Susanne, Rose, Marina (Hrsg.): Frauenwege. Frauen in mathematisch-naturwissenschaftlichen und technischen Berufen. Mit einem Vorwort von Doris Knab und einem Nachwort von Gisela Meister-Scheufelen. Talheim 1994.

Kilian, Eveline; Dörr, Bea (Hrsg.): GeNarrationen : Variationen zum Verhältnis von Generation und Geschlecht. Tübingen 1999.

Moltmann-Wendel, Elisabeth (Hrsg.): Weiblichkeit in der Theologie. Verdrängung und Wiederkehr. Gütersloh 1988.

Pilz, Peter, Oedekoven, Cornelia, Zinßmeister, Gaby (Hrsg.): Forschende Frauen. Frauen verändern die Naturwissenschaften. Talheim 1995.

Literatur zum Thema feministische Wissenschaft(skritik):

Harding, Sandra (1990): *Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*, Hamburg/Berlin.

Krüll, Marianne (Hg.) (1990): *Wege aus der männlichen Wissenschaft. Perspektiven feministischer Erkenntnistheorie*, Pfaffenweiler.

List, Elisabeth/Studer, Herlinde (Hg.) (1989): *Denkverhältnisse*, Frankfurt am Main.

Minnich, Elizabeth K. (1994): *Von der halben zur ganzen Wahrheit. Einführung in feministisches Denken*, Frankfurt am Main/New York.

Scheich, Elvira (1993): *Naturbeherrschung und Weiblichkeit. Denkformen und Phantasmen der modernen Naturwissenschaft*, Pfaffenweiler.

Schiebinger, Londa (1995): *Am Busen der Natur. Erkenntnis und Geschlecht in den Anfängen der Wissenschaft*. Stuttgart.

Die Entdeckung der Langsamkeit. Studentinnen kämpfen für die Gleichstellungspolitik an der Universität Tübingen

von Susanne Weitbrecht

Die Institutionalisierung der Gleichstellungspolitik an den Hochschulen begann Mitte der 1980er Jahre. Sie wurde - wie schon die Zulassung von Frauen zum Studium – nicht von der Universität selbst betrieben, sondern von außen - d.h. durch Eingriff des Gesetzgebers – herbeigeführt.

Die Neue Frauenbewegung als Wegbereiterin

Im Zuge der Neuen Frauenbewegung und der von ihr initiierten öffentlichen Diskussion um die Notwendigkeit von Antidiskriminierungspolitik wurden die Hochschulen – neben dem Militär und der Polizei – als eine der Hochburgen des Patriarchats entlarvt. Die enorme Diskrepanz zwischen dem Frauenanteil bei den Studierenden und dem Frauenanteil bei den Professuren machte deutlich, dass das Gleichberechtigungsgebot der Bundes- und der Landesverfassungen ganz offensichtlich nicht ausreichte, um an den Hochschulen für Chancengleichheit für beide Geschlechter zu sorgen. 1980 standen in Deutschland 36,7% Studentinnen lediglich 5,3%⁹⁶ Professorinnen an Hochschulen gegenüber. Die Benachteiligung von Frauen im Erwerbsleben und in der Wissenschaft war längst nicht nur statistisch sondern auch durch zahlreiche wissenschaftliche Studien belegt worden.⁹⁷ Jahrelange Debatten, Aktionen und politische Initiativen, Rechtsgutachten, Enquetekommissionen und Expertenbefragungen sowie verschiedenste Vorschläge für Antidiskriminierungsmaßnahmen auf politischer Ebene führten schließlich dazu, dass endlich der Gesetzgeber auf Bundesebene den Handlungsbedarf erkannte. Vor diesem Hintergrund wurde 1985 ein neuer § 2 Abs. 2 in das Hochschulrahmengesetz aufgenommen, in dem die

⁹⁶ Statistisches Bundesamt – Hochschulstatistik

⁹⁷ Vgl. u.a.: Ulla Bock, Anne Braszeit, Christiane Schmerl (Hrsg.), Frauen an den Universitäten, Frankfurt/M. 1983; Bärbel Clemens, Sigrid Metz-Göckel, Ayla Neusel, Die Töchter der Alma Mater, Überblick zum Forschungsstand Frauen in Hochschule und Beruf, Frankfurt/M. 1986; Birgit Meyer, Als wäre es auch unser Ort – zur Situation von Frauen an der Hochschule. In: Anne Schlüter, Annette Kuhn (Hrsg.), Lila Schwarzbuch: Zur Diskriminierung von Frauen in der Wissenschaft. Düsseldorf 1986.

Hochschulen erstmals gesetzlich verpflichtet wurden, bei der Wahrnehmung ihrer Aufgaben auf die „Beseitigung der für Wissenschaftlerinnen und Studentinnen bestehenden Nachteile“ hinzuwirken. Damit hatte der Gesetzgeber anerkannt, dass Benachteiligungen für Frauen an den Hochschulen existierten – eine Erkenntnis, die allerdings bis heute von einigen Hochschulen bzw. Teilen der Hochschulmitglieder noch abgestritten wird.

Die Universität reagiert auf den gesetzlichen Auftrag

Den Startschuss zum studentischen Engagement für die Institutionalisierung der Gleichstellungspolitik an der Universität Tübingen gab angesichts der neuen Gesetzeslage der damalige Präsident der Universität, Dr. Adolf Theiss. Er schlug im Sommersemester 1986 dem Senat die Wahl einer Universitätsfrauenbeauftragten vor. Die studentischen Vertreterinnen und Vertreter im Senat wehrten sich jedoch gegen die Einsetzung einer ehrenamtlichen Alibi-Frauenbeauftragten ohne Kompetenzen und ohne Auftrag. Sie hatten damit Erfolg und setzten im Senat die Einsetzung einer gruppen-paritätisch besetzten Senatskommission durch, die den Auftrag bekam, den Entwurf für einen Frauenförderplan zu erarbeiten.

Die Studentinnen mussten sich nun entscheiden: Wollten sie weiterhin ausschließlich außerhalb der Institution politisch aktiv bleiben oder sich auch innerhalb der Institution für Veränderungen einsetzen? Was damals mit zwei Studentinnen (Edith Glaser und Irene Scherer) in der paritätisch besetzten Senatskommission zur Erarbeitung eines Entwurfs für einen Frauenförderplan begann, wuchs sich ab dem Jahr 1988 zu einer veritablen Studentinnen-Bewegung an der Universität Tübingen aus. Studentinnen aller Fakultäten wurden zum Motor der ersten Phase der Institutionalisierung der Gleichstellungspolitik.

Im Juni 1987 legte die Senatskommission nach einjähriger intensiver Arbeit den Entwurf eines Frauenförderplans vor. Der Senat bat nun die Fakultäten um schriftliche Stellungnahmen zum Entwurf. Es dauerte bis Anfang Januar 1988 bis schließlich alle Fakultätsstimmungen - einschließlich zahlreicher studentischer Sondervoten zu diesen Stellungnahmen - vorlagen.

Als Anfang des Wintersemesters 1987/88 der Entwurf des Frauenförderplans den Fakultäten zur Stellungnahme vorlag, bildete sich ein interdisziplinärer Frauen-Arbeitskreis, in dem Studentinnen aller Fächer heftig über den Entwurf und die politischen Strategien zur Durchsetzung des Frauenförderplans stritten. Die beiden studentischen Vertreterinnen in der

Senatskommission mussten das Papier nun gegen ihre Kommilitoninnen verteidigen. Trotz oder vielleicht gerade wegen der nun folgenden heftigen und kontroversen Auseinandersetzungen schafften es die Studentinnen am Ende aber, sich auf ein gemeinsames Ziel und eine gemeinsame Strategie zu einigen. Sie mündete im Januar 1988 in eine Studentische Vollversammlung, auf der weitergehende Forderungen der Studierenden zum vorliegenden Frauenförderplan beschlossen, der Senat aber zugleich aufgefordert wurde, zumindest das vorliegende Papier zu verabschieden und den Beschluss nicht länger hinauszuzögern.

Am 15. Juni 1988 wurde dann endlich – zwei Jahre nach dem Einrichten der ersten Senatskommission - der Frauenförderplan der Universität Tübingen vom Senat verabschiedet. Er trug den Titel: *„Grundsätze des Senats der Universität Tübingen zu Frauenförderung mit dem Ziel der Beseitigung der für Wissenschaftlerinnen bestehenden Nachteile“*. Damit war Tübingen die erste Universität in Baden-Württemberg, die einen solchen Plan besaß. Diese Vorreiterrolle in Baden-Württemberg in Sachen Gleichstellungspolitik sollte Tübingen noch einige Jahre behalten.

Statusgruppenübergreifende Kooperation als Erfolgsrezept

Dass die Studentinnen diesen Prozess konstruktiv vorantreiben konnten - auch gegen zahlreiche Blockaden durch professoral dominierte Gremien – lag auch maßgeblich an der Vorsitzenden der ersten Senatsfrauenkommission und späteren ersten Frauenbeauftragten der Universität Tübingen, Prof. Dr. Doris Knab. Sie schätzte die Arbeit der Studierenden und war von Anfang an bereit, sich mit diplomatischem Geschick „zwischen die Fronten“ zu stellen. Auf diese Weise konnten kontinuierlich kleine Erfolge erreicht werden. Im Januar 1989 wurde Frau Prof. Knab vom Senat zur ersten Frauenbeauftragten der Universität Tübingen gewählt. Anschließend wurde das Büro der Frauenbeauftragten eingerichtet, das seither für alle mit der Gleichstellung verbundenen Fragen offen steht und Zuarbeit für das Rektorat, die zentrale Frauenbeauftragte und die Fakultätsfrauenbeauftragten leistet. Frau Prof. Knab sorgte nicht nur in Tübingen dafür, dass die Institutionalisierung der Gleichstellungspolitik auf ein solides Fundament gestellt wurde, sondern engagierte sich auch in den sich bildenden Verbänden der Hochschulfrauenbeauftragten auf Landes- und Bundesebene (Landes- und Bundeskonferenz der Frauenbeauftragten). Auch die Studentinnen waren landes- und bundesweit vernetzt und beteiligten sich am Aufbau der Zusammenschlüsse der neu gewählten Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten.

Zusätzliche Dynamik bekam das politische Engagement der Studentinnen im Wintersemester 1988/89 von den von Berlin ausgehenden und sich über die ganze Bundesrepublik ausbreitenden Studierendenprotesten. Es wurde gestreikt, Institute wurden besetzt, Demonstrationen organisiert, Menschenketten zwischen den naturwissenschaftlichen Instituten der Morgenstelle und den geisteswissenschaftlichen Tal-Instituten gebildet, um die Solidarität zwischen Natur- und Geisteswissenschaften zu demonstrieren. Zentrale Forderungen waren: mehr studentische Mitbestimmung in den Gremien, die Ablehnung universitärer Rüstungsforschung und die Modernisierung der Studieninhalte und Studienformen. Ein großer Teil dieser Proteste wurde von Frauen getragen. Sie wollten endlich mehr Professorinnen und Dozentinnen an der Universität sehen und kämpften für eine zügige Einsetzung der in den Senatsgrundsätzen zur Frauenförderung empfohlenen Frauenkommissionen und Frauenbeauftragten. Der Kampf um fakultätsspezifische Frauenförderpläne begann. Zum Teil galt es heftige Widerstände von Professoren in den Fakultätsgremien zu überwinden, die den Sinn der Frauenförderpläne grundsätzlich in Frage stellten. Es sollte letztendlich mehr als 10 Jahre dauern, bis auch die letzten Fakultäten sich dazu entschließen konnten, entsprechend der Empfehlung des Senats einen eigenen Frauenförderplan zu verabschieden.

Die Einrichtung der Gender Studies

Die Studentinnen kämpften nicht nur für die Institutionalisierung von Strukturen, die der Gleichstellung von Frauen und Männern in Studium und Wissenschaft dienen sollten, sondern gleichzeitig auch für eine Änderung der Studieninhalte und gegen den Androzentrismus⁹⁸ in Forschung und Lehre. Seit Anfang der 1990er Jahre wurden zahlreiche Vorträge und Ringvorlesungsreihen zu Themen der Frauen- und Geschlechterforschung – heute Gender Studies genannt – organisiert. Die Mathematikerinnen und Naturwissenschaftlerinnen waren dabei ebenso vertreten wie die Neuphilologinnen und die Sozialwissenschaftlerinnen. Statusgruppenübergreifendes, langjähriges zähes Ringen war notwendig, um an der Universität Tübingen die erste Professur für Frauen- und Geschlechterforschung in Baden-Württemberg zu bekommen. Die Professur „Soziologie der Geschlechterverhältnisse“ wurde schließlich 1994 eingerichtet und Prof. Dr. Regine Gildemeister konnte für die Universität Tübingen gewonnen werden.

⁹⁸ Als Androzentrismus wird die - zumeist implizite - Orientierung an patriachalen Denkmustern in wissenschaftlicher Theoriebildung, Methodik und Interpretation von Daten bezeichnet.

Dieser studentische Aufbruch Ende der 80er Jahre trug noch weit in die 90er Jahre hinein. Eine interdisziplinäre Gruppe von Studentinnen bildete für einige Monate den geschäftsführenden Ausschuss der Fachschaftsräte-Vollversammlung, der basisdemokratisch organisierten Vertretung der Fachschaften. Studentinnen setzten im AStA die Einrichtung eines Finanztopfes zur Förderung von Gender Studies durch. Sie sorgten 1993 gegen massivsten Widerstand dafür, dass die Finanzierung von Selbstverteidigungskursen für Studentinnen im Rahmen des Hochschulsports sichergestellt wurde. Allerdings entschied damals der Präsident auf Betreiben der Organisatoren des Hochschulsports, dass die Kurse nicht in das normale Angebot aufgenommen werden mussten, da – so die Vertreter des Sports – Selbstverteidigung nicht den ethischen Regeln der sportlichen Fairness entsprechen würde. Der AStA, d.h. die Studentinnen mussten daher die Kurse in Eigenregie organisieren, bekamen die Mittel dafür aber zumindest aus dem Finanztopf des Hochschulsports.

Ebenfalls 1993 wurde die „Lilla Villa“ im Clubhaus eröffnet, ein Raum, in dem sich Frauengruppen treffen konnten und der einige Stunden täglich als Café für Frauen geöffnet war.⁹⁹

Trendwende Mitte der 90er Jahre

Auch in den Frauenkommissionen der Fakultäten war der Studentinnenanteil zu Beginn der Institutionalisierungsphase sehr hoch. Ein großer Teil der Arbeit in diesen Kommissionen wurde lange Zeit von Studentinnen getragen. Dies hat sich erst Mitte der 90er Jahre langsam verändert. Die Studentinnen-Bewegung begann zu stagnieren. Woran das lag, darüber kann nur spekuliert werden. Einerseits sind viele Studentinnen – trotz der weiterhin beinahe unveränderten Statistik – der Ansicht, die Gleichstellungsziele seien erreicht oder „Feministinnen“ seien keine akzeptablen Vorbilder. Andererseits fällt es aber angesichts des zunehmenden Drucks durch Langzeitstudiengebühren und der Anforderung, das Studium immer schneller zu bewältigen, heute schwerer, einige Semester in die Hochschulpolitik zu investieren. Vielleicht aber finden politisch aktive Studentinnen ihre politische „Heimat“ heute – wie in den 70er und den 80er Jahren – wieder eher außerhalb der Universität. Aktuell wird die Hauptarbeit in den Frauenkommissionen an den Fakultäten von Frauen des

⁹⁹ Vgl. dazu die Tübinger Uni-Frauenzeitung Virulanda 1 (1989) - 3 (1992) und ihre Nachfolgerin Querulanda 4 (1993) - 6 (1995). Die Zeitschrift ist vollständig dokumentiert im Bildungszentrum und Archiv zur Frauengeschichte Baden-Württembergs BAF e.V. in Tübingen (www.baf-tuebingen.de).

akademischen Mittelbaus, Promovendinnen und Habilitandinnen sowie von Professorinnen geleistet.

Was war und was bleibt

Der Institutionalisierungsprozess der Gleichstellungspolitik ist in den letzten 10 Jahren stetig vorangetrieben worden. Ein regelmäßiges Controlling der Statistiken und verschiedene Maßnahmen und Förderprogramme wurden entwickelt. Das Büro der Frauenbeauftragten unterstützt die Arbeit in den Gremien und an den Fakultäten, beantwortet Anfragen und berät Studentinnen und Wissenschaftlerinnen in unterschiedlichsten Fragen. Die Frauenanteile auf den verschiedenen Ebenen der akademischen Laufbahn haben sich – langsam – erhöht. Der Studentinnenanteil liegt inzwischen an der Universität Tübingen bei deutlich über 50 Prozent. Trotz dieser kleinen Erfolge ist die Universität aber nach wie vor noch weit von einer tatsächlichen Chancengleichheit für Männer und Frauen entfernt. Fest steht aber, dass die Institutionalisierung der Gleichstellungspolitik an der Universität Tübingen maßgeblich von Studentinnen mitgestaltet, getragen und vorangetrieben wurde. Sie waren der „Motor“ der Bewegung. Im Zusammenwirken mit Prof. Dr. Doris Knab, der Vorsitzenden der ersten Senatsfrauenkommission und ersten Frauenbeauftragten der Universität Tübingen, konnte so nach und nach vieles erreicht werden. Ohne diese Akteurinnen wäre die Universität heute um viele Frauen ärmer.

Studentinnen - wie auch alle anderen Beteiligten – mussten in diesen Jahren aber auch feststellen, dass die „Entdeckung der Langsamkeit“ zu den Haupterfahrungen institutioneller Politik gehört.

Literatur:

Frauenförderung an der Universität Tübingen: 1989 - 1991; Bericht der Senatskommission für die Förderung von Wissenschaftlerinnen und Studentinnen. - revidierte Fassung. Tübingen 1992.

Virulanda: Macht und Ohnmacht - Frauenförderung an der Uni Tübingen, Tübinger Uni-Frauenzeitung. Tübingen 1 (1989).

Elite ohne Frauen?

Spekulationen über die Zukunft des Frauenstudiums

von Susanne Weitbrecht

Können wir aus der Geschichte lernen?

Am Ende der Rückschau auf 100 Jahre Frauenstudium an der Universität Tübingen steht die Frage: Was lehrt uns die Geschichte? Zum einen wird im Rückblick überdeutlich, dass Frauenemanzipation und Fortschritte in der Gleichstellung von Frauen und Männern immer von den Frauen selbst erkämpft werden mussten. Es waren die frühen Frauenvereine und ihre Hartnäckigkeit, die dazu führte, dass irgendwann das Recht auf Bildung und Schulbesuch auch Frauen zugestanden wurde. Danach mussten Frauen um die Möglichkeit eines Schulabschlusses kämpfen, der ihnen die Zulassung zum Studium ermöglichte und sich gleichzeitig für das Frauenstudium stark machen. Letztlich war die Abwehr der männlichen Universitätsmitglieder zum Glück nicht so entschieden wie der Wille der Frauen, zum Studium zugelassen zu werden. „Geschenkt“ wurde den Frauen jedoch nichts. Zwar gab es vereinzelt auch Männer, die sich für die Rechte der Frauen einsetzen oder den Forderungen gegenüber zumindest ein gewisses Maß an Offenheit zeigten. Motor der Veränderung waren und blieben aber bis heute die Frauen selbst.

Eine zweite Lehre, die wir aus der Geschichte ziehen können, lautet, dass es keinen kontinuierlichen Fortschritt hin zu einer egalitären Gesellschaft gibt. Es gab immer wieder Rückschläge – erwähnt sei hier zum Beispiel das Dritte Reich und das von ihm geprägte Frauenbild, das bis in die 60er Jahre hinein wirkte und Frauen den eben erst erkämpften Zugang zu Studium und Beruf wieder erschwerte.

Den Blick auf die Zukunft gerichtet gilt es also, diese beiden Lehren nicht zu vergessen: Motor der Entwicklung zu einer Gesellschaft, in der Frauen und Männer gleiche Rechte haben, waren bislang immer Frauen gewesen - und - es gibt keine lineare Entwicklung oder gar einen oft behaupteten historischen Automatismus hin zu einer geschlechter-egalitären Gesellschaft.

Wo stehen wir heute?

An der Universität Tübingen studieren inzwischen mehr Frauen als Männer. Im Wintersemester 2004/2005 waren es 56,3 %.¹⁰⁰ Tübingen bildet hier keine Ausnahme im Vergleich zu anderen Universitäten.

Mädchen stellen heute auch mehr als die Hälfte der Abiturienten und machen im Durchschnitt die besseren Abschlüsse. Studieren ist für junge Frauen selbstverständlich geworden. Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern ist im Jahr 2004 also zumindest betreffend des Studienzuganges erreicht worden. Schaut man jedoch genauer hin, wird deutlich, dass Frauen in technisch-naturwissenschaftlichen Studiengängen noch immer deutlich unterrepräsentiert sind. Diese Tendenz ist in Deutschland stärker ausgeprägt als in anderen Ländern, hat daher auch gesellschaftliche und bildungspolitische Ursachen. Technische Studiengänge auch für Frauen attraktiver zu machen und Schülerinnen zu ermutigen, ihre Interessen in dieser Richtung zu entwickeln, bleibt also eine Aufgabe, die zukünftig weiter notwendig sein wird. Hierzu gibt es bereits zahlreiche Programme auf Bundes-, Landes- und Hochschulebene wie z.B. das Schnupperstudium für Mädchen in den Naturwissenschaftlichen Fakultäten, das die Universität Tübingen seit drei Jahren in den Herbstferien anbietet.

Ein ungenutzter Gewinn

Vor dem Hintergrund der ungebrochen hohen Bildungsmotivation der Mädchen und jungen Frauen sollen im folgenden einige aktuelle bildungspolitische Entwicklungen kritisch beleuchtet werden, da sie Gefahr laufen, neue Hürden für das Studium von Frauen aufzubauen.

Zu diesen Entwicklungen gehört, dass das Abitur als Zulassung für einen Studienplatz derzeit mehr und mehr entwertet und durch zusätzliche Auswahlverfahren wie z.B. Tests und Gespräche, die Bewertung zusätzlicher Leistungen (z.B. Praktika) und die fachspezifische Gewichtung der beim Abitur erzielten Noten ergänzt wird. Es ist eine interessante Entwicklung, dass historisch zu genau dem Zeitpunkt, an dem die Mädchen die Jungen quantitativ und qualitativ hinsichtlich der Abitursergebnisse überholt haben, diese Zugangsberechtigung zum Studium entwertet wird. Neue Auswahlverfahren für den

¹⁰⁰ Eberhard Karls Universität Tübingen (Hrsg), Studierendenstatistik, Wintersemester 2004/2005, S. 28.

Studienzugänge, die auf den ersten Blick sinnvoll erscheinen mögen, können jedoch zu neuen, subtilen Ausgrenzungsmechanismen gegenüber Mädchen und Frauen bei der Zulassung an bestimmten Hochschulen oder zu bestimmten Studienfächern führen. Diese Entwicklung muss daher genau beobachtet werden.

Hinzu kommt, dass die Studiengänge derzeit im Rahmen der Studienstrukturreform und der Internationalisierung stärker strukturiert und damit auch hierarchisiert werden. Es werden Abschlüsse nach Kurzeitstudiengängen (Bachelor) ermöglicht und für weiterführende Studiengänge neue Hürden aufgebaut. Soziologische Studien haben gezeigt, dass in der Vergangenheit eine Differenzierung und Hierarchisierung von Berufen und Ausbildungsgängen den Zugang von Frauen zu „höheren“ Ausbildungsgängen und damit zu besser bezahlten Berufspositionen erschwert haben¹⁰¹.

Noch völlig offen ist außerdem, welche Auswirkung die bevorstehende Einführung von Studiengebühren auf das Frauenstudium haben wird. Nach den Erhebungen des deutschen Studentenwerks stehen Frauen noch immer weniger Mittel für das Studium zur Verfügung als Männern¹⁰². Auch im Hinblick auf den Zuverdienst durch Ferienarbeit haben es Männer leichter, an besser bezahlte Jobs zu kommen. Und schließlich werden die zeitlichen und finanziellen Belastungen, die ein Studium mit Kind mit sich bringt, noch immer überwiegend von Studentinnen getragen. Auch ein aufgenommener „Bildungskredit“ wie er zur Zeit gerade als Lösung für das Problem der individuellen Studienfinanzierung diskutiert wird, birgt für Frauen eine größere Belastung im Nachhinein. Sie erhalten nach Abschluss ihres Studiums im Vergleich zu Männern im Durchschnitt schlechter bezahlte Stellen, d.h. sie können bislang ihr Studium nicht ebenso gut im Hinblick auf das spätere Einkommen verwerten.

Besonders kritisch sollten die Auswirkungen der aktuellen Diskussion um sogenannte Elitehochschulen oder Eliteprogramme verfolgt werden. Zwar haben Frauen im Hinblick auf ihre intellektuelle Leistungsfähigkeit im Vergleich zu Männern nichts zu befürchten. Verschiedene strukturelle Ausgrenzungsmechanismen und alte Vorurteile führen jedoch

¹⁰¹ Vgl. Wetterer, Angelika (1999): Ausschließende Einschließung- marginalisierte Integration. Geschlechterkonstruktionen in Professionalisierungsprozessen. In: Neusel, Ayla; Wetterer, Angelika (Hrsg.) : Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf. Frankfurt/New York. S. 223-254.

¹⁰² Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland 2003. 17. Sozialerhebung des deutschen Studentenwerks durchgeführt durch HIS Hochschul-Informationssystem, Berlin 2004, S. 174f, 193f, 316.

(vgl. http://www.studentenwerke.de/se/2004/Hauptbericht_so_17.pdf) .

noch immer dazu, dass sich Frauen höchst selten in gesellschaftlichen „Eliten“ wiederfinden. In den Köpfen der Entscheidungsträger an Hochschulen und in der Politik gilt als Kriterium für „Elite“ noch immer die Orientierung an einer „männlichen“ Berufsbiographie und an als „männlich“ betrachteten Werten, Verhaltensweisen und Eigenschaften. Es besteht also die Gefahr, dass der Ausschluss von Frauen indirekt zu einem Indikator für „Elite“ wird. Eine Elite, die sich überwiegend aus nur einem Geschlecht rekrutiert, oder die traditionell "männlich" konnotierte Eigenschaften als Elitekriterien privilegiert, kann jedoch keine intellektuelle Leistungselite sein, auch wenn sie sich selbst so definiert.

Diese hier nur kurz skizzierten aktuellen Entwicklungen sind deshalb kritisch für das Frauenstudium und die spätere Berufstätigkeit von Frauen, da weder in der Politik noch an den Hochschulen bislang wirklich erkannt wurde, welchen Gewinn die hohe Bildungsmotivation der Frauen der gesamten Gesellschaft, der Wirtschaft und der Wissenschaft gebracht hat und künftig bringen könnte, würde man dieses Potenzial endlich adäquat nutzen. Woran das liegt? Frauen haben sich in ihren Selbsterscheinungen und in ihren Ambitionen in den vergangenen 100 Jahren stark verändert. Sie haben sich das Recht auf Bildung und Beruf erkämpft und ihre Rolle in der Gesellschaft neu definiert. Die Strukturen der Institutionen Schule und Hochschule und der Erwerbsarbeit sind dagegen nahezu gleich geblieben.¹⁰³ Welche strukturellen Veränderungen an der Hochschule und im Wissenschaftsbetrieb wären notwendig, damit Frauen ihr Studium endlich adäquat verwerten können?

Was muss sich verändern?

Frauen müssen nicht gefördert, sondern in erster Linie „enthindert“ werden. Es gibt ein ganzes Bündel von Hindernissen, die bislang eine tatsächliche Chancengleichheit von Frauen an der Hochschule nach dem Studium verhindern. Ein Beispiel ist das Verfahren der Begutachtung von Anträgen. Das Vorurteil, Frauen seien Männern intellektuell unterlegen, wirkt hier leider noch immer und schmälert die Chancen von Frauen, Forschungsmittel zu erhalten. Dies zeigen inzwischen mehrere Studien zu den Ergebnissen solcher Vergabeverfahren.¹⁰⁴

¹⁰³ Vgl. den Festvortrag von Knab, Doris: Was macht die Universität mit den Frauen? anlässlich der Auftaktveranstaltung zum Jubiläum "100 Jahre Frauenstudium an der Universität Tübingen" am 21. April 2004.

¹⁰⁴ Vgl. Christine Wenneras, Agnes Wold, Nepotism and sexism in peer-review. In: Nature Vol. 387, 22. Mai 1997 und Nina von Stebut, Eine Frage der Zeit? Zur Integration von Frauen in die Wissenschaft. Eine empirische

Auch bei der Stellenvergabe an den Hochschulen finden sich Frauen auf dem Weg zur Professur noch immer häufiger auf den kürzer befristeten und weniger sicheren Stellen und Stipendien wieder. Hinzu kommt die in Deutschland stark auf individuelle Förderung durch einen einzigen „Doktorvater“ beschränkte Promotions- und Habilitationsphase, die zudem oft durch prekäre Finanzierung und lange Dauer gekennzeichnet ist. Frauen verfügen außerdem weniger über informelle Netzwerke, die für eine wissenschaftliche Laufbahn von zentraler Bedeutung sind.

Ein weiteres Hindernis für Frauen ist die noch immer weit verbreitete Vorstellung, Wissenschaft als „Berufung“ sei unvereinbar mit anderen Tätigkeiten wie z.B. familiären Pflichten. Das bedeutet für Frauen oft eine Entscheidung zwischen Wissenschaft als Beruf und Familie. Konsequenz: 40% der Akademikerinnen in Deutschland sind kinderlos - Tendenz steigend.¹⁰⁵ Es muss sich also die Struktur des wissenschaftlichen Arbeitens im Hinblick auf zeitliche Verfügbarkeit hin zu mehr Flexibilität – die übrigens oft zu mehr Effektivität führt – verändern. Die aktuellen hochschulgesetzlichen Rahmenbedingungen, die die Qualifizierungsphase zeitlich begrenzen und Teilzeitarbeit in der Wissenschaft negativ sanktionieren, müssen dringend verändert und familienfreundlicher gestaltet werden (Vgl. <http://www.familienfreundliches-hrg.uni-tuebingen.de/>).

Dies ist nur eine kleine Auswahl dessen, was sich strukturell an den Hochschulen verändern müsste, um Frauen – nach dem Studium – endlich auch dieselben Chancen für eine wissenschaftliche Laufbahn zu geben.¹⁰⁶ Empfehlungen zur Chancengleichheit von Frauen in Wissenschaft und Forschung gibt es inzwischen von zahlreichen politischen Institutionen

Untersuchung der Max-Planck-Gesellschaft. Studien zur Wissenschafts- und Organisationssoziologie Bd. 3, Opladen 2002.

¹⁰⁵ Diese griffige Zahl ändert sich mit zunehmendem Alter der Akademikerinnen, die wohl erst später Kinder bekommen. Zur kritischen Hinterfragung der Zahlen vgl. Björn Schwentker, Von wegen 40 Prozent . Obwohl es der Mikrozensus so weismachen will: Akademikerinnen sind mitnichten schuld am deutschen Babyschwund. In: Zeit online, 9.10.2005 und Stephanie Saleth, Späte Mutterschaft - ein neuer Lebensentwurf. In: Statistisches Monatsheft Baden-Württemberg 11/2005, S. 14-18.

¹⁰⁶ Einen guten Überblick über die Hindernisse für Frauen an deutschen Hochschulen auch im internationalen Vergleich bietet das Gutachten „Frauen in der Wissenschaft“ für die Enquete-Kommission „Globalisierung der Weltwirtschaft“ des deutschen Bundestags.

Jutta Allmendinger, Nina von Stebut und Stefan Fuchs, Frauen in der Wissenschaft. (Gutachten im Auftrag der Enquete-Kommission „Globalisierung der Weltwirtschaft“), München: Ludwig-Maximilians- Universität (AU-Stud 14/37) 2002.

wie zum Beispiel dem Wissenschaftsrat.¹⁰⁷ Auch die Wirtschaft beginnt nach und nach, das große Potenzial der Akademikerinnen für sich zu entdecken. Es bleibt aber noch viel zu tun, bis tatsächliche Chancengleichheit für Frauen in Wissenschaft und Beruf erreicht ist. Dass sich vor allem Frauen dafür auch weiterhin einsetzen müssen, lehrt die Geschichte. Dass diese Frauen aber auch auf die Kooperation von Männern setzen müssen, solange sie die Mehrheit in allen Entscheidungsgremien bilden, ist ebenso selbstverständlich.

Vor diesem Hintergrund bleibt zu hoffen, dass sich bei letzteren immer mehr die Erkenntnis durchsetzt, dass es eine moderne und demokratische Gesellschaft ohne tatsächliche Chancengleichheit von Frauen und Männern nicht geben kann und die Lösung zahlreicher Strukturprobleme in Gesellschaft, Wirtschaft und Wissenschaft unmittelbar mit der Behebung dieses Modernisierungsdefizites verknüpft sind.

¹⁰⁷ Wissenschaftsrat: Empfehlungen zur Chancengleichheit von Frauen in Wissenschaft und Forschung, Köln 1998

3.1

Studien-Erinnerungen

von Liselotte Staesche, heute 97 Jahre alt

Wenn ich an meine Studienzeit in Tübingen zurückdenke, fällt mir sofort die 450-Jahr-Feier der Universität ein. 1927 wurde dieses Jubiläum begangen, damals war ich im dritten Semester. Viele große Veranstaltungen gab es in diesem Sommer, von verschiedenen Vereinigungen organisiert. Die Burschenschaften hatten damals eine große Bedeutung in der Stadt. Und sie waren – im Gegensatz zu heute – auch sehr angesehen. Auch Studentinnen hatten sich zu Vereinigungen zusammen-geschlossen. Anlässlich des Jubiläums organisierten sie einen großen Umzug, dem ich mich zusammen mit einer Freundin angeschlossen habe. Lauter weiß gekleidete Mädchen waren wir – was für ein Anblick! So liefen wir gemeinsam durch die Altstadt.



Sonst hatte ich aber keinen Kontakt zu den weiblichen Vereinigungen. Eher zu den Burschenschaften. Ich war oft bei einer nicht schlagenden Verbindung eingeladen, der „Normannia“. Der Kontakt kam über einen Studenten zustande, der in der Wohnung unter mir wohnte. Viele Stiftungsfeste habe ich dort mitgemacht. Da musste man trinken können! Das Haus der Verbindung lag auf dem Österberg, und wegen meiner zahlreichen Besuche wusste ich damals genau, wie viele Stufen von dort hinab führten. Mittlerweile habe ich die Zahl vergessen, es waren auf jeden Fall drei Absätze. Meist waren wir zu viert unterwegs, und oft war es schon hell, wenn wir nachhause liefen. Einmal beschlossen wir spontan, zur Wurmlinger Kapelle zu laufen. Solche Einfälle hatten wir eben damals.

Bei den Verbindungen waren Frauen damals begehrte Tanzpartnerinnen. Da ich mit Begeisterung tanzte und es auch gut konnte, machte ich bei der „Normannia“ drei Tanzstunden mit. Meist musste ich mit dem Tanzlehrer vortanzen, denn der hatte schnell herausgefunden, dass ich etwas davon verstand. Das waren Zeiten! Über die Verbindung war ich auch oft Stocherkahn fahren. Das Stochern habe ich sogar selbst probiert, aber mit der Strömung war das nicht so leicht. Bei einer dieser Fahrten bin ich dummerweise in den Neckar gefallen – weswegen ich mich anschließend hinten über den Schlossberg zu meinem Zimmer in der Beltlestrasse zurückschleichen musste. Durch die Stadt konnte ich in meiner nassen Kleidung ja nicht laufen.

Es war eine schöne Zeit in Tübingen, auch wenn sie nur sehr kurz war. Ich kann mich noch genau an den Tag erinnern, an dem ich dort ankam. Es war der 30. April 1926. Wir kamen zu dritt aus Dresden mit dem Zug - zwei Mitschülerinnen und ich. Von der Heimat aus hatten wir bereits Zimmer organisiert. So wussten wir bei der Ankunft, wohin wir zu gehen hatten. In Dresden hatten wir das Reformgymnasium besucht, eine reine Mädchenschule. Für damalige Verhältnisse war das etwas besonderes. Und dass wir studieren wollten, stand für uns schon lange fest. Ich selbst hatte ein Vorbild – eine Studentin, die ich über den Skiclub kennen gelernt hatte. Sie hat mich stark beeinflusst.

Den Anstoß, nach Tübingen zu gehen, gab ein weiterer Student, den ich in Dresden kennen gelernt hatte und der von dem „schönen Städtchen“ schwärmte. Ausschlaggebend war aber natürlich das Fach. Tübingen war damals „die“ Universität für Geologie – vor allem bekannt durch das frühere Wirken des Jurastratigraphen Friedrich August Quenstedt. Geologie hatte mich schon immer fasziniert. Wir waren mit der Familie oft im Erzgebirge gewesen, hatten außerdem die bizarren Formationen des Elbsandsteingebirges vor der Haustür - ich wollte begreifen, wie diese Gebilde entstehen. Meine Eltern unterstützten mich in meinem Studienwunsch. In Tübingen schrieb ich mich für Naturwissenschaften ein, mit Hauptfach

Geologie. Dazu kamen Botanik, Zoologie und Geographie. Nach dem Studium hätte ich Lehrerin werden können oder in einem Museum oder bei einer fachlichen Vereinigung arbeiten. Mein späterer Mann hat diesen Beruf ausgeübt. Ich selbst habe in Tübingen nur drei Semester studiert, danach folgte ich meinem zukünftigen Mann nach Berlin, wo ich mich für ein weiteres Semester einschrieb.

Am geologischen Institut in Tübingen war ich die einzige Frau – allerdings nicht die erste. Schon eine Weile vor mir hatte eine Frau dort studiert und auch einen Abschluss gemacht. Wie viele Geologie-Studenten es damals insgesamt gab, weiß ich nicht mehr genau. Ich schätze, es waren fünfzig – darunter vier Doktoranden (Eine Zwischenprüfung gab es damals nicht, man schloss mit der Doktorarbeit ab). Dass ich es als Frau schwerer oder leichter gehabt hätte während des Studiums, kann ich nicht sagen. Ich hatte den Eindruck, dass die Professoren froh waren, auch mal eine Studentin vor sich zu haben. Und von den Doktoranden wurde ich oft eingeladen.

Es war eine schöne Zeit. Wir haben viele Exkursionen in die nähere Umgebung gemacht. Da ging's im Rock über Stock und Stein. Hosen waren eben damals noch nicht in Mode. An einen Nachmittag kann ich mich besonders gut erinnern: Wir gingen nach Bebenhausen, wo ein neuer Aufschluss zu untersuchen war. Es hatte geschneit und war recht matschig. Da sind wir alle den Berg hinunter gekullert und waren patschnass. Spaß gemacht hat es trotzdem.

Bei den Exkursionen gab es keine Sonderbehandlung für mich. Ich habe immer alles selber getragen, auf meinen Hammer war ich stolz. Und ich hatte das Gefühl, voll akzeptiert zu sein. Oft haben mir auch jüngere Semester fachliche Fragen gestellt, wenn wir im Gelände waren. Sich gegenseitig zu helfen, stand im Vordergrund. Es war eine friedliche Zeit – wenn ich das mit später vergleiche, als viele Frauen um Akzeptanz kämpfen mussten. Oder das Gefühl hatten, es tun zu müssen.

Ob es damals Studiengebühren gab, weiß ich nicht mehr genau. Ich meine, mich an eine öffentliche Diskussion darüber zu erinnern. Meine Eltern haben mir monatlich eine bestimmte Summe überwiesen. Da musste ich sehen, wie ich damit zurecht kam. So war das bei den anderen Studenten auch. Dass man nebenher arbeitete, war nicht üblich. Ich kenne keine Studentin, die das gemacht hätte.

Gewohnt habe ich in einer Studentenbude in der Beltlestrasse, bei einer richtigen Studentinmutter. Sie vermietete vier Zimmer. Meist haben wir uns aber in der Küche

getroffen, denn in den Räumen wurde es nie richtig warm – auch wenn die Vermieterin für uns einheizte. Gekocht hat sie für uns nicht. Nur einmal, zu meinem Geburtstag, hat sie heimlich den Gänsebraten aufgewärmt, den mir meine Mutter geschickt hatte. Zum Essen bin ich normalerweise in die Mensa gegangen, wenn auch ungern. Den süddeutschen Speiseplan fand ich gewöhnungsbedürftig, vor allem die Spätzle. Selten gab es Kartoffeln, und wenn dann nur als Salat. Aber man gewöhnt sich an alles.

In meiner Freizeit habe ich viel Sport getrieben. Mit Gymnastik fing ich im ersten Semester an. Die Übungen fanden morgens um sechs statt, da musste man früh raus. Besonders beeindruckt hat mich, als wir an einem Sommermorgen barfuß in den Neckarwiesen übten. Das war ein tolles Gefühl. Nur einmal habe ich einen so starken Muskelkater bekommen, dass ich jede Treppe in Tübingen vermeiden musste – was gar nicht so leicht ist.

Später habe ich dann Reitstunden genommen. Der Reitstall lag in der Wilhelmstraße, dort wo jetzt die Mensa ist. Der Leiter war saugrob zu den Studenten. Wenn einer mal runterfiel, hat er gehörig geschimpft. Oder wenn die Haltung nicht stimmte. Ich habe mir meist von einem Stallburschen hinaufhelfen lassen. Aber einmal bin ich auch heruntergefallen. Und als ich nicht mehr hochkam, hat der Leiter hässliche Bemerkungen gemacht – auf mich als Frau bezogen. Das war eine der weniger schönen Studienerinnerungen. Doch das Positive überwiegt, und die Zeit war so prägend, dass ich mich auch heute noch – mit 97 Jahren – an viele Einzelheiten sehr gut erinnere. Mit Freude!

Frauenstudium in Tübingen

Else Schlette geb. Müller, 1907 – 1977



(zusammengestellt aus den handschriftlichen Aufzeichnungen, die E.S. zwischen 1985 und 1990 angefertigt hat. Ergänzungen oder Zusammenfassungen sind kursiv geschrieben)

Else Müller ging in ihrem Geburtsort Tuttlingen nach dem „Einjährigen“ zusammen mit 7 männlichen Schülern in die erstmals eingerichtete „städtische Klasse 7“ - ihre sehr moderne und ungewöhnlich emanzipierte Mutter wie auch der interessierte und tolerante nicht - akademische Vater förderten die einzige Tochter sehr. 1924 bis 1926 wohnte sie in Stuttgart in Pension und besuchte das Königin - Katharina- Stift bis zum Abitur (das sie mit Auszeichnung bestand). Anders als drei ihrer Mitschülerinnen begann sie nicht gleich mit dem Studium, sondern legte ein praktisches Jahr an einer Haushaltsschule ein. „Es ist nicht mehr erklärbar, was mich bewog, mit Lore (einer andern hochbegabten Klassengenossin, studierte anschließend Medizin) die Frauenschulklasse zu besuchen, und was meine Eltern veranlaßte, diese unnötigen Kosten auf sich zu nehmen... Für mich war es eine Zeit- und Geld-verschwendung“ .

Im Sommersemester 1927 begann sie dann mit dem Studium in Tübingen.

„Heute wollen wir das Bündel schnüren...“

Das Bündel war ein großer Waschkorb, der meine Mutter als junges Mädchen schon nach Speyer (*in die Kochschule*) begleitet hatte. Teekanne (blau – weiß - gestreift, Email) genannt die „Glucke“, Tassen, Servietten etc. etc., was man für den Tübinger Haushalt nötig fand. Werner Klaus (*ein Tuttlinger Schulkamerad, Student der Philologie*), von seiner Mutter geschickt, beriet mich, was ich alles belegen sollte. Ich schwankte zwischen Englisch und Geschichte, nahm vorerst beides, und Französisch und Deutsch. Vorrangig sollte aber die Vorbereitung auf das Große Latinum sein. Natürlich auch alle die Vorlesungen „Einführung in das Studium der...“.

Die Bude war schon gefunden. Bei einem Besuch in Tübingen hatte mich der Ausblick von Käthe Lemaires (*eine Mitschülerin im K-Stift*) Zimmer am Österberg gefallen. Man sah die Stiftskirche, viele Gärten; die Leute schienen sehr komisch, Käthe riet aber nicht ab. Sie selbst zog nach Münster. Nur Lore Haller von meiner Klasse zog nach Tübingen, ins „Difäm“(?), die andern aus der Klasse, (*die im Jahr zuvor in Tübingen mit dem Studium begonnen hatten*), Dora Wagner (*Medizin*), Elisabeth Hornberger (*Theologie*) und Gretel Wachter (*Jura*) waren im Sommer nicht mehr da. Also wurde es eine Fahrt ins Blaue, denn auch Lore Haller kreuzte meine Wege nur noch ein Mal.

Alma mater tuingensis

Eine malerische, gemütliche, ländliche Stadt mit ca. 3 000 Studenten neben Beamten, Weingärtnern und Reichwehrsoldaten („Noskes“), das war Tübingen im 1927. Die Bude am Österberg mietete ich wegen der Aussicht über Gärten zum Stiftskirchenturm. Nicht wegen der Leute, die etwas Unheimliches an sich hatten (sie, hysterisch, trieb ihn später zum Selbstmord. Die Kinder neugierig: „Tante, der Karl hat alle Deine Briefe gelesen“.) Frei von der Bevormundung der Pfarrer-Krausen-Familie (*die Familie, bei der sie in Stuttgart in Pension gelebt hatte*), frei von Lehrern, mit eigenem Haushältchen, das war herrlich. So gings auch Irene und Hedwig (*aus dem nächsten Abitursjahrgang des Kathrinienstifts*), die mir ein günstiges Geschick vom ersten Tag an über den Weg sandte. Zwar von der Schule her eifersüchtig (Hedwigs Abitursaufsatz rührte Direktor Mann zu Tränen; Irene durfte trotzdem die Abiturrede halten), konnte ich sie doch nebst einigen Randfiguren zu einer netten Freundesschar vereinen. Wie oft zogen wir wohl zusammen nach Schwärzloch zu Pfannkuchen und Salat? Renate aus Meldorf, urmusikalisch, bearbeitete im Gewölbe das alte Klavier. Außen schrien die Pfauen.



Else (li.) mit Freundin Renate

Die wissenschaftlichen Veranstaltungen spielten sich in mittelalterlichen Sälen mit tintenbekleckten Tischen und Bänken ab. Wir benahmen uns, was auch Herr Prof. Bebermeyer bemerkte, immer noch wie Schulmädchen. Die „Einführung(en) in das Studium der German-, Roman-, Angl-istik“ klangen einschüchternd, Angelsächsisch war scheußlich schwer, die Renaissance in Italien (mit den Zerfereien der Dutzenden von Stadtstaaten) verwirrend, der erste und einzige Griff zum 1. Band der großen Goethe - Ausgabe („Schicke mit mir meine Pantoffel, mein Täubchen“) ernüchternd...

Im WS zog Hedwig im Plüschjäckchen nach Paris, wo das Pfarrerstöchterchen, das im Sommer Tanzereien bei der Verbindung der Familie ablehnte, eine ganz andere wurde. Sollten wir Zurückgebliebenen uns dem Bund Tübinger Studentinnen anschließen? Beim Uni - Jubiläum waren sie uns mit schwarzen Samtbaretts gräßlich vorgekommen, auch ihr Heim, eine meuchtelige schäbige Hinterhauswohnung, lockte nicht gerade. Aber zu den Christlichen wollten wir nicht, und einige Ältere, z.B. Julia Berrer, vorher schon Lehrerin im Seminar in Kirchheim, sowie alte Damen wie Vera Vollmer und Frl. Reinhardt, waren doch das Kennenlernen wert.)



*Julia Berrer, ca. 1926
(Elses ‚Mater‘ in den ersten Tübinger Semestern)*

Jetzt wohnte ich bei rechten Leuten in der Wilhelmstraße mit Blick auf den Botanischen Garten.

Wir trafen uns in der Morgendämmerung am Schimpfeck und gingen über die Brücke zum uralten Lateinmännle, Prof. Fehleisen, der vor sich ein (immer dieselbe?) Bretzel liegen hatte. Er warnte uns vor den 7 Klippen des Latein. Mit seiner Hilfe schafften wir das Große Latinum.

Im deutschen Proseminar las man die Weihnachtsgeschichte im Heliand. Wir bescherten uns an einem Wintermorgen auf dem Spitzberg; ich bekam eine Mütze, bei der eisigen Kälte kein Luxus, aber, da so prosaisch, ein Enttäuschung.

In der Stiftskirche sangen wir bei der Matthäus-Passion mit, d.h. ich mußte halbwegs aufgeben, da ich die Altstimme nicht vom Blatt singen konnte und keine Möglichkeit zum Üben hatte. Die letzten Spaziergänge neckaraufwärts zum „Ende der Welt“ waren voll Abschieds- und Aufbruchsstimmung.

? (unlesbar) ging nach Berlin, Irene nach Wien, ich nach Grenoble.

Gratianopolis (Grenoble)

Prof. Rohlf's gab mir eine Empfehlung an seinen Kollegen in Grenoble mit. Ich bekam einen riesigen Kabinenkoffer. Meine Mutter fuhr mit mir über die strategische Wutachtalbahn nach Basel. Dann begann die Reise in die Welt.

In Grenoble holte mich Fritz Spieser (*ein Elsässer, Elses große platonische Liebe aus Stuttgarter Zeit*) ab und brachte mich zu Mme. Chabert. Ein ganz großer Glücksfall. Hier lernte ich gleich das gute Frankreich kennen. Mme. Chabert, Kriegswitwe von 1914, Pazifistin, Sozialistin, Theosophin und Freimaurerin, interessierte sich für Deutsche, gerade weil ihr Mann gegen Deutschland gefallen war.

(Sie verdiente ihren Lebensunterhalt als Schneiderin und mit Pensionsgästen; ihre Tochter, pupille de la nation, sollte nach dem Bac deutsch studieren.)

Die Tafelrunde bestand außer den Genannten aus Hélène, dem hübschen tschechischen Schulmädchen, das für den Prager Handschuhladen der Eltern französisch lernen sollte, dem Engländer Hark, der an den leibhaftigen Teufel glaubte, dem Diabetiker-Bulgaren, der von épinards lebte und dem bienenfleißigen braven Schwaben Karl Boger. Später kam der Ulmer Eugen Mayser dazu, der nach etwas anderthalb Jahren Spiesers Bekanntschaft mit der ostpreußischen Gräfin Dohna (*seiner späteren Ehefrau*) vermittelte...

In Grenoble beherrschten uralte Männlein die Fakultät. In weinerlichem Ton boten sie Vigny, Lamartine u.a. an. Mme. Chabert nahm uns zu ihren Conférences mit. Ihre Zola-Gesamtausgabe hielt sie unter Verschluss. Das sei nichts für uns...

(im August Reisen und Ausflüge von Grenoble aus, im September allein in Paris, vorher Bruch mit Spieser, weil Else sich die Haare hat schneiden lassen)

Vindobona (Wien)

Irene hat inzwischen einen schönen Sommer in Wien verbracht und ist seither eine große Rilke-Kennerin. Ich soll im Winter kommen. Wir nehmen eine Bude in der Josefsstadt, günstig gelegen, mit einem Bett und einem Klappbett. Die beiden jüdischen Damen, Mutter und Tochter, sind zurückhaltend. Das nette Dienstmädchen aus der Steiermark, das in der Küche auf dem Hängeboden schläft, hat schreckliches Heimweh. Wir trösten sie. Der Herbst ist schön. Wir verbringen Allerheiligen in der Wachau.

In Wien ist für Historiker was los: Srbik und Dopsch. Aber ich habe mich von der Geschichte abgesetzt und neben Deutsch und Französisch Englisch zugewandt. Die Wiener himmeln Kluckhohn an. Wir machen Proseminar über Herder. In Englisch gibt es nichts Besonderes, im Romanischen Seminar Ettmayr, der es mit Gamillschegs Sprachatlas hat, und Winkler

(Marie de France). Aber da mein Altfranzösisch nicht besonders ist, komme ich erst beim zweiten Versuch rein ins Seminar.

Unter den Stars ist Eppo Steinacker, den ich von Grenoble kenne (*er wird die zweite große Liebe*).

Die österreichischen Studenten ärgern sich über die schönen Jüdinnen, die den Professor umschwärmen. Als ich mehrere Male mit einem Mädchen aus dem romanischen Seminar zu Essen gehe, sagt mir ein Student vom Romanistenverein, ich solle nicht so viel mit Jüdinnen umgehen. (*Ein anderes Mal drang ein Wiener Student in Else, sie solle es doch zugeben, daß sie Jüdin sei - Else war zwar ungewöhnlich groß, aber hatte etwas von einer südländischen Schönheit an sich.*)

Als wir einmal in der Uni-Bibliothek arbeiteten, hieß es plötzlich: „Juden raus“. Einige Gestalten mit erhobenen Armen und den Händen vor dem Gesicht jagten hinaus. Polizei rückte an. Die Uni blieb drei Tage geschlossen. Wir dachten wenig dabei, das war eben eine der Wiener Sonderbarkeiten. Ebenso, daß in die Mensa im oberen Stock scheint keine Juden durften, denn auf der Treppe machte jeweils ein Student Dienst und musterte alle, die rauf wollten. Vermutlich waren die Scharfmacher aus einer nationalen Studentenverbindung. Typisch Wien, dachten wir.

Wien war arm. Die Fassaden bröckelten ab, überall traf man auf Bettler. Der Winter wurde bitterkalt. Tote Vögel lagen im Stadtpark. Wir bekamen im Milchladen gefrorene Milch zum Frühstück. Die Donau war gefroren. Keine Kohlen! Die Uni schloß. Nur die schmierige Frühstücksstube bot Unterschlupf und hautigen Kakao. Auch im Kaffeehaus konnte man sitzen. Wir lernten im Bett und nähten dort unsere Faschingskostüme für den Künstlerball. Auch zum Ball in der Hofburg gingen wir. An sonnigen Tagen liefen wir Schlittschuh oder Ski im Wienerwald. In einer Werkstätte hatten wir ganz einfache billige Ski erstanden. Das Semester ging zu Ende. Irene und ich waren uns schließlich so auf die Nerven gegangen, daß wir getrennt zum Skikurs in den Niederen Tauern gingen...



Else (Mitte) mit Freundin Käthe im Skikurs (1929)

Kurz vorher hatte ich die Bremerin Käthe kennengelernt, 9 Jahre älter, Sport, Theologie, Deutsch. Ein Unikum.



Else (re.) mit Freundin Käthe

Als wir vom Skifahren kamen, wurden in Wien Veilchen verkauft. Wir kauften geflochtene Sommerhüte und beschlossen, uns fürs SS wieder zu treffen. Irene wollte nach Marburg gehen.

Das SS in Wien war kurz. Das negative Bild, das der grausame Winter hinterließ, bekam eine gründliche Korrektur. Wien war fast zu schön zum Arbeiten. Aber ich fuhr jeden Morgen um 7 in die Uni... (*daneben viele Ausflüge und Unternehmungen, vor allem auch mit Eppo*). Allmählich überkam mich ein ungutes Gefühl: schon 5 Semester und erst ein Oberseminar. Das beste ist wohl, ich gehe jetzt zum Arbeiten nach Tübingen zurück. (Zwischen die folgenden Tübinger Semester fällt der jetzt unbedingt ratsame England-Aufenthalt, *der im Original an dieser Stelle vorweggenommen beschrieben wird.*)

Heimkehr nach Tübs

Obwohl es laut Hans Lenz (*der spätere FDP-Politiker*) bei den Professoren keinen guten Eindruck machte, wenn man zu lange Zeit in Tübingen verbrachte (echt Lenz! dachten wir), kehrten allmählich alle Bekannten zurück.

Die Bude:

Ein Glück, daß ich die liebe alte Goes fand, ein Tübinger Original im selbstgebastelten Samthut und großer roter Nase. Ihr Eckzimmer, riesengroß und im Winter nie recht warm, war mit wunderschönen alten Möbeln des ehemaligen Pfarrers, ihres Vaters, ausgestattet: ein riesengroßer ovaler Tisch, eine Kommode, ein Tafelklavier. Im Sommer frühstückte man auf der Küchenveranda mit Blick auf Krautgärten. Fräulein Goes war Schöngest und Blaustrumpf und konnte wie alle Glieder ihrer Familie Gelegenheitsgedichte machen. Albrecht Goes war ihr Neffe, ihr Bruder war damals Pfarrer in Tuttlingen. Mit Lies spielte ich vierhändig auf dem Tafelklavier.

Die Freundinnen:

Mit Irene wanderte ich im Rammert... Wir hatten beide das Glück, daß sich unsre Freunde weit weg befanden und wir unzählige Briefe schreiben und empfangen konnten, sonst aber in unserer Arbeit nicht gestört waren. Anders Hedwig. Sie war die Grille, wir die biederen Ameisen.

In ihrem vornehmen Zimmer über dem Modesalon saß sie teetrinkend und lesend. Ihre Verehrer waren Legion, aber keiner genügte ihren Ansprüchen. Pech, daß sie ausgerechnet bei Rohlf's eine literarische Arbeit über Maeterlinck machen wollte (*Rohlf's war vorwiegend*

Sprachwissenschaftler). Verzweifelt über Rohlfs mangelndes Verständnis verheizte sie das Opus eines Tages und legte eine lange Pause ein.

Professoren:

„Damen-Schneider“ soll er früher geheißen haben. Es war sehr unangenehm, wenn er durchs Minnesänger-Seminar schlich und plötzlich von hinten fragte: „was ist 1 Waise?“ Das hatte ich schon in der Schule bei Henninger-Karle erfahren: 1. Der größte Stein der Kaiserkrone 2. Eine einzelne Zeile in den Gedichten der Minnesänger. Fürs Nibelungen-Lied konnte er sogar begeistern. Das Fontane-Seminar war interessant.

Viel besser gefiel uns aber der gute alte Bohnenberger, dessen Entwicklung der deutschen Sprache hoch interessant und begeisternd war. Daß die Rhone Rotten hieß und daß es hinter dem Monte Rosa ein deutschsprachiges Dorf gab, das und vieles andere war wirklich gut. „Meine Herrin und Fräulein“ begann er seine Vorlesung.

„Mir ist leises Sprechen verordnet“ sprach der aus Wien nach Tübingen berufene Kluckhohn. Hier wurde er weniger angehimmelt, aber er bot ein Novalis-Seminar und eine gute Romantik-Vorlesung. Ich erntete sogar seinen Beifall mit einer Arbeit über den Traum in der Romantik.

Die Schüler von Prof. Schirmer beneidete ich. Es klang so toll: „Die Wissenschaft ist eine Odyssee. Wer will mir folgen?“ Als Englisch-Nebenfächler hatte ich den mühelosen Genuß von der Sache. Seine Shelley-Keats-Byron Vorlesung, seine Shakespeare Vorlesung und die über John Donne waren große Klasse.

Von seinem Nachfolger, dem Innsbrucker Hitmair konnte man solches nicht sagen. Er war nur menschlich sehr nett und aß mit uns am runden Tisch in der oberen Mensa.

Karl Boger, der beim alten Bohnenberger arbeitete, war dabei auf die Waldenser-Orte bei Leonberg gestoßen. So etwas imponierte Rohlfs. Der war ein Pauker im Seminar, unsäglich fad in seinen Literatur-Vorlesungen. Ich machte eine Seminararbeit über Bauernsprache in einem burgundischen Bauernroman, wozu ich Fühlung mit dem Verfasser aufnahm. Als Examensarbeit wählte ich das (von ihm vorgeschlagene) Thema: Der Krieg in der franz. Literatur des 18. Jahrhunderts. Er sah an, was man ihm vorlegte, aber Anregung bekam man von ihm natürlich nicht.

Bei der von ihm ganz zu Unrecht mißachteten und geplagten Lektorin Frau Dr. Rebenburg bügeln wir unser Französisch auf.

Politik:

Interessant war die Lektüre des New-Statesman mit einem kleinen Engländer, dessen Flanell-Ärmel immer Löcher hatten. Da war Politik interessant. Sonst berührte sie uns seltsamerweise nicht. Man hörte, daß Adalbert Wahl einer Jüdin keine Examensarbeit gab. Man wunderte sich, daß Gerhard Schumann einen Sonettenzyklus „An das Reich“ dichtete und ihn der politisch uninteressierten Hedwig, die er nur vom Sehen kannte, widmete. Hans Lenz war da schon vifer. Als das Stefan George Gedicht „An einen jungen Führer im I. Weltkrieg“ interpretiert werden mußte, sagte er : „man muß nur recht oft „Heil Hitler“ schreiben, dann ist es gut. So habe er es gemacht. Echt Hans Lenz, fanden wir.

Das Ende (Staatsexamen 1933)

Man kauft einen guten Füller und sah seine Garderobe durch. Gute Freunde begleiteten einen an die Prüfungstüren.

Schneider war im Mündlichen ganz menschenfreundlich. Rohlf's konnte man zum Glück sofort mit der Etymologie von le poêle und la poêle beschwichtigen. Hitmair wollte vor Beginn und während der Prüfung hinter dem Rücken des zweiten Prüfenden einsagen.

Mit ihm feierten wir am Schluß.

Lies Fulda und ich wollten Natur genießen, so gönnten wir uns einige Tage Schwarzwald. Erlöst, aber doch nicht ganz ohne Unruhe; wo werden wir einen Platz als Referendar bekommen, wenn überhaupt?

Recht lang ließ sich das erlösende Postkartchen Zeit: Mädchenoberrealschule Canstatt.

Nach Referendariat und Zweitem Staatsexamen war Else Müller, wie es in der Zeit üblich war, als nicht-ständige Aushilfs-Lehrkraft (oder Krankenvertretung) an verschiedenen württembergischen Schulen tätig. Begeistert war sie von ihrer Tätigkeit in Heilbronn, erstmals „am Stück“, - allerdings ein kurzes Glück, denn mit der Eheschließung 1936 wurde sie - ebenfalls zeitüblich - automatisch bzw. zwangsweise aus dem Schuldienst entlassen.

In den Kriegsjahren half Else Schlette dann mehrfach am örtlichen Gymnasium aus – entweder in der Heimatstadt Tuttlingen, wo die junge Mutter mit den zwei Kleinkindern dann bei den Eltern unterkam oder im eigenen Wohnort Neuenbürg. Dort war sie dann bis zur Rückkehr des Ehemanns aus Kriegsgefangenschaft auch voll berufstätig - allerdings nie „verbeamtet“, - alles höchst nachteilig bei der Berechnung der späteren Alterspension...

Nach der Trennung und Scheidung Anfang der fünfziger Jahre gelang es Else Schlette erst nach vielen Mühen und z.T. entwürdigendem Antechambrieren bei den Behörden, endgültig in den höheren Schuldienst zu kommen. Sie war Alleinerzieherin und Alleinernährerin der

beiden Töchter; arbeitete als Studienrätin bzw. Oberstudienrätin voll bis zu ihrer Pensionierung im 65. Lebensjahr im Jahre 1972.

(Die Freundin Irene war - Zufall des Lebens! - seit den Kriegsjahren ebenfalls an der Neuenbürger Oberschule tätig, bei Kriegsende sogar als kommissarische Schulleiterin. Sie starb, noch voller Schaffensdrang noch vor ihrer Pensionierung.

Die Freundinnen Hedwig und Renate hatten beide ihr Studium abgebrochen und sich dem Leben als Mutter einer großen Familie zugewandt.

Die frühere Klassenkameradin Dora Wagner blieb ledig, machte als Ärztin beim BdM Karriere und war nach 45 bis ins hohe Alter als erfolgreiche Ärztin tätig.

Gretel Wachter beendete das Jura-Studium, starb dann sehr früh.

Elisabeth Hornberg, die Theologin, war Missionarin in Indien (?); sie hatte 9 Kinder.)

...1870 ...1875 ...1880 ...1885 ...1890 ...1895 ...1900 ...1905 ...1910 ...1915 ...1920 ...1925 ...1930 ...1935 ...1940 ...1945 ...1950 ...1955 ...1960 ...1965 ...1970 ...1975 ...1980 ...1985 ...1990 ...1995 ...2000 ...2005 ...2010 ...2015 ...2020 ...2025 ...2030 ...2035 ...2040 ...2045 ...2050 ...2055 ...2060 ...2065 ...2070 ...2075 ...2080 ...2085 ...2090 ...2095 ...2100

Bei der d. Beurlaubung der Frau
Krause-Fam. & von Lehmann
mit eigener Haushaltung, die
war herrlich. Ich ging auch zu
& Hedwig, die mir ein frucht-
bares Glück v. d. Tag an über den
weg sandte. Zwar war der schön-
ste eiferndste (Hedwig Abt-
aufreißt, nicht die Frau zu tragen
darf, diese Achte Nacht,
die Abt-Hande halten), könnte
ich (ich kann es nicht v.
Athen her) ich doch nicht einen
Kaus-System zu einem
netten Freundinen werden.
Die oft sagen wir (wollt zu einem
nach Schwanzlicht zu Pfau-Käse
a. Sala & die Bild-System, ar-

mon-kalisch, konnten im (wollt die
eine kleine Augen können die Frauen
be Unfreundliche. Unfreundliche
Feld in reiblichen Sälen mit
Stückchen Tieren & Bäckchen ab.
Wir behalten uns, was auch ist
auf. Beurlaubung bewerkstelligt und
eine Schriftstückchen. Die Einführung
in das Buch von der Gemme-,
Roman - Engl - das kleine
einfache Kind, Augenstückchen
woy schreie ich schwebe, die Reue
in Italien mit dem gefahren der
Danzender v. Nord-System) ver-
kommen, die 1. und einmündige
zu. Die des Frapen, welche Abt-
("Schicke ein eine Pacht-
eine Tischechen) Stau-System.

Handschrift Else Müllers

3.3

DR. MED. ILSE KIRN
FACHARZT FÜR ALLGEMEINMEDIZIN
ARBEITSMEDIZIN

Mein Medizinstudium in Tübingen in der Zeit von 1933 bis 1938

Bericht von Dr. med. Ilse Kirn geb. Ranneberg, geb. 21. 09. 1913

Mein Entschluss, nach Tübingen zum Studium der Medizin zu gehen, war eine Weichenstellung für mein ganzes Leben. Ich bin außer kurzen Aufenthalten nie mehr an die Orte meiner Kindheit Magdeburg, in die Mark Brandenburg, die Heimat meines Vaters und in den Harz, der Heimat meiner Mutter zurückgekehrt. Das lag natürlich daran, dass ich in Süddeutschland studiert habe, einen Mediziner und Schwaben heiratete und hier gearbeitet habe. Zudem war Deutschland ab 1945 in West und Ost getrennt. Erst 1951 konnte ich nach mehreren abenteuerlichen „Grenzgängen“ meine Eltern zu mir nach Stuttgart holen. Die Grenzgänge ohne Passierschein über die deutsch-russische Zone waren gefährlich. Ich habe dabei so manche Hilfe, aber auch Böses erlebt. Meine Eltern haben damals in Harzgerode im Ostharz gelebt, wo meine Mutter ein kleines Häuschen geerbt hatte. Magdeburg, meine liebe Heimatstadt, war weitgehend zerstört.

In den letzten Primanerjahren in Magdeburg hatte ich mich in einen jungen Theologen, einen Vikar verliebt. Er war der Sohn der Freundin meiner Mutter. Ich reiste sonntags auf die Dörfer in Sachsen-Anhalt, um seine Predigten anzuhören. Es schien so, als sollte ich mit Zustimmung beider Eltern eine brave Pfarrfrau werden. Nach einer Predigt nannte ich ihn einen Heuchler, weil er zwar die Keuschheit predigte, sie aber für sich nicht leben wollte. Die Liebe zerbrach. Er hat dann das Lehrerstöchterlein geschwängert und sie geheiratet. Im 2. Weltkrieg ist er gefallen.

Nach heutigen Moralvorstellungen ein unvorstellbares Geschehen. Er war 25 und ich 18 Jahre alt. Die „Pille“ veränderte Moral und Sexualität!

Alle Phasen des Kummers und der Kränkung durchlaufend kam ich doch wohl endlich zu dem Entschluss, selber etwas zu machen nach dem Motto: „Nun erst recht, ich studiere

auch!“ Es war das Jahr des Abiturs. Ich habe fest gelernt und mein Abitur gut bestanden. Wir waren 23 Mädchen. Es leben außer mir noch zwei Mitschülerinnen.

Im Jahre 1933 herrschte in Deutschland eine tiefe Depression. Es galt die Regel in den Familien: Wenn eines der Kinder studieren darf, dann der Sohn. Die Mädchen müssen Geld verdienen zum Unterhalt der Familie. Viele Väter waren arbeitslos. Zwar war mein Vater über meinen Entschluss erstaunt, aber einverstanden. Mein Studium bedeutete eine finanzielle Belastung. Meine Mutter hätte mich lieber als verheiratete Frau gesehen. In der Zwischenzeit bis zum Beginn des Studiums wurde ich dann auf ein großes Gut zu Freunden geschickt, um dort das Kochen zu erlernen. Ich habe es später mit der großen Familie gut brauchen können. Dort habe ich einen Theologen kennen gelernt, der sich als Werkstudent Geld verdienen musste. Er wurde ein treuer und guter Freund fürs Leben. Er besorgte mir mein erstes Zimmer in Tübingen in der Eberhardstrasse bei Frau Kopp. Gerade mal ein Semester konnte er in Tübingen studieren. Er war arm.

Mein Vater stellte zu meinen Plänen nur eine Bedingung: Ich müsse mein Studium beenden. Ich fand das selbstverständlich. Ich ahnte noch nicht, wie weise mein Vater war.

Ich wurde ausgestattet mit Alltagskleidern und Sonntagskleidern. Ich bekam sogar mein erstes langes Abendkleid. Auf dem Bahnhof von Magdeburg sagte mein Vater zum Abschied: „Ich rate Dir, bleibe recht“. Kein Befehl, es hat aber ein Leben lang gewirkt. Meine Mutter weinte. Ich muss mit meinen 19 Jahren und meinem Lockenschwanz wohl sehr jung ausgesehen haben. Im Abteil mit lauter jungen Leuten sagte ein großer junger Mann auf die Bitte, meinen Koffer zu verstauen: „Du willst doch nicht etwa ooch studieren, du Kleene?“ Ich sagte prompt: „Wenn de nüscht dagegen hast?“ Ihm habe ich Jahre später im Gebirge das Leben gerettet! Aber das ist eine andere Geschichte.



Dann kam die Ankunft in Tübingen. Mein theologischer Freund holte mich ab. Ich bezog mein Zimmer in der Eberhardstraße. Es war einfach ausgestattet mit Tisch, Bett, Schrank und einem Waschlavor mit Wasserkanne. Los ging es mit Erkundigungen. Die Sprache meiner lieben Wirtin habe ich anfangs kaum verstanden. Aber auf mein häufiges: „Wie bitte?“ wurde von ihr ein vermeintliches Hochdeutsch ausgekramt, das lustig klang. Morgens weckte sie ihren Buben mit „vite, vite, tapferle ind Schul“ – Napoleon ließ grüßen. Ich habe sie gern gehabt, und sie mich auch.

Schon die Verkleinerungssilbe „le“ machten mir die banalsten Dinge lieblich. Aus der fruchtbaren aber landschaftlich langweiligen „Magdeburger Börde“ kommend kam ich mir vor wie ein Südländer und Entdecker. Ich war so jung, es war Frühling und ich hatte den großen Schritt in die Freiheit getan. Das Flair von Tübingen nahm mich gefangen. Ich war entzückt vom Marktplatz, der Stiftskirche, dem Österberg, dem Neckar und der Neckarmüllerei, vom Schloss und dem Schlossberg und der Platanenallee. Meinem Onkel, der mich bei der Auswahl beraten hatte, schrieb ich eine begeisterte Postkarte.

Mit dem Schwäbischen Dialekt hatte ich so meine liebe Not. Die Rufe der Zeitungsfrau mit ihrem Bauchladen oder das Gebrabbel des „gnizen“ Straßenkehrers waren für mich unmöglich zu verstehen.

Bei der Immatrikulation wurden Lebenslauf, Studienplanung und Berufsziel langsam geklärt, wobei ich mich auf keinerlei Erfahrungen von Akademikern in meiner Familie stützen konnte. Mein Großvater war Bauer, mein Vater Beamter. Ich war die Erste, die studieren durfte. Jedoch wurde ich niemals unfreundlich oder ungeduldig behandelt. Ich fühlte mich als gleichberechtigte Kommilitonin und wurde als Solche behandelt. Übrigens habe ich dieses Selbstbewusstsein bei meinen hervorragenden Lehrern des Augusta Realgymnasiums Magdeburg gelernt. Darüber bin ich noch heute dankbar.

Ich ging eifrig ins Kolleg eingedenk der Opfer, die meine Eltern brachten. Der Alltag des Studiums lief ganz reibungslos. Wir waren etwa 20 Studentinnen und wurden als gleichwertige Partner behandelt. Ich bemühte mich, eine gute Kommilitonin zu sein. In Chemie hat mir ein älterer Chemiestudent aus der Verbindung meines Onkels geholfen. Professor Geiger in Physik lief im Kolleg immer in Hemdsärmeln herum, die Daumen unter die Hosenträger geschoben. Entwicklungsgeschichte bei Professor Jacobi während der Mittagszeit war manchmal qualvoll. Ich kämpfte mühsam im Halbdunkel der Projektionsbilder gegen den Schlaf. Und doch habe ich aus den vielen Stadien von Morula, Einstülpungen und Teilungen gelernt, wie entscheidend es ist, in welcher Schicht sich eine Krankheit angesiedelt haben könnte. Die Professoren waren sachlich, geduldig und bereit, auf Fragen zu antworten. Ich habe viel gefragt und wurde nie geringschätzig behandelt. Ich hatte den Eindruck, sie antworteten gern. Es zeigte ja, dass man nachdachte und sich bemühte. Zu dieser Zeit fragte man wenig, es war unüblich. Ich hatte es aber von meinen Lehrern gelernt. Manchmal löste es auch missbilligendes Erstaunen aus. Weibliche Professorinnen gab es nicht. Zu Professor Stock habe ich ein persönliches Verhältnis gehabt. Er war später mein Doktorvater und er nahm mich manchmal nach dem Kolleg nach Haus zum Mittagessen.

In den Zoologie- Vorlesungen verstand ich gar nichts. Ich zweifelte an meinem Verstand und fragte meinen Nebensitzer, ob er das Vorgetragene verstehe. Er sagte: „Mädle, des versteht keiner, da muss man halt seinen Kopf zeige“. Zoologie habe ich dann beim „Sieger“ im Paukkurs gelernt. Den habe ich an der Tafel offenbar so gut imitiert, dass ich den Spitznamen „Siegerle“ davontrug. Drei Wochen habe ich auf die Prüfungen gepaukt und meine selbstverordnete „Kutte“ getragen, ein abscheuliches grau-blaues Bleyle-Kleid. Das haben wir dann nach bestandenem Examen in der „Neckarmüllerei“ verbrannt und mit den letzten 20 Reichsmark dort gefeiert. Gottlob reisten am nächsten Tag meine Eltern an.

Das gesellschaftliche Leben war noch stark von den Korporationen geprägt. Zunehmend trat jedoch der Nationalsozialismus mit seinen Organisationen und Umerziehungen in

Erscheinung. Meine Kommilitonen mussten bei der SA sein und Dienst machen. Es war opportun. Bei Anträgen zum Examen musste man seine „völkische Pflicht“ nachweisen. Adolf Hitler war Reichskanzler geworden. Es gab keinen Mediziner-Semesterball mehr, sondern einen „Kameradschaftsabend“. An einem Solchen hat mein späterer Mann meisterlich gejodelt. An diesem Abend die einzige Attraktion. Daneben gab es jedoch noch das studentische Verbindungsleben. Ich wurde regelmäßig zum „Damenfest“ auf die Verbindungshäuser eingeladen. Es gab Verbindungen verschiedenster Couleur: „Schlagende“ und „Nicht Schlagende“. Alle jedoch bekannten sich zu „Freiheit“, „Vaterland“ und „Mannestugend“. Ich genoss die Feste von Herzen und tanzte gut und gern mit den wohlgezogenen jungen Kommilitonen. Ich wurde jeweils höflich abgeholt und am Ende des Festes wieder heimgebracht. Nach der unglücklichen Liebe war das Balsam für meine Seele und mein Selbstbewusstsein. Nie war es stumpfsinnig. Wir tanzten, diskutierten, hörten den neuesten Klatsch. Manchmal gab's auch eine kleine Liebelei. Ein Kommilitone musste jeweils eine „Damenrede“ halten, der Arme. Nicht zu vergessen den „Katerbummel“ am nächsten Tag. Ich fand die Bänder und Mützen schön bunt, auch wenn die Burschenschaften etwas elitär waren. Mir scheint, ich habe die ausklingende „Alte Burschenherrlichkeit“ noch in der letzten Phase erlebt. Jedenfalls kam das lange Abendkleid zu Ehren.

Das Leben wurde aber merklich „brauner“. Es herrschte eine deutliche Aufbruchstimmung. Ich trat in den nationalsozialistischen Studentinnenbund ein. Ich bin kein politischer Mensch und habe die tiefgreifenden Folgen nicht abschätzen können. Ich erinnere mich an einen Kameradschaftsabend, dessen Thema hieß: Ist der Nationalsozialismus mit dem Christentum vereinbar? Die vortragenden Theologinnen gaben sich redlich Mühe, die Vereinbarkeit zu konstruieren. In der Diskussion habe ich widersprochen. Ich argumentierte: Im NS- Staat ist der Mensch das Maß aller Dinge, im Christentum ist es Gott. Das ist für mich damals wie heute die höchste Instanz. Missbilligung schlug mir entgegen.

Das gesellschaftliche Leben veränderte sich ab 1934 rasch. Es gab paramilitärische Lager. In einem solchen habe ich einmal von einem Zentner Kartoffeln Salat machen müssen und ihn in Ermangelung von Geräten in einem riesigen Trog mit den gewaschenen Armen vermengt. Er fand lebhaften Absatz. In Pfrondorf bei Tübingen musste ich in den Semesterferien „freiwilligen Landdienst“ machen. Ich schabte meine ersten „Spätzle“, die allerdings von meinem Bauer als „Eulen und Meerkatzen“ bezeichnet wurden. Sie waren etwas zu dick geraten. Aber es wurde immer besser und eine gute Schule für die Küche meiner späteren großen Familie.

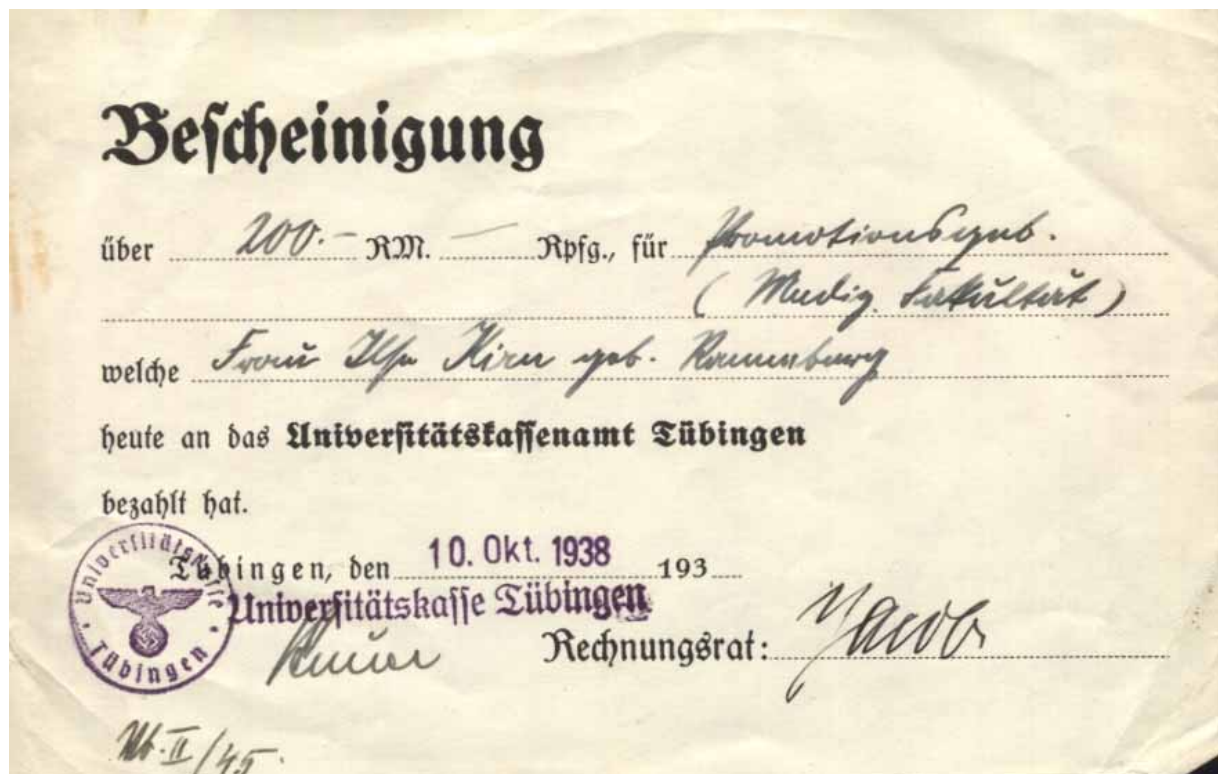
In Bezug auf die Möglichkeit, sich mit anderen Studentinnen in einem gepflegten Raum zu treffen, zu diskutieren, Vorträge abzuhalten und ein eigenes gesellschaftliches Leben aufzubauen, waren wir stiefmütterlich versorgt. Es gab zwar ein Studentinnenheim. Das war eine mittelgroße Wohnung in der Nähe der Anatomie. Sie wurde von einer älteren Dame, Fräulein Schieler liebevoll betreut. Dort konnte man einmal in einem warmen Zimmer zwischendurch unterschlupfen. Es gab dort einen preiswerten Reisbrei, wenn man am Monatsende kein Geld mehr hatte. Aber ein richtiger Treffpunkt von Bedeutung wurde die kleinbürgerliche Unterkunft nie.

Die männlichen Studenten hatten es in dieser Beziehung besser. Ihre schön gelegenen Verbindungshäuser waren gemütlich eingerichtet von ihren „Alten Herren“ und boten ein gewisses Zuhause. Ein Hausmeister hielt die Ordnung aufrecht. Mag sein, dass es in den Korporationen auch ungute Dinge gab. Die Erziehung zur Gemeinschaft und der Zusammenhalt waren sicher nicht schlecht, abgesehen von den Trinkgelagen.

Gegessen habe ich in der „Pomona“, einem vegetarischen Lokal. Später war die „Forelle“ mein bevorzugtes Lokal bei der Familie Rohrer. Abends arbeitete ich die Kollegs nach. Manchmal ging ich ins Kino in der Haag-Gasse. Dort gab es immer die neuesten Filme. Am Wochenende bin ich mit Freunden nach Hohenentringen, oder nach Bebenhausen, auf den Schlossberg oder zur Wurmlinger Kapelle gewandert. Köstlich war das Vesper in Schwärzloch mit Bauernbrot und Kräuterkäse. Es gab auch Veranstaltungen der Uni. Unvergessen ist das „Studium generale“ donnerstags. Wir hörten auch herrliche Konzerte. Ich erinnere mich noch gut an den Pianisten Kempf. Es war immer etwas los. Nach dem zweiten Semester machte ich das Vorphysikum mit einer Gruppe von Kommilitonen aus dem ärztlichen Missionsinstitut. Die hatten sogar das Kleingedruckte gelernt. Da es terminlich sehr spät lag, blieb ich im Sommersemester 1935 noch in Tübingen. Ein Semester lang wechselte ich dann nach München, um es fluchtartig wieder zu verlassen. Ich war von Tübingen her gewohnt, beim Präparieren betreut zu werden. Ich habe dann mit Mühe meinen 2. Präparationskurs gemacht und im 5. Semester mein Physikum.

Die ersten klinischen Semester habe ich in Freiburg verbracht. Der Kaiserstuhl, der Schwarzwald, die fruchtbare Ebene mit dem guten Wein an den Hängen und dem Spargel, Ihringen und das Glottertal, in dem sogar meine kühle Mutter einen Schwips hatte, kamen mir vor wie das Paradies. Mag sein, dass meine Erinnerung die Geschehnisse vergoldet. Doch liebe ich diese Landschaft noch heute. Der Markt unter dem Münster im Mai fand mein helles Entzücken, damals wie heute. Auf meinem wackeligen Spirituskocher habe ich meinen Freunden Spargel gekocht.

Die letzten 4 Semester habe ich wieder in meinem geliebten Tübingen zu Ende studiert und 1938 Examen gemacht. Bei der Zulassung zum Examen kam es noch zu einer für die Zeit aufschlussreichen Begebenheit. Da ich am 30. 04. 1938 geheiratet hatte, gewährte mir Professor Stock einen früheren Examenstermin mit 3 Militärmedizinern. Zwei der drei Kommilitonen weigerten sich aber, mit einer Frau Examen zu machen. Professor Stock gab mir den Rat: „Mädle, da hilft bloß cherchez la femme“. So kam es also, dass ich mit meinem lieben Kamerad H. in einer Zweiergruppe Examen gemacht und wir mit Bravour bestanden haben.



Mein persönlicher Lebensweg war beeinflusst durch die Zeitläufte. Mein Mann, ebenfalls Mediziner, war gleichaltrig und mir im Studium ein Jahr voraus. Er machte sein Staatsexamen 1937. Beide waren wir dann im Katharinenhospital bei Professor Römer tätig. Er empfahl uns nach Bethel bei Bielefeld in die Bodelschwingschen Anstalten in die Innere Abteilung zu Dr. Marx. Die Innere Klinik wurde von den „Gilead Schwestern“ geführt, deren Oberin eine einflussreiche SS Dame war. Mein Mann wurde zum Grundwehrdienst nach Detmold eingezogen. Im Mai 1939 bekamen wir unser erstes Kind, einen Sohn. Zwischen zwei Stillterminen fuhr ich im Juni nach Detmold zu meinem Mann. Ein junger Leutnant, Ausbilder meines Mannes, nahm mich beiseite und sagte: „Frau Kirn, wir bekommen Krieg!“ Im September begann der Krieg. Die militärische Ausbildung meines Mannes war beendet und seine Einheit wurde sofort nach Ostpreußen verlegt. Meine Schwiegermutter hütete

zusammen mit einem Pflichtjahrmädchen unseren Sohn. Ich arbeitete weiter in der Klinik, um meine Ausbildung fertig zu machen. Jede Nacht hatten wir Fliegeralarm. Im November 1940 kam unser zweites Kind zur Welt, eine Tochter.

Weil die ganze Familie meines Mannes Stuttgarter waren und es dort noch nachts ruhig war, siedelten wir nach Stuttgart um. Im Marienhospital Stuttgart wollte ich meine Ausbildung zur Internistin fortführen. Auf dringende Bitte der Ärztekammer Stuttgart habe ich mich entschlossen, den schwer erkrankten Dr. Beisswenger in Vaihingen am Dachswald zu vertreten. Danach wollte ich wieder in die Klinik. Nun begann auch die Bombardierung von Stuttgart. Das Haus, in dem ich mit den beiden Kindern und der Kinderschwester lebte, bekam 2 Phosphorkanister ab und eine Menge Brandbomben. Wir konnten sie in einer mutigen Aktion hinauswerfen. Das Haus blieb fast intakt. Die Nachbarn hatte es schlimmer getroffen. Ihr Haus brannte. In Ermangelung von Wasser haben wir in der Verzweiflung mit Jauche gelöscht. Übrigens erfolgreich, wenn auch ungewöhnlich. Am nächsten Tag bin ich mit den Kindern und der Kinderschwester beherzt zu deren Eltern nach Urach geflüchtet. Dort wurden wir sehr fürsorglich und lieb aufgenommen. Eine Zeit lang habe ich noch wochentags in Stuttgart gearbeitet. Und noch in Stuttgart in der Frauenklinik kam 1942 unser 3. Kind, eine Tochter zur Welt. Dann habe ich zusammen mit einem lieben älteren Kollegen im Kreiskrankenhaus Urach die Allgemeinpraxis ausgeübt. Zwei Kollegen waren eingezogen.

Zur Uracher Praxis gehörten auch die Versorgung der Orte Hülben, Wittlingen und Grabenstetten. Ein Auto hatte ich nicht. Die zugeteilte Benzinmenge habe ich mit einem Taxiunternehmer geteilt. Wenn sie verbraucht war, lud der Postchauffeur mich und mein Fahrrad auf, und flugs ging es weiter mit dem Postauto. Hier kam ich so richtig mit der schwäbischen Mentalität in Kontakt. Ich habe mir redlich Mühe gegeben, doch mit der Sprache hatte ich meine liebe Not. Ich entschloss mich also, Schwäbisch richtig als Fremdsprache zu erlernen. Ich ahmte alles nach, unterstützt von meinen Kindern. Kundige Eingeborene sagen, für eine Reigschmeckte sei's nicht schlecht.

1943 wurde unser 4. Kind, eine Tochter, wegen Komplikationen in Tübingen geboren. Damals gab es übrigens keinen Mutterschutz. Die Devise lautete: Kinder kriegen ist keine Krankheit und selbstverständlich arbeitet man. Ich habe es gern getan und mich um das „Mutterkreuz“ listig herumgemogelt.

Inzwischen kam der Uracher Krankenhausarzt aus dem Krieg zurück und ich musste in 2 Zimmern meine eigene Praxis gründen. Mein Mann kam 1945 zurück. Er war wie so viele Soldaten verändert und konnte sich in die Verhältnisse kaum einfügen. Wohl arbeitete er mit

in meiner Praxis, aber er war unglücklich. 1950 wurde mein Mann Werkarzt in einer großen Stuttgarter Firma. So gab ich meine Praxis in Urach auf und die große Familie zog nach Stuttgart. 1955 wurden mein Mann und ich geschieden. Ich habe mich als praktische Ärztin in Stuttgart niedergelassen. Inzwischen hatte ich mich zur Werkärztin weitergebildet und habe 3 Firmen betreut.

1968 kam ich in Freudenstadt in Kontakt mit der Akupunktur. Durch ein Schlüsselerlebnis überrascht, beschloss ich, diese Behandlungsweise zu lernen. Meine Kollegen empfanden die Akupunktur zunächst als höchst unseriös. Ich war es so leid, immer nur zum Rezeptblock greifen zu müssen. Ich konnte versuchen, das gesunde Gleichgewicht des Körpers auf faszinierende Weise wiederherzustellen. Ich bin überzeugte Schulmedizinerin, betrachte aber diese Methode als eine Ergänzung mit befriedigendem Erfolg. Ich wende sie noch heute in meiner Praxis an, auch noch mit 90 Jahren.

Ich bin inzwischen Großmutter von 10 Enkeln und 13 Urenkeln, die gelegentlich bei mir einkehren und mich erfreuen.



Dies also ist der Abriss meines Lebens. Tübingen ist für mich ein wesentlicher Ort, an dem ich von hervorragenden Lehrern das Rüstzeug für mein ereignisreiches Leben erhielt. Der Anfang der Entwicklung in schwerer Zeit hat dort begonnen. Mag sein, dass ich manches

Problem von damals vergessen habe. Jedoch ist in meinem Alter ein bisschen goldene Erinnerung erlaubt. Jedes Jahr mache ich zur Zeit der Lindenblüte eine „Wallfahrt“ an die Stätten meiner Jugend in Tübingen. Ich gehe zum Schlossberg, wo mich der Ausblick immer aufs Neue erfreut. Am Markt trinke ich Kaffee und schaue hinauf zum Cafe Kommerell. Gefangen vom Genius loci gehe ich dann getrost wieder heim.

A handwritten signature in blue ink on a light-colored background. The signature reads "Dr. med. Ilse Kirn" on the first line and "geb. Rameberg" on the second line. The handwriting is cursive and elegant.

Dr. med. Ilse Kirn

Zeittafel über mein Studium der Medizin von 1933 – 1938

1933	So. Sem. Tübingen
1933/34	Wi. Sem. Tübingen
1934/35	So. Sem. München
1934	So. Sem. Tübingen
1935/36	Wi. Sem. Freiburg
1936-1938	Tübingen
1938	So. Sem. Tübingen Staatsexamen

Ein Frauenstudium von 1933-39:

Dr. med. Hildegard Wider geb. Späth,
geschrieben von ihrer Enkelin Margret Fetzer

1. Vorgeschichte



Königin-Katharina-Stift Stuttgart; Hildegard Späth sitzend, 2. von rechts; ca. 1930/32

Am 7. Oktober 1914 wurde meine Großmutter Dr. med. Hildegard Wider geb. Späth als einziges Kind des Oberlehrers Matthias Späth und seiner Frau Olga Späth geb. Oettinger in Stuttgart-Wangen geboren. Schon während ihrer Schulzeit reifte in ihr der Wunsch, Ärztin zu werden. Dank der finanziellen und ideellen Unterstützung ihrer Eltern konnte sie 1933 unmittelbar nach ihrem Abitur am Königin-Katharina-Stift in Stuttgart zum Sommersemester, das damals noch Sommerhalbjahr hieß, ihr Medizinstudium an der Universität Tübingen aufnehmen. Sie schloß es im Jahr 1939 erfolgreich ab. Unterbrochen wurde ihr Studium durch den Landdienst bzw. Arbeitsdienst, den sie vom 3. August bis zum 6. Oktober 1934 ableistete. Außerdem studierte sie im WS 1934/35 und im SS 1935 in München, wo sie ihr Physikum ablegte.



2. Studium

Meine Großmutter musste sehr sparsam leben, da ihr Studium für ihre Eltern eine große Belastung darstellte. Jedoch wurde ihr seitens ihrer Eltern auch ideelle Unterstützung und Anteilnahme zuteil, wie aus einer Postkarte Olga Späths an ihre Tochter hervorgeht, in der diese sich nach dem Praktikum ihrer Tochter in der Frauenklinik erkundigt. Neben dem Studium nahm sie an Sportpflichtstunden und dem Frauendienst teil, der eine Art Äquivalent zum Wehrdienst darstellte. Die Teilnahme am Sport und am Frauendienst musste nach der Verordnung des Reichserziehungsministers von 1936 nachgewiesen werden und wurde auch in der Studentenakte meiner Großmutter vermerkt. Um diesen Verordnungen nachzukommen, nahm sie am Sport sogar teil, obwohl sie wegen eines schweren Herzklappenfehlers seit März 1927 vom Sportunterricht schon in der Schule befreit gewesen war.

Ausweis über die sportliche Weiterbildung.

Sportkarte

für

Surname: *Späth* Vorname: *Elise* geb. *7. 12. 14.*

Hochsch. (4. Stud.-Sem): _____ Fak.: _____ Matr.-Nr. _____

 " (7. "): *SP 36 - Hiltingen* " *med.* " _____

 " ("): _____ " _____ " _____

Ende der sportlichen Grundausbildung: Winter/Sommer-Semester 1936

Erreichte Punktz.: 1. Sem. _____ ; 2. Sem. _____ ; 3. Sem. _____ ; Gesamtpunktz. _____

Ärztliche Untersuchung am Ende des 3. Semesters: _____
(Übertrag von der Grundkarte)

Sportärztliche Untersuchung bei Trainingsbeginn: _____

Sportärztliche Beobachtung bei und nach dem Training: _____

Winter/Sommer-Semester 1936

1. Übungsart: *Gymnastik* Stunden: 19 Leistungen: _____

2. " " " " " " " " _____

3. " " " " " " " " _____

Insgesamt 18

Wettkämpferfolge: *geb. regelmäßig von freiwilligen*
Wettkämpfern im Hiltingen

v. Q. H. Späth
Unterschrift

Winter/Sommer-Semester 1936/37

1. Übungsart: *Gymnastik* Stunden: 10 Leistungen: _____

2. " " " " " " " " _____

3. " " " " " " " " _____

Insgesamt 10

Wettkämpferfolge: _____

v. Q. H. Späth
Unterschrift

Ab 1935 wohnte sie in Tübingen am Hindenburgplatz, heute Lustnauer Tor. Zu ihrer heute 103 Jahre alten Vermieterin besteht seitens meiner Mutter noch heute Kontakt.

Zahlreiche Scheine zeugen von abgeleisteten Übungen und Praktika, es gibt eine Präparierkarte, in der die behandelten bzw. bearbeiteten Körperpartien vermerkt sind, sowie Bescheinigungen über Praktika in verschiedenen Kliniken, wie z.B. der Chirurgischen Klinik, der Frauenklinik, der Augenklinik, der Kinderklinik und der Klinik für Gemüts- und Nervenkrankheiten.



Nr.	Benennung des Präparates	Tag		Testat	Bemerkungen
		des Beginns	des Vollendes		
1	Kopf (ohne Pharynx, Zunge und Kehlkopf)				
2	Hals				
3	Brust				
4	Obere Extremität	11.2.34	24.2.34	Hildegard	L. Kussow
5	Bauch				
6	Zwerchfell				
7	Rücken	25.11.34	19.12.34	Hildegard	
8	Untere Extremität (mit- und ohne)	9.1.34	9.5.34	Hildegard	
1	Brustsektion	4/11.34	2.3.34	Hildegard	
2	Bauchsektion	14/11.		Hildegard	
3	Schädelsektion				
4					

Präparierkarte von Hildegard Späth



Klinisches Semester März 1938, Hildegard Späth 2. von rechts



Verbindungsfest ATB Arminia Februar 1936, Hildegard Späth 1. von rechts

Kurse in Impftechnik, der pathologisch-anatomische Demonstrationskurs und vieles andere waren zu besuchen. Auch war sie in der medizinischen Fachschaft, deren damaliges Tätigkeitsgebiet zeitgenössische Interessen widerspiegelt: „Kameradin cand. med. Hilde Späth hat sich im Sommer/Wintersemester 1936/37 an der Arbeitsgemeinschaft „Erbkartei“ im Rahmen der Fachschaftsarbeit der medizinischen Fachschaft beteiligt.“¹ Ähnlich wie die Fachschaftsarbeit trägt auch das Thema ihrer Doktorarbeit den politischen Tendenzen der Zeit Rechnung: Mit der Abhandlung „Zur Genealogie psychopathischer Schwindler“ wurde sie am 29. November 1941 mit dem Gesamturteil „gut“ zum Dr. med. promoviert. Wie prekär dieses Thema tatsächlich ist, geht aus dem Anschreiben hervor, das an verschiedene Polizeipräsidien zur Rekrutierung von Probanden verschickt wurde:

„Es handelt sich um ärztliche Familienforschung, die rein wissenschaftlichen Zwecken dient. Die Anfrage steht in keiner Beziehung zu irgend welchen Gesetzesmaßnahmen und hat insbesondere nichts mit dem Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses zu tun. Die Angaben fallen unter das Berufsgeheimnis und werden stets verschwiegen und diskret behandelt werden.“

¹ Hier war immerhin schon eine Lücke vorgesehen, in die gegebenenfalls die weibliche Endung „-in“ eingefügt werden konnte, während auf einem Schein vom Winterhalbjahr 1933/34 die männliche Form noch mit Schreibmaschine durchgestrichen und mit der entsprechenden weiblichen ergänzt werden musste. Manchmal beließ man es auch einfach bei der männlichen Form.

3. Das Bangen um den Studienplatz – Ahnenforschung für den Ariernachweis

Meine Großmutter wurde während ihres Studiums mit enormen Schwierigkeiten konfrontiert, die es ihr fast nicht erlaubten, ihr Studium zu Ende zu bringen. Zwar liest man in ihrem „Zeugnis über die Ableistung des praktischen Jahres“:

„Ein Anhaltspunkt dafür, dass der Kandidatin die nationale oder sittliche Zuverlässigkeit oder infolge eines körperlichen Gebrechens oder wegen Schwäche seiner (sic) geistigen oder körperlichen Kräfte oder wegen einer Sucht die für die Ausübung des ärztlichen Berufes erforderliche Eignung und Zuverlässigkeit fehlt, hat sich nicht ergeben.“

Doch bereits in ihren beiden Semestern in München wurde ihr das Physikum lediglich ohne Anrecht auf spätere Approbation zuerkannt. Auf einem Fragebogen vom April 1933, der auszufüllen und mit den Studienpapieren bei der Anmeldung zur Immatrikulation abzugeben war, fällt die Frage „Abstammung: arisch?“ ins Auge: sie wurde offensichtlich nachträglich mit Schreibmaschine eingefügt und unterscheidet sich deutlich vom übrigen Bogen, der in deutscher Schrift abgefasst ist. Meine Großmutter hat „ja“ dahintergeschrieben. Des weiteren enthält die Akte einen „Zwischenausweis“, der besagt, dass „Fräulein Hildegard Späth vorläufig als Studierender (sic) der Medizin aufgenommen“ sei; „Die endgültige Aufnahme erfolgt erst, wenn alle hiefür (sic) erforderlichen Urkunden vorgelegt sind.“ Immerhin vier Semester, nämlich die vom Winterhalbjahr 1935/36 bis zum Sommerhalbjahr 1937 sind auf diesem Ausweis vermerkt.

Bei ihrer Rückkehr von München nach Tübingen zum WS 1935/36 scheinen diese Probleme an Brisanz gewonnen zu haben: wenn sie ihre arische Herkunft hätte zweifelsfrei belegen können, hätte sie sich sicherlich nicht so lange mit einem Zwischenausweis begnügen müssen. Die Schwierigkeiten, die der fehlende Ariernachweis mit sich brachte, sind bis zu einem gewissen Grad zu verfolgen: Alles beginnt im Herbst 1934 mit einer eidesstattlichen Erklärung ihrer Mutter, also meiner Urgroßmutter Olga Späth, in der diese betont, dass der israelitische Kaufmann Louis Oettinger ihre Mutter Pauline Oettinger 10 Jahre nach ihrer Geburt geheiratet habe, sie nie als seine Tochter behandelt habe und ihrer beider Verhältnis ein außerordentlich schlechtes gewesen sei. Ihrer beigelegten Geburtsurkunde vom 3. Juli 1884 sind zwei Nachträge am Rand beigefügt, der eine vom 16. Dezember 1886, der besagt, dass „Louis Oettinger, israelitischer Religion, das von der Pauline Fischer unterm 3. Juli 1884 geborene Kind ‚Olga‘ als von sich erzeugt“ anerkenne, und „demselben die Führung seines Familiennamens ‚Oettinger‘“ gestatte. Der zweite Nachtrag bezieht sich auf die Heirat

Pauline Fischers und Louis Oettingers, durch die Olga Oettinger, später Späth, ursprünglich ein uneheliches Kind, legitimiert wurde.

1935, im Jahr der Einführung der Nürnberger Rassengesetze, schaltet sich die Universität ein: „Da auch das Gutachten eines Professors der Rassenkunde zu keinem klaren Ergebnis kommt“, wendet sich der Rektor der Tübinger Universität Focke im November 1935 höchstpersönlich an das Standesamt Stuttgart, damit er „auch alle Auskünfte bekomme, die dafür sprechen, dass die stud. med. Späth einen jüdischen Großvater hat.“ Die Antwort des Standesamt Stuttgart erfolgt bereits Anfang Dezember, mit eindeutiger Aussage: „Durch [Olga Späths] eidesstattliche Versicherung vom 20.7.1934 wird die Vaterschaftsanerkennung nicht beseitigt.“ Widerlegt werden könne die Vaterschaft nur, falls sich beim Vormundschaftsgericht Stuttgart „Angaben über die Vaterschaft eines anderen Mannes“ finden. Die Eltern Olga Späths (Louis und Pauline Oettinger geb. Fischer) leben zu diesem Zeitpunkt nicht mehr und können daher nicht zur Klärung herangezogen werden. Ansonsten rät der Standesbeamte zur „Beschaffung eines Gutachtens der Reichsstelle für Sippenforschung in Berlin“. Der Rektor wendet sich an das Vormundschaftsgericht, dessen Antwort heute jedoch nicht mehr vorliegt.

Stattdessen sind zwei an den Rektor gerichtete Briefe meiner Urgroßmutter Olga Späth erhalten, in denen sie sich mit allen Mitteln dafür einsetzt, dass ihrer Tochter Hilde Späth das Recht, ihr Medizinstudium fortzusetzen, gewährt werden möge: Sie spricht von einer Eingabe, die im Sommer 1935 an das Reichs-Ministerium gemacht worden sei und betont, dass ihre Tochter „gleich nach dem Maturum“ in die NSDAP, die Arbeitsgemeinschaft nationalsozialistischer Studentinnen (ANSt) und den deutschen Studentenbund eingetreten sei, die ja gar nichts gegen ihre Mitgliedschaft einzuwenden gehabt hätten. „Im April 33 hat sie sich schon für unseren Führer Adolf Hitler entschieden.“ Unter Berufung auf die Nürnberger Rassegesetze, denen zufolge Vierteljuden Reichsbürger werden können, wobei sie „das Viertel jüdische Erbmasse“ ihrer Tochter ja bestreitet, fragt sie, ob die Diskriminierung ihrer Tochter denn unter diesen Umständen „in der Absicht unseres Führers“ liegen könne. Sie unterstreicht die christliche Erziehung, die sie ihrer Tochter stets zuteil werden ließ und fügt hinzu: „Verkehr mit Nichtariern kam nie in Frage“. Weiter beklagt sie den Gesundheitszustand ihres Mannes, der aufgrund der ganzen Aufregung einen Schlaganfall erlitten habe, und scheint nun sogar um das Leben ihres einzigen Kindes zu fürchten. Der Brief schließt: „Bitte Herr Rektor, prüfen u. wägen Sie in Gottes Namen u. glauben Sie, daß Sie u. der Herr Studentenschaftsführer Ihr Vertrauen keiner Unwürdigen zuteil werden lassen.“

Am 14. Januar 1936 schreibt sie einen neuen Brief. Hierin beruft sie sich aufgrund von Gutachten, die heute nicht mehr vorliegen, darauf, dass ihr (angeblicher) jüdischer Vater Louis Oettinger schon einige Monate bevor er sie als seine Tochter anerkannte, für

geisteskrank befunden worden sei. Folglich erklärt sie: „Ich lege hiermit Protest ein gegen die Anerkennung seitens des Louis Oettinger“. Der Ton ist längst nicht so demütig wie im vorherigen Brief: „Sollten Sie sehr verehrter Herr Rektor nicht in der Lage sein, meinen Antrag zu genehmigen, so bitte ich Sie höflichst, unterbreiten Sie das Gesuch unsrem Führer und Reichskanzler oder seinem Stellvertreter.“ Aus einem Nachtrag zu diesem Brief geht allerdings hervor, dass jene Gutachten über die geistige Unzurechnungsfähigkeit des Louis Oettinger im Krankenhaus nicht mehr ausfindig zu machen waren, „da es schon zu lange her ist.“ Datiert vom 28. Januar 1936 existiert ein Führungszeugnis der Hochschulgruppe der Universität München, das sich lobend über das Engagement Hildegard Späths im ANSt und im nationalsozialistischen deutschen Studentenbund äußert: „Ihrer ganzen Haltung nach war nichts von volksfremden (sic) Einschlag zu spüren.“

4. Vermutungen

Welche weiteren Wendungen die ganze Angelegenheit genommen hat, lässt sich nicht mehr verfolgen. Der Ahnennachweis der Deutschen Studentenschaft an der Universität Tübingen, der am 12. Oktober 1934 ausgefüllt wurde und somit den Beginn der ganzen Misere markiert, lässt nur Vermutungen zu. So ist es zum Beispiel höchst verwunderlich, dass meine Großmutter diesen Nachweis Mitte Oktober 1934 ausfüllte, das Wintersemester 1934/35 ebenso wie das Sommersemester 1935 aber in München studierte. Wollte sie eventuellen unangenehmen Nachforschungen einstweilen aus dem Weg gehen? Die Spalte zum Großvater mütterlicherseits hat sie nicht ausgefüllt – schließlich versichert sie mit ihrer Unterschrift, „dass (ihr) keine Umstände bekannt sind, durch die (sie) als nicht rein arisch im Sinne der Aufnahmebestimmungen der NSDAP zu gelten hätte“. Mit dieser Spalte scheinen sich dafür umso mehr Zuständige der Universität beschäftigt zu haben: Unter Anmerkungen sind als Anlagen die eidesstattliche Erklärung Olga Späths vermerkt (s. oben) sowie das Gutachten eines Professors, vermutlich bezüglich der Rassenzugehörigkeit meiner Großmutter. In unlesbarer Schrift sind weitere Anmerkungen in die Spalte des Großvaters mütterlicherseits gekritzelt, irgendwann wurde der Mädchenname der Mutter Olga Späth, der aufgrund der Legitimation durch ihren angeblichen jüdischen Vater Oettinger lautet, durchgestrichen. Stattdessen wurde „Fischer“ danebengeschrieben, der Mädchenname ihrer Mutter Pauline Oettinger, den diese vor der Heirat mit dem jüdischen Kaufmann Louis Oettinger geführt hatte. Ein Stempel vom 9. Juni 1938 scheint dem Labyrinth der verzweifelten Ahnenforschung ein Ende zu setzen: „Arische Abstammung urkundlich geprüft.“ Mittlerweile gibt es dafür einen ordentlichen Stempel in deutscher Schrift, während die Frage „Abstammung: arisch?“ zum Zeitpunkt der Immatrikulation meiner Großmutter am

21. April 1933 noch höchst provisorisch per Schreibmaschine mit auf den Fragebogen gesetzt worden war.

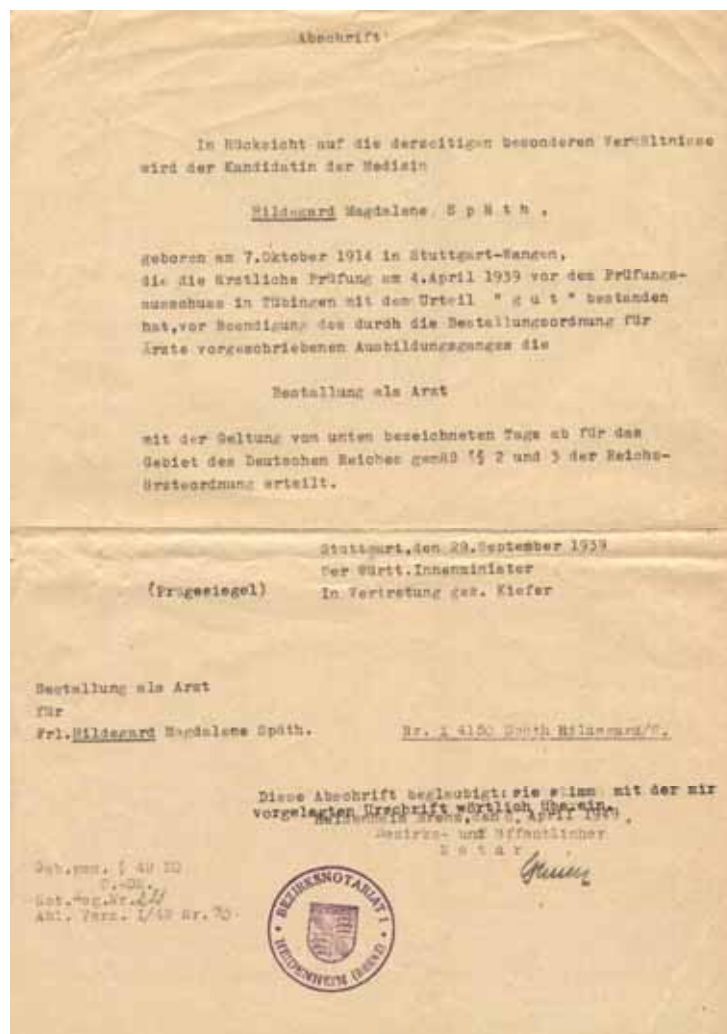
Die bruchstückhafte Dokumentation der Abstammungsgeschichte lädt zu Vermutungen ein, und man kann kaum umhin, sich zu fragen, ob der angebliche jüdische Großvater meiner Großmutter, mein Urgroßvater, denn nun tatsächlich ihr Großvater war oder nicht. Auffallend sind hier zum Beispiel die Formulierungen meiner Urgroßmutter Olga Späth in ihrer eidesstattlichen Erklärung. Sie betont darin das überaus schlechte Verhältnis zwischen ihr und dem Louis Oettinger, der sie „nie als seine Tochter behandelt“ habe, der ihr gegenüber auch gesagt haben soll: „du bist noch nie meine Tochter gewesen.“ Zweifelsohne schließt die Behauptung, dass Louis Oettinger sich nie als der Vater Olga Späths geb. Oettinger verhielt und fühlte, seine leibliche Vaterschaft nicht aus, um deren Klärung es den Nazis ja in erster Linie gegangen war. Weiterhin ist wahrscheinlich, dass sich meine Urgroßmutter Olga Späth mit ihrem Einsatz für ihre Tochter einem nicht unwesentlichen Risiko ausgesetzt hat. Schließlich hätte sie, wenn sich der Verdacht mangelnder Reinrassigkeit meiner Großmutter bestätigt hätte, als Halbjüdin gelten müssen und wäre damit selbst gefährdet gewesen.

Weitere Fragen drängen sich bezüglich der Rolle, die der Universitätsrektor Focke in diesem Zusammenhang gespielt haben mag, auf. Warum hat er sich persönlich um diese Angelegenheit meiner Großmutter bemüht? Sicherlich waren derartige Fälle zu jener Zeit keine Ausnahme. Er scheint sich dieses ungewöhnlichen Umstands auch durchaus bewusst zu sein und erklärt in seinem ersten Brief an das Standesamt Stuttgart seinen persönlichen Einsatz damit, dass er ganz sichergehen wollte, alle nötigen Auskünfte zu erhalten. Diese Notwendigkeit bestünde aber fraglos in jedem Fall, in dem die Rassenzugehörigkeit eines Studenten oder einer Studentin zweifelhaft wäre. Im ersten erhaltenen Brief an das Stuttgarter Standesamt ist zu lesen, dass „auch das Gutachten eines Professors der Rassenkunde zu keinem klaren Ergebnis kommt“, während die Formulierung im zweiten Brief an das Vormundschaftsgericht wesentlich wohlwollender ist: dort heißt es vom selben Gutachten, dass es „zu dem Ergebnis kommt, dass die jüdische Abstammung unwahrscheinlich ist.“ Hier begründet der Rektor seine persönliche Verwendung nicht mehr nur damit, dass er in Sachen Ariernachweis Hildegard Späth ganz sichergehen wolle, sondern sagt, dass er sich selbst einsetzt, „um eine gerechte Entscheidung über die Zugehörigkeit der stud. med. Späth zur Deutschen Studentenschaft, die auch für ihr späteres Leben so wichtig ist, herbeiführen zu können.“ Der Datierung nach hat er die dringlichen Briefe der Mutter der Studentin aber erst danach erhalten. Seine Motive für diesen außergewöhnlichen Einsatz bleiben also im Dunkeln.

5. Ironien deutscher Geschichte

Trotz aller offenen Fragen ist aber doch eines definitiv festzuhalten: Meine Großmutter Hildegard Späth ist in ihrem Leben zahlreichen Ironien der Geschichte ausgesetzt gewesen. So war es ursprünglich für die gesellschaftliche Position ihrer Mutter Olga Späth geb. Oettinger sicherlich von Vorteil gewesen, durch die Ehe Pauline Fischers und Louis Oettingers legitimiert zu werden und nicht mehr als uneheliches Kind gelten zu müssen. Auf ausdrücklichen Wunsch ihrer Mutter hin durfte sie den Namen des jüdischen Kaufmanns Oettinger führen. Doch nicht einmal fünfzig Jahre später wäre es für sie wie für ihre Tochter weitaus ratsamer gewesen, wenn sie statt eines jüdischen Vaters gar keinen Vater vorzuweisen gehabt hätte. Ein uneheliches Kind galt als bei weitem nicht so schlimm wie ein halb-jüdisches.

Die zweite Ironie der Geschichte bestand für meine Großmutter darin, dass sie dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs ihre Approbation als Ärztin verdankt (29. September 1939): als kriegsbedingt dringend Ärzte gebraucht wurden, war die Debatte um ihren Großvater plötzlich nicht mehr ganz so wichtig.

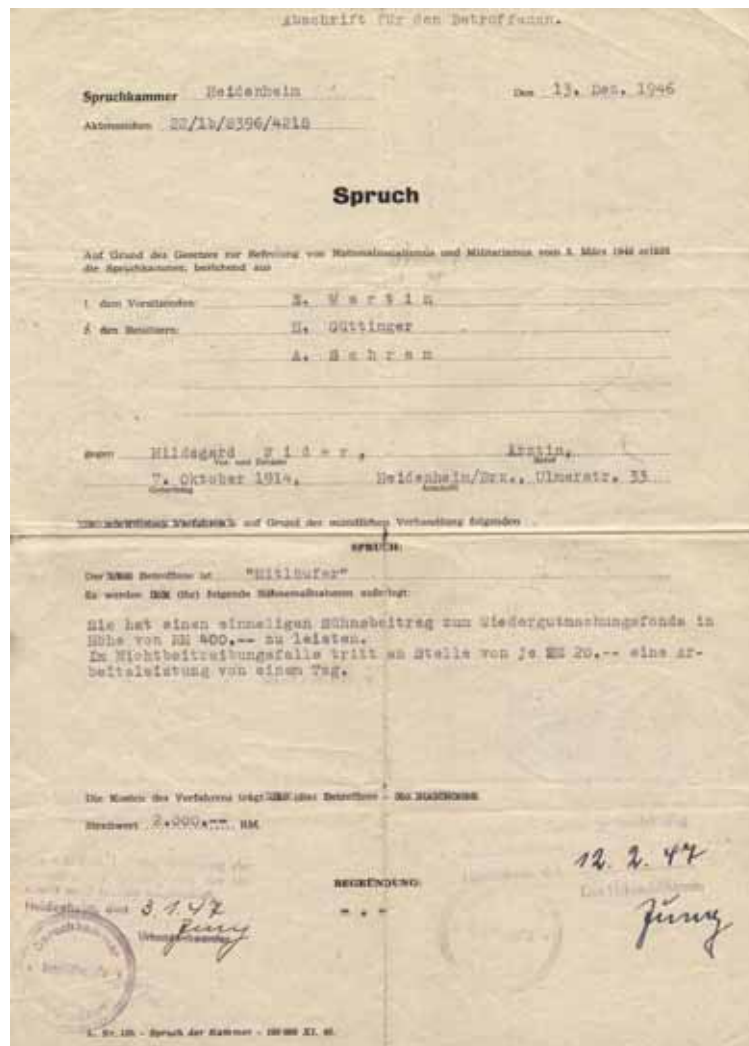


Die Beurteilungen ihrer folgenden ärztlichen Tätigkeit in Stuttgart und Heidenheim fallen durchweg positiv aus: „Sie war stets einsatzbereit und hat es sowohl mit den Kindern, wie mit den Angehörigen sehr gut verstanden“, war „eifrig und zuverlässig“. „Die Art, wie Frau Dr. Wider unter vielerlei kriegsbedingten Erschwerungen bei uns arbeitete, muss sehr dankbar anerkannt werden.“

Im Zuge der Entnazifizierung nach Ende des Krieges musste sie sich zum dritten Mal in ironischer Weise von der deutschen Geschichte betroffen fühlen. Gleich zu Beginn ihres Studiums im Frühjahr 1933, wo sie auf die Frage „Abstammung: arisch?“ mit „ja“ geantwortet hatte, war sie der NSDAP und dem ANSt, einer Unterorganisation des Nationalsozialistischen Studentenbunds, beigetreten. Vielleicht hatte sie zu diesem Zeitpunkt bereits eine leise Ahnung, was die weiteren Entwicklungen, die das Reich nehmen würde, für sie bedeuten könnten, und übte sich sozusagen in vorsehendem Gehorsam, der ihr aufgrund ihrer eventuell nicht reinrassigen Abstammung nur dienlich sein konnte.



Nach Ende des Krieges führte eben dieser strategische Schachzug dazu, dass sie sich wegen ihrer Parteizugehörigkeit im Rahmen der Entnazifizierung vor der Spruchkammer Heidenheim verantworten musste. Sie konnte 16 schriftliche Aussagen zu ihrer Entlastung beibringen und wurde am 13. Dezember 1946 mit dem Urteil „Mittläufer“ zur Zahlung eines Sühnebeitrags von 400 Reichsmark in die Wiedergutmachungsfonds verurteilt.



In nahezu allen der 16 Entlastungen äußern sich die Betroffenen verwundert über die Parteizugehörigkeit meiner Großmutter, die so gar nicht zu ihrer sonstigen Einstellung zu passen schien und von der sie zum Teil bis zur Eröffnung des Entnazifizierungsverfahrens gar nichts gewusst hätten. Einstimmig geben sie an, sich diesen Umstand nur daraus erklären zu können, dass Hildegard Wider geb. Späth andernfalls ihr Studium wohl nicht hätte zu Ende führen können. Eine Kommilitonin erinnert sich: „Durch große Opfer in finanzieller Hinsicht wurde ihr von ihrer Familie aus das medizinische Studium, ihr sehnlichster Wunsch ermöglicht.“ Doch, wie eine Klassenkameradin zu berichten weiß, „wurden ihr Schwierigkeiten wegen eines nichtarischen Vorfahren gemacht, sodass sie um studieren zu können, damals keinen anderen Ausweg wusste als in die Partei einzutreten.“

In einem persönlichen Brief fügt sie weiter hinzu: „Man hat damals gehofft, der Schwindel würde nicht lang halten. Wir haben uns alle bitter getäuscht.“ Ein Freund der Familie führt ganz freimütig die zu Kriegszeiten noch höchst brisante und aufs heftigste abgestrittene Aussage ins Feld: „Sie hatte einen israelitischen Großvater,“ und ergänzt: „Die Aufregungen wegen der teilweise jüdischen Abstammung setzten ihrem Vater gesundheitlich so zu, dass dieser schon 1935 einen Schlaganfall erlitt und an dessen Folgen nach mehrjährigem Leiden 1938 verstarb.“ Dem Prediger der Familie zufolge soll ihr Vater Matthias Späth sogar gesagt haben: „Wenn ich sterbe, dann schreibt auf meinen Grabstein ‚gestorben an Adolf Hitler‘.“ Ein Nachbar der Familie spricht davon, dass die Familie ihren Wohnsitz gewechselt habe, da die Mutter Olga Späth, als ihre scheinbar nicht einwandfreie Abstammung ans Licht gekommen sei, heftig angefeindet worden sei. Die Putzfrau des Staatlichen Gesundheitsamts in Heidenheim erklärt: „Frau Dr. hörte den Auslandssender genau wie ich und hasste die Nazis genau wie ich.“

Während Olga Späth in ihren Schreiben an den Rektor der Universität Tübingen ihre Tochter mit Nachdruck als emsige Parteigängerin und eifrige Nationalsozialisten darzustellen versucht hatte, um zu erwirken, dass ihre Tochter ihr Medizinstudium fortsetzen dürfte, bemühen sich die Entlastungen ausnahmslos darum, die anti-nationalsozialistische Gesinnung Hildegard Späths hervorzuheben. Es ist tatsächlich kaum zu bezweifeln, dass der starke Wille zum Studium die Ursache für die äußerliche Anpassung meiner Großmutter war, die ihr in Bezug auf ihre unsichere Abstammung geboten schien. Dennoch waren in beiden Fällen die Anstrengungen der Aussagenden davon geleitet, Existenzielles für eine ihnen nahestehende Person zu erwirken – schwer zu sagen, was da im Dienst der Sache verfälscht oder übertrieben wurde.

6. Krieg und Nachkriegszeit – Beruf und Familie

Durch den Tod ihres Vaters im Herbst 1938 verzögerte sich das Examen meiner Großmutter gegenüber dem Abschluss ihres zukünftigen Mannes Dr. med. Manfred Wider, ihres Tübinger Consemesters, den sie am Anfang ihres Studiums kennen gelernt hatte. Im Dezember 1939 fand die Heirat statt, meine Mutter wurde im Mai 1941, mein Onkel im März 1943 geboren. Mein Großvater war ab 1941 als Lazarettarzt im Einsatz, wo er vor allem Lazarettzüge begleitete. Als die Gefährdung durch Luftangriffe in Stuttgart 1943 zunahm, wurde meine Großmutter mit ihrer Mutter und den Kleinkindern nach Nattheim bei Heidenheim evakuiert, wo Verwandte ihres Vaters lebten. Ab Herbst 1943 war sie zum Dienst am Heidenheimer Gesundheitsamt verpflichtet, während meine Urgroßmutter die Kinder betreute. Sie wurde vornehmlich als Kinderärztin eingesetzt, wobei auch

Mütterberatungen und Impfungen in ihren Tätigkeitsbereich fielen. In Nattheim leistete sie ebenfalls wenn nötig ärztliche Hilfe, war aber dabei oft zu stolz oder bescheiden, um von ihren Patienten in Kriegszeiten Bezahlung in Naturalien zu verlangen, die sie für ihre Familie dringend hätte gebrauchen können.

Nach Kriegsende unterstützte meine Großmutter ihren Mann in der gemeinsamen Praxis in Heidenheim. Er hatte dort bereits im Mai 1945 eine Praxis eröffnen können, die ihm von der amerikanischen Militärregierung zugewiesen worden war. Bis zur Praxisaufgabe 1979 arbeitete sie dort voll mit, allerdings ohne eigenen Kassenzulassung. Besonders beliebt war sie bei Müttern mit Kindern, da mein Großvater als ungeduldig und eher grob galt. Kassenabrechnungen, Finanzen und Buchführung sowie Labor, Spritzen und Verbände waren ihre Domäne. Hausbesuche und reguläre Patientenbetreuung übernahm sie nur in Vertretung ihres Mannes. Im Haushalt dominierten meist die Haushaltshilfen, so dass sie auch hier nicht unbedingt das Sagen hatte. Sie fand Ausgleich bei karitativen Aufgaben als Kirchengemeinderätin.



Dr. med. Hildegard Wider am Eingangstor zu Haus und Praxis, April 1976

Da meine Großmutter starb, als ich erst 11 Jahre alt war und zu diesem Zeitpunkt infolge von Schlaganfällen schon einige Zeit geistig stark eingeschränkt war, kann ich nur auf wenige

Erinnerungen zurückgreifen. Noch heute aber stehen bei meinen Eltern zu Hause kleine Schnapsgläschen mit Gravur, die meinen Großeltern mütterlicherseits gehörten. Sie tragen die Inschrift „Mutti“ und „Chef“, und so ungefähr war wohl auch die Rollenverteilung. Aber da meine Großmutter nach wie vor ihrer Tätigkeit als Ärztin, zu der sie sich berufen fühlte, nachgehen konnte, ordnete sie sich unter, und so spielten scheinbare Kleinigkeiten, wie die Tatsache, dass ihr Name nicht mehr auf dem Praxisschild auftauchte, keine Rolle für sie. Sie war nicht emanzipiert, zumindest nicht im heutigen Sinne, und hat die Machtverhältnisse in ihrer Ehe und Familie nie hinterfragt, bis auf einmal: als ihr Mann ihrer gemeinsamen Tochter, also meiner Mutter, das Studium verweigern wollte. Der Grund für ihren Widerstand war aber sicher nicht, wie man heute annehmen würde, der, dass Frauen immer und unter allen Umständen die gleichen Rechte wie Männern gewährt sein sollten, sondern vielmehr ihre persönliche Erfahrung, dass es sich speziell im Falle Bildung und Berufsausübung um ein essentielles Grundrecht handelt, das Frauen wie Männern eingeräumt werden muss. Ein Grundrecht und Bedürfnis, für dessen Durchsetzung sie in ihrem Fall Selbstverleugnung und reichliche Unsicherheiten hatte in Kauf nehmen müssen, die sie bis zu ihrem Tod niemandem, nicht einmal ihren Kindern gegenüber, je erwähnt hat. Sie starb im August 1991. Die Erneuerung des Doktordiploms „zur fünfzigsten Wiederkehr der Promotion“, die ihr vom Dekan der medizinischen Fakultät Tübingen „mit den besten kollegialen Empfehlungen“ im November desselben Jahres zugesandt wurde, hat sie nicht mehr erlebt.

Meine Mutter durfte letztendlich auch studieren, Französisch und Geographie. Sie konnte problemlos den Studienort wählen und wechseln und auch ein Semester in Frankreich studieren. Sie hat nach dem zweiten Staatsexamen den Lehrerberuf nicht weiterverfolgt und sich stattdessen uns vier Kindern gewidmet. Als ich als jüngste mit der Schule fertig war, gab es gar keine Frage, ob ich studieren dürfte. Ich hätte eher um Erlaubnis bitten müssen, wenn ich nicht hätte studieren wollen. Aber was wäre, wenn ich mich eines Tages dazu entschließen sollte, eine Familie zu gründen, ohne dabei meinen Beruf aufzugeben? Dies ist in Deutschland heute immer noch schwer zu bewerkstelligen, da ja meist auch der Vater der Kinder weiter seiner beruflichen Tätigkeit nachgehen will. Gelingt es Eltern (Vater und Mutter) doch einmal, beides unter einen Hut zu bringen, so werden derartige Bestrebungen vom sozialen Umfeld nach wie vor oft kritisch beäugt. Denn nicht selten wird gewarnt, dass dabei das Wohl der Kinder auf der Strecke bleibe. Eventuelle Vorwürfe richten sich fast ausschließlich an die Mutter, die aus der Sicht unserer Gesellschaft noch immer die überwiegende Verantwortung für die Kindererziehung zukommt. Es bleibt also noch einiges zu tun.

Für die Möglichkeit, diesen Aufsatz so verfassen zu können, bedanke ich mich bei meiner Mutter Elisabeth Fetzer geb. Wider, die die Materialien über meine Großmutter so viele

Jahre lang aufbewahrt und mir dann zur Verfügung gestellt hat. Des weiteren geht mein Dank an meine Kolleginnen vom Frauenbüro der Universität Tübingen. Ohne die Arbeit zu „100 Jahre Frauenstudium“ wären wir nie auf die bewegte Studien- und Lebensgeschichte meiner Großmutter aufmerksam geworden.

100 Jahre Frauenstudium an der



Eberhard-Karls-
Universität
Tübingen



1904 - 2004

Mein Medizinstudium an der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen 1942 - 1948

" Attempto' ich hab's gewagt!

Vorwort

Durch einen Zeitungsartikel wurde ich auf die Jubiläumsfeier der Universität Tübingen aufmerksam und meldete mich bei der Frauenbeauftragten, Frau Fetzer, dass ich bereit sei, meine Erfahrungen während meines Medizinstudiums in Tübingen zu schildern.

04.06.1922 – 01.04.1941

Ich wurde am 4.6. Pfingstsonntag im Krankenhaus in Überlingen (Bodensee) geboren 1929 eingeschult in Furtwangen (Schwarzwald), besuchte ich die Grundschulen in Breslau und Überlingen.

Ab 1933 die Realschule in Ravensburg (Klösterle) und die Spohn'sche Oberschule in Ravensburg bis Kriegsbeginn 1939, danach weiter in der Oberrealschule Überlingen bis zum Abitur Ostern 23.03.1941.

01.04.1941– 07.12.1941 (Arbeitsdienst)

Am 01.04.1941 wurde ich nach Bad Saulgau (Oberschwaben) zum Arbeitsdienst einberufen.

Dort zog ich mir bei der Erntearbeit ein ‚pararitium ossale‘ am rechten Mittelfinger zu, sodass ich bis zum 07.12.1941 im Katharinenhospital in Stuttgart stationär behandelt werden musste. Hier wurde mein Wunsch, Ärztin zu werden fester Entschluss!

Bis zum Studienbeginn hatte ich noch Kriegshilfsdienst als Schwesterhelferin im Lazarett in Ellwangen und im Krankenhaus in Aalen.



01.04.1942 (1. Sommersemester)

Nach Zulassung und Einschreibung in Tübingen begann das 1. Sommersemester. Zusammen mit meiner Freundin aus dem RAD in Bad Saulgau begannen wir unser Medizinstudium mit großer Begeisterung. Gleich am 1. Tag als wir das Anatomiegebäude am Fuße des Österbergs fanden, traf ich eine Schulkameradin von der Ravensburger Klasse, die auch gerade zum Medizinstudium eingetroffen war, mit der ich auch bis heute noch in Verbindung stehe. Das kleine Latinum war für meine Zulassung ein Pluspunkt.

Wir waren im 1. Semester etwa 80 junge Frauen und nur etwa 40 bis 50 Medizinstudenten, infolge der Kriegsverhältnisse. Man benötigte uns Frauen im Krieg!

Manche Studenten waren im 1. Kriegseinsatz schon verwundet und durften dann studieren. Außerdem war im evangelischen Konviktsgebäude eine Einheit von Marinesoldaten als Medizinstudenten zugelassen.

Nach dem 1. Semester musste ich 8 Wochen Fabrikdienst in Überlingen leisten.

Studentengemeinschaft

Meine Freundin erkundigte sich bald nach unserem Studienbeginn nach dem Studentenseelsorger, Bernhard Hanssler, der in der Neckarhalde 64 die „katholische Studentengemeinde“ führte. Herr Hanssler war ein Süddeutscher aus der Ostracher Gegend.

Hier trafen wir auch Studenten andere Studienfächer: Alt Sprachen Griechisch und Latein, Mathematik und Theologie und nach dem Krieg mehrere Theologiestudentinnen, die sich jetzt mehr in Öffentlichkeit trauten. Manchmal waren auch Juristen anwesend.

Herr Hanssler organisierte auf dem Österberg in einer Burschenschaftsvilla ein preiswertes Mittagessen. Ich nahm auch mal an einer Nachtwanderung zur Wurmlinger Kapelle teil. Dort konnte in der Dunkelheit grade noch einem umfallenden Grabstein ausweichen.

Wir hörten auch Theologie-Vorlesungen von evangelischen und katholischen Professoren:
Prof. Thielicke, Dekan der evangelischen Theologiefakultät;
Prof. Karl Adam, katholische Dogmatik;
Prof. Steinbüchel Moraltheologie.

Später traf auch Prof. Romano Guardini, der in Berlin ausgebombt worden war, in Tübingen ein und hielt eine Vorlesungen in voller Aula, über Dantes „göttliche Komödie“.

Wintersemester 1942 - Sommersemester 1943

Der 1. Sektionskurs fand in der Anatomie statt. Den 10 Marineakademikern und uns zwei Mädchen war eine Leiche zugeteilt worden, die in großen Buchstaben "China 1912 " quer über die Brust eintätowiert trug. Das werde ich mein Leben lang nicht vergessen.



Prof. Jacobij



Prof. Wetzel u. Dr. Feneis



Chemieprofessor Dr. Knopp, der Erfinder des künstlichen Gummis

Wintersemester 1943 - Sommersemester 1944

Das Physikum hatte ich gut bestanden. In den Semesterferien arbeitete ich dann vom 1. Tag an im Krankenhaus in Überlingen als DRK Schwesternhelferin, täglich 8 bis 10 Stunden, **ohne Essen** und Versicherung!

Unser 1. klinisches Semester fand in folgenden Kliniken statt: Medizinische Klinik, HNO-Klinik, Frauenklinik und Kinderklinik. Chirurgie: Operation im Hörsaal!

Danach war totaler Kriegseinsatz im Krankenhaus Überlingen (Prof. Fründ)



Kriegserlebnisse in Tübingen

Tübingen war im Krieg eine ruhige, sichere Universitäts- und Lazarett-Stadt. Im vorklinischen Semester hatte ich eines Abends mit meiner Freundin „Wache“ in der Anatomie. Wen oder was wir bewachen sollten war uns nicht ganz klar. Kostbar waren eigentlich nur die Mikroskope, die dann auch bei dem einzigen „Bombenknall“ erschüttert wurden.

Die Bombe, die die Neckarbrücke Gott sei Dank verfehlte, traf die „Neckarmüllerei“ und das nahe stehende „Umlandhaus“.

Im Anatomiegebäude verspürten wir einen starken Schlag und kurz darauf erschien Herr Prof. Jakobij, der Dienst hatte.

Am andern Morgen bemerkten wir erst die zerstörende Kraft dieser Bombe. Uns beiden war außer dem Schreck nichts passiert.

Im Januar 1945 wurde ich bis Kriegsende auf die Gehirnverletztenstation nach Tübingen ins Chirurgische Klinik-Lazarett zu Prof. Usadel eingezogen.

Der 2. Angriff erfolgte einige Tage nach dem Brand der Stadt Freudenstadt, die Franzosen standen schon bei Wurmlingen. Dr. Dobler hatte Tübingen 1945 zur „Lazarettstadt“ erklären lassen. Es fiel auch nur ein „neues Geschöß“, dann war Ruhe. Zu diesem Zeitpunkt stand gerade am Bahnhof, wartete auf meinen Vater, der mich aus Tübingen abholte und nach Überlingen brachte.

Am nächsten Morgen musste ich mich dort gleich wieder im Lazarett an der Seeschule melden. Kurz darauf kamen die Franzosen. Ihre Marokkaner führten uns mit vorgehaltenen Lanzen ab.

Auf den Marktplatz wurden wir aufgefordert, alle Waffen abzugeben.

Der Oberarzt vom Lazarett beschwor uns alle, die Waffen unbedingt abzuliefern, da er mit seinem Leben dafür haftete.

Ernährungslage in Tübingen

Während des Krieges reichten die „Lebensmittelmarken“ gerade zum Überleben und nach dem Kriege hatte man „Vitamin B“ (Beziehungen) nötig. Wir sammelten Bucheckern für Öl und einmal machte ich nach dem Krieg mit meiner Stuttgarter Kollegin eine „Hamsterfahrt“ mit einem geliehenen Leiterwagen in die Umgebung von Reutlingen. Aber immer musste *ich* ein „hungriges Gesicht“ machen, da meine Kameradin überhaupt kein Talent zum „hausieren“ hatte. Trotzdem hat das Resultat unserer Bemühungen in einer Handtasche Platz gehabt. Wir haben es nie mehr probiert!

Vor dem Kriegsende fielen pro Semester etwa 200 R-Mark an Studiengebühren an. Ich konnte nur studieren, weil meine Mutter für den in Russland eingesetzten Vater 156.- R-Mark „Frontzulage“ bekam.

In Wannweil bekam ich, wenn ich eine alte Bäuerin besuchte, jedes Mal eine Scheibe Brot, Kartoffeln und etwas Gemüse. Die Kartoffeln kochte mir die ehemalige Wannweiler Vermieterin! So habe ich mich „durchgewurstelt“, war keinen Tag krank und versäumte keine Vorlesung.

Nach dem Krieg 1945 gab es die amerikanische „Hooverspeisung“. In der Eingangshalle der Uni bekam man Reis mit kleinen Fleischbröckchen oder Trockenmilch mit Kakao und ein Brötchen zur Auswahl.

14 Tage hatte ich 4 Stunden täglich „Dienst“ in der Küche des Hotels ‚Zum deutschen Kaiser‘. Nachher am „Cheftisch“ bekam ich gutes Essen, das war Gold wert!

Wintersemester 1945

Endlich im Oktober konnte ich wieder weiterstudieren in Tübingen, mein 6. Semester. Voraussetzung zur Zulassung war, dass man „*die Ernährungslage der Stadt Tübingen nicht belasten durfte!*“, während meine Kollegin aus Stuttgart, das in der amerikanische Zone lag, ohne weiteres die Zulassung bekam. Folglich musste ich mir im nächsten Kreis (Reutlingen), in Wannweil ein kleines Zimmer besorgen: Im Badezimmer stand ein Bett, ein Stuhl, ein kleiner Tisch und ein schmaler Spind. Das war alles, aber die Leute waren nett. Nur samstags musste ich mein Zimmer räumen, da die Familie baden wollte. Er war Schreinermeister und hatte 3 Kinder und eine Ziege. Da bekam ich abends einen ½ Liter Ziegenmilch zu der normalen ½ Liter Milchzuteilung!

Morgens musste von Wannweil ich schon um 7:00 h mit dem Zug fahren, damit ich keine Vorlesung versäumte! Für die Heizung bekamen wir von der Gemeinde einen „Holzschlag“ zugeteilt. Mit einigen Studenten zusammen mussten wir Holz zusammenschleppen, zersägen und ein Fuhrwerk zum Abtransport organisieren.

Sommersemester 1946

Ab 7. Semester begann ich mit meiner Doktorarbeit bei Professor Gottron in der Hautklinik. Über „*Mykosis fungoides*“, einer Tumorkrankheit. In der Unibibliothek suchte ich mir die Unterlagen und in der Hautklinik die Krankengeschichten der Patienten mit dieser seltenen Krankheit. Ich musste von diesen Patienten auch den weiteren Verlauf ihrer Krankheit nachforschen. Die Post der Patienten kam über die Klinik.



Die Hautklinik mit dem roten Kreuz auf dem Dach

Sommersemester 1946

Ab 8. Semester besorgte mir eine Bekannte von der katholischen Studentengemeinde, die wegzog, ihr Zimmer in der Villa von Prof. Kretschmer direkt neben der Nervenklinik. Ich war gerettet und konnte meinen Holzanteil den andern überlassen. Ich konnte bis zum Staatsexamen in diesem Dachzimmer bleiben. Außerdem brauchte ich mich nicht mehr um die Heizung kümmern und dadurch hatte ich mehr Zeit zum Studium. Von der Nervenklinik aus konnte ich natürlich alle klinischen Vorlesungen leichter erreichen als von Wannweil.

Da wir damals kaum Bücher hatten, musste ich viel in den Vorlesungen mitschreiben und am Wochenende mit der Schreibmaschine ins Reine schreiben. Viel Zeit benötigte auch die Pathologie bei Prof. Letterer und die Histologie der verschiedenen Krankheiten. Interessant war natürlich auch Geburtshilfe und Kinderklinik, bei Prof. Mayer und Prof. Birk.

Als ich meine Arbeit bei Prof. Gottron abgab, bekam ich am nächsten Tag von ihm einen „Ritterschlag“ auf die Schulter, dass ich fast umfiel. Gottron holte seine Ehefrau her und sagte „Mama schau, das ist das Mädchen, wegen dem ich heute Nacht nicht geschlafen, sondern ihre Doktorarbeit gelesen habe! Mädchen, dafür bekommst Du eine Eins!“

Staatsexamen 1948

Ab Januar 1948 begannen die Prüfungen für das Staatsexamen. Am 15.5.1948 bestand ich als letzte Fach noch Zahnmedizin, mit gut. Das war 14 Tage vor der Währungsreform. Meine Examensgruppe bestand mit mir aus vier Studenten. Vom Dekanat bekamen wir, als ich unsere Examenspapiere abgaben, einen Gutschein für einen ½ Liter Wein, den ich sofort einlöste. Den Wein tranken wir, auf dem Tübinger Bahnhof stehend. Das war unsere Examensfeier! Am nächsten Tag war Pfingsten, und jedes wollte nur schnell Heimfahren!

Daheim schrieb ich meine Doktorarbeit ins Reine. Dazu musste ich die insgesamt 109 Seiten zweimal mit je 5 Durchschlägen mit der Schreibmaschine abtippen und anschließend binden lassen. So wurde die Doktorarbeit damals angenommen. Drucken und Kopieren war damals noch nicht möglich und nicht erforderlich!

Am 24.8.1948 erhielt ich dann endlich die Promotion von Herrn Professor Gottron und die ganzen Examenspapiere. Für die Dokumente musste ich nach der Währungsreform 10.- DM, von meinen insgesamt nur 40.- DM, bezahlen!



Dr. med. Irmgard Bischof Ärztin für Allgemeinmedizin		88348 Bad Saulgau Hauptstr. 107
---	--	------------------------------------

Klinische Ausbildung nach dem Staatsexamen

Vom 16.06.1948 bis zum 10.01.1949 trat ich meine erste Stelle (unbezahlte) auf der TBC-Fürsorgestelle des Gesundheitsamts in Überlingen unter Amtsarzt Dr. Sven Schwedt an.

Aber da die Universitätskliniken in Tübingen die besten Weiterbildungsmöglichkeiten boten, fing ich ab 11.01.1949 in der Medizinischen Klinik unter Klinikchef Prof. Bennhold an.

Meine Einsatzgebiete dort waren: Leberkrankheiten bei Dr. von Oldershausen, dann mehrere Monate auf der Isolierstation für Infektionskrankheiten (Typhus, Paratyphus, TBC-Meningitis, tox. Scharlach, Diphtherie). Bei der Stationsschwester Marie bekam ich wenigstens wegen der großen Ansteckungsgefahr etwas Anständiges zum Essen.

Anschließend kam ich auf die „Blutstation“, wo ich viele Bluttransfusionen durchführte und Blutspendern Blutreserven abnahm. Mein Zeugnis bekam ich abschließend von Prof. Heni.

Anschließend wechselte ich in die Frauenklinik mit Geburtshilfe unter Oberarzt Dr. Probst und danach Kinderklinik Tübingen (Säuglingsstation, Infektionsabteilung) bei Dr. Grundler

Mein Landvierteljahr absolvierte ich in Ergenzingen bei Rottenburg in der Praxis Dr. Schmolze, wo ich viele Hausbesuche mit dem Chauffeur des Kollegen ausführte und er mit seiner Frau die Praxis im Haus abhielt.

Nach verschiedenen Vertretungen: 4 Monate 01.04.1950 bis 01.11.1950 für Frauenärztin Dr. Walther (Schwangerschaftsvertretung; sie bekam eine Tochter) und für meinen Onkel Dr. Rudolf Ott in Konstanz Allgemeinpraxis und Belegkrankenhaus - Vinzentiushaus in Konstanz (2 x wegen Erkrankung).

Vom 01.02.52 bis 15.09.1952 war ich bei Dr. Oberhofer senior Assistentin auf der chirurgisch-gynäkologische Station in Ravensburg. Damals war das Elisabethenkrankenhaus noch von den Französischen Einheiten besetzt und wir waren für die Zivilkranken in einer Ersatzklinik untergebracht. Als ich eine akute eitrige Entzündung bekam, wurde ich ‚stante pede‘ entlassen, um die Sterilität des Krankenhauses nicht zu gefährden.

Da sich diese Erkrankung über Monate erstreckte, wechselte ich als wissenschaftliche Assistentin zur Pharmaindustrie nach Konstanz (BYK-Gulden).

Dort arbeitete vom 27.10.1952 bis 13.03.1954 als Literatur-Sacharbeiterin und fertigte viele Übersetzungen aus der amerikanischen medizinischen Literatur (aus dem "Lancet" und Med. wiss. Association-Zeitschriften).

Berufung

Da meine Berufung aber die Arbeit als praktische Ärztin war, nahm ich an einem bäderärztlichen Lehrgang in Giessen und anschließend an einem Bademeister- und Kneippkurlehrgang in Wörishofen teil.

Dann ließ ich mich als praktische Ärztin und Kneippärztin in Überlingen nieder.

Nach meiner Heirat mit Walter Bischof am 07.01.1956 zogen wir nach Bad Saulgau. Dort ließ ich mich als praktische Ärztin mit Geburtshilfe nieder und mein Mann übernahm eine Anwaltspraxis.

Die Alma Mater Tübingensis hat mich seit dem 20.sten Lebensjahr behütet, gebildet, geistig geformt, den Beruf als Ärztin vermittelt und mir den Mann fürs Leben zugeführt, mit dem ich nun seit bald 50 Jahren verheiratet bin. Wir haben vier Kindern ein gutes und gesundes Leben schenken dürfen.

Interview mit Dr. Paula Riede

Das Interview wurde geführt am 17. Februar 2004 von Susanne Weitbrecht.

1. Männer und Frauen

Ich hatte überhaupt nie Probleme wegen meines Geschlechtes als Frau. Ich war von vier Kindern das jüngste und hatte drei Brüder, die älter waren wie ich. Meine Brüder hatten den Eindruck, dass die Erziehungsweise meiner Eltern mir - also dem Nesthäkchen gegenüber - zu lasch sei und haben dann da neue Maßstäbe angelegt und Zusatzerziehung gemacht. Ich musste mich schon als kleines Mädchen gegen die männliche Übermacht durchsetzen. Das war manchmal schmerzhaft, aber ich habe es geschafft, und als ich später dann in den Beruf gegangen bin, war mir das sehr vorteilhaft, denn ich war sowohl im Weinbau nur mit männlichen Kollegen zusammen wie auch überwiegend in der Politik. Mein Geschlecht hat überhaupt nie Probleme gemacht. Während des Studiums, während dem Krieg, da waren an Männern ja nur solche da, die entweder als Verwundete wieder zurückgekommen sind oder solche, die gar nicht wehrfähig waren. Ich kann aber nicht sagen, wie viel Prozent das waren. Also die Mehrzahl waren schon Frauen. Insgesamt, ich weiß nicht, waren's 4000 Studenten oder 3000, irgend so was. Wir waren in der Hügellei, also der katholischen Studentengemeinde, ganz wenig Leute, vielleicht zwei Hände voll. Dort fand hauptsächlich das religiöse Leben statt. Wir haben einmal in der Woche Gemeinschaftsmesse gehabt und anschließend ging man zum Frühstück - da musste man das Brot selber mitbringen. Man hat nur einen schwarzen Kaffee gekriegt und einmal in der Woche am Abend ist man auch zu einer Bibellesung gekommen bei der der Bernhard Hanssler, Studentenseelsorger, aus dem Urtext gelesen hat, ein hochintelligenter Mann. Da gab es Freundschaften und da waren auch Männer dabei, aber eben alles Versehrte. Ich hab das aber auch gar nie so empfunden, dass da ein Ungleichgewicht gewesen wäre bei diesen Freundschaften, die damals gegründet wurden. Da war übrigens auch der Georg Moser, der dann Bischof in Stuttgart wurde, der Schorsch. Der durfte aber nicht als Theologe eingeschrieben sein, das hat es in der Nazizeit gar nicht gegeben, sondern ist als Germanist eingeschrieben gewesen. Wir haben also teilweise in der Alten Aula Vorlesung gehabt und teilweise in der Neuen. Und dann auf dieser Studentenrennbahn. Wir haben viel Gleiches belegt, weil er auch als Germanist eingeschrieben war. Der, der zuerst da war, hat dem anderen einen Platz aufgehoben, so dass ich also von Anfang an einen sehr guten Kontakt mit ihm gehabt habe. Bis dann der Krieg vorbei war und der Schwindel mit dem Naziregime. Dann kamen die

Rückkehrer und dann ist es also überwiegend männlich geworden. In der Zwischenzeit habe ich aber schon zu den höheren Semestern gehört.

Wir waren in allen Vorlesungen eine überschaubare Anzahl. Und das hat sich dann gegen Ende meines Studiums natürlich konzentriert auf Geographie, Geologie und die vielen Exkursionen mit Schorsch Wagner. Das hat einen zusammengeschweißt, das war überhaupt kein Unterschied, ob Bub oder Mädle, da hat keiner mit der anderen bussiert, das hat es gar nicht gegeben. Wir haben einander auf den Arm genommen, Blödsinn gemacht, aber man war einfach kollegial und nicht mehr. Es haben auch keine geheiratet, man hat einfach geschafft. Die Professoren waren auch privat sehr nett zu einem. Die haben uns auch zu sich nach Hause eingeladen. Der Professor von Wissmann kam aus dem Ennstal in Österreich und hatte dort das reinste Schloss. Dahin hat er uns mal mitgenommen, also eingeladen. Auf diesen vielen Exkursionen habe ich unheimlich viel gelernt.

2. Arbeitsdienst und Studienbeginn

Ich habe insgesamt nur sieben Semester studiert. Von 1942 bis 1947. Als ich in Tübingen angefangen habe, das geht ja aus dem Studienbuch noch hervor, das war am 30. November 1942, gab es Trimester. Damals hat man ja noch Lebensmittelkarten gebraucht, das ging ja auch noch in die ersten Nachkriegsjahre. Da musste man unten in der Uni, links, wo der Pedell drin war, die Lebensmittelkarten holen. Ich war aber noch nicht 18, also ich habe extra zu einer Behörde gemusst, weil's da die Kinderkarten gegeben hat, aber ich bin dann bald 18 geworden und war dann auch voll berechtigt. Da war ein Student dabei, ein Bauernsohn, der hatte einen Ellenbogenschuss. Er hatte auch Germanistik belegt, aber ist nachher Theologe geworden. Der hat mir immer seine Lebensmittelkarten in den Briefkasten geworfen – anonym - der hat die Lebensmittel immer von daheim mitgebracht. Also, es war eine Solidargemeinschaft, es war unwahrscheinlich. Und da hat uns eben auch der Glaube schon gefordert. Da ist übrigens die Ilse Schmid, die wohnt in Stuttgart, und deren Mann war der Professor Eduard Schmid vom Marienhospital, der berühmte Gesichtschirurg. Der war damals schon fertiger Arzt und sie hat Musik studiert, und die haben dann geheiratet. Die Freundschaft, die geht bis heute. Er lebt auch nicht mehr, er ist kurz nach meinem Mann gestorben. Und das waren so die tragenden Säulen, aber es war kein Unterschied, ob männlich oder weiblich, oder ich habe das auf jeden Fall nicht empfunden, dass es einen Unterschied zwischen Männern und Frauen gab.

Ich wollte schon immer studieren. Ich war immer eine mittelmäßige Schülerin, aber es war klar. Meine drei Brüder, also einer ist gestorben in der dritten Gymnasialklasse. Dann waren's noch zwei. Und einer ist eingezogen worden, bevor er das Abitur gehabt hat, ein Jahr, bevor der Krieg losgegangen ist. Der dritte ist dann später noch eingezogen worden. Da war ich noch die Einzige. Ich wollte aber immer Medizin studieren. Und zwar wollte ich in die Missionen gehen, das war so mein Vorbild. Ich war auch in Würzburg und hab mich da in dem missionsärztlichen Institut schon einmal umgesehen, damit ich mich darauf vorbereiten kann.

Dann musste ich zuerst in den Arbeitsdienst, wie sich das gehört. Ich bin mit der Bahn von Heilbronn nach Stuttgart gefahren und habe dort anderthalb Stunden Aufenthalt gehabt, und dann weiter. Ich war im Schloss Mauren bei Böblingen. In diesen anderthalb Stunden bin ich in die Eberhardtskirche gegangen und habe gedacht: „Jetzt will ich mal sehen, jetzt kommt also die Konfrontation mit dem Naziregime.“ Und als ich dann in dem Lager war, da war das so eine nette Lagerleiterin. Am Abend beim Gute-Nacht-Sagen habe ich gefragt: „Kann ich am Sonntag in die Kirche?“ Sagt sie: „Ja selbstverständlich“. Donnerwetter noch mal! Und am nächsten Tag sagt sie: „Ich muss es revidieren, Sie dürfen das Lager erst verlassen, wenn Sie vereidigt sind, aber das schaffen wir bis am Sonntag nicht, aber danach ja. Und ich will nicht, dass Sie allein gehen. Sie können sich noch Kameradinnen mitnehmen, weil man da durch den Schönbuch laufen muss, vier Kilometer, und die, die mit Ihnen gehen, die werden vom Frühdienst befreit.“ Donnerwetter, nicht schlecht. Und dann sind wir jeden Sonntag miteinander in die Kirche marschiert, in Uniform, und haben in Uniform Gemeinschaftsmesse gehalten in der Böblinger Kirche. Wenn das rausgekommen wäre, ich weiß nicht, da wären wir alle im KZ gelandet. Mitsamt der Führerin, weil die das ja gewusst hat. Und ich bin heute noch mit der befreundet, die ist bei allen meinen Festen da.

Dann, als der Schwindel vorbei war, da hat die Lager-Führerin auch die Else Wespel angefragt und mich, ob man ihr eine Entlastung schreibt. Das habe ich natürlich gerne getan. Denn sie hat überhaupt keine Nazi-Mentalität entwickelt gehabt, sondern hat uns unseren Glauben gelassen. Im Gegenteil - sie hat das ja auch immer gefördert. Dann bin ich aber im Arbeitsdienst krank geworden und hab es auf die Nieren gekriegt. Ich war eine Zeit lang im Katharinenhospital und bin dann entlassen worden - auch vom Arbeitsdienst entlassen - aber ungeheilt. Sie haben mich also nicht mehr brauchen können. Das war im September 1942. Ich hab immer Temperatur gehabt und habe Schmerzen gehabt an der Niere und sie haben festgestellt, dass da auch irgendetwas drin ist. Ich hatte Nierenstein und die sind dann irgendwann einmal durchgebrochen und waren im unteren Teil von der Niere und haben also immer Schmerzen bereitet. Aber ich war natürlich nicht bettlägrig, ich habe meine Sachen

geschafft. Da habe ich zu meinen Eltern gesagt: „Jetzt kann ich anfangen studieren.“ Ich musste ja keinen Kriegsdienst machen, das wäre sonst ein ganzes Jahr gewesen. Dann bin ich nach Tübingen gefahren und bin in die Medizinische Fakultät und habe gesagt: „Ich möchte mich gern einschreiben.“ Da fragt die Sekretärin: „Haben Sie Ihren Krankenhausbescheid?“ Sag ich: „Was für einen Krankenhausbescheid?“ „Ja, Sie müssen doch vorher ein halbes Jahr Praktikum machen, sonst werden Sie gar nicht angenommen bei uns.“ Dann sag ich: „Ja, das kann ich nicht, ich bin ja selber krank.“ „Ja, dann studieren Sie was anderes. Jetzt kaufen Sie sich vorne am Schimpfeck ein Vorlesungsverzeichnis.“ Und das habe ich gemacht und dann bin ich in die Platanenallee, habe mich auf ein Bänkle gesetzt und habe mir überlegt, was ich jetzt studieren könnte. Der Traum war geplatzt - wie ein Luftballon.

Dann habe ich gedacht: „Na ja, dann mache ich eben den Schuldienst.“ Mit Deutsch, Geschichte und Geographie. Und das habe ich dann studiert. Nebenher habe ich auch immer Theologie belegt, also die Professoren waren ja da, aber man durfte Theologie nicht offiziell als Fach studieren. Das hat mir auch recht Spaß gemacht. Geographie, das war an sich mehr eine Verlegenheit, ich hab eben ein drittes Fach gebraucht.

3. Erste Promotion in Geographie

Da war in der Geographie Professor von Wissmann, Asien- und Chinaforscher. Im Oberseminar, im vierten Semester, und ich musste ein Referat halten: „Die Großraumlanschaften Spaniens“. Ich habe mir dann in der Bücherei - das Geographische Institut ist ja heute noch auf dem Schloss oben - alles zusammengesucht und auch Dias gefunden. Das hat mir unheimlich Spaß gemacht. Und dann habe ich das Referat gemacht und denke: „Ja, wenn ich die Dias zeige, dann ist es ja dunkel, und ich kann nicht frei sprechen, da muss ich den Vortrag auswendig lernen.“ Das habe ich auch getan und der ist so gut angekommen, dass der Professor anschließend sagt: „Man merkt eben, dass Sie Spanien kennen.“ Sag ich: „Ja Herr Professor, woher soll ich denn Spanien kennen? Wir dürfen in der Nazizeit doch das Land gar nicht verlassen, ich hab's jetzt kennen gelernt, hoffentlich.“ „Ja, also dann sind Sie ein Genie! Das war ja so hervorragend, dann müssen Sie bei mir promovieren.“ Dann sag ich: „Ja das kann ich schon, warum nicht.“ Ich war im vierten Semester. „Aber,“ sag ich: „Wissen Sie, Ihre Spezialitäten sind nicht die meinen. Also wenn, dann möchte ich ein heimatliches Thema.“ Und dann fragt er: „Haben Sie Ahnung vom Weinbau?“ Da sag ich: „Meine Mutter ist eine Wengenterstochter.“ „Ach, unser Assistent, der Dr. Schröder,“ - der nachher auch Professor geworden ist - „der habilitiert sich über die

Siedlungsgeographie des württembergischen Weinbaus oder irgendsowas. Und der kommt von Heide in Holstein und hat also kein Ahnung. Vor allem wenn er einmal mit einem in einem Weinberg draußen ist, kann der sich gar nicht unterhalten mit diesem Wengerter, der braucht eine Dolmetscherin.“ Gut, dann habe ich mich mit dem in Verbindung gesetzt. Er hatte schon zwei Jahre gearbeitet und sagte, ich soll Nordwürttemberg nehmen, aber allgemein geographisch. Das habe ich gemacht und das hat mir so unheimlich Spaß gemacht. Ich habe draußen gearbeitet und ich habe auch zwei Jahre dazu gebraucht. Als ich dann fertig war, da habe ich in wesentlichen Punkten andere Ergebnisse gehabt als er. Ich war die erste, die festgestellt hat, dass unser württembergischer Weinbau nicht von den Römern kommt - die ganze Literatur ist ja damit voll gewesen. Dann sagt er: „Das darf gar nicht wahr sein, was Sie da herausgebracht haben.“ Sie sitzen als Student natürlich am kürzeren Hebel. Ich habe schon den Termin gehabt für die mündliche Prüfung, das hätte im April 1947 sein sollen. Am Tag vorher hat er mir absagen lassen. Er hätte meine Doktorarbeit noch an drei Universitäten geschickt, um sie zu überprüfen, und deshalb kann jetzt diese Prüfung nicht stattfinden. Ich hatte aber meine Bude schon aufgegeben, ich wollte raus da, ich war ja fertig. Ich bin dann auch gegangen und er wollte mir dann mitteilen, wann es so weit ist. Das hat dann gedauert bis zum November. Das war eine schlechte Zeit, weil ich gar nicht gewusst habe, kommt's jetzt, soll ich lernen oder was. Auf jeden Fall, im November kam das dann und ich habe die Prüfung gemacht. Eine Stunde in Geographie und eine halbe Stunde in Geologie und eine halbe Stunde in alter Geschichte beim Professor Vogt. Es ist sehr gut gelaufen und dann war ich also das Fräulein Dr. Alkohol. Ich habe auf jeden Fall gegen Dr. Schröder gewonnen, meine Arbeit wurde anerkannt.

4. Studieren in der Kriegs- und Nachkriegszeit

Das Allerwichtigste von einem Studium und auch von jeder Schulausbildung ist, dass man das Denken lernt. Dann kann kommen, was will. Ich bin das deutlichste Beispiel dafür: Das, was ich studiert habe, habe ich nachher fast nicht mehr gebraucht, und meine Stärken habe ich alle extra dazugelernt. Da ist halt notwendig, dass man weiß, wie man denken muss. Was das Finanzielle angeht, das Geld hat während dem Krieg gar keine Rolle gespielt, man hat ja nichts dafür gekriegt. Man hat aber auch nichts kaufen können. Mein Vater war ja Lehrer. Das Zimmer hat monatlich 20 Mark gekostet, und da musste man aber Feuer machen, Heizung oder Dusche oder so hat es da nie gegeben. Da hat man eine Schüssel gehabt und ein Waschbecken, also einen Krug. Wenn die Wirtin lieb war, dann hat sie einem Feuer gemacht. Andernfalls hat man es selbst machen müssen. Während des Krieges hat man eine Zuteilung gekriegt an Brennmaterial, das war aber so wenig, dass man es

eigentlich nur am Wochenende hat warm haben können. Die übrige Zeit hat man sich halt sonst wie geholfen. Nach dem Krieg, da musste man das Holz selber schlagen. Da sage ich: „Ja um Himmelswillen, wie soll ich denn Holz schlagen?“ „Ja, in der Mordiogasse, da ist ein Zigeuner, der schlägt es Ihnen, wenn Sie ihm die Geräte, Sägen und so Sachen, bringen.“ Ich habe in einem Haus gewohnt, dessen Hausbesitzer, Familie Schwarz mitten in Tübingen, ein großes Lebensmittelgeschäft gehabt hat. Da hat die Frau auch im Laden mitgearbeitet und sie haben eine Portion Kinder gehabt. Die Bediensteten sind auch zum Mittagessen gekommen. Oft ist das Dienstmädchen nicht erschienen, dann habe ich bei denen gekocht. So auch noch nebenher. Da habe ich auch immer Lebensmittel bekommen. Dann habe ich den gefragt, ob er mir die Geräte besorgen könnte, und bin in die Mordiogasse gegangen. Das ist hinterm Feuerwehrgerätehaus, zwischen dem Schlossberg und der Altstadt. Dann bin ich da hin und dann sagt er, ja, er täte das machen, und ich könne am Abend am nächsten Tag das Holz dann holen. Dann bin ich am nächsten Tag wieder hin und dann ist er da gelegen und hat gesagt, es sei ihm ein Stamm auf den Arm gefallen und er hat wahnsinnige Schmerzen. Sag ich: „Dann müssen Sie ins Krankenhaus und röntgen lassen.“ „Nein, meine Frau ist vor einem halben Jahr in der Klinik gestorben, da gehe ich nicht hin.“ Sag ich: „Ich kann Sie massieren.“ Ich habe eine Ausbildung als Krankenschwester, das haben wir alles machen müssen, als Rot-Kreuz-Schwester, sonst hätte man's Abitur nicht gekriegt. Dann habe ich also angefangen, den zu massieren. Er hat eine Nichte bei sich gehabt, die hat ihm den Haushalt geführt. Das war direkt nach dem Krieg. Die arbeitete in einem Café, wo die Franzosen drin waren von der Besatzungsmacht, und die hat dort gestohlen. Deshalb haben wir alles zum Leben gehabt. Dann hat er auch zwischendurch gekocht, da bin ich jeden Tag zum Essen hin. Und da war's tiptopp sauber. Ich habe damals auch noch geraucht und er hat Tabak selber angebaut und hat mir die Zigarettenpapierle gebracht. Er hat jeden Abend für mich dann Feuer gemacht mit so abgestandenen Tannen, die bloß armdick waren. Die hat er dann in Hurgele wie Brikett gesägt. Ich hatte einen Holzstall, da, wo ich die Bude gehabt habe, und wenn der leer war, dann hat er ihn mir wieder gefüllt. Das war so erfreulich. Anfangs habe ich gedacht: „Mensch, mit Zigeuner und so.“ Einmal sagt er: „Also morgen gibt's etwas ganz Besonderes, da können Sie sich drauf freuen, ich habe Igel gefangen.“ Dann sag ich: „Dann komme ich nicht. Also, das will ich nicht.“ Jeden Abend, wenn ich gekommen bin, hat er das Haus verlassen, „Sie brauchen gar keine Angst haben, die ganze Strasse sind ja alles Zigeuner, die wissen ganz genau, dass Sie da sind.“ Den Hund hat er mir dagelassen: „Also wenn der bellt, dann kommt sofort einer und guckt, was bei Ihnen los ist.“ Die haben mich so betreut, es war wunderbar. Und, ich meine, es sind ja nicht alle so. Später ist er dann als Hausierer wieder unterwegs gewesen und da hat sich das von alleine aufgelöst.

Also, ich war die meiste Zeit im Institut. Gerade im geographischen Institut, da hat es ein Doktorandenzimmer gegeben, ich habe ja bei der kurzen Studienzeit zwei Jahre an dieser Arbeit rumgemacht. Ich habe aber auch in den Semesterferien in der Weinbauschule in der Bibliothek gearbeitet. Also, ich habe schon Material zusammengetragen und habe eben auch draußen Aufnahmen gemacht. Ich habe untersucht, ob man die verschiedenen geologischen Untergründe im Wein feststellen kann, also durch die Analyse. Solche Sachen, das war schon recht interessant.

5. Erste Berufserfahrungen im Weinbau

Nach dem Studium habe ich mir dann einen Platz gesucht in einem Weingut, denn mir war klar, wenn ich als Frau in ein reines Männerrefugium eindringe, dann muss ich auf jeden Fall alles wissen und ich muss besser sein wie die Männer. Wenn Sie bloß kommen als Dekoration, dann ist das wunderbar, aber damals war die Arbeitslosigkeit der Akademiker größer wie heute, im Jahr 1947. Ich war damals 23 Jahre alt. Ich habe dann auch kein Staatsexamen gemacht, sondern gleich die Promotion. Dann war ich ein halbes Jahr auf einem Weingut in der Pfalz und habe da die praktischen Arbeiten kennen gelernt. Vom Fässerputzen bis zum Rebenveredeln alles kennen gelernt. Der dortige Chef – Dr. Sartorius - war gleichzeitig Dozent für Weinbau an der Uni in Mainz, da waren wir zwei Tage in Mainz und die übrige Zeit war ich auf dem Hof.

Anschließend bin ich in die Rebenzüchtung gegangen, zum alten Scheu, dem wir die Scheurebe zu verdanken haben. Das war der Begründer der deutschen Rebenzüchtung. Ich habe da zweieinhalb Jahre gearbeitet um einen Stundenlohn. Damals gab es ja keine Akademikerstellen, also ich habe 80 Pfennig oder 90 Pfennig auf die Stunde bekommen, aber das hat gereicht. Und dann sagt er, der war gleich per Du mit mir, ich war ja noch so jung und auch ganz schlank: „Was hast Du denn eigentlich für einen Doktor, Mädchen.“ Dann sage ich: „Ja einen phil.“ „Ja, da wirst Du bei uns nichts, bei uns muss man einen „rer.nat.“ haben.“ Dann sage ich: „Dann mache ich eben noch mal einen.“

6. Zweite Promotion

Dann hat er mir als Thema gegeben: „Die Evolution der Vitaceen“, also Heimat und Verbreitung der Rebengewächse, und dann habe ich eine zweite Arbeit gemacht. Die hat mir unheimlich Spaß gemacht, weil ich die geographischen Kenntnisse mitgebracht habe. Denn

der älteste Nachweis von Weinreben kommt von Spitzbergen. Also aus dem Tertiären, einer Zeit, wo Spitzbergen subtropisch war. Und ich habe das dann verfolgt, und das war eine hochinteressante Arbeit. Ich habe dann auch nachgewiesen, dass als die Kontinente dann auseinandergedriftet sind, sich das Gewicht auf dem Globus verlagert hat und sich der Äquator dadurch verschoben hat. Die Wärme ist oben weggegangen und die Reben sind mit der Wärme gegangen. Auf der einen Seite sind sie über Grönland nach Nordamerika und Nordamerika runter bis in die Karibik. Nordamerika ist tektonisch längs gegliedert, da haben wir die Rocky Mountains und die Appalachen, also da konnten sie soweit runter bis zur Karibik. Und auf der anderen Seite über den skandinavischen Schild runter soweit es gegangen ist. Auf einmal kam eine Bremse, das waren die Pyrenäen, die Alpen, die Karpaten, der Kaukasus. Und dann haben sie sich in den wärmsten Gebieten zurückgezogen und haben bis heute dort überlebt. Diese Resistenz gegen Schädlinge und gegen Kälte, die hab ich dann, parallel dazu, als praktische Arbeit dazugemacht. Ich habe dann nachgewiesen, dass unser Riesling aus diesen Reben entwickelt worden ist. Das war hochinteressant und ist auch allgemein sehr gelobt worden.

In der Zwischenzeit bin ich dann noch einmal ein halbes Jahr nach Weinsberg gegangen und habe die Weinchemie dazugemacht. Das, was ich nachher gearbeitet habe, habe ich nicht studiert. Das habe ich zusätzlich gemacht und dann dazu gelernt. Es gibt auch kein Berufsbild, das habe ich alles selber gestrickt. Dann ist es mit meiner Niere wieder schlechter geworden und ich hab gesagt: „Jetzt muss ich wieder nach Tübingen, das hat so keinen Wert.“ Ursprünglich haben sie festgestellt, das sei Nieren-TB. Und dann hat der damalige Professor Stehler vom Standortlazarett gesagt: „Das kann nie eine TB sein, aber ich werde das beweisen.“ Er hat das auch bewiesen und hat operiert und hat den unteren Teil weggeschnitten - das waren die durchgebrochenen Steine. Er hat vom Po einen Muskel da hin verpflanzt, dass die Größe der Niere wieder erhalten war, dass die nicht runterrutscht. Und dann sagt er: „Aber Sie müssen sich jetzt einen anderen Beruf suchen, Sie dürfen keinen Alkohol mehr trinken.“ Sag ich: „Das hab ich auch nicht getan, ich habe nur Wein getrunken.“ Und keine Tomaten, und keinen Rhabarber, und weiß Gott, so eine lange Liste. So lange ich noch im Standortlazarett lag, habe ich die Stelle in der Remstalkellerei in Beutelsbach angenommen. Die haben neu gebaut und jemanden gesucht für das Labor. Da habe ich mich beworben und ich habe die Stelle auch bekommen. Den Zettel des Arztes habe ich zerrissen, das habe ich überhaupt nicht zur Kenntnis genommen. Ich wäre schon lange gestorben, wenn ich das eingehalten hätte.

7. Heirat und Ehe

Und dann war ich ja mittendrin, hatte die Verantwortung für 6 Millionen Liter und habe alles selber gemacht. Ich habe sogar meine Glasgeräte selber geblasen. Bei der Firma Mollenkopf habe ich gelernt, wie man Glas bläst. Ich war schon spitze. Und die Wengerter, die haben natürlich gestaunt. So ein junges Ding da, was die alles macht. Und ich hab Reben veredelt, also ich habe alles gemacht.

Dann ist auf einmal mein Mann da aufgekreuzt. Und das war dann bald klar. An Ostern waren wir noch per Sie, an Pfingsten haben wir uns verlobt und im September haben wir geheiratet. Zu mir sind eine ganze Menge Männer gekommen und mir war klar, die kommen in erster Linie wegen dem Wein, denn der Wein war in der damaligen Zeit mehr wert wie das Geld. Mit dem Geld haben sie ja nichts anfangen können, auch wenn das schon nach der Währungsreform war. Aber ich hab mir alle vom Leib gehalten. Ich habe sie so eingesetzt, wie ich sie gebraucht habe: Der, der ein Auto gehabt hat, mit dem bin ich ins Theater, und mit dem andern bin ich zum Tanzen gegangen, und bei meinem Mann, da bin ich halt zum Zahnarzt gegangen. Und als es dann entschieden war, denke ich: „Also an der Uni in Tübingen steht „attempto“, also ich wag’s auch.“ Dann haben wir zuerst einmal „du“ gemacht, und dann haben wir uns verlobt und dann geheiratet und waren nicht ganz vierzig Jahre verheiratet. Wir haben nicht ein einziges Mal gestritten. Er war ein reifer Mann, als er mich geheiratet hat und bei mir ging alles über den Verstand und dann erst habe ich mich gefragt, ob ich ihn auch mag.

Als mein Mann in mein Leben getreten ist, da habe ich die zweite Prüfung zur zweiten Doktorarbeit nicht mehr gemacht. Ich wollte nicht überemanzipiert sein. Er hatte ja auch bloß einen Titel, das reicht. Aber ich habe die Ergebnisse alle veröffentlicht. Und das Allerwichtigste war, dass ich, als ich dann 1953 geheiratet habe, vom Dr. Schröder, in der Zwischenzeit war er vielleicht schon Professor, seine Habilitationsschrift als Hochzeitsgeschenk geschickt bekommen habe. Er hat einen Brief dazu geschrieben, ich soll auch die Widmung lesen, und da steht also drin: „Herzlichen Glückwunsch zur Vermählung, bitte beachten Sie die Fußnoten. 14 - mal „wie bereits Riede nachgewiesen“.“ Das war mein schönstes Hochzeitsgeschenk. Ich habe überall Erfolg gehabt, ich kann mich also wirklich nicht beklagen.

Also, ich habe zu meinem Mann gesagt: „Wenn Sie mich heiraten, haben Sie die Putzfrau nicht gespart, weil putzen tue ich nicht selber.“ Und das war im Jahr 1953. Dann sage ich: „Ich arbeite nicht ohne Bezahlung als Hausfrau.“ Sagt er: „Ja, wie stellst Du Dir das vor?“

Sage ich: „Ich brauch mein eigenes Geld, über das ich nicht Verantwortung oder Rechenschaft abgeben muss.“ Und das hat er von Anfang an getan. Ich habe fünfzig Mark bekommen, das war damals viel Geld. Als das Kindergeld dann kam sagt er: „Das kommt auf Dein Konto,“ und das ist ja dann bei drei Kindern auch mehr worden. Das Kindergeld hab ich bekommen bis unser Matthias mit dem Studium fertig war. Da war ich schon lange im Bundestag. Ich habe mehr verdient als er, aber das Kindergeld, das gehörte mir. Und er hat auch meine Ambitionen alle respektiert. Er hat mir viel Freiraum gelassen, so dass ich mich entwickeln konnte.

8. Der Weg in die Politik

Als dann unsere Kinder auf die Welt gekommen sind, zwei Mädle und ein Bub, alle drei gesund, begabt und pflegeleicht, ist, so wie sie herangewachsen sind, die Anzahl meiner Ehrenämter gewachsen. Ich war immer öfter fort, und da ich ja nicht selber putze, habe ich immer Hilfen gehabt, und die Kinder sind versorgt worden. Im Herbst 1972 bin ich dann ja nach Bonn. Das war so auch nicht vorgesehen. Aber im Frühjahr 1972 hat die CDU in Baden-Württemberg bei der Landtagswahl die absolute Mehrheit erreicht. Ich war damals Vorsitzende von der CDU-Frauenvereinigung Nordwürttemberg. Vor der Wahl sind wir zum damaligen Ministerpräsidenten Dr. Filbinger marschiert - ich mit meinem Vorstand. Dann sage ich: „Herr Ministerpräsident, wir sind gerne bereit, den Wahlkampf mit zu unterstützen, aber wir wollen nachher auch ernten, nicht bloß schaffen, sondern auch ernten. Sie müssen uns versprechen, dass Sie nachher auch eine Frau mit ins Kabinett nehmen.“ Und dann sagt er: „Wenn ich die absolute Mehrheit habe, dann kann ich frei verfügen, und dann werde ich selbstverständlich eine Frau nehmen.“

Dann haben wir gekämpft und gewonnen und es war die absolute Mehrheit. Nur einmal hat es das gegeben und das war damals. Dann sind wir wieder anmarschiert und ich sagte: „So, und jetzt kommt die Ernte.“ Und da sagt er, ja er habe sich das noch mal überlegt, aber es sei ja gar nicht so einfach, denn wir haben ja nur eine einzige Frau in ganz Baden-Württemberg und das ist die Annemarie Griesinger. Die ist in Bonn die einzige Frau in der CDU-Landesgruppe. Sie ist das erste Mal nachgerückt für den Professor Hahn, der dann Kultusminister wurde bei uns, und als sie dann wieder kandidiert hat, als die Amtszeit von der ersten Periode fertig war, dann war sie die Einzige, die einen SPD-Wahlkreis zurückerobert hat in ganz Deutschland. Da hat die CDU so miserabel abgeschnitten gehabt. Dann ist sie in Bonn natürlich hochgehoben worden und ist gleich stellvertretende Fraktionsvorsitzende geworden. Die Fraktion hat sich streitig gestellt, sie geben die Annemarie nicht

her, und sie brauchen sie. Ich habe dann auch noch ein Wörtchen mitgesprochen und gesagt: „Und die Annemarie kommt.“ Und dann kam sie und ist Ministerin geworden und hat das ja ausgezeichnet gemacht. Die Landesgruppe hat dann wieder keine Frau gehabt.

Dann kamen die vorgezogenen Bundestagswahlen im Herbst 1972. Zwischendrin war die Olympiade in München. Doktor Filbinger hatte die Devise ausgegeben, jeder Bezirksverband muss eine Frau vorschlagen, also außer Nord-Württemberg noch Süd-Württemberg und Nord-Süd-Baden. Für Nord-Württemberg war die Frau Griesinger beauftragt, nach einer Frau zu suchen. Dann hat sie bei mir angerufen und gesagt: „Ich kann mir das überlegen, hin und her, aber Sie sind die geeignete Frau, Sie haben einen Beruf, der den Männern sympathisch ist und Sie werden auch gewählt.“ Und dann sag ich: „Bitte, mein Mann ist da, reden Sie mit dem.“ Ich war Zweitkandidat für den Landtag und habe darauf eigentlich spekuliert, das sind 10 Kilometer zwischen Wohnort und Landtag, das wäre natürlich gegangen mit den drei Kindern. Das hat er dann auch gesagt, wir hätten uns eigentlich auf den Landtag eingestellt. Da sagt sie: „Das hat ja alles gar keinen Wert, wir brauchen Sie jetzt im Bundestag.“ Mein Mann sagte, es würde ihn sehr ehren, dass man da seine Frau dafür braucht, aber auf einen Nachrückplatz - also nicht gleich. Dann habe ich auf einem Nachrückplatz kandidiert und alle haben gejubelt. Denn die Kandidaten wollen ja alle nach vorne. Und da wäre der letzte einigermaßen aussichtsreiche Listenplatz der Platz 12 gewesen, und ich habe auf Platz 16 kandidiert. Aber die zwischendrin, die waren in den anderen Bezirksverbänden, also 16 war völlig hoffnungslos. Dann musste man sich vorstellen. Der Herr, der auf 12 kandidiert hat, der hat sich vorgestellt, und dann kam ich auf 16 und ich habe gesagt, wer ich bin und was ich für einen Beruf habe, dass ich drei Kinder habe und dass ich mit Weintrinken mein Geld verdienen muss. Das hat ihnen natürlich gefallen, solche Sprüche. Ich sage: „Jetzt haben wir gerade eine Olympiade hinter uns, und wenn ich mir überlege, wenn wir keine Frauen als Kämpferinnen gehabt hätten, würde unser Medallenspiegel ganz erbärmlich schlecht aussehen. Darum haben Sie Vertrauen zu den Frauen und unterstützen Sie mich.“ Dann ist ausgezählt worden, und ich auf Platz 12 und der andere auf 16.

Und der Platz 12 hat noch gezogen, ich habe aber gar nicht dran geglaubt. Der Wahltag kam, und wo die Ergebnisse abends nach 18 Uhr ausgestrahlt wurden, sind wir also hier gesessen, mein Mann, der hat ganz gefiebert. Und als es zehn war, waren also die Direktgewählten alle durch und ich sage: „Also mir langt's jetzt, ich geh ins Bett.“ Nein, er bleibt also noch da. Ich habe auch gleich geschlafen, ich habe überhaupt nicht damit gerechnet. Und mitten in der Nacht kommt er auf einmal und fährt mir über die Backen und sagt: „Herzlichen Glückwunsch, Frau Abgeordnete.“ Sag ich: „Was ist los?“ „Ja, der Landtag hat gerade angerufen, der Wahlleiter, dein Platz hat noch gezogen. Du kommst jetzt in den

Bundestag.“ Und der hat solch eine Freude gehabt. Denke ich: „Mein Gott, das ist ja nicht einfach.“ Die Begeisterung war bei mir überhaupt nicht groß, sondern ich habe die Sorge gesehen mit der Familie.

9. Politik und Familie

Bonn - da bin ich völlig weg von der Familie, da kann ich mich gar nicht einschalten. Dann ist mir auch klar geworden: wenn der Vater im Parlament sitzt, ändert sich zu Haus so gut wie nichts. Die Mutter schmeißt ja den Laden. Aber wenn die Mutter im Parlament sitzt, ändert sich daheim alles. Wenn der Mann die Tätigkeit der Frau nicht voll mitträgt, mit allen Konsequenzen, und wenn der Haushalt nicht so versorgt wird wie wenn die Mutter da wäre, dann muss es schief gehen. Ich habe das Glück gehabt, dass mein Mann das wirklich mitgetragen hat und dass ich eine ausgezeichnete Haushälterin fand. Ich war ja dann acht Jahre fort und in den sitzungsfreien Wochen war ich auch nicht zu Hause. Ich habe ein Büro gehabt und eine Sekretärin und am Abend habe ich entweder selbst Veranstaltungen gehabt oder ich habe irgendwohin müssen. Und in acht Jahren, wenn ich - meistens mitten in der Nacht - erst wieder heimgekommen bin, wurde ich immer erwartet. Er ist nie ins Bett gegangen. Er hat schon gehört, wenn ich da runterfahre und hat die Garage aufgemacht. Dann sagte er: „Magst Du noch was trinken?“ Dann hat man noch ein bisschen geredet. Acht Jahre lang - und er war ja 15 Jahre älter als ich, also er hätte es auch nötig gehabt, dass er mal ins Bett geht.

Als Zahnarzt hat er gearbeitet wie ein Dummer. Er hat dann auch die Praxis verlegt, die war vorher in Fellbach. Als ich zum zweiten Mal nach Bonn bin, dann ist er mit der Praxis bei uns ins Haus unten rein. Das ist eine Zwei-Zimmer-Wohnung gewesen, die hat man entsprechend umgebaut. Denn er hat dermaßen viele Patienten bekommen, die von mir einen Termin wollten. Als ich das Bundesverdienstkreuz erster Klasse überreicht bekommen habe, damals vom Dr. Barzel, das war der Parlamentspräsident, sagte der: „Sie sind die Notrufsäule der Nation.“ Ich habe also sehr viel für die notleidende Bevölkerung getan. Und die Leute, die dann zu mir wollten, sind dann zum Zahnarzt gegangen, denn der kann sie nicht ablehnen, der muss ja alle behandeln. Und dann: „Ja, würden Sie nicht und so... “ Er sagte: „Ich kann da drüben nicht bleiben.“ Dann ist er ins Haus und es ist besser geworden. Vor allem war er dann halt auch im Haus. Das hat also bei uns hervorragend funktioniert. Als ich nach Bonn bin, hat die Eva gerade Abitur gemacht. Conni hat zwei Jahre später Abitur gemacht und der Matthias war 15. Es ist alles sehr gut gegangen muss ich sagen. Mein Mann hat die Familie zusammengehalten. Als die Mädchen dann größer waren haben sie

uns zwei Schwiegersöhne ins Haus gebracht, und das hat alles funktioniert. Wir haben eine harmonische Familie bis zum heutigen Tage und die Schwiegersöhne, die haben überhaupt nicht gestört, sondern die haben sich in unser Familienprogramm eingepasst. Die haben sich so große Mühe gegeben, es war eine Wertsteigerung unserer Familie. Dann haben wir sechs Enkel gekriegt, das waren fünf Mädle und ein Bub, und die waren alle auch gesund und begabt. Fünf sind schon volljährig, ja, und eine kommt in zwei Jahren noch nach. Die ersten zwei, da hat die eine das Abitur mit 1,5 und die andre mit 1,4 - alles in Ordnung.

Als mein Mann dann gestorben war, da war mir klar, dass ich jetzt an seine Stelle rücken muss, dass ich der Mittelpunkt der Familie bin - das war ich ja vorher nicht - und dass die Familie zusammenhalten muss. Die älteste Tochter ist Sonderschulkonrektorin in Pfullendorf, also Nähe Bodensee. Die Entfernungen sind natürlich schon schwierig. Man hat zwar ein Auto, aber es sind trotzdem zwei Autostunden. Dann war mir klar, wenn ich die Bindungen so weiterpflegen will, dann muss ich was dafür tun. Und dann habe ich eingeführt, dass wir Familienurlaub machen miteinander. Wir sind 12 Personen, ohne die Freunde, die nachher dazugekommen sind. Im ersten Jahr waren wir in Lanzarote über Ostern, drei Wochen. Da hat jede Familie noch ein Mietauto bekommen und ich bin am einen Tag mit denen und am nächsten Tag mit denen. Da war's Meer noch kalt, das hat uns nicht so gefallen. Dann sind wir im nächsten Jahr im Sommer noch einmal nach Lanzarote und das war also herrlich. Wir haben in Häuschen gewohnt. Die Oma geht nur in 4- und 5-Sterne-Hotels, das hat auch der Erziehung der Kinder, dass sie anständig hinsitzen und so, sehr gut getan. Im Jahr darauf waren wir in Korfu. Dort haben sie schon Surfkurse gemacht. Das Jahr darauf wollten wir dann nach Kreta. Dann ist aber mein Sohn, der promovierter Diplomingenieur, Elektrotechnik, beim Bosch ist, nach Sao Paulo in Brasilien gekommen als Chef von Bosch do Brasil. Dann sage ich: „Nichts ist mit Kreta, wir gehen nach Brasilien.“ Dann waren wir 12 dreieinhalb Wochen lang in Brasilien mit 16 Starts und Landungen - es war unwahrscheinlich. Also, was wir, nicht bloß in Brasilien, auch sonst, an Schönem erlebt haben, das schweißt uns einfach zusammen. Vor allem haben wir gelernt, auf einander Rücksicht zu nehmen. Drei Generationen. Wenn Sie dann dreieinhalb Wochen am Stück immer beieinander sind. Ich sage: „Das Programm bestimme ich, das endet jeden Tag mittags um 15 Uhr, da könnt ihr machen, was ihr wollt, aber dann brauch' ich meine Ruhe.“ Und am Schluss brauche ich noch ein paar Tage Schwimurlaub, also noch Baden, und dann sind wir von Sao Paulo so weit nach Norden geflogen wie es zum Nordkap wäre bei uns und haben da noch ein paar Tage Badeferien gemacht. Das hat mich eine ganze Stange Geld gekostet, aber das hat sich gelohnt. Lieber gebe ich es meinen Kindern und ich habe auch noch selbst was davon als dass ich's nachher dem Finanzamt gebe. Und dann sind in der Zwischenzeit die Freunde alle dazu gekommen.

Wir sind heute noch eine Familie, da gibt's überhaupt keinen Krach, und ich habe es auch gesagt damals (bei der Verleihung der Ehrenmedaille; siehe Zeitungsartikel im Anhang). Nachdem die verschiedenen Lobreden vorbei waren, habe ich mich bedankt und gesagt: „Ich möchte die Gelegenheit nützen, mich ganz offiziell mal in der Öffentlichkeit bei meinen Kindern zu bedanken.“ Was die für mich tun, meine Tochter wohnt direkt da unterhalb von uns, die brauchen nur durch den Garten hoch. Und der Matthias, der kommt jeden Samstag und Sonntag zum Mittagessen zu mir. In der Zwischenzeit haben mich auch die Gebrechen des Alters eingeholt. Ja, ich brauche sie viel öfter. Ich trage vom Keller nichts mehr rauf - ich habe Arthrose. Die linke Hüfte ist schon operiert und die rechte kommt auch noch, und das tut halt weh, wenn man Treppen läuft, und sie holen mir alles rauf, Getränke, Kartoffeln und was so ist. Mit dem Auto fahre ich bloß noch im Umkreis von fünf Kilometern. Ich habe zwei Herzinfarkte hinter mir. Das war dann auch der zweite Infarkt, als ich dann aufgehört habe mit der Politik.

Aber die Kinder... Als ich vor zehn Jahren den siebzigsten Geburtstag gefeiert habe, da hat mein Familienchor ein Liedle gesungen und da kam drin vor: „Einmal, da wirst Du achtzig, da sind wir noch bei Dir.“ und das hat so gut getan. Die zehn Jahre sind schon rum, jetzt bin ich 80 und alle sind noch da. Und alle betreuen mich, ich kann also mit großer Zuversicht nach vorne blicken. Mir könnte gar nichts passieren. Meine Familie ist meine Burg. Ohne Familie stünde ich nicht hier. Eine intakte Familie ist die Voraussetzung für ein erfülltes Leben. Das ist mir so wichtig, dass das einmal in aller Öffentlichkeit gesagt wird, dass es bei den Frauen noch viel wichtiger ist wie bei den Männern, weil eben die ganze Familie mit dranhängt. Und wenn man Kurse anbietet, dass die Frauen politisch besser geschult werden, das ist dringend notwendig, aber die ganze Familie müsste geschult werden, damit das so funktioniert.

10. Ehrenämter, Kreistag, Qualitätsprüfungskommission

Beruf und Politik, das ist bei mir alles so ineinander gelaufen. Also die Politik, die hat mich schon fasziniert, aber da ist an sich auch mein Mann schuld. Der Vorsitzende von der CDU Fellbach ist eines Samstagmorgens bei uns erschienen und wollte meinen Mann dazu überreden, dass er für den Gemeinderat kandidiert. Dann sagt mein Mann: „Also, das kann ich nicht, ich stehe jeden Abend weiß Gott wie lang am Stuhl, und dann habe ich die Schnauze voll. Fragen Sie doch meine Frau.“ Auf die Idee wären die nicht gekommen. Da war keine Frau im Gemeinderat damals in Öffingen. „Ja, täten Sie das?“ – „Haja, warum

nicht?“ Dann habe ich kandidiert und bin gewählt worden. Davor hatte ich mir gedacht: wenn ich nur als Frau vom Dr. Riede in Öffingen wohne, werde ich nicht gewählt. Aber ich hatte vorher natürlich schon viele Ehrenämter. Ich war Vorsitzende vom Elternbeirat im Fellbacher Gymnasium, die ganze Zeit, bis die Eva Abitur gemacht hat. Das waren die 68-er Jahre mit diesen ganz roten Lehrern und alle haben gewusst, dass ich schwarz bin. Aber Sie haben auch gewusst, dass ich den Lehrern gegenüber Rückgrat zeige. Also, wenn sie zu arg geworden sind, dass ich dann in die Luft gespuckt habe. Die haben mich bis zum Schluss, als ich schon gewusst habe, dass ich eventuell nach Bonn komme, behalten. Ich habe gesagt: „Wenn Sie mich noch einmal wählen, das ist mit Sicherheit dann das letzte Mal, und ich werde, auch wenn ich nach Bonn komme, dieses Jahr durchziehen, also da gibt's keinen Wechsel.“ Aber das hat die Öffinger natürlich nicht interessiert, was ich in Fellbach getan habe.

Und dann war ich im Vorstand vom katholischen Hauspflegewerk. Dazu hat mich die Diözese berufen, warum, weiß ich nicht. Und ich denke: „So eine Hauspflegerin könnten wir in Öffingen doch auch brauchen, das wäre doch was.“ Aber da braucht man einen Träger dafür, die muss ja bezahlt werden. Dann habe ich mit dem Pfarrer gesprochen. „Ach was, das brauchen doch wir nicht.“ Das war ein alter Pfarrer. Ich war damals noch nicht im Gemeinderat. Ich war gar nichts, nur eben Mutter und Ehefrau. Dann habe ich den Gemeinderat der Gemeinde eingeladen in eine Wirtschaft und habe gesagt, ich habe da was zu besprechen. Es ging also darum, dass die Hausfrau dank einer solchen Hilfe ins Krankenhaus oder in Kur oder sonst wohin kann und für die Bezahlung muss gesorgt werden, wenn Not am Mann ist, wird das auch alles übernommen. Und jetzt brauche ich nur einen Träger, der das macht. Der Herr Pfarrer lehnt das ab und ich nehme an, dass die Gemeinde das auch ablehnt, dass Sie da in nichts hineinkommen und deshalb gründe ich jetzt noch den katholischen Frauenbund, und der macht die Trägerschaft. „Und jetzt wollte ich aber wissen, ob Sie damit einverstanden sind.“ Ich sagte: „Die Hauspflegerin wird überkonfessionell eingesetzt, wir fragen nicht, gehst Du in die Kirche oder gehst Du nicht, oder was wählst Du, das ist völlig egal, wenn Not am Mann ist.“ Dann habe ich abstimmen lassen und die waren alle dafür. Bloß der Pfarrer war dagegen. Und ich habe dann gesagt: „Herr Pfarrer, ich verspreche Ihnen, ich werde Sie nie als Referent holen für den Frauenbund.“ Und das habe ich gehalten. Aber ich habe den Schorsch Moser gehabt als Referent. Solche Leute. Das war im Ort natürlich bekannt und als ich kandidiert habe: „Ist ja prima!“

Dann bin ich gleich in den Kreistag gewählt worden. Da war ich auch 20 Jahre. Dann war ich Zweitkandidatin für den Landtag und auf einmal war ich dann im Bundestag. Dann habe ich

aber das Gemeinderatsmandat abgegeben, das war mir dann zu viel. Und dann war ich 20 Jahre lang in der Qualitätsweinprüfungskommission, als einzige Frau. In der Zwischenzeit gibt es ja viele Frauen, die sehr viel Weinverstand haben, aber zu der Zeit damals hat es das überhaupt nicht gegeben. Sie müssen für diesen Beruf ein gutes Gedächtnis für den Geschmack haben und Sie müssen standfest sein d.h. Sie müssen Alkohol vertragen können. Wenn ich einmal blau gewesen wäre, wäre die Karriere für mich sofort beendet worden. Eine Frau, die besoffen ist – das ist nichts. Ein Mann, der noch nicht besoffen war, ist kein rechter Kerl - da ist es genau umgekehrt. Aber ich kann unheimlich viel vertragen, das macht mir gar nichts aus. Es ist auch eine Frage der Übung und Konzentration. Ich war einmal bei einer großen Weinprobe mit Küfer in einem Saal mit Parkettboden. Da mussten wir über den SO₂-Gehalt von den Weinen Buch führen. Damals hat man alles trinken müssen, da war nichts zum Ausspucken da, und auf den Boden kann man ja sowieso nicht spucken, wenn's Parkett ist. Da denke ich: „Mein Gott, was machst Du denn da?“ Und da war der Saal voll mit Männern – und ich. Und dann habe ich zwischendrin, solange eingeschenkt worden ist, schwere Kopfrechnungen gemacht, das sieht ja niemand. Und dadurch, dass der Verstand in Bewegung ist, wirkt der Alkohol nicht. Als wir zum Mittagessen gegangen sind, bin ich aufrecht geblieben, habe hüben und drüben einen Mann eingehängt gehabt, die haben schon nicht mehr laufen können. Also das kann ich Ihnen nur empfehlen. Aber das Negative daran ist, ich kann nicht mehr ohne Beurteilen Wein trinken. Bloß hinsitzen und dann wird sofort beurteilt. Und das ist dann schon manchmal schwierig, weil ich oft auch Wein vorgesetzt kriege, den ich gar nicht mag.

Durch den Beruf als Weinsachverständige habe ich, als das in Bonn dann bekannt war, beim Weingesetz mitgeholfen. Ich habe auch sehr dafür gesorgt, dass die Bedürfnisse für Baden-Württemberg zwar nicht in den Vordergrund gerückt wurden, aber dass sie wenigstens gleichberechtigt behandelt werden. Rheinland-Pfalz hatte immer den Sprecher gestellt, weil das ja das größte deutsche Weinbau treibende Land ist, und dann haben die alles angegeben. Die haben von der Struktur her 85 Prozent Selbstvermarkter und 15 Prozent Genossenschaften. Bei den Genossenschaften, da haftet der Kellermeister mit seinem Privatvermögen für die Einhaltung des Weingesetzes. Der hat also gar kein Interesse, da irgendwie Simalabim zu machen. Beim Selbstvermarkter natürlich ist die Gefahr schon da, dass er irgendeinen Profit rausziehen kann. Drum hat es dann auch in Rheinland-Pfalz am laufenden Meter die Prozesse gegeben. Ich war da in der Prüfungskommission, und da waren immer fünf Fachleute. Das sind ja verdeckte Proben, wir wissen ja nicht, wem die gehören. Sage ich: „Also, den können wir nicht lassen, den schmeißen wir raus.“ Wir hatten immer die höchste Ablehnungsquote, aber keinen einzigen Prozess. Ich habe gesagt: „Dazu sind wir da, dass wir entscheiden, ob das ein Qualitätswein ist oder nicht, und nicht die

Richter.“ Allmählich ist das ja gang und gäbe, wenn sie nicht mehr weiter wissen, dann kommt das Gericht. Und dann war ich natürlich schon gefürchtet.

11. Der Wein und die Politik

Als ich nach Bonn gekommen bin, da haben die das ja nicht gewusst, was ich für einen Beruf habe. Die Frau Griesinger hat zu mir gesagt, wenn ich mit meinem Beruf in den Ernährungsausschuss müsse, sie sei da auch drin gewesen, dann soll ich zuhören, bis ich wirklich etwas zu sagen habe. Die einzige Frau in dem Ausschuss, und wenn die dann das Maul aufmacht und es ist nichts Gescheites, dann ist man unten durch. Und eines Tages kam auf der Tagesordnung „neue önologische Verfahren“. Das heißt also neue kellerwirtschaftliche Maßnahmen, und als Berichterstatter einen von der CDU und einen von der SPD - es müssen immer zwei verschiedene Fraktionen sein. Dann habe ich mir die Unterlagen geben lassen und habe mich darauf vorbereitet. Der Tagesordnungspunkt ist aufgerufen worden und dann haben die gesagt: „Jaja, das geht in Ordnung.“ Dann habe ich mich gemeldet, und der Vorsitzende, Dr. Schmidt-Gellersen, SPD-Mann, aber ein sehr sympathischer und tüchtiger Mann, fragt: „Was ist, Frau Kollegin?“ Damals hat er nicht einmal gewusst, wie ich heiße. Dann sage ich: „In der Vorlage sind vier schwerwiegende Fehler.“ und habe die dann aufgezählt. Sagt er: „Ja, woher wissen Sie das?“ Sage ich: „Das ist mein Beruf.“ Er: „Bleiben Sie nachher da.“ Und dann hat er mich ausgefragt, was ich so kann und da sagt er: „Ab sofort sind Sie Sprecher für den deutschen Wein.“ Und dann sind in Rheinland-Pfalz die Lichter ausgegangen.

Die haben uns immer geknebelt, und gleich darauf kam das mit dem deutschen Weinbauverband. Der lebt in erster Linie ja nur von der deutschen Weinwerbung, auch mit der Weinkönigin und so weiter, und dazu braucht er Geld. Das müssen die Erzeuger ja selber zahlen, das waren pro Hektoliter oder pro Hektar damals fünfzig Pfennig. Die haben dann gesagt, sie brauchen mehr Geld, sie wollen also eine Mark statt fünfzig Pfennig. Da habe ich gesagt, das kommt überhaupt nicht in Frage, denn nur Baden und Württemberg haben auch eine eigene Weinwerbung: „Kenner trinken Württemberger“ oder „Badischer Wein – von der Sonne verwöhnt“. Und dafür müssen unsere Wengertler auch zahlen, und wenn jetzt die anderen, die nur von der deutschen Weinwerbung leben, wenn die jetzt nachher den Profit haben und unsere müssen zusätzlich nochmal zahlen, dann sag ich: „Das kommt nicht in Frage.“ Ich habe dann alle Baden-Württemberger Abgeordneten angeschrieben und habe ihnen mitgeteilt: „An dem und dem Freitag müssen Sie bis zum Schluss dableiben, als letzter Tagesordnungspunkt geht es um die Existenz unserer

Wengerter.“ Ich war Schriftführer von Anfang an, also ich habe da schon mitmischen können. Die sind alle dageblieben bis Freitag mittags - da ist ja fast niemand mehr im Plenarsaal. Dann hat die Frau Renger, die Präsidentin war, gesagt: „So, wir kommen zum letzten Tagungspunkt, das Wort hat Frau Abgeordnete Dr. Riede, Öffingen.“ Ich habe immer Riede-Öffingen geheißen. Und da bin ich vor und hab also das gesagt: „Das kommt gar nicht in Frage, dass wir um 100 Prozent dem zustimmen. Ich sehe das ein, dass sie mehr Geld brauchen, aber 70 Pfennig langen auch statt 50.“ „Und“, sage ich: „Damit empfehle ich, dass Sie diesen Antrag ablehnen und den Vorschlag machen, 70 Pfennig statt 1 Mark.“ Dann hat sie abstimmen lassen und wir haben die Mehrheit gehabt. Und da hab ich einen Brief gekriegt von Rheinland-Pfalz: „Am liebsten würde ich Sie erwürgen.“ Also richtig freundschaftlich, aber das hat mir gar nichts ausgemacht.

Obwohl ich natürlich der Bevölkerung durch meine Aktionen, wenn sie in Not waren, viel mehr genützt habe, werde ich aber nur nach dem Wein beurteilt. Ich bin bei den ehemaligen Abgeordneten, das ist eine Vereinigung, die es seit 25 Jahren gibt. Da muss man aber Mitglied werden. Also, wenn ich ausscheide, bin ich nicht automatisch da drin, da zahlen wir auch Jahresbeitrag. Wir kommen 3 oder 4 Mal im Jahr zusammen. Einmal jetzt in Berlin und einmal in Bonn. Und dann hat man immer einen prominenten Redner. Wenn wir in Bonn sind, dann tagen wir im Wasserwerk, das ist ja leer. Ich weiß nicht, wie lang das jetzt her ist, als der Roman Herzog noch Bundespräsident war, hatten wir den als Referenten. Und der ist also reingekommen und hat eine Stunde lang einen Vortrag gehalten. Dann hat man noch eine Stunde lang mit ihm diskutiert. Bei den Ehemaligen kommt es nicht mehr so sehr auf die Parteizugehörigkeit oder Fraktionszugehörigkeit an, sondern bloß noch auf den Charakter. Das ist also eine sehr schöne Sache. Ehrgeizlinge brauchen wir nicht mehr, wir sind ja alle schon was. Als wir dann diskutiert haben, ist er aufmerksam gemacht worden, dass seine Zeit abgelaufen ist, er musste zum nächsten Termin. Er hat gesagt: „Es tut mir leid, ich wäre gerne noch bei Ihnen geblieben, aber ich muss mich verabschieden.“ Dann ist er ganz genüsslich dem Ausgang zu. „Ich sehe etliche bekannte Gesichter.“ Auf einmal bleibt er stehen und sagt: „Frau Riede, was macht der Wein?“ „Dem geht es gut.“ Ich bin abgestempelt durch den Wein, und ich habe ja in allen Fraktionen Weinproben gemacht und allen den baden-württembergischen Wein nahegebracht, das verbindet einfach.

Und das gilt auch noch heute. Ich habe ja jetzt den 80. Geburtstag gehabt. Da hat die Frau Renger mir gratuliert, der Bundespräsident Rau hat mir einen langen Brief geschrieben, ganz persönlich. Ich habe mit allen Fraktionen guten Kontakt gehabt, außer mit den Grünen, die hat es damals ja noch nicht gegeben. Da habe ich auch heute noch keinen Kontakt, obwohl der Joschka Fischer ja von Öffingen ist. Der war hier Ministrant. Aber den Schulabschluss,

den hat er ja nicht geschafft, der hat keine Geduld dazu gehabt. Der will von Öffingen auch nichts mehr wissen, der hat jetzt andere Ufer. Aber Wein und Politik passen sehr gut zusammen. Es gibt ja auch sehr viele Anekdoten. Vom Adenauer erzählen sie als der Oberbürgermeister von Köln war, da hat er ja allerhand in der total zerbombten Stadt durchgesetzt. Man fragte ihn, wie er dann das gemacht hätte, auch mit den Besatzungsmächten, als er damals noch hat verhandeln müssen, wie er denn das hingbracht hätte, dass er, als er dann Kanzler war, so viel Rechte bekommen hat, dass wir also wieder selbständig haben werden können. Dann sagt er: „Also, wenn’s im Sitzungssaal nicht mehr ging, dann ging man in den Ratskeller.“ Und da ging’s dann weiter, da wurde die Lösung gefunden.

Theodor Heuss hat über den Weinbau promoviert. Mit dem habe ich ein sehr persönliches Verhältnis gehabt. Als ich fertig war mit meiner Arbeit, war der bei uns Kultusminister und ich hab ihm meine Arbeit gewidmet. Sein Thema war „Weinbau und Weingärtnerstand in Heilbronn“. Dann hat er mich mal eingeladen nach Degerloch hinauf und seine Frau hat mich dann empfangen, die Elly Heuss-Knapp, und dann haben wir ein Fläschchen Lemberger miteinander getrunken. Und dann hat er ihr gerufen und sagt: „Bringst du noch mal ein Fläschchen?“ „Ha, habt ihr die Flasche miteinander ausgetrunken, aber das Fräulein muss doch auch wieder heim!“ „Ach, das kann die gut.“ Dann haben wir auch noch eine zweite Flasche getrunken. Wie er dann Bundespräsident wurde, da habe ich ihm auch gratuliert und er hat sehr herzlich dafür gedankt. Er hätte damals, als wir beieinander waren, nicht gedacht, dass er zu solchen Ehren kommt. Und ich habe damals natürlich auch nicht gedacht, dass ich einmal in die Politik komme. Also ich habe keine Probleme, weder mit den Männern noch mit den anderen Fraktionen. Auch mit den anderen Konfessionen nicht. Ich hab auch evangelische Enkel, das geht alles. Die Toleranz ist so wichtig wie die Ehrlichkeit.

12. Tätigkeit im Petitionsausschuss

Im Petitionsausschuss haben wir 40 hochbezahlte Beamte, die dort im Büro sitzen. Und wenn Sie eine Petition einreichen mit Ihren Beschwerden, wenn irgendwas nach Ihrer Meinung nicht in Ordnung ist, dann schicken Sie das, so wie es zuständig ist, entweder an den Bundespetitionsausschuss oder an den Landespetitionsausschuss. Und wenn es der Bundespetitionsausschuss bekommt, dann werden die Dinger aufgemacht und werden in einen Ordner hineingetan, und dann bekommt der Petent die Mitteilung: „Wir haben Ihre Petition erhalten. Bitte haben Sie Geduld, wir sind im Moment überlastet, sollte sich Ihre

Heimatadresse ändern, teilen Sie uns das bitte mit.“ Dann haben die schon so lange Gesichter.

Und ich sage: „Also hört doch mit dem Krampf auf. Das hat ja keinen Wert.“ Von den Mitgliedern vom Petitionsausschuss sagen die allermeisten, das ist eine Strafkasse, da geht man nicht hin, wenn man etwas werden will. Aber ich wollte nichts werden. Ich habe immer gedacht, ich bin ja schon jemand, warum soll ich das nicht machen. Die Beamten müssen die Petitionen bearbeiten und schlagen am Schluss vor. Sie empfehlen, diese abzulehnen oder je nachdem. Die meisten haben dann so einen Stapel Petitionen auf dem Schreibtisch liegen. Und dann kommt die nächste Sitzung, da muss das durch, und dann nehmen Sie es und unterschreiben es und gucken gar nicht hinein. Bei mir war das von Anfang an anders. Ich habe das alles durchgelesen und habe dann oft dem Beamten, der es unterschrieben hat, angerufen: „Kommen Sie mal, warum haben Sie da noch nicht geschaut, und da müsste man doch auch noch...“ Dadurch ist dann die Zahl der anerkannten Petitionen gewaltig gestiegen und dann habe ich mich hauptsächlich auf Versicherungsfälle spezialisiert.

Das hat damit angefangen, dass mir ein Herr angerufen hat und gesagt hat, er hätte von mir gehört, dass ich im Petitionsausschuss so erfolgreich sei. Er sei Direktor irgendwo in der Nähe von Hannover, habe vier Kinder und habe seine Frau verloren durch einen Verkehrsunfall. Die hat das jüngste von den Kindern an die Bushaltestelle begleitet und da sammeln sich die ganzen Anwohnerkinder und die stehen ja nicht in Reih und Glied. Sie sieht, dass einer den andern boxt auf die Strasse hinaus, und ein Auto kommt mit überhöhter Geschwindigkeit. Sie rennt dem Kind nach, zieht es zurück, das Kind ist gerettet und sie ist tot. Die Versicherung des Verursachers war die Allianz, und die Versicherung ist ja verpflichtet, den Schaden wieder gutzumachen, der entstanden ist. Dann hat die also mitgeteilt, es sei kein Schaden entstanden, denn die Frau habe ja nichts verdient. Also, das ist himmelschreiend. Dann hat er sich einen Anwalt genommen und der war dann ganz stolz, denn er hat mit der Versicherung eine Abfindung von 30 000 Mark ausgehandelt. Und jetzt wollte er von mir wissen, was ich davon halte. Sage ich: „Da halte ich gar nichts davon.“ Dann sage ich: „Der Schaden, der entstanden ist, verlangt einen Ersatz für die Mutter, für die Arbeit der Mutter.“ Und wie lange arbeitet eine Mutter, wenn sie vier Kinder hat. Dann ist ein Unterschied, ob ich einen ganz einfachen Haushalt hab, oder ob ich Direktor bin, es ist einfach aufwendiger, es sind mehr Räume und so weiter. Dann sage ich: „Schicken Sie Ihre Unterlagen her.“

Dann habe ich in München angerufen, beim Generaldirektor von der Allianz, habe gesagt, wer ich bin, habe gesagt: „Ich habe da den und den Fall, lassen Sie sich den vorlegen und

ich erwarte Sie an dem und dem Tag in Bonn.“ Und der ist gekommen. Dann habe ich mir aber einen Juristen dazugeholt, denn wenn der gesagt hätte: „Nach Paragraph sowieso...“ dann wäre ich am Ende gewesen. Wir haben dann den ganzen Tag verhandelt. Dann war das Gute, dass er sagte, er sei in der CSU in München auch im Stadtrat, da war schon einmal eine Ebene da. Er hat auch gemerkt, dass ich ihn nicht überfordern will, sondern ich habe einfach auf manches aufmerksam gemacht. Sage ich: „Überlegen Sie mal, wenn man von einer 40-Stunden-Woche ausgeht, selbst wenn wir von einer 48-Stunden-Woche ausgehen, dann ist die Person am Mittwoch schon fertig. Das ist doch klar.“ Also die braucht zwei Ersatzkräfte. Auf der anderen Seite, da sind zwei Mädchen da mit 12 und 14, die können jeden Tag auch schon ein bisschen mithelfen, das ziehen wir dann wieder ab. Und so haben wir das dann durchgehechelt bis am Abend. Dann sage ich: „Jetzt nehmen Sie das mit nach München und lassen es ausrechnen und wir lassen es hier ausrechnen und in vierzehn Tagen treffen wir uns wieder.“

Und dann kam er wieder und sagte: „Das hat sich schon gelohnt.“ Und es sei also eine Materie, die ihnen seither nicht bewusst war. Sie haben eben die Urteile des Richters angenommen. Und so wie der Richter die Arbeit der Hausfrau eingeschätzt hat, so haben sie dann bezahlt. Wenn einer sagt, meine Frau hat das schönste Leben, die hat einen Haufen elektrische Geräte, die braucht überhaupt nicht mehr arbeiten und 200 Mark im Monat reicht, nun ja. Dann ist rausgekommen, dass es 250 000 Mark werden insgesamt. Wir haben bloß 225 000 rausgebracht, aber das habe ich ihm nicht verraten. Dann habe ich gesagt, ich würde ihm empfehlen, dass er das auf einmal auszahlt. Er sagte: „Ja, aber die Wiederverheirathungsklausel - wenn er wieder heiratet, ist kein Schaden mehr da.“ Dann sage ich: „Also, ich glaube, der Mann hat im Moment die Schnauze voll. Und eine Frau zu finden für vier Kinder, das ist auch nicht so ganz einfach. Aber wenn Sie den Fall abschließen können und Sie können ihn im Keller ablegen und brauchen sich nicht mehr damit rumquälen...Ich sitze Ihnen ständig auf der Pelle, bis das erledigt ist.“ Und dann hat man es gemacht und hat die 250 000 Mark ausgezahlt. Und dann hat er vor allem beim Juristentag diesen Fall vorgetragen, und da wurde ich als Versicherungsschreck apostrophiert. Aber er hat dann gesagt, er hätte den Eindruck, dass es von Vorteil wäre, wenn sich die Juristen mit diesen Fällen befassen würden.

Dr. Deichel von der Allianz hat gesagt: „Wir müssen das jetzt grundsätzlich klären lassen, was die Hausarbeit wert ist.“ Er hat am Institut für Hauswirtschaft in Hohenheim den Forschungsauftrag gegeben, das in verschiedenen strukturierten Familien zu untersuchen. Das ist so ein dickes Buch, und die Allianz hat das bezahlt. Dann ist bereits im Jahr 1976 ein BGH-Urteil gemacht worden auf dieser Grundlage. Das ist heute überhaupt kein Thema mehr. Bei Unfällen, da gibt's ja auch so ein Buch, Schmerzensgeld, und so eines ist das über

den Wert der Hausarbeit, da kann man das nachlesen. Das sehe ich als meinen größten Verdienst an, dass ich dafür gesorgt habe, dass die Frauen jetzt nicht mehr darum streiten müssen. Auch wenn keine Ersatzkraft eingestellt wird, irgendjemand muss ja arbeiten, dann muss auch bezahlt werden.

Aber es gibt natürlich unter den Anwälten solche und solche. Wenn ich einen Fall übernommen habe, muss ich zuerst mit dem Anwalt verhandeln, ob ich ihm zuarbeiten darf. Ohne dass der einverstanden ist, darf ich das nicht. Die Streitsumme ist dann ausschlaggebend für das Honorar, das der Anwalt kriegt. Ich habe die Arbeit und ich kriege einen Blumenstrauß. Das Honorar von den 250 000, das sind mindestens 10 Prozent gewesen, das hat der Anwalt dann bekommen und er selber hat insgesamt ja 30 000 ausgehandelt gehabt, da hätte er also 3000 dafür bekommen. Da habe ich schon allein den Anwalt reich gemacht. Ich könnte da stundenlang erzählen, da habe ich unheimlich viel getan, wo ich habe helfen können.

13. Bürgeranwalt

Als die erste Periode im Bundestag zu Ende war, habe ich wieder kandidiert, hatte wieder einen Listenplatz und der hat wieder gezogen. Und dann hatte ich da auf dem Sofa zwei Petenten sitzen gehabt, und dann klingelt das Telefon. Es war die Münchner Abendzeitung. Ich fragte: „Was verschafft mir die Ehre?“ „Was machen Sie jetzt, nachdem Sie Ihr Mandat verloren haben?“ Sage ich: „Ich habe doch mein Mandat nicht verloren, das habe ich doch.“ „Ja wissen Sie das noch nicht?“ Jetzt hat also der Bundeswahlleiter die Wahlergebnisse überprüft und hat festgestellt, dass Niedersachsen falsch gezählt hat - zulasten von meinem Listenplatz d.h. ich falle raus. Ich habe gedacht, ich komme ins Eiswasser. Bald darauf haben Sie dann von Bonn aus auch angerufen und haben gesagt: „Ja also, das stimmt.“

Am gleichen Vormittag hat noch der Hubert Burda vom Bunte-Verlag angerufen und sagt: „Ist denn das wahr, dass Sie Ihr Mandat verloren haben? Das ist ja wunderbar. Auf Sie warten wir schon lange. Wir richten Ihnen ein Büro ein in Bonn, als Bürgeranwalt. Sie kriegen Sekretärin und das machen Sie so lange, bis Sie wieder im Parlament sind.“ Es war mir auch gleich mitgeteilt worden, dass der Regierungspräsident von Südbaden kandidiert und die Wahl gewonnen hat, aber der darf kraft Amtes wegen Überschneidungen das Mandat nicht ausüben. Der hat mir auch angerufen und gesagt, er macht es bis zu den Parlamentsferien, dann rücke ich nach. Ich wäre also im September dran gewesen. Dann habe ich am zweiten Januar angefangen in dem Bürgerbüro und da waren Postsäcke da mit 6000 Briefen. Es hat

auch Nörgler dabei, aber was da von der Verwaltung her Unmenschliches gemacht wird, das ist furchtbar. Ich habe dann nur diktiert und diktiert. Ich habe geschafft und geschafft und geschafft. Ich musste jede Woche für jede Nummer der BUNTEN eine Seite Erfolgsmeldungen bringen, das war mir wie das Dreckfressen. Ich habe das doch nicht gemacht für die Zeitung. Die Zeitung auf der anderen Seite hat mir das ja nicht finanziert, um den Leuten zu helfen, sondern um die Auflage hochzubringen, das war mir ganz klar.

Und, das ist ja auch heute noch so, Sie haben als Abgeordnete Zugang zu jedem Telefon. Ich kann dem Kanzler anrufen. Ich habe von jedem Ministerium die Telefonnummern gehabt, und ich kann sagen: „Jetzt brauch ich den Minister und jetzt brauch ich den.“ Wenn Sie eine Sonderregelung brauchen, wenn es Härtefälle sind, kann das nie der Sachbearbeiter, denn der muss zugunsten seiner Firma, die ihn bezahlt, entscheiden. Aber wenn ich sage: „Ich habe den Direktor da, also springen Sie über Ihren Schatten.“ – der kann es. Und daher kamen die Erfolge. Immer die oberste Stufe. Und da brauchen Sie natürlich schon eine Portion Selbstbewusstsein, an dem fehlt mir es nicht, das habe ich.

Also in den ersten Tagen vom Monat Mai, ich saß noch allein in dem Bürgerbüro und habe diktiert auf Band, kam ein Anruf. Dann war das die Assistentin von der Loki Schmidt. Schmidt war damals Kanzler und sie war in der Periode vorher im Petitionsausschuss mit mir. Sie war von Berlin, eine sehr angenehme SPD-Kollegin, die nicht mehr aufgestellt wurde von ihrer Partei, und dann hat die Loki Schmitt sie genommen als Assistentin. Und die hat mich angerufen: „Riede-Mädchen“ hat sie immer zu mir gesagt: „Riede-Mädchen, ich wollte Ihnen bloß sagen, der Ludwig Erhart liegt im Sterben, und der ist auf der baden-württembergischen Landesliste. In wenigen Tagen sind Sie wieder im Bundestag.“ Sage ich: „Um Gottes willen, das kann ich jetzt überhaupt nicht brauchen.“ Also ich war wirklich am Boden zerstört. Dann habe ich meinem Mann angerufen: „Ja, dann musst Du eben aufhören.“ Und dann hab ich den Burda angerufen und er sagte: „Das kommt gar nicht in Frage“. Ich habe damals schon in fünf Monaten 10 Sekretärinnen gehabt. Aber fragen Sie nicht, was ich gearbeitet habe.

Dann bin ich am 8. Mai wieder im Parlament gewesen. Und die haben meinen Sitz im Plenarsaal so mit Blumen belegt, die haben alle eine Freude gehabt, dass ich wieder gekommen bin - Kollegen von allen Fraktionen. Ich habe das noch über ein Jahr zweigleisig gemacht. Also das Büro weiter. Auch am Wochenende konnte ich nicht mehr nach Hause - ich war nur noch da unten und habe unheimlich gearbeitet. Bis ich dann den Herzinfarkt bekommen hab. Es ist dann noch einmal gut gegangen, aber das war natürlich schon ein Schuss vor den Bug. Dann habe ich das Büro abgegeben. Da war in der Zwischenzeit die Auflage von 3 Millionen auf 4 Millionen angewachsen. Der Stern hat mich abwerben wollen.

Ich hab in der Zeit, der Bundestag und das zusammen, 20 000 Mark verdient im Monat. Ich allein als Frau. Das war also schon ein Haufen Sach.

14. Weinprobe im Fernsehen

Es ist eigenartig, das ging alles auch über den Wein. Die haben so viel Respekt vor mir gehabt, weil ich halt was vom Wein verstehe. Solange ich noch in Bonn war, das ist jetzt schon bald 25 Jahre her, dass ich nicht mehr dort bin, da haben wir mal im dritten Programm im Fernsehen für den Winter eine Serie gemacht: Weinproben mit baden-württembergischen Weinen. Da hat man vorher Werbung gemacht. Wir haben den Wein abfüllen lassen in kleine Fläschchen, also Viertelliter, und dann konnte man den Wein bestellen und daheim die Weinproben sehen, also wie die beurteilt werden. Da waren die Geschäftsführer vom badischen und württembergischen Weinbauverband und haben also die Weine besprochen und es war jedes Mal auch ein Ehrengast da. Bei der ersten Sendung, da war der Thaddäus Troll Ehrengast.

Bei der zweiten dieser Live-Sendungen sagt der Moderator: „Unser Ehrengast heute, das ist eine Überraschung, das ist kein Herr, sondern eine Frau. Sie ist außerdem politisch tätig, sie kommt direkt aus Bonn und ihr wird nachgesagt, dass Sie die beste Zunge hat in ganz Deutschland.“ Denke ich: „Um Gottes willen.“ Ich stand hinten und habe es gehört und dann ist der Vorhang aufgegangen. Ein rauschender Beifall - da ist ja ein Saal voll Publikum. Dann hab ich an ein Tischchen hinsitzen müssen an dem drei Gläschen mit einem Weißwein eingeschenkt waren, und drei Flaschen dahinter mit einer Hülse drüber. Auf der anderen Seite sind die zwei Herren gesessen. Dann sagt der Moderator: „Jetzt wollen wir mal sehen, ob das stimmt mit Ihrer guten Nase. Wir haben hier drei Müller-Thurgau, alle drei sind von Baden-Württemberg, gleicher Jahrgang und gleiche Qualitätsstufe und jetzt wollen wir von Ihnen wissen, ob Sie feststellen können, wo der gewachsen ist.“

Müller-Thurgau ist sowieso der kleinste von allen Weinen, und dann in der Literflasche, wo immer die weniger guten abgefüllt werden. Da waren dann die Scheinwerfer und der Wein war natürlich schon warm. Ich arbeite viel mit der Nase. Ich hab also in alle drei hineingerochen. Dann sage ich: „Der erste,“ habe ihn probiert, „der ist auf einem steinigen Untergrund gewachsen, auf einem Muschelkalk. Muschelkalk und Müller-Thurgau, das muss man natürlich wissen, das gibt es in der Mergentheimer Gegend, ich nehme an, dass der aus der Mergentheimer Gegend stammt.“ Und dann hat er nachgeschaut und das war auch eine Ortschaft neben Mergentheim. Dann habe ich den zweiten probiert und sage: „Der ist

irgendwo gewachsen, wo eigentlich Zuckerrüben hingehören, in einem sehr tiefgründigen Boden, und je tiefgründiger der Boden, umso ausdrucksloser der Wein. Je steiniger der Boden, umso spritziger der Wein. Der ist im Lösslehm gewachsen und Lösslehm und Müller-Thurgau, das haben wir eigentlich bloß in Baden, und zwar am Fuße des Kaiserstuhls in dem Schwemmland unten. Am Kaiserstuhl selber haben wir hervorragende Weine, aber der kommt von da unten. Ich nehme an, dass das ein Ihringer ist.“ Und das war ein Ihringer. Sag ich: „Und bei dem dritten Wein, da habe ich noch nicht viel getrunken, der hat Erdiges und Steiniges, ich könnte mir vorstellen, dass das ein Bodenseewein ist, vielleicht aus Meersburg, aber da muss ich wirklich schätzen.“ Und das war ein Meersburger. Ich hab also alle drei herausgebracht.

Und das war ein Jubel dann. Der Moderator selber, der sagte also, er sei ganz von den Socken, dass man das machen könnte. Als die Sendung dann vorbei war, da bin ich ans Telefon und hab meinem Mann angerufen. Und er: „Mensch, ich hab ja Angst gehabt. Wo der gesagt hat, Du hättest die beste Zunge.“ Dann sag ich: „Du hast Angst gehabt, da muss doch ich Angst haben.“ „Ja, wo kann ich Dich holen?“ Sag ich: „Nichts, ich habe schon eine Taxe bestellt, ich fahr mit dem Nachtzug wieder nach Bonn.“ Sagt er: „Du bist ja verrückt. Jetzt kannst Du doch über Nacht...“ Sage ich: „Nein, morgen früh habe ich wieder irgendetwas.“ Die Frauen machen alles 150 Prozent und das müssten wir uns vielleicht ein bisschen abgewöhnen. Dass auch 100 Prozent reichen würde.

15. Heute

Hier, das muss ich noch geschwind vorlesen, was sie da schreiben: „Paula Riede, die bereits das Verdienstkreuz am Bande und das Verdienstkreuz erster Klasse, außerdem die Verdienstmedaille des Landes besitzt, bezeichnete die Verleihung der Ehrenmedaille der Stadt als „unwahrscheinliche Freude und Glanzpunkt in meinem Leben.“ Die 80-jährige Frau hielt eine Rede, frei, konzentriert und mit kräftiger Stimme, was im vollbesetzten Rathaussaal von den Kommunalpolitikern mit großem Respekt registriert wurde. Paula Riede sprach von dem großen Rückhalt, den die Familie gebe. Die Mutter von drei erwachsenen Kindern und Großmutter von sechs Enkeln unternimmt heute noch große Anstrengungen, um die wachsende Familie zusammenzuhalten.“ Ich habe in meinem Leben erfahren, wie wertvoll eine heile Familie auch für eine politische Frau ist.

Dass ich immer schon studieren wollte und es auch durfte, war natürlich auch der Verdienst meines Vaters. Als ich das erste Zeugnis gebracht habe vom Mädchen-Gymnasium, da hat

er das Zeugnis angekuckt, und sagt dann zu meiner Mutter: „Die hat in der Küche nichts verloren.“ Wir haben immer ein Dienstmädchen gehabt, also, da schlage ich meiner Mutter nach, man muss nicht alles selber machen. Aber die Küche hat mich nie interessiert, bis zu dem Zeitpunkt, als ich dann musste. Und heute koche ich gern. Ich habe ja 20 Jahre eine Haushälterin gehabt, da habe ich weder kochen noch backen brauchen, und dann haben Sie's verlernt. Und das habe ich mir jetzt alles wieder angeeignet, und ich kann es also wirklich, das ist mein ganzer Stolz. Der Matthias, der kommt dann samstags und sonntags zum Essen. Am Sonntag, da habe ich einen Sauerbraten gemacht und handgeschabte Spätzle aus Dinkelmehl und Gurkensalat. Sagt er: „Ja hast Du denn das selber gekocht?“ Also es war hervorragend, wirklich. Und das freut ihn dann auch, und mich freut es auch.

16. Grundsätzliches

Aber jetzt möchte ich noch ein Wort zu meinem Vater sagen. Er war ganz normaler Volksschullehrer mit einer Schmalspurausbildung, wie das früher üblich war. Er hat sieben Jahre Volksschule gehabt und dann die Präparandenanstalt, war mit 18 Jahren fertiger Lehrer. Als meine Klasse Abitur gemacht hat, hatten wir im letzten Schuljahr keinen Mathelehrer mehr, weil der im Feld war, und der ganze Matheunterricht ist ausgefallen. Aber auch schon damals wurde die Prüfung zentral gesteuert, und wir wären alle durchgefallen. Dann hat mein Vater in den Weihnachtsferien, die mit Kohleferien noch verlängert wurden, weil man hat nicht heizen können, uns die ganzen Weihnachtsferien die Mathematik vom Abitur beigebracht. Wir waren bloß acht in unserem mathematischen Zweig. Das hat der noch gekonnt mit dieser schmalen Ausbildung. Er war ein hervorragender Geologe und Botaniker, was der uns Kindern alles beigebracht hat...

Als ich nach dem Abitur das Haus verlassen habe und in den Arbeitsdienst gegangen bin, fand ich unter meinem Gepäck im Arbeitsdienst, als ich ausgepackt habe, einen Brief meines Vaters. Er hat nicht viel gesprochen, aber er hat oft geschrieben. Und da stand unter anderem: „Du musst nichts Außergewöhnliches wollen. Tu das Gewöhnliche, aber tu es außergewöhnlich gut.“ Und an das habe ich mich gehalten.

Also, ganz wichtig ist, dass die Frauen ihr Selbstbewusstsein stärken. Eine Frau hat solche Fähigkeiten, genauso wie ein Mann. Und dass die Familie wieder mehr in Vordergrund kommt. Man kann Familie und Beruf verbinden, man muss eben zusammenarbeiten. Man muss auch auf etwas verzichten können zugunsten von der Familie. Das gehört einfach dazu, und Kinder kriegen jetzt halt einmal die Frauen, da können wir uns nicht abwechseln

mit den Männern. Aber insgesamt denke ich oft, wenn ich meine Enkeltöchter angucke, die haben das nötige Selbstbewusstsein. „Oma, wir werden so wie Du.“ Ich habe es natürlich auch durch meinen Beruf, war immer die Vorzeigedame, und dann müssen Sie sich einfach behaupten. Aber Sie müssen auch was können. Bloß auf die blauen Augen zu warten, dass die anerkannt werden, das hat keinen Wert. Man muss tüchtig sein, man muss ausdauernd sein, man muss ehrlich sein, und man braucht eine Portion Mut, und dann geht's.

Ehrenmedaille für Weinexpertin und „Notrufsäule der Nation“

Dr. Paula Riede auf Beschluss des Fellbacher Gemeinderats ausgezeichnet - Soziales Engagement der Oeffingerin gewürdigt

Seit 1978, also seit nunmehr 25 Jahren, verleiht Fellbach an Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens als Anerkennung für deren Lebenswerk die städtische Ehrenmedaille. Die zweithöchste Auszeichnung nach dem Ehrenbürgerrecht wird nur äußerst selten vergeben. Zehnte Trägerin der Fellbacher Ehrenmedaille und gleichzeitig die zweite Frau nach Ursula Gollhofer, die mit dieser besonderen Auszeichnung bedacht wurde, ist seit kurzem Dr. Paula Riede. Die Kappelbergstadt würdigte damit insbesondere das herausragende soziale Engagement der langjährigen Kommunal- und Bundespolitikerin sowie der nicht nur in Fachkreisen geschätzten Weinbauperson.

1923 als Lehrerstochter in Schömburg auf der Schwäbischen Alb geboren, kam Paula Riede schon sehr früh mit dem Thema „Wein“ in Berührung. So schrieb sie 1947 ihre Doktorarbeit am Geographischen Institut der Universität Tübingen über den „Weinbau in Nordwürttemberg“. Nach einem Praktikum in einem Weingut in Musbach/Pfalz und ihrer Tätigkeit in der Rebenzüchtung bei Georg Scheu in Alzey/Rheinhessen übernahm Dr. Riede 1951 die Leitung des weinchemischen Labors der Remstälkerei in Beutelsbach. Als Verfasserin von zahlreichen Artikeln in Fachzeitschriften fiel ihre außergewöhnliche Treffsicherheit bei der Beurteilung von Weinen, Jahrgängen und Züchtungen einem breiteren Publikum auf. 1972 wurde sie als erste Frau in die Prüfungskommission des Landes für Qualitätsweine berufen, der sie rund 20 Jahre angehörte.

Wein und Weinbau waren auch zentrale Themen ihrer politischen Arbeit. 1964 in die CDU eingetreten und viele Jahre in ihrer „Wahlheimat“ Oefflingen und später in Fellbach als Gemeinderätin sowie als Kreistagsmitglied tätig, zog Paula Riede 1972 erstmals in den Deutschen Bundestag ein und gehörte dort als Weinsachverständige dem Ausschuss für Landwirtschaft und Forsten an. Sie kämpfte erfolgreich für die Verbesserung der Weinqualität sowie für die Anerkennung der Württemberger Weine auch außerhalb des „Ländles“, so etwa in einer eigenen Radiosendung beim Süddeutschen Rundfunk, die zwei Jahre lang einmal monatlich ausgestrahlt wurde und in



Dr. Paula Riede erhält die Ehrenmedaille der Stadt Fellbach.

Foto: Hartung

der Dr. Riede über den Wein aus Baden-Württemberg Rede und Antwort stand. Im Jahre 1980 wurden ihre Verdienste durch die Verleihung der Goldenen Ehrennadel des Württembergischen Weinbauverbandes gewürdigt. 1982 erhielt sie außerdem das Bundesverdienstkreuz am Bande, im Jahre 1983 das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse und 1989 die Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg.

1991 erschien ihr Buch „Weinprobe in Fellbach“ - eine regelrechte Liebeserklärung, wie Oberbürgermeister Christoph Palm bei der Verleihung der Ehrenmedaille jetzt feststellte. „Sie haben unserem heimischen Wein den Weg bereitet und wichtige Vorarbeiten geleistet, auf die heute unsere Wenigerer überaus erfolgreich aufbauen können“, so Fellbachs Rathauschef. Auch das soziale Engagement von Dr. Paula Riede hob OB Palm in seiner Laudatio hervor. Als Gründerin des Hauspflegewerks

Oefflingen und des katholischen Frauenbundes habe sie schon vor rund 40 Jahren frauen- und familienpolitische Akzente gesetzt. Bis heute gehöre sie als Ausschussmitglied der Landesstiftung „Hilfe für Familien in Not“ sowie der Bundesstiftung „Hilfe für Mutter und Kind“ an.

Als Abgeordnete des Deutschen Bundestages, dem Dr. Paula Riede mit einer kurzen Unterbrechung bis 1980 angehörte, widmete sie sich immer wieder sozialen Themen, setzte sich für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ein und sah es als eine ihrer Hauptaufgaben an, Mitleidenden in verzweifelten Situationen zu helfen und ihnen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Ihr „Bürgerbüro“ in Bonn, auf Anregung des Verlegers Hubert Burda eingerichtet, bildete lange Zeit eine wichtige Anlaufstelle für Menschen in Not. Im Petitionsausschuss des Bundestags war Paula Riede oft der „letzte Rettungsanker“ für zahlreiche

Hilfesuchende und hat sich hierbei zu Recht den Ehrentitel „Notrufsäule der Nation“ erworben. Palm: „Sie waren eine erfolgreiche, vor allem aber eine sympathische und bürgernahe Abgeordnete und haben immer das praktiziert, wovon viele nur reden - nämlich Bürgersinn und Solidarität.“ Engagiert und couragiert, kompetent und konsequent habe sich Dr. Riede dem Mitleidenden und dem Gemeinwohl verschrieben und sich damit in hohem Maße um unsere Gesellschaft verdient gemacht.

Von einer „glücklichen Symbiose aus Können und Willen“ sprach Stadtrat Hans-Ulrich Spieth, der als Vertreter des Fellbacher Gemeinderats zur Verleihung der Ehrenmedaille gratulierte. Dr. Paula Riede sei bereits emanzipiert gewesen, als viele dieses Wort noch gar nicht hätten buchstabieren können. „Unsere heutige Welt ist reich an Bildern, aber arm an Vorbildern“, meinte Spieth mit Blick auf die Lebensleistung von Dr. Riede. Phantasie und Tatkraft seien die hervorstechendsten Eigenschaften dieser bewundernswürdigen Frau. „Wir sind stolz auf Sie und bräuchten noch mehr Menschen von Ihrem Schlag.“

Für die Fellbacher Weingärtner machte WG-Chef Herbert Aldinger die wichtige Rolle Paula Riedes für die Weinwirtschaft deutlich. Sie habe im Bundestag die Weingesetzgebung maßgeblich beeinflusst und den Württemberger weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt gemacht. Nicht zuletzt durch ihre legendären Weinproben, wovon Kenner glauben, dass sie annähernd tausend davon „zelebriert“ habe.

Dr. Paula Riede meinte in ihrem Schlusswort, der Herrgott habe es mit ihr besonders gut gemeint und ihr ein langes Leben geschenkt. Sie danke ihrer Familie für die Unterstützung, das Verständnis und die Geborgenheit in den vielen Jahren sowie allen weiteren Lebensbegleitern, „die mich gefördert und gefordert haben“. Die Übergabe der Ehrenmedaille, die von der Gruppe „opus 7“ unter der Leitung von Alfons Scheirle mit deutschen und französischen Trinkliedern musikalisch umrahmt wurde, klang mit einem „Ständerling“ aus, bei dem es auf besonderen Wunsch von Dr. Paula Riede einen ihrer Lieblingsweine gab: nämlich einen Blaburger vom Kappelberg!

Erinnerungen von Cilly Aust, geb. Keller

aufgezeichnet nach einem Interview mit Susanne Weitbrecht

in Tübingen am 06. Februar 2004

1. Schulzeit im Dritten Reich

Ich habe nicht viele Erinnerungen. Ich weiß nur, was ich einem Kollegen – auch Geschichtslehrer – geschrieben habe, als er auf dem Gang, so im Gespräch, sagte: "Ja, selbstverständlich hat Ihre Generation eine Kollektivschuld, denn schließlich waren Sie alle Mitläufer. Wenn Sie auch nicht aktiv dabei waren, so sind Sie doch mitgelaufen. Sie haben nichts dagegen getan. Und meine Eltern haben das auch eingesehen. Die finden also auch, dass Ihre Generation Schuld hat an dem Ganzen." Daraufhin habe ich ihm dann einen langen Brief geschrieben:

In meiner Klasse war eine BDM-Führerin, mit der ich mich unterhalten habe. Ich war in einer katholischen Jugendgruppe, die war an sich verboten, aber wir hatten da einen Geistlichen, der uns ab und zu die Messe hielt. Wenn wir irgendwo ein Treffen hatten, dann kam der also dazu, aber sonst machten wir unseren Kram ganz alleine. Dieser Geistliche hatte eine Art wie der Schweick im ersten Weltkrieg: Irgendwie sich durchmogeln. Und das war auf uns übergegangen. Jedenfalls glaube ich das von mir. Denn ich habe manche Dinge getan, deretwegen ich mich, nein, ich kann nicht sagen, dass ich mich schämen müsste, aber ich weiß, was mich damals bewogen hat, so zu handeln, und auch, was mir Kummer gemacht hat.

Aber erst mal zurück zu meinem Empfinden als Schülerin. Nun war ich in einer katholischen Privatschule. Und diese Schule musste schließen. Ich habe erst später erfahren, warum. Nicht, weil wir als katholische Schule sowieso suspekt waren, das war gar nicht der Hauptgrund. Sondern im gleichen Stadtteil – das war der Süden Breslaus, ich stamme aus Breslau – da hatte man die Jüdinnen, ich glaube noch nicht die Halbjüdinnen, das kann ich nicht mehr sagen, alle aus der Schule rausgeworfen, und jetzt brauchten die von der Schulbehörde neue Schülerinnen. Sonst hätten sie Lehrer entlassen müssen und das wollten sie nicht. Deshalb haben sie gesagt: „Wir brauchen hier das Südlyzeum nicht, und wenn Sie unbedingt weitermachen wollen, dann können Sie am anderen Ende der Stadt die Schule wieder aufmachen.“ Das hat unsere Schule versucht. Zwei Jahre lang. Aber das gelang natürlich nicht, trotz aller Mühe. Das Kollegium musste die Klassen zu Ende führen,

die noch Abitur machen durften. Ich habe 1937 Abitur gemacht, das war nicht das vorletzte, sondern das drittletzte, 1939 war das letzte Abitur an unserer Schule. Wir durften also noch fertig machen. Alle anderen, die noch in den niedrigeren Klassen waren, mussten die Schule gleich wechseln. Das Kollegium musste von einer Stunde zur nächsten oder übernächsten in den anderen Stadtteil. Das war die eine Sache. Die andere: die Unsicherheit. Wer schickt denn sein Kind in eine Schule, die aufgeben muss. Denn dass die katholische Kirche den Nazis nicht gerade freundlich gesinnt war, das war deutlich. Jedenfalls hat das Misstrauen viele Eltern abgehalten.

Darüber habe ich mich natürlich mit Klassenkameradinnen unterhalten, und gerade mit der, die BDM-Führerin war. Ich habe meine Bedenken oder meine Meinung vorgebracht, und sie sagte: „Gibt es irgendwo eine Regierung, wo alle Leute mit dem einverstanden sind, was die Regierenden machen? Jede Regierung macht ihre Fehler, und was man alles den Nazis nachsagt, was meinst du, was da auch an Gräuel-Propaganda dabei ist.“ Also schon vor dem Krieg. So haben es die Nazis dargestellt: Dass man sie scheel beobachtet, weil sie die Arbeitslosigkeit weggebracht haben zum großen Teil, und dass sie die Autobahnen gebaut haben. Jetzt sagte man, das musste jeder doch wissen, dass das für den Krieg gewesen ist. Wer hat uns das denn gesagt? Die vielleicht, die BBC gehört haben oder sonst jemand. Also ich jedenfalls habe das vorher nicht gehört, dass die Autobahnen für den Krieg waren. Wir hatten damals kein Radio. Kurzum, es sind überall Unvollkommenheiten. Und was sie mit den Juden machten, war das damals schon? Aber ja natürlich, die andere Schule hatte ja die Juden Kinder rausgeworfen. Aber ich wusste bis zuletzt nicht, ich glaube, ich habe es erst, nachdem ich von Breslau weg war, erfahren, dass wir eine Halbjüdin in der Klasse hatten. Ich weiß nur etwas von meinem Mann, wir waren damals nicht verlobt, aber wir kannten uns schon, und diese Sache hat er mir auch erst nachher erzählt. Er ist 1936 zu seinem Hals-Nasen-Ohrenarzt gegangen, weil er irgendetwas hatte, und da macht ihm der Arzt selber die Tür auf und sagt zu ihm: „Ach das ist ja nett, dass Sie noch zu mir kommen. Aber wissen Sie's nicht: ich darf Sie gar nicht mehr behandeln.“ Er war nämlich Jude. Also: mein Mann wusste nicht, dass der Arzt Jude war.

Ich hatte eine Cousine, die war bei einem Juden angestellt und fand es wunderbar da als Dienstmädchen. Die mussten sie entlassen, denn sie durften kein arisches Dienstmädchen mehr beschäftigen. Und meine Cousine hat erzählt: „Ich hab's gut gehabt bei denen. Und eine richtige Kammer zum Schlafen.“ Das war durchaus nicht selbstverständlich, denn es war ihre Kammer, und da war nichts anderes drin, während man sonst oft Dienstmädchen in einem Abstellraum untergebracht hat. Also sie war voll des Lobes. „Bloß in einem war sie (die Hausfrau) ja komisch. Also bei der musste man die Tomaten schälen!“ (Ich habe Tomaten erst kennen gelernt, ich weiß nicht, wie alt ich da gewesen bin, vielleicht 15 oder

so, jedenfalls verhältnismäßig spät.) Also das war das Einzige, was sie komisch fand, dass sie die Tomaten schälen musste. Aber sonst war sie des Lobes voll von ihren jüdischen Arbeitgebern.

2. Abitur mit siebzehn

Ich bin Kriegswaise vom ersten Weltkrieg, das heißt, mein Vater ist vor meiner Geburt gestorben. Und das Geld war knapp, überall, auch weil es keine Arbeitslosenunterstützung gab wie heutzutage. Da habe ich mal erlebt, dass eine Frau sagte: "Deine Mutter kann ja froh sein, die kriegt wenigstens ihre Rente, wenn's auch wenig ist, aber sie kriegt am Ende des Monats oder am Anfang des nächsten Monats Geld in die Hand, aber was machen wir Frauen der Arbeitslosen?" Ich weiß, dass ich damals das erste Mal in meinem Leben einem Erwachsenen etwas zu bedenken gab. Ich habe nicht widersprochen oder so, aber ich habe gesagt: "Ich glaube doch, dass es der Mutter lieber gewesen wäre, wenn mein Papa heimgekommen wäre." Wegen diesem Ausspruch weiß ich auch über die Sache mit den Arbeitslosen und so weiter Bescheid, und was Arbeitslosigkeit damals bedeutete. Aus diesen Begebenheiten heraus kam es, dass ich damals dachte: „Mein Gott, Mutter wird beneidet, weil der Papa verwundet worden ist in den letzten Kriegstagen und dann daran gestorben ist.“ Mein Gott, und dass ich dann einer Erwachsenen widersprochen habe, das war damals schon – mein Gott noch mal... So wie meine Mutter auch geradezu entsetzt war, als sie einmal merkte, dass ich mich, als wir zufällig eine Lehrerin trafen, bei ihr einhakte und mit ihr weiterging. Das war für meine Mutter unvorstellbar, dass ein Kind sich bei der Lehrerin einhakt. Also, das war ein Ausflug in die Erziehung oder das Verhalten heute und damals.

Ich habe früher Abitur gemacht, als ich dran gewesen wäre, einmal aufgrund der Situation, in der man war, und auch, weil man nur wenige Schüler hatte, denn es gingen auch einige aus der Oberstufe ab. Wir waren vier in der Oberprima und fünf in der Unterprima. Also hat man uns zusammengelegt. Wir haben in der Unterprima den Oberprimastoff durchgenommen, und man sagte uns, wir werden dann in dem nächsten Jahr den Unterprima-Stoff nachholen. Das war natürlich schwierig in Mathematik. In den Sprachen ließ sich das ganz gut überbrücken, aber Mathematik war schwierig. Da hat mir eine Oberprimanerin – Tpsi nannten wir sie, ich habe lange nicht gewusst, wie sie mit wirklichem Namen hieß – das beigebracht, und ich habe das dann den Leuten in meiner Klasse beigebracht. Und weil das ganz gut klappte und die dann ganz gut mitkamen im Mathematikunterricht, sagte eine zu mir: „Weißt du was, du könntest eigentlich mit denen Abitur machen. Frag doch mal.“

Vom Abitur, da könnte ich noch schöne Anekdoten erzählen: Ja, ich konnte es ein Jahr früher machen, sagte man mir, ich müsse aber den nachgearbeiteten Stoff vorweisen können, das heißt, ich wurde geprüft. Und zwar in allen Fächern außer Turnen und Zeichnen. Und wie diese Prüfung verlief, ist noch ein besonderes Kapitel. Was ich in Religion von mir gegeben habe und in Chemie. In Religion hat mich die Klasse falsch unterrichtet. Ich fragte: „Was können mich die denn in Religion prüfen, was haben die denn in Kirchengeschichte durchgenommen?“ Der eine sagte: „Ach, so ab Luther etwa.“ Also habe ich mir die Kirchengeschichte ab Luther angeguckt und gefragt wurde ich: „Was war Bedeutsames im 13. Jahrhundert?“ Und in Chemie, da hatte die Lehrerin mir gesagt: „Ach wissen Sie, ich prüf Sie das, was Sie bei mir noch gelernt haben.“ Und das sagte sie wohl auch zur Direktorin. Und ich stehe vor dem Zimmer, in dem ich geprüft werden sollte, und höre, wie die Direx sagte: „Aber nein, sie soll doch gerade über das geprüft werden, was sie selber gelernt hat, also das können wir ja nicht machen!“ Also: die erste Frage nicht gewusst. Die zweite Frage nicht gewusst. Schließlich: „Wonach stinken denn verfaulte Eier, Fräulein Keller?“ Und auch das wusste ich nicht. Man hat mich durchgelassen durch diese Prüfung, weil das in den Hauptfächern in Ordnung war. Und deshalb war ich noch siebzehn, als ich Abitur machte. Ich war stolz und sag das auch. Wenn irgendjemand angegeben hat, hab ich auch angegeben. Acht Tage später wurde ich achtzehn – aber immerhin. Zum Abitur hatte ich die Haare aufgesteckt, aber einen Tag danach habe ich wieder Zöpfe getragen, und ich verlangte einen Fahrschein in der Straßenbahn, und der Schaffner fragte „Kinder oder Erwachsene“? Gut, soweit Abitur.

3. Nach dem Abitur: Volksschullehrerin? – Dolmetscherin

Damals musste man ja noch Studiengebühren zahlen. Also kommt Studium nicht in Frage. Und die pädagogische Hochschule, also für die Volksschullehrerin, ich weiß nicht, kostete es gar nichts oder sehr viel weniger? Jedenfalls, ja gut, dann werde ich also Volksschullehrerin. Aber als Volksschullehrerin muss man ja auch Musikunterricht geben, und man muss ein Instrument spielen können. Also habe ich mir eine Altflöte gekauft und habe mir selber das Flötenspielen beigebracht. Und ansonsten habe ich gearbeitet in den Linke-Hoffmann-Werken in Breslau, Eisenbahnwagenbau, und war da Sekretärin des Verkaufsdirektors. Und nebenbei, wenn ich gerade mal Zeit hatte, habe ich Mediziner-Skripte abgetippt. So nannten wir, glaube ich, die Nachschriften der Vorlesungen. Ich hatte einen Bekannten, der studierte Medizin, und der sagte: „Mensch, wenn du mir das abtippst und ein bisschen so, dass es auch verständlich ist, dann können wir das verkaufen. Und Du bekommst – ich weiß nicht – die Hälfte oder so was.“ Und mein Chef kommt rein und hat wohl auch vorher schon

gesehen, dass ich da am Tippen war, von irgendeiner Sache, die nicht von ihm stammte. Und dann erwischt er mich mal, wie ich gerade dabei bin, und dann sagt er: "Ach sie sind beschäftigt, da komme ich nachher wieder". Der hat das also mit Augenzwinkern toleriert.

Dann kam die Zeit, dass ich mich hätte anmelden müssen auf der pädagogischen Hochschule. Also Flöte spielen konnte ich ja einigermaßen, ob das genügen würde, wusste ich nicht. Aber ich habe mir dann vorgestellt, wie das im Unterricht laufen könnte. Ich kann denen zwar ein neues Lied, das ich denen beibringen soll, auf der Flöte vorspielen, aber irgendwann muss ich ja anfangen zu singen. Ich kann ja nicht sagen: "Wer kann jetzt das vorsingen?" Meine Fähigkeit, richtig zu singen, ist so minimal. Mich hat der Mut verlassen. Das sieht meine Mutter, die selbst auch Lehrerin geworden wäre, es aber nicht werden konnte, weil ihre Mutter so früh starb, dass sie für ihren Vater und die jüngeren Geschwister sorgen musste. Die hatte volles Verständnis für mich und war aber auch ganz praktisch. Sie sieht in der Zeitung eine Anzeige: Dolmetscherschule Leipzig. Und die wurde hoch gepriesen, bis jetzt habe noch jeder, der diese Schule verlassen hat, sofort eine Stellung bekommen. Da sagte meine Mutter: „Wäre das nicht was für dich? Wenigstens am Anfang. Da könntest du vielleicht genug Geld verdienen und dann nachher immer noch studieren an der Hochschule.“ Sie erkundigt sich, was die Schule kostete. Es war viel zu teuer für uns. Und da hat sie gesagt: „Weißt du was, wenn du sofort eine Stellung bekommst, kannst du das eigentlich nachher selber bezahlen.“ Und sie hat dort angefragt, ob sie für die Hälfte des Geldes ihre Tochter da hinschicken könne, sie würde dann den Rest ratenweise von ihrem Gehalt bezahlen. Ich bin angenommen worden und bin also zur Dolmetscherin ausgebildet worden.

Wie das vor sich gegangen ist, ist wieder eine köstliche Erzählung für sich. Aber wie gesagt, ich bin da durchgekommen, aber mehr als das Dolmetschen machten mir Stenographie und Schreibmaschine Sorge. Denn die ganze Ausbildung lief über vier oder fünf Monate. Und in den vier Monaten mussten wir in deutscher Stenographie auf 130 oder 140 Silben kommen. Und in englischer Stenographie auf 100. Und in Schreibmaschine musste man auf 180 Silben in der Minute kommen. Wir haben also in der Hauptsache vor dem Unterricht, in der Pause, nach dem Unterricht und zu Hause uns gegenseitig diktiert. Das waren so kurze Texte, dafür durfte man anderthalb Minuten brauchen oder so. Wann immer wir an die Schreibmaschinen konnten, saßen wir da und haben geübt. Meine erste Stellung hatte ich in Breslau, denn ich sagte mir, mit den Fähigkeiten, die ich in englischer Stenographie habe, kann ich mich um keine Stelle bewerben als Dolmetscherin. Also wie gesagt, ich habe die Mindestzahl geschafft, aber ich wusste, wie mühsam das dann im Alltag ist. Also bin ich zuerst in eine Möbelfabrik in Breslau gegangen. Ich war 19 inzwischen.

4. Arbeitsdienst, Berufserfahrungen

Vorher hatte ich noch Arbeitsdienst, den habe ich ja auch noch machen müssen. Der dauerte ein halbes Jahr. Da haben sie auch gedacht, ich würde bestimmt keine gute Beurteilung bekommen, weil ich sonntags immer zur Messe gegangen bin. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich da laufen musste, aber ich war eine der Wenigen, die regelmäßig sonntags, wenn die anderen frei hatten, zur Messe gegangen ist. Das schmeckte der Führerin überhaupt nicht. Jedenfalls habe ich trotzdem eine gute Beurteilung bekommen, weil sie sich offensichtlich sagte, ich habe mir nichts zu schulden kommen lassen, und kameradschaftlich war ich auch, da ich immer kontaktfreudig war. Ich habe auch immer gerne geholfen.

Jedenfalls ist mir in Erinnerung geblieben, dass ich mit 19 mein erstes Telefongespräch in dieser Möbelfabrik geführt habe, und ich habe die nicht verstanden. Und schließlich sagte ich "Gelber Rucksack." Da hat der an der anderen Seite der Leitung furchtbar gelacht, und er sagte: „Geben Sie mir mal einen Kollegen“. Das, was angekommen war und was wir abholen sollten, war ein Paket Drucksachen. Also „ua“ stimmte, und dieses „e“ stimmte auch, aber gut. Ich war da auch ein halbes Jahr oder so. Und dann habe ich den Sprung gewagt und habe mich beworben nach Hamburg in eine Reederei. Das muss im Herbst 1938 gewesen sein. Ich weiß es nicht mehr so genau. Das ging dann gut. Ich war beim Abteilungsleiter als zweite Sekretärin angestellt. Aber es machte mir immer Sorgen, wenn ich ein Stenogramm aufnehmen musste. Dann bin ich zu meinen Kollegen: „Was kann das heißen? Ich habe das und das notiert“. Und die haben mir dann geholfen. Und einmal kommt der Oberchef da vorbei und sagt: „Paulsen, ich kann ja kaum verstehen, was Sie sagen, wie soll das Mädchen denn da mitkommen.“ Ob es dann besser wurde, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls bin ich dort gewesen, als der Krieg ausbrach, und damit war natürlich alle englische Korrespondenz weg. Und nach einem Erlebnis in einem Luftschutzbunker habe ich gedacht: „Um Gottes Willen, dann lieber zu Hause, dass du nachher heimgehen kannst.“ Jedenfalls bin ich weg aus Hamburg und habe wieder bei Linke-Hoffmann-Wagenbauwerke in Breslau angefangen. Da gab es in Breslau ja noch keine Bombenangriffe. Es war an sich wunderbar. Ich habe gearbeitet, wie ich das vorher geschildert habe, mit dem Ziel: „Vielleicht kannst du doch auf die Uni, vielleicht kannst du doch auf die Uni...“. Und da gab es den technischen Direktor, bei dem war ich gar nicht direkt beschäftigt. Und die Frau des technischen Direktors gab irgendwann mal ein Fest oder eine Party oder irgendetwas, und hatte von mir gehört. Jedenfalls hatte die einen Narren an mir gefressen, und sie hat immer alles getan, dass ich siegte. Die mussten mein Gewicht schätzen, das weiß ich, und also immer hat sie das so hingetragen, dass ich siegte. Ich war jedenfalls bei dem technischen Direktor gut angeschrieben. Vielleicht hat sich das auf den Verkaufsdirektor übertragen, jedenfalls hat

mich die Firma auch in den Semesterferien weiterbeschäftigt, als ich dann angefangen hatte zu studieren.

5. Beginn des Studiums, Finanzierung und erster Ortswechsel

Jetzt kommt die Geschichte, warum ich von Breslau weggegangen bin, wo ich angefangen hatte Deutsch, Englisch und Geschichte zu studieren. Wir mussten ja drei Fächer studieren. Ein Hauptfach und zwei Nebenfächer. Germanistik war mein Hauptfach. Auch in Breslau bin ich sofort in die Studentengemeinde gegangen. Ich war ein frommes Kind. Und da traf ich eine, die sagte: "Mensch, vier Kinder habt ihr gehabt?!" Also wir waren nur noch drei, denn eine Tochter ist ganz jung als Säugling gestorben. Meine Mutter hätte eigentlich das Mutterkreuz beantragen können. Aber sie sagte: "Was ist das für eine Ehrung, die ich beantragen muss. Außerdem habe ich durchaus das Kind nicht für den Staat bekommen." Also sie hat nie das Mutterkreuz beantragt, aber immerhin, sie hatte vier Geburtsurkunden. Und da sagt diese eine Kommilitonin: „Menschenskind, da müsstest du doch eigentlich die Studiengebühren frei haben!" Denn die kinderreichen Familien brauchten keine Studiengebühren zu zahlen. Warum sollte ich das nicht wahrnehmen? Ich stammte aus einer kinderreichen Familie, also habe ich den Antrag gestellt, und prompt im zweiten Semester hatte ich keine Studiengebühren zu bezahlen. Ich erzählte das der Bekannten und da sagte sie: „Mensch prima, jetzt müssen wir nur noch rausfinden, dass du nicht in Breslau studieren kannst. Wir müssen irgendein Fach finden, das in Breslau nicht gelehrt wird. Dann musst du irgendwo anders studieren.“ Da haben wir also in Vorlesungsverzeichnissen nachgeschaut und es gab damals schon das Fach „Zeitungswissenschaft“. Und da sagte sie: „Was ist denn, wenn du Zeitungswissenschaft dazunehmen willst?“ Ich habe also gesagt, dass ich gerne Zeitungswissenschaft studieren möchte. Da hatten wir uns vorher erkundigt, das gab es in Freiburg. Ich habe in Freiburg dann auch Lebenshaltungskosten bekommen. Das waren damals 100 Mark im Monat. Und mit 100 Mark kam man aus. Ich jedenfalls. 30 Mark fürs Zimmer, 30 Mark für das Mittagessen in der Mensa. Blieben also 40 Mark für Abendbrot, Frühstück und Schuhsohlen oder Porto. Schwierig war bloß, dass ich in den Ferien ja nach Hause wollte. Vor allen Dingen, als man mir zugesagt hatte, ich darf auch weiter bei Linke-Hoffmann Ferienarbeit machen, als Werkstudentin. Da musste ich ja aber das Geld für die Bahn haben. Also sparen musste ich schon. Aber immerhin, der Staat hat für die Studenten aus kinderreichen Familien bezahlt. Die bekamen das Studium umsonst und bekamen Lebenshaltungskosten, wenn sie nicht am Wohnort der Eltern oder der Mutter leben oder studieren konnten.

6. Studium in Freiburg, Studienortwechsel nach Wien, dann Tübingen

Und dann passierte in Freiburg folgendes: Jeder hat einen Tick, und meine Mutter war erzkonservativ. Auch sehr fromm. Das Konservative drückte sich darin aus: Ich habe keine Großeltern gekannt und weiß deshalb auch ihre Vornamen nicht, ob meine Mutter so hieß wie ihre Mutter, weiß ich nicht. Jedenfalls wollte sie diese Tradition fortsetzen oder eine Tradition gründen. Sie hat das erste Mädchen nach ihr benannt. Sie hieß also Cäcilie, und das Kind war gestorben. Und sie nannte mich auch Cäcilie. Dies ist eines der wenigen Dinge, die ich nicht verstehen kann von meiner Mutter. Wie kann man einem Kind, auch wenn es nur fünf oder sechs Wochen alt geworden ist, man hat es doch lieb, wie kann man dann einem anderen Mädchen, das noch geboren wird, den gleichen Namen geben. Ich habe es nie verstanden. Aber ich habe also den gleichen Namen wie meine Mutter. Und eines Tages komme ich in Freiburg heim und da sagt mir meine Wirtin: „Fräulein Keller, da ist ein Brief für Sie gekommen. Aber der war eigentlich gar nicht an Sie, der war an Frau Cäcilie Keller.“ Und damals wurde ja streng unterschieden, "Frau" war verheiratet, und das andere waren die Fräulein.

Ich hatte vorher ein Erlebnis gehabt, das mich sehr beeindruckt hat. Ich war bei einer Frau in Hamburg damals noch, die habe ich besucht, auch als ich schon von Hamburg weg war. Die hat in meinem Beisein die Todesnachricht bekommen von ihrem Jungen, der an der Front war. Und da war als Absender nur die Einheit angegeben, Feldposteinheit so und so. Da wurde ja nie angegeben, wer wo gestorben ist und so weiter, das wurde ja alles geheim gehalten. Und ich denke: „An meine Mutter einen Brief...um Gottes willen!“ Ich glaube, der Brief war auch noch eingeschrieben. Ich habe die Wirtin gefragt, "Können Sie sich erinnern, haben Sie zufällig den Absender gelesen?" Da sagt sie: "Es war eine Feldposteinheit." Und sie hat ihn zurückgegeben. Da dachte ich: „Oh Gott, Mutter ist allein zu Hause und dann kommt eventuell die Todesnachricht von Willi - du musst sehen, dass du den Brief aufhalten kannst. Du musst nach Breslau fahren, wie auch immer, was auch im Semester los ist, ist mir ganz egal.“ Ich komme auf die Post, und die sagen mir: „Ja, der Brief ist nicht mehr da. Den haben wir zurückgehen lassen.“ Ich weiß nicht, ob ich meine Mutter gefragt habe, ob sie den Brief schon bekommen hat. Jedenfalls bin ich heimgefahren, es war um Pfingsten herum. Mein älterer Bruder hatte schon mehrfach den Antrag gestellt auf Heiratsurlaub. Hat ihn aber nie bekommen, weil die Situation immer gerade kritisch war. Jetzt hatte er den Urlaub bekommen und wollte also Pfingsten heiraten, und da dachte ich: „Da fahre ich hin“. Damit ich an der Hochzeit teilnehmen kann und dann werde ich ja hören, ob Mutter schon irgendetwas weiß. Nein. Sie hatte also keine Post bekommen. Sie hat dies nicht, sie hat jenes nicht, ich weiß es nicht. Sie hat gefragt, aber es war nichts zu machen. Sie hatte also keine Nachricht. Meine Mutter hat uns damals verschwiegen, dass die Offizierskiste meines

Bruders schon bei ihr angekommen war. Ich habe aber davon gehört, als wir heimfuhren. Man fuhr in so alten Wagen mit Abteilen, die ineinander übergingen. Gab es da noch dritter Klasse? Ich weiß es nicht mehr. Jedenfalls war ich entsetzlich müde. Mich hatte dieses ewige Warten und die Spannung, in der ich war, so aufgeregt. Und mein Bruder sieht während der Hochzeitsfeier die Post durch und sagt: „Von Willi ist wieder nichts dabei. Nicht mal zur Hochzeit hat er geschrieben.“ Meine Mutter hat daneben gegessen und hat sich das angehört und hat nichts gesagt. Und wie wir heimfuhren, ging ich ins Nebenabteil, aber man konnte alles hören, was im Nebenabteil gesprochen wurde. Und dort habe ich mich hingelegt. Und Mutter kennt mich, sie dachte, ich sei eingeschlafen. Da sagt sie zu dem, der mich begleitet hat, der mein Tischherr gewesen ist bei der Hochzeit: „Ach wissen Sie, Seppel, ich habe ja schon die Offizierskiste bekommen von Willi, aber ich habe sie nicht aufgemacht, ich dachte, wenn ich genau weiß, dass er tot ist, dann könnte ich die Hochzeit nicht mitmachen. So habe ich ja noch die Hoffnung, er hat nur sein Gepäck loswerden wollen. Sie haben irgendetwas Schwieriges vorgehabt und deshalb hat er die Offizierskiste heimgeschickt.“ Mit dem Bewusstsein habe ich dann am nächsten Morgen meine Mutter vor der offenen Kiste sitzen sehen. Sie hat natürlich geweint.

Seitdem mochte ich nicht mehr nach Freiburg zurück. Ich sah immer das Zimmer vor mir, wie ich da an die Lampe gestarrt und gedacht habe: „Mein Gott, was mag bloß sein und was machst du und was kannst du tun, dass Mutter nicht alleine ist, wenn sie die Nachricht bekommt.“ Und ich mochte also nicht nach Freiburg zurück. Also habe ich mich wieder erkundigt und habe beschlossen, nach Wien zu gehen. Bloß um nicht in dieses Zimmer zurück zu müssen. In Wien habe ich, meine ich, zwei Semester studiert. Ich könnte noch alles nachgucken, ich habe das Studienbuch ja noch. Aber das ist nicht so wichtig. Warum ich von Wien weg bin, ist vielleicht wieder interessant. In den Semesterferien habe ich immer auch den Professor besucht, für den ich in Breslau gearbeitet habe als Hilfsassistentin am Historischen Seminar. Ich hatte ihm auch von meinem Bruder geschrieben. Er war sehr freundlich und sehr nett sagte: „Was, Sie gehen nach Wien? Das ist ja wunderbar. Da können sie ja wieder für mich arbeiten.“ Und ich dachte: „Oje, ich komme ins sechste Semester.“ Ich wollte ja unbedingt mit acht Semestern fertig sein, denn ich musste in jedem Semester eine Prüfung machen, damit ich im nächsten Semester das Stipendium wieder bekam. Das hat sich dann übrigens als großer Vorteil herausgestellt beim richtigen Examen, denn da bleibt doch einiges hängen, auch für ein solches Examen arbeitet man natürlich. Und da weiß man wenigstens genau Bescheid. Ich wusste also, dass der gute Professor, das war eine Seele von einem Menschen und ich war gerne hilfsbereit, ich wusste, wenn der Koffer zur Bahn zu bringen war, dann bat er mich darum. Das ging vom Christbaum besorgen bis zum Koffer tragen. Auch wenn seine Haushaltshilfe mal ausfiel, weil sie krank war oder auch mal Urlaub haben musste. „Ach, das machen Sie für uns.“ Und ich habe das

natürlich auch für ihn gemacht. Aber im sechsten Semester, dann hast du nur noch das sechste, siebente, achte. Mein Gott, und dann Examen. Und dann dazwischen noch diese persönlichen Dienstleistungen. Wahrscheinlich hat er mir das in den Semesterferien vor Wien erzählt, ich weiß es nicht mehr. Jedenfalls habe ich dann beschlossen: „Nein, das kann ich nicht mehr, da muss ich ihm sagen, ich gehe woanders hin.“ Und da ist mir Tübingen eingefallen, weil eine Studienkollegin auch in Tübingen gewesen ist, und die hatte von Tübingen geschwärmt. Also ging ich nach Tübingen. Nun bin ich also 1943 in Tübingen gelandet. Wie viele Studenten waren denn da an der Uni, also ich habe nicht darauf geachtet. Es waren Kriegsteilnehmer, die verwundet waren.

7. Trauung im Lazarett gegen Ende des Studiums

Das war im Mai 1945. Es hat sich übrigens – das darf ich eigentlich gar nicht sagen – es hat sich als „Vorteil“ herausgestellt, dass unser Trauzeuge, der spätere Professor Brinkmann, einarmig war. Denn wir sind im Lazarett getraut worden. Der Standesbeamte ist ins Lazarett gekommen. Wir saßen also in einem Krankenzimmer auf Hockern und als es darum ging, dass die Trauzeugen ihren Ausweis zeigen sollten, da fing Professor Brinkmann an, mit der linken Hand so rumzusuchen, und da sagt der Standesbeamte: „Oh lassen Sie mal, lassen Sie mal.“ Und genauso bei meiner Freundin, die gerade ihre Handtasche aufmachte. Es hat sich hinterher herausgestellt, dass meine Freundin gar keinen Ausweis dabei hatte. Und da gibt es noch mehr zu erzählen, z.B. wie der ins Stocken kam, der Standesbeamte. Am Ende der Trauung da wurde doch Hitlers „Mein Kampf“ überreicht. Und das konnte er jetzt nicht mehr machen, und dann war so plötzlich Schluss, dass mein Mann nachher sagte: „Also, jetzt hat er nicht gewusst, wie er diese Lücke ausfüllen soll.“ Hitler, „Mein Kampf“ und was da geredet wurde. Noch etwas: mein Mann hatte ja keine Papiere außer seinem Soldbuch. Da wurde er gefragt, ob er Kinder habe. „Nein, keine, das soll erst noch kommen.“ Das musste er eidesstattlich erklären. Was war denn noch, was er alles eidesstattlich erklären musste? Ich weiß es nicht mehr. Jedenfalls diese ganze Trauung war eine außergewöhnliche Sache, wir waren sehr glücklich, dass es klappte. Warum wir geheiratet haben, obwohl mein Mann noch Soldat war, ist auch interessant. Ich habe gedacht, die Franzosen transportieren alle Gefangenen ab, wenn sie laufen können. Mein Mann konnte schon laufen. Er humpelte zwar, aber er konnte schon laufen. Es bestand also die Gefahr, dass er aus dem Lazarett abtransportiert wurde nach Frankreich. Man hörte von den Gefangenen in Frankreich nichts Gutes. Und ich habe dann gedacht: „Mein Gott, der Krieg ist doch vorbei. Die können doch nicht als Kriegsgefangene behandelt werden. Die werden wahrscheinlich dieselbe Behandlung kriegen, wie die Fremdarbeiter bei uns, bei Linke-Hoffmann in Breslau.“ Dass

sie nach Frankreich kommen und dass sie da helfen müssen, wieder aufzubauen und so weiter, das hat man ja alles hingenommen, aber wie werden sie behandelt? Und da habe ich gedacht: „Also wir heiraten. Ist ganz egal wie und was. Wir heiraten, damit er, wenn es Urlaub gibt, mit bei den Bevorzugten ist.“ Deshalb haben wir geheiratet. Und das war im Lazarett, das in Tübingen im evangelischen Stift war. So hat unsere Trauung - eine katholische Trauung - unter der Büste von Luther im Bibliothekssaal stattgefunden. Da wurde ein Altar aufgebaut. Interessant waren die Hochzeitsgeschenke. Der Geistliche, der uns getraut hat, das war auch ein Breslauer, den mein Mann zufällig im Lazarett getroffen hat. Von dem kriegten wir ein Kommissbrot. Meine Wirtin hatte einen Kuchen gebacken, der so hart war, dass man ihn kaum durchkriegte. Also der Apfel, der drauf war, ging ja gut zu essen, aber der Teig! Der Vater meiner Freundin hat uns einen Scherenschnitt geschenkt aus Verdunkelungspapier. Man bekam ja nichts zu kaufen. Diesen Scherenschnitt habe ich heute noch. Das ist eine Merkwürdigkeit – ein Scherenschnitt aus Verdunkelungspapier.

8. Geburt des ersten Kindes zum Zeitpunkt des Examens

Am Ende des Studiums habe ich also geheiratet. Und das Examen im Februar 1946, das war noch eine andere Geschichte. Ich weiß nicht, ob ich die erste Studentin bin, die ihr Kind im Examen bekommen hat, und zwar genau – war es 8 Tage nach dem Schriftlichen oder 8 Tage vor dem Mündlichen, das weiß ich nicht mehr. Irgendjemand erzählte mir: „Ich weiß von der und der, die hat einen Beinbruch gehabt, der hat man dann den Rest der mündlichen Prüfung in der Klinik abgenommen.“ Da hat mein Mann gesagt: „Also das können doch eigentlich die Professoren auch, in der Klinik.“ Und er ist also zu den Professoren hin. Und alle Professoren – es waren drei Professoren für meine drei Fächer – alle Professoren haben sich bereiterklärt. Aber der Mensch von der Behörde – ich weiß nicht, hieß es damals schon Kultusministerium oder wie auch immer, jedenfalls sagte der: „Nein, das geht nicht.“ Ich hatte also mein schriftliches Examen, und jetzt musste ich das mündliche Examen nachmachen. Man brauchte ja zu diesem Examen jeweils den betreffenden Professor, aber auch den Menschen von der Behörde. Also musste ich dann immer einen ziemlich weiten Weg laufen, um mich an der Uni zu erkundigen, wann Aussicht bestand, dass die nächste Prüfung abgenommen würde. Und jetzt stand nur noch Geschichte an. An die anderen beiden Fächer kann ich mich kaum erinnern. Auch an Philosophie nicht – wir wurden auch noch in Philosophie geprüft. Ich weiß, bei Steinbüchel habe ich da die Prüfung gemacht.

Also Geschichte. Aber einen Tag beziehungsweise am Abend, bevor ich wieder zur Universität gehen sollte, um mich zu erkundigen, wann der nächste Termin ist, bekommen wir Besuch, und zwar von einem Breslauer, der auch den Krieg überstanden hat. Es war ein

Freund meines Mannes. Auch wir waren befreundet gewesen lange Zeit, und der erzählte natürlich ausführlich. (Wir hatten uns während des ganzen Krieges nicht gesehen.) Jetzt saß ich da. Um zehn ins andere Zimmer gegangen – es war ja Zeit, dass die Kleine gestillt werden musste. Also die Kleine, bei der dauerte es sehr lange, denn die trank nicht gut. Eine Stunde später also saß ich wieder da und dann wurde erzählt und erzählt. Er erzählte, dass seine Mutter in Breslau umgekommen ist bei dem furchtbaren Osterangriff. Ostern 1945 war ein schrecklicher Angriff. Sie ist in einer Kirche umgekommen. Und so hat er erzählt und erzählt und um zwei Uhr, das weiß ich noch, bin ich ins Bett und um halb sechs oder um fünf wieder aufgestanden. Ich war natürlich völlig erledigt. Und ich komme zur Uni, ich glaube, so um halb acht, dort höre ich, heute sei der Geschichtstermin. Und zwar um 10 Uhr. Da habe ich gesagt: „Um 10 geht nicht. Ich kann das Stillen meiner Kleinen zwar um eine halbe Stunde oder so vorziehen, aber um 10 kann ich nicht.“ Also dann würde sie sehen, dass es um halb elf geht, aber das sei ja so ein Umstand, bis sie alle zusammenkriegt, die da an der Prüfung teilnehmen. Bei Geschichte war es außer meinem geliebten Professor Dannenbauer auch noch der Professor Vogt für alte Geschichte und ich weiß nicht wer für neuere Geschichte, daran kann ich mich nicht erinnern. Kurz und gut: Ich komme auf den Platz vor der Uni. Wir hatten in einem anderen Gebäude – ich weiß nicht, was da für ein Institut drin war – also wenn man vor der Uni steht, rechts, da war diese mündliche Prüfung. Und ich treffe den Professor Dannenbauer auf dem Weg dorthin. Da fragt er: "Wie geht's?" Und ich sage: „Wenn es nicht so albern wäre, würde ich ja jetzt heulen. Also ich weiß nicht, wie ich das überstehen soll.“ Und da sagt er: “Na nun gehen Sie mal ran.“

9. Erinnerungen an einen Tübinger Professor

Das mit Professor Dannenbauer, das ist eigentlich für die Geschichte dieser Universität interessant. Er hat so Schwierigkeiten gehabt. Hat man ihn sogar ausgeschlossen, durfte er nicht mehr unterrichten, das weiß ich nicht mehr. Jedenfalls ist er in der Partei gewesen. Und ist nie ausgetreten. Und da möchte ich die Leute heute mal fragen, ob sie eigentlich wissen, was damals passieren konnte, wenn jemand aus der Partei austreten wollte. Denn Dannenbauer war kein Nazi – im Gegenteil. Er war so eingestellt, dass ich manchmal während seiner Vorlesung dachte: „Mein lieber Schwan, wenn da einer von der Gestapo drinsitzt, dann können die ihm sehr wohl einen Strick draus drehen.“ Ich weiß noch, wie er einmal sagte: „Da war ein Rechtsanwalt noch ein Anwalt des Rechtes und nicht des Staates.“ Damals überhaupt irgendetwas zu sagen, was gegen den Staat ist...

Als unsere Tochter etwa ein halbes Jahr alt war, da bin ich mal zur Universitätsbibliothek. Ich wollte ein Buch holen und lasse die Kleine im Kinderwagen vor der Universitätsbibliothek

stehen. Da kommt Dannenbauer gerade raus: „Sie wollen das Kind hier so stehen lassen? Das kommt ja gar nicht in Frage! Gehen Sie mal rein, ich warte so lange!“ Er hat Babysitter gemacht und hat mich dann von der Universität bis nach Hause gebracht, das ist jenseits der Bahngleise. Er hat unterwegs gehalten beim Blumen-Endriss an der Brücke da und hat einen Stock Hibiskus gekauft. Er wollte mir was schenken. Und er hat das getragen, und ich habe den Kinderwagen geschoben und er hat mich, wie gesagt, bis nach Hause begleitet und mir dann erst den Topf in die Hand gedrückt und viel Glück gewünscht und ich weiß nicht was alles. Das war ein Mann, ich weiß nicht, ob er entlassen wurde, jedenfalls hatte er große Schwierigkeiten, der hat mich, als er merkte, ich war schwanger und ging noch zur Uni, gefragt: „Kann ich Sie mal sprechen?“ Er sprach bayrisch, so schön. Er wolle nicht lang drum herumreden: „Brauchen 'S a Göld?“ (Ich kann nur diesen einen Satz Bayrisch.) Und dann wieder in seinem köstlichen Bayrisch, er sei ja nicht reich und so weiter, aber was er hat, habe er noch immer mit seinen Studenten geteilt. Und nachher, das werde ich auch nie vergessen, da habe ich mich für ihn eingesetzt. Da wurde ein Brief geschrieben und ich habe ihn unterschrieben. Er hat sich später dafür bedankt in einem Brief, für die Treue sozusagen. Den Brief habe ich meines Wissens auch noch. Darin schreibt er am Schluss: „Grüßen Sie den hohen Herrn Gemahl und legen Sie mich Ihrem Fräulein Tochter zu Füßen.“ Also das war Dannenbauer.

Eine schwangere Studentin war damals sehr ungewöhnlich. Ich habe es ihm sofort geglaubt, dass er immer mit seinen Studenten das geteilt hat, was er gehabt hat. Er war eben auch am Lehren und den Studierenden interessiert. Vor dem Examen hat ja erst mal die Universität eine Weile dicht gehabt. Da hat der Lehrbetrieb überhaupt geruht, wenn ich mich recht erinnere. Jedenfalls, irgendwie durfte er nicht mehr im Hörsaal unterrichten und da hat er ein Privatissimum – ich glaube, so haben wir es genannt – abgehalten. In seiner Wohnung hat er uns, die Examenkandidaten und auch solche, die sonst noch zu ihm gingen, unterrichtet. Da ist mir mal schlecht geworden. Es war ein heißer Sommertag und mir wurde schlecht. Und da hat er seiner Assistentin, an den Namen kann ich mich nicht mehr erinnern, hat er gesagt: „Bringen Sie mal Frau Aust rauf, die soll sich eine Weile hinlegen.“ Also brachte die mich rauf in irgendein anderes Zimmer und ich habe mich hingelegt. Und als er fertig war mit der Stunde, kommt er rauf. Da habe ich mich sofort aufgerichtet. Und er: „Bleiben Sie doch liegen.“ „Ich muss nach Hause. Mein Mann kommt jetzt nach Haus.“ „Ach der kann ruhig ein bisschen warten, der ist ja nicht ganz unschuldig daran, dass Ihnen so schlecht ist.“ Also ich mochte ihn furchtbar gerne. Er war klein und für mich sah er immer zwergenhaft aus, auch in der Art, wie er lief, aber ungeheuer sympathisch. Und dass man ihn als Nazi sozusagen verschreien konnte, das hat mich damals schon unheimlich aufgeregt. Deshalb hat mich das jetzt auch so aufgeregt bei Professor Walter Jens, das ist ein Grund, warum ich das erzähle. Man hat Jens wohl geglaubt, dass man in die Partei automatisch übernommen wurde, wenn

man in der Hitlerjugend gewesen ist. Da hat einer doch festgestellt: „Ja, aber er hat doch das und das ausgefüllt und da musste man anstreichen, ob man in der Partei gewesen ist oder nicht und er hat das nicht angestrichen.“ Übrigens Professor Jens und seine Frau kenne ich auch – Schülereltern. Frau Jens war lange Elternbeiratsmitglied von unserer Klasse. Ich habe mich sehr gut mit ihr verstanden.

Gut, ich hätte denen jetzt gerne erzählt, dass ich rausgeschmissen worden bin aus dem NSDSTB, dem Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund. Das heißt, ich war erst Anwärterin. Ich bin nämlich während meines ganzen Studiums nur Anwärterin gewesen. Aber das war von mir nicht beabsichtigt, sondern kam nur dadurch, dass man sich als Anwärterin eintragen musste, um sich überhaupt immatrikulieren zu können. Das habe ich natürlich auch gemacht. So wie also eine Untersuchung ja auch für jeden Pflicht war. Genau so war ich also Anwärterin. Und dann mein Rausschmiss. Ich bin ja von Breslau weggegangen nach Freiburg. Irgendwo war immer angeschlagen, wann die Treffen gewesen sind. Man nannte sie, glaube ich, Heimabende, so wie bei der HJ oder beim BDM. Ich bin nie hingegangen. Ich hatte auch gar keine Lust. Es gab auch nichts, was ich unbedingt jemandem mitteilen wollte. Ich bin immer gleich in die Studentenseelsorge. Wo immer ich hingekommen bin. Also auch in Freiburg - und ich habe mich nicht um den NSDSTB gekümmert. Wien – ich habe mich nicht darum gekümmert. Und irgendwann, ich weiß nicht, ob ich schon hier in Tübingen war oder ob es mich daheim erwischt hat, bekomme ich eine Postkarte, auf der steht: „Da du bislang kein Interesse an unserer Arbeit gezeigt hast und wir nur solche Mitglieder haben wollen, die auch für die Sache einstehen, muss ich dich aus dem NSDSTB ausschließen – (ich weiß nicht mehr, wie es wörtlich hieß) – „mit deutschem Gruß“ – Unterschrift.“ Das kam aus Wien. Unter anderen Ticks habe ich auch den Spar-Tick, und habe alle Briefmarken aufgehoben. Da war ja eine Briefmarke mit dem Hitlerkopf drauf. Aber eine andere als sonst, weil es ja eine Österreichische war. Also habe ich die Karte nicht weggeworfen. Aber ich habe an die Karte nicht einmal gedacht, als wir später den Entnazifizierungsbogen ausfüllen mussten. Von dem Rausschmiss wussten die in Tübingen ja nichts. Es hatte mich keiner gefragt: „Warum bist du nie Mitglied gewesen sondern nur Anwärterin?“ Entweder war diejenige, die dafür zuständig war, nicht scharf genug. Die Leute in den Behörden, man kann es ihnen gar nicht mal übel nehmen, sie tun eben ihren Job, wie sie ihn gewöhnt sind. Ich wollte damit nur sagen, man hat auf dieses gar nicht so acht gegeben. Also dass ich da nicht mitgemacht habe, ist mir gar nicht bewusst gewesen. Ich hätte mitgemacht, wenn man gesagt hätte zu mir: „Also hör mal, du wirst rausgeschmissen.“ Dann wäre ich wahrscheinlich gegangen – also noch was, was man machen muss. Macht man halt.

Da habe ich viel später auch eine Erfahrung gemacht: Als meine jüngste Tochter Abitur gemacht hatte, als ich die Kinder sozusagen aus dem Gröbsten raus hatte, habe ich

gedacht, jetzt möchte ich noch mal anfangen zu studieren. Und da habe ich angefangen mit pädagogischer Psychologie. Für die Immatrikulation musste man ausfüllen, an welchen deutschen und an welchen ausländischen Universitäten man schon studiert hat. Und da habe ich nur Wien als ausländische Universität hingeschrieben, aber doch nicht Breslau. Der Verwaltungsmensch bemängelte daraufhin: „Breslau ist keine deutsche Uni“. "Aber als ich dort studiert habe, war es eine deutsche Uni!" Ich musste trotzdem Breslau als ausländische Universität anführen.

10. Fußfassen im schwäbischen Tübingen

Wie das mit der Zimmersuche in Tübingen lief, weiß ich selber nicht mehr. Aber ich nehme an, dass das auch über die Studentengemeinde gegangen ist. Also, wer mir dann gesagt hat: "Versuchs doch mal in Kirchentellinsfurt", auch das weiß ich nicht mehr. Und da ist eine Sache passiert, da habe ich etwas ausgenutzt, was so im allgemeinen Bewusstsein war, ohne daran zu denken, dass ich damit jemandem, der ja auch in Not war, das Zimmer weggenommen habe. Also Kirchentellinsfurt – ich komme da hin zur Familie Weber und frage nach einem Zimmer. Nein, sie vermieten nicht. Ich sollte mal da probieren bei einer Tante von ihr. Nein, da auch nicht. Die wollte mich zurückschicken zu der ersten Adresse und ich sage: "Ja, da war ich schon. Obwohl ich gedacht habe, Sie vermieten vielleicht lieber an eine Studentin, die bald fertig ist und dann wieder geht, dann haben Sie ihr Zimmer wieder, als dass Sie es einer Evakuierten vermieten." Damals sind ja soundso viele Ausgebombte aus den Großstädten evakuiert worden. So gab es hier auch etliche. Und schon als ich es gesagt hatte, dachte ich: „Es ist eigentlich gemein, die sind ja auch froh, wenn sie hier ein Zimmer bekommen.“ Ich traue mir es fast nicht zu und trotzdem, ich war so verzweifelt oder in einer verzweifelten Lage: „Mein Gott, was sagst du jetzt noch.“ Könnte sein, dass ich gesagt habe: „Würden Sie lieber eine Studentin nehmen, die nur ein Zimmer braucht, als vielleicht ein Ehepaar oder gar eine Familie von Evakuierten, dann müssten Sie vielleicht zwei Zimmer hergeben.“ Also das habe ich gemacht. Und da habe ich gesagt, falls die – also die erste Adresse – es sich doch noch überlegen sollten, ich bin immer von bis in der Mensa, und da kann sie kommen, und ich erkenne sie ja. Die Mensa war nicht Prinz sowieso. Ich weiß es nicht mehr. So wie ich tatsächlich nicht mehr weiß, ob es die Studentengemeinde war, die mir gesagt hat: „Versuch's doch mal“, oder irgendjemand, den ich so gefragt habe. Und wo habe ich selber denn gewohnt? Irgendwo muss ich ja eine Bleibe gehabt haben in diesen Tagen. Das weiß ich nicht mehr.

Ich habe dann bei dieser ersten Familie in Kirchentellinsfurt ein Zimmer bekommen. Und die Leute waren auch nett, durchaus. Und da habe ich zum ersten Mal mit der schwäbischen

Sprache Kontakt gehabt, also mit dem Urschwäbisch sozusagen. Aber immerhin, das ist gar nicht mal Umgangssprache gewesen, sondern das ist einfach Schwäbisch. Also das erste war verhältnismäßig leicht, dass man gesagt hat: „Fräulein Keller, hebet se mal“. Und da habe ich gesagt: „Wohin?“ Heben ist für mich hochheben. Das ging ja noch. Die Leute waren nett. Ich als Studentin hatte keine Kohle, und es war Winter, und ich durfte im Wohnzimmer sitzen. Die Tochter strickte, die Mutter nähte, und der Vater, der lag lang auf dem Sofa, hatte die Schuhe runtergestreift. Er arbeitete in Reutlingen aber er hatte noch ein Gütle, ein Feld, und da ist er meistens abends noch gewesen. Ob an dem Tag, weiß ich nicht, aber er ist ja auch so schon von der Arbeit müde. Er schnarchte so vor sich hin. Und ich las in irgendeinem Buch. Auf einmal sagt die Mutter: „Dem Vater sei Füß´ schmecket.“ Also da habe ich es zum ersten Mal gemerkt. Im Kopf wusste ich sofort: "Ja, das hängt zusammen, schmecken und riechen.“ Aber gleichzeitig körperlich war eben das Schmecken da, wie ich es gewöhnt war. Das erzähle ich gerne, wenn es um schwäbische Sprache geht.

11. Soziales Leben - Studentengemeinde

Wie viele Studenten gab es? Natürlich, der Hörsaal war leer. Dort saß einer, dort saß einer, dort saß einer. Und wie viel Mädchen und wie viel Männer weiß ich nicht. Ich weiß bloß, an Männern waren da die Verwundeten. Wir lernten noch zwei andere kennen, die wurden aber eingezogen, noch während ich da war. Meine erste Tochter war schon geboren, da habe ich den einen noch zum Paten gemacht. Der war ein Pharmaziestudent. Ob die beiden eine Ausnahme waren, das weiß ich auch nicht. Was das soziale Leben und Begegnungen mit Studierenden anderer Fächer anging, ist mir nicht viel aufgefallen, weil die Studentengemeinde wie gesagt für mich die Rolle spielte. Da war ich drin und da waren eben auch alle möglichen drin. Also von den beiden Pharmaziestudenten weiß ich, wir haben uns auch so manchmal getroffen. Jetzt ist mir gerade noch was eingefallen. Der nachmalige Bischof Moser, der war damals auch in der Studentengruppe. Stellen Sie sich vor, jetzt weiß ich nicht mal, war das 1945 oder 1946, als dieser Moser Schorsch mal Nikolaus gespielt und dann auch aus dem schwarzen und dem goldenen Buch vorgelesen hat. In welchem Buch er das Gedicht hatte, das über mich ging, weiß ich nicht. Das hat eine Kollegin, die jetzt noch lebt in Essen, gedichtet damals. Einiges weis ich noch auswendig. Es ging um mich: „Sie liest Schiller, Burkhardt, Goethe - statt dass sie vom Kindchen träumt, während sie die Windeln säumt ...“ Das weiß ich noch. Und dass sie dann noch geschrieben hat: „Was aus dem Kind wohl werden mag, das also im Mutterleibe schon gefüttert wurde sozusagen mit diesen Sachen.“ Und meine Älteste ist ins Kloster gegangen. Also das hat der Moser Schorsch damals vorgetragen.

Ich habe einiges, was den nachmaligen Bischof charakterisiert und was insofern auch typisch für die Zeitgeschichte ist, nicht aus dem eigenen Erleben. Zum Beispiel die Auseinandersetzung mit Küng, in die er ja verwickelt war und die sehr bald angefangen hat. Da hat man einiges von seinem Charakter mitgekriegt. Aber als Studentin haben die anderen – also, wie gesagt, das weis ich jetzt nur vom Hörensagen – noch Anekdotchen erzählen können, was sich der Moser Schorsch alles geleistet hat. Zum Beispiel war da eine in der Studentengemeinde damals, das war ein nettes und kluges Menschenkind, aber wenig mit äußerer Schönheit bedacht, und Auer, der spätere Professor Auer, und der Moser Schorsch, die waren viel zusammen, die waren befreundet. Auer hat wohl zum Moser gesagt, man sollte die doch mal zum Tanzen auffordern, also bei einem Fest, und da hat der Moser gesagt: „Nur gegen fünf Mark“. Und er hat mit ihr getanzt. Und während des Tanzes, sie tanzten an Auer gerade vorbei, so dass er den Rücken der Tänzerin sehen kann, da macht der Moser Schorsch so ein Handzeichen für zehn. Also das muss zehn Mark sein. Und dann auch was in religiöser Hinsicht. Moser kam vom Land und als Theologiestudent musste er ja auch bei der Caritas und so Sachen mitmachen. Also wie gesagt, ich habe es nicht von ihm, sondern man hat es mir erzählt: Da war Caritaskonferenz, und da wurde geredet und geredet. Und der Dritte sagte dasselbe wie der Erste, nur mit anderen Worten, und der Fünfte hatte wohl ein bisschen was anderes, aber das brachte er bloß in einem Nebensatz, vorher hatte er noch mal wiederholt, was die anderen schon gesagt hatten, und das dauerte und dauerte und dauerte. Und nach ich weiß nicht welcher Zeit war Schluss und da ist der Moser rausgegangen und hat gesagt: „Jetzt haben wir uns aber einen Heiligenschein um den Arsch verdient.“ Das sind so die Anekdotchen, die ich natürlich gerne erzähle.

12. Motivation fürs Studium

Meine Mutter selbst wollte Lehrerin werden. Und meine Mutter hat unendlich viel für mein Selbstwertgefühl getan. Man sollte nicht vergessen, das Kind zu loben – also nicht zu loben im eigentlichen Sinn. Also was mir am meisten in Erinnerung geblieben ist: Ich gehe mit meiner Mutter zum Einkaufen. Wir treffen eine Nachbarin.

Die Nachbarinnen schwätzen miteinander und ich frage mich: Wann geht sie denn weiter.... Und auf einmal höre ich meine Mutter sagen: „Ja, warum soll ich es nicht machen, wie es meine Tochter sagt, wenn sie eine bessere Idee hat als ich.“ „He, das bin ich ja!“ denn ich war ja die einzige Tochter. Dieses Erstaunen, meine Mutter redet nicht nur davon, was die Kinder wieder für Ärger machen und was sie für einen Dreck gemacht haben, sondern sie sagt: „Warum soll ich es nicht so machen, wie meine Tochter vorschlägt, wenn sie eine bessere Idee hat.“ Ich war so verdutzt und das Gefühl: „Ja, die redet ja von mir!“ Weil ich so

was von anderen Erwachsenen nie gehört habe. Ein anderes Beispiel: Wir gehen durch die Stadt, gucken in die Schaufenster rein. Und in einem Schaufenster ist ein Mann, der gerade neu dekoriert. Da bleiben wir eine Weile stehen und gucken dem zu, und der lacht. Und der guckt mich immer noch an, wie ich mich umdrehe, guckt der mich immer noch an und lacht. Und da sage ich zu meiner Mutter: "Warum guckt der denn so?" Da sagte mir meine Mutter: "Ach, vielleicht gefällst du ihm." Auch das einem Kind zu sagen: „Vielleicht gefällst du dem, nicht weil er das und das von dir will, vielleicht gefällst du ihm, der guckt dir nach, vielleicht gefällst du ihm.“ Wer sagt denn das zu seinem Kind? Also es mag eine Mischung gewesen sein. Ach ja, und dann, wir hatten ja auch unsere Werbesprüche, und da gab es den Werbespruch „Wissen ist Macht“. Es gab den Werbespruch bei einem Umzug von der KPD: „Die Religion ist Opium für das Volk.“ Und dann dieses: Was sagst du jemandem, der dir klar machen will: „Na ja, man wird aufs Jenseits getröstet, und da wird alles schön geredet, und es wird schon alles wieder gut werden, und der liebe Gott macht ja alles, und so weiter und so weiter.“ Was sagst du dem? Also dieses mit anderen reden können und andere überzeugen können. Also auch der Unterschied zwischen Überreden und Überzeugen.

Das war, was so dahinter steht. Das ist mir aber nie so bewusst geworden. Ich habe nicht darüber nachgedacht. Ich wusste bloß, ich will studieren, und ich will ein Fach studieren, wo ich mit Menschen zu tun habe. Und zuerst war meine Liebe Medizin. Und wie es dann soweit war, da hatte ich nicht das Geld. Also erst arbeiten. Und um Gottes willen, also naturwissenschaftliche Fächer, da hat es mich nicht hingezogen. Und jetzt drei Jahre ausgesetzt. Du kommst nie übers Physikum hinweg. Denn du musst das studieren und jenes und so weiter. Aber mit Menschen wollte ich zu tun haben. Also Volksschullehrerin. Ich habe es nie als nachteilig empfunden, dass man Studiengebühren zahlen muss. Es ist etwas, man muss sich anstrengen, um da dran zu kommen. Werkstudent zu sein, das war selbstverständlich. Man hat eben verdient nebenbei. Aber man merkt es auch, wenn Kinder Nachhilfestunden nehmen. Wenn die umsonst ist, machen die Kinder gar nichts. Aber wenn's was kostet. Und das darf ruhig auch etwas teurer sein. Da mag viel Unsinn drinstecken. Denn da wird natürlich auch betrogen. Und wenn man heute sieht, was alles angeboten wird an Nachhilfestunden oder Nachhilfe für die Schüler und auch mit welchen Werbesprüchen. Da begreift man auch, dass viel Unfug damit getrieben wird, dass man Geld machen will.

13. Der Lehrerberuf: „Gut gemeint ist noch lange nicht gut.“

Ich habe einen Witz gehört, in dem war die Frage: „Was ist das Gegenteil von gut?“ Und die Antwort war: „Gut gemeint“. Weil man im deutschen Sprachgebrauch immer sagt: "Ich hab's

doch bloß gut gemeint.“ Und das heißt eben, es war nicht gut. Weil ich erst mit anderen sprechen sollte, wegen der Auswirkungen, die das auf andere hat.

Ich habe dafür ein schönes Beispiel: Ich habe also immer ein großes Herz gehabt für die Problemschüler. Ich habe eine Legasthenikerin gehabt, der habe ich die Schulkarriere gerettet und sozusagen auch ihren Beruf. Die ist heute Ärztin, hat den Doktor gemacht. Man wusste das von mir, und man hat mich in der letzten Zeit auch immer als Klassenlehrerin für die fünfte und sechste Klasse eingesetzt, damit ich aus den Schülern erst mal eine Klasse machen konnte. Später habe ich freiwillig - als ich merkte, das ist viel zu wenig, nur Deutsch als Klassenlehrerin in der 5. Klasse - da habe ich Turnunterricht gegeben. Obwohl ich gerne turne und auch etliches kann im Turnen, konnte ich aber keine Leichtathletik. Ich habe dann Mathematik unterrichtet, als das mit der Mengenlehre anging und die Mathematiklehrerin von der Oberstufe sagte: „Um Gottes willen, das jetzt noch bei den Kleinen.“ Da habe ich gedacht: „Da habe ich mehr Stunden und die Mathematik ist das schönste Fach, das man sich überhaupt denken kann, jedenfalls in der Schule.“ Dann bin ich eines Tages auf folgende schlaue Idee gekommen: In Englisch sind vier Klassenarbeiten im Halbjahr vorgesehen. Ich schreibe fünf Klassenarbeiten und streiche die schlechteste weg. Das musste ich dann wieder zurücknehmen. Es kam einer der von mir am meisten geschätzten Lehrerkollegen zu mir und sagte: "Frau Aust, das geht nicht. Wie viele Deutsch-Lehraufträge haben sie?" Ich hatte damals, glaube ich, nur einen. Ich hatte ja nur einen halben Lehrauftrag. Einmal waren es 14 Stunden, während die anderen 32 hatten, glaube ich. Manchmal 18 Stunden – es war verschieden. Aber Deutsch machte die meiste Arbeit, also wenn's gut gemacht ist, durch Aufsatzkorrekturen. Ich hatte also nur einmal Aufsatzkorrekturen. Und dann in Englisch war ich ja auch eine, die unter anderem gepaukt hat. Also es gab bei mir wöchentlich eine Vokabelarbeit und es gab vor der Klassenarbeit mindestens eine Übungsarbeit über den gleichen Stoff, der auch in der Klassenarbeit kam. Aber für die Aufsatzkorrekturen habe ich eine kranke, früher aus dem Dienst gegangene Kollegin aus der Studentengemeinde angestellt, die hat mir die Vorkorrekturen gemacht. Die hat also alles angestrichen und je nach dem, wie viel Fehler gemacht wurden, welche Fehler gemacht wurden, was ich als halben Fehler gewertet habe und was als ganzen Fehler, habe ich dann die Benotung gemacht. Das alles ist eine große Hilfe. Da sagt also dieser liebe Kollege zu mir: „Frau Aust, das geht nicht. Ich habe vier Deutsch-Lehraufträge, also vollen Lehrauftrag, ich kann das nicht machen.“ Er hat außerdem Latein unterrichtet. „Wissen Sie, da macht eine Klassenarbeit mehr durchaus etwas aus. Aber die Schüler sind zu mir gekommen: "Frau Aust macht das soundso, das könnten Sie doch auch machen.““ Daraufhin habe ich gesagt: „Ich sehe ein, das geht nicht.“ Also musste ich das wieder zurückziehen und ich habe es doch weiß Gott gut gemeint. Also alle waren begeistert. Die Eltern auch, den Eltern musste ich das ja auch erklären.

14. Nach dem Studium: Referendariat

Ich musste ja erst noch das Referendariat machen. Es war ein Herr Knapp, der eines Tages bei mir auftauchte und sagte: "Frau Aust, Sie sind zum Referendariat angemeldet, wo bleiben Sie denn?" Da sagte ich: "Ja, ich krieg ein Kind." Das zweite war unterwegs. Da sagte er: "Ja, das macht doch nichts." Also bitte, damals! „Das macht doch nichts, Sie können mit dem dicken Bäuchlein unterrichten und zur Geburt bleiben Sie eben zu Hause so lange wie Sie müssen und ob Sie dann zum Examen wieder da sind, das wird sich zeigen.“ Ich muss dazu sagen, da lebte meine Mutter noch. Sie hat zuerst bei uns gewohnt, aber das war im Keller. Wir hatten im Keller noch so einen Raum, den wir als Wohnung benutzt haben, und das ging noch ganz gut. Aber für meine Mutter war es dann doch nichts und sie hat dann in der Nähe gewohnt. Aber sie konnte jedenfalls, wenn Not am Mann war, einspringen. Und mein Mann arbeitete ja zu der Zeit schon - er hat sich erst 1947 selbständig gemacht. Ja, also, wie die Kinder dann größer waren hat der Papa zumindest ein Auge auf sie haben können. Oder sie konnten sich an den Papa wenden, wenn sie Kummer hatten. Aber damals war also auch Oma da. Und ich habe das Referendariat gemacht. Er war dann schon auf der Welt und mit dem Stillen ging das alles ganz gut. Jetzt wird der älteste Enkel 34 Jahre und Urenkel sind noch keine in Sicht und darüber bin ich traurig. Ich mag die Kleinen so gerne.

Aber ich habe eben auch als Referendarin unheimlich Glück gehabt. Mein erster Lehrer nach der ersten Stunde sagt zu mir: "Sie scheinen mir der geborene Schulmeister zu sein. Natürlich gibt es noch viel zu lernen. Vor allem müssen Sie sich diese Echolalie abgewöhnen." Aber dieses "Sie scheinen der geborene Schulmeister zu sein", das war eine derartige Unterstützung. Es lohnt sich, alles dran zu geben, der sagt, ich kann's! Der sagt auch es gäbe noch einiges zu lernen, aber ich bin sozusagen auf dem richtigen Weg. Und das hat mich noch weiter motiviert.

15. Ehrenamtliche Tätigkeit in der Jugendpsychiatrie: Jedem seine Eigenart

Das will ich noch erzählen: Ich habe gesagt, dass ich, nachdem die jüngste Tochter Abitur gemacht hat, dass ich da angefangen habe mit dem Zweitstudium. Ich habe in der Kinder- und Jugendpsychiatrie freiwillig, also ehrenamtlich, in der Klinikschule mitgearbeitet. Und zwar weil ich dachte, das ist so theoretisch, diese pädagogische Psychologie. Es ist zwar von einer Alltagspsychologie auch die Rede, aber wie man das umsetzt, das möchte ich wissen. Und einer von Professor Lemp's Kindern war auch in meiner Klasse. Und Professor

Lemp wurde zum Vorsitzenden des Elternbeirats gewählt. Das war 1980, als ich in der Schule aufhörte. Da habe ich Professor Lemp gefragt, ob ich nicht bei ihm freiwillig mitmachen könnte, damit ich Psychologie und die pädagogische Psychologie in der Praxis mitkriege. Und da sagt er: „Ja, gerne“. Ich habe heute noch den Vertrag, den er mit mir geschlossen hat. Da habe ich die Auseinandersetzungen innerhalb eines Teams auf dieser Station, das für alle Kinder zuständig ist, mitbekommen. Ja, manchmal waren es Auseinandersetzungen: Der hat die so behandelt und der hat den so behandelt. Und ich komme dann noch rein und sage: „Dieses Gedudel während der Arbeitszeit, also wenn ich mit jemandem Hausaufgaben mache meinetwegen und dann dieses Musikgedudel“. Da sagte einer: „Ich konnte am besten lernen, wenn Musik im Hintergrund war.“ Ja, was nun? Das Kind, das ich gerade betreut habe, ist das seine Art, braucht die oder der die Musik oder ist es meine Art, dass es störend ist? Also jetzt wie machen wir's? Lassen wir die Musik an? Es ist was ganz Simple und Selbstverständliches, dass man auch weiß: jedes Kind ist anders und reagiert anders. Und es gibt Kinder, die auf meine Art gut reagieren, und es gibt Kinder, die auf seine Art gut reagieren. Aber wir haben beide mit dem Kind zu tun. Bei der Einzelbetreuung, da kann ich sagen: „Sag du mir, ist es für dich so besser oder so?“

Oder ich habe gelernt, dass kranke Kinder, also die in der Kinder- und Jugendpsychiatrie sind ja krank, dass die manchmal Lob nicht vertragen. Ich war immer der Meinung, Lob baut auf. Und ich habe mit einer gelernt, ich weiß noch, den „Zauberlehrling“ von Goethe. Dachte ich: „Um Gottes Willen, die merkt sich sogar, wie die Strophen aufeinander kommen, das ist gar nicht so einfach.“ Ich habe mit ihr mitgelernt. „Du weißt, was die nächste Strophe ist!“ Also da habe ich sie schon gelobt. Und sie kommt in der Schule dran und kriegt eine Eins dafür. Und da habe ich sie natürlich gelobt und fand das wunderbar. Ich weiß nicht, ob ich es mit dem Professor selbst besprochen habe oder einem anderen, der mir dann sagte: "Wissen Sie, wenn Sie sie so sehr loben, dann denkt das Kind: „Ja dann muss ich beim nächsten Mal auch eine Eins machen." Und dann habe ich an die Eltern gedacht und habe dann denen gesagt: „Haben Sie schon mal nachgedacht, wie lange Sie mit einem Kind schimpfen, wenn es eine Fünf heimbringt, und wie lange sie mit dem Kind die Arbeit besprechen, wenn es eine Drei gebracht hat. Nein, das ist selbstverständlich. Also, überhaupt davon reden und es zur Kenntnis nehmen, Herrgott, das Kind hat eine Drei geschafft! Mir hat ein Vater mal gesagt: „Ja, das ist doch selbstverständlich. Der Junge kann's besser. Man sieht's ja, da hat er eine Zwei oder eine 2-3 geschrieben.“ Da sage ich: "Ja, wir haben auch nicht jeden Tag die gleiche Form. Wir können auch nicht jeden Tag dasselbe leisten.“

16. Erinnerungen ans Lehrersein

Ich weiß nicht, also manchmal habe ich den Eltern zugeredet wie einem kranken Pferd. Und wusste durchaus nicht, ob es ankommt. Einmal, da hat ein Vater – selber Rektor einer Grundschule – seinen Sohn vom Gymnasium runternehmen wollen, der hatte wahrscheinlich Mühe im Latein und vielleicht war auch schon das erste Jahr Griechisch dabei, das weiß ich nicht mehr. „Es hat gar keinen Zweck, der Junge kommt runter, der kann auch auf die Hauptschule gehen.“ Der Junge hatte das Zeug, der konnte es schaffen, nur es musste ja nicht gerade Latein und Griechisch sein. Ich habe dem Vater zugeredet wirklich wie einem kranken Kind, dass er den Jungen auf die Waldorfschule schickt, weil die Leute schon gute Erfahrungen mit der Waldorfschule hatten. „Probieren Sie es doch!“ Ich habe einen ganzen Samstagnachmittag geopfert. Wir hatten beide keine andere Zeit, und da hatte ich gesagt: „Kommen Sie am Samstagnachmittag zu mir, es würde mir ja so leid tun um den Jungen.“ Es war in der vierten Klasse. Und er hat den Jungen dann tatsächlich auf die Waldorfschule geschickt. Und Jahre später lese ich zufällig, wer das Abitur bestanden hat. Das steht ja in der Zeitung bei uns. Siehe da, der soundso hat bestanden! Ich habe daraufhin eine Karte geschrieben: „Gratuliere herzlich!“ Und dann ist der Vater angekommen mit einem großen Blumenstrauß und hat sich bedankt. Und dann sagt er: „Wissen Sie, was der Junge studieren will? Deutsch und Latein, und dann als Referendar ans Uhlandgymnasium.“

Und ich habe in, ich weiß es nicht mehr, in Breslau, glaube ich, auch einmal eine Stunde gehalten über Annette von Droste-Hülshoff. Die hat nämlich ein Gedicht geschrieben, das ist so feministisch, wie es heute gar nicht feministischer sein könnte. Und das im 19. Jahrhundert. Das war mir damals so wichtig, und wenn mir etwas wichtig ist, dann teile ich es gerne mit. Also habe ich da eine Stunde gehalten über Droste-Hülshoff und ihr Gedicht. Ich glaube es heißt „Am Turme“: „Ich steh am hohen Balkone am Turm, umstrichen von schreienden Staren und lasse gleich einer Mänade den Sturm mir wühlen im flatternden Haare...“ und so weiter und so weiter. Da kommt dann eine Strophe: „Wäre ich ein Jäger auf freier Flur, ein Stück nur von einem Soldaten, wäre ich ein Mann doch mindestens nur, so würde der Himmel mir raten. So muss ich sitzen, so fein und klar, gleich einem artigen Kinde und darf nur heimlich lösen mein Haar und lassen es flattern im Winde.“ Das hat mir damals schon imponiert, und wenn mir etwas gefällt, dann teile ich es gerne mit. Das ist ein Teil meiner Redseligkeit; über das, was mich freut, rede ich halt gerne mit anderen. Und das ist ein Teil meiner Lehrtätigkeit gewesen. Ich bin geradezu glücklich, wenn ich merke, dass das eine oder andere hängen geblieben ist.

Ich habe das erlebt, da war ich schon durch meinen Schlaganfall behindert. Da hat uns ein ehemaliger Schüler vom Uhlandgymnasium eingeladen zu sich in den Garten, und es war sehr sehr schön, und dann sagt er: „Frau Aust, Sie haben doch einmal das eine Gedicht, da

heißt es: „Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben...“. Es war Herbst, nicht Sommer, Herbst war es. „Ja“, sage ich, „Rilke“. „Ja“, sagte er, „das habe ich nie vergessen.“ Ich hätte dem Jungen geradezu um den Hals fallen können. Ich habe gesagt: „Ich finde das herrlich, dass Sie das gesagt haben und dass ich das auch noch höre.“ Denn von vielen Schülern weiß man ja gar nichts. Aber das ist wieder eine andere Geschichte.

Eine Schwedin, bei der ich mir Mühe gegeben habe, noch und nöcher, und die immer, wenn ich sie aufgerufen habe, so ein Gesicht gezogen hat. Auch als sie schon gut Deutsch konnte. Mit ihren ersten Aufsätzen habe ich mich schier umgebracht. Als sie weggegangen ist, da habe ich mich gewundert und habe gesagt: „Das ist aber kein leicht verträgliches Buch, das du dir da ausgesucht hast.“ Das war ja noch Mittelstufe. „Ja, ich möchte das gerne lesen.“ Und da sagte ich: „Na ja, und bevor Du dann heimfährst, am Ende der Ferien gibst Du es Deiner Freundin, damit sie es mir wieder zurückgibt.“ Es war nämlich ein privates Buch, das sie sich ausgesucht hatte. Die anderen waren alle schon vergeben. Also jedenfalls war ich richtig frustriert. Ich hatte mir so Mühe gegeben, sie irgendwie mit einzubeziehen und habe gleich beim ersten Aufsatz gesagt: „Schreiben Sie nur in jede zweite Zeile, damit ich zwischendurch verbessern kann, damit ich nicht nur den Rand habe zum Verbessern. Und auch Fragen, also „Haben Sie das gemeint oder haben Sie das gemeint.“ Ich weiß nicht, wie lange ich gesessen habe an der Verbesserung. „Hast Du es durchgelesen?“ „Nein“. „Hast du noch was zu fragen? Habe ich dich da richtig verstanden?“ „Hmm, ja...“ Hmm ja. Die ist ungefähr ein halbes Jahr weg, da bekomme ich einen Brief von ihr. Und der entscheidendste Satz war: „Sie haben mir die Liebe zur deutschen Literatur beigebracht“. Sie will Deutsch studieren, sie habe die Liebe zur deutschen Literatur bei mir gelernt. Da habe ich gedacht, „Mädchen, wenn du doch einmal..., du hättest mir vieles leichter machen können.“

Auf die Verschiedenheit der Kinder sollte man eingehen, wenn man das kann. Ich war immer die letzte, die bei Elternsprechtagen gegangen ist. Dann sagte mein Mann: „Klar, du hörst den Leuten zu, und dann redest du ihnen auch noch gut zu, ist klar, dass du nicht fertig wirst mit deinen Eltern.“ Aber da war einmal eine Mutter - das war in der ersten oder zweiten Klasse - weiß ich nicht mehr, die sagt mir: „Also, dass Sie darauf bestehen, Hausaufgaben zu geben, versteh' ich nicht, dass weiß man doch schon längst, damit sind bloß die Eltern geplagt. Und in der und der Schule geht es auch ohne Hausaufgaben.“ Nun sag ich: „Mag sein, dass es dort gut geht, ich kann's nicht anders und ich werde darauf achten, dass es nicht zu viel ist“. Sie sollten in der Unterstufe nicht mehr als eine Stunde und in der Mittelstufe nicht mehr als anderthalb Stunden und in der Oberstufe zwei Stunden für Hausaufgaben brauchen. Und ich hab eine Umfrage gemacht und habe den Eltern auch gesagt, dass die Kinder jammern über die vielen Hausaufgaben, und dabei brauchen sie

eigentlich gar nicht so lange. Aber wenn man sich ärgert und mit Ärger dransetzt? Dann habe ich gesagt: „Also, wenn ihr gut mitmacht, dann könnt ihr die letzten fünf Minuten schon für die Hausaufgaben verwenden.“ Und ich habe gerade auch in Englisch immer, das war Regel, ungefähr zehn oder zwölf neue Vokabeln aufgegeben, wenn Zeit war, wenn nicht gerade am nächsten Tag eine Arbeit war oder so was. Dann Wiederholen einer Seite schon gelernter Vokabeln und außerdem auch etwas Schriftliches. „Ach, das ist zu viel...“ Wenn sie die Hausaufgaben in der Schule gemacht haben, waren die in fünf Minuten fertig mit ihrer schriftlichen Aufgabe. Da habe ich gesagt: „Ach nee. Ihr habt immer so gejammert, das sei so viel, da sitzt ihr so lange dran.“ Jedenfalls mit allen möglichen Tricks habe ich zu überzeugen versucht.

Die müssen das Ganze anders anfassen. Freche Schüler. Als meine jüngste Tochter schließlich doch Lehrerin wurde und ihre ersten Stunden zu halten hatte, da habe ich zu ihr gesagt: „Also mir erscheint das das Wichtigste: Nimm nichts persönlich. Und wenn die noch so frech sind. Grad in der Mittelstufe, wenn die in der Pubertät sind, da regt sie alles auf, und irgendwo müssen sie es rauslassen, und dann bist du es eben, an der sie es rauslassen müssen.“ In der Oberstufe gab ein Schüler einmal entweder gar keine oder eine mürrische oder freche Antwort, ich weiß es nicht mehr, und da habe ich gesagt, „also ich sehe schon, es braucht länger, kommen Sie bitte in der großen Pause.“ Und als ich ihn dann allein hatte, da war der so klein mit Hut. Vor der Klasse, da muss man es doch "dem Lehrer zeigen".

Dann war da ein Schüler, der hatte sämtliche Strafen, die wir zur Verfügung hatten, schon hinter sich, jetzt hieß es, wenn er sich noch was leistet, dann kommt der Rauschmiss. Ich hatte ihn in der Mittelstufe gehabt, ich wusste aber gar nichts davon. Dieser Schüler erscheint eines Tages, ich war gerade im Sekretariat, und er hatte noch nach mir gesucht, weil ich nicht im Lehrerzimmer war. Er wollte sich von mir verabschieden. Da sage ich: „Ja wie, was?“ Er gehe lieber von alleine, als dass er rausgeschmissen wird. Da habe ich gesagt: „Ach wie schade, ich dachte immer, Sie würden Lehrer werden.“ Da guckt er mich ganz groß an und ich sage: „Ja, Sie hätten doch Verständnis, nicht?“ Und das war einer, da erinnere ich mich, da war er in der Mittelstufe und ich brauchte zu einer Stunde eine Landkarte. Ich weiß gar nicht mehr, was es für eine war und warum ich sie brauchte. Und der ist die holen gegangen, und ich war am Reden und Unterrichten, und der hatte die Karte aufgehängt, und dann merke ich so aus dem Augenwinkel, dass die Klasse grinst und sehe, wie der so hinter der Landkarte vorkommt und Grimmassen schneidet. Und da drehe ich mich so um und sage: "Also, wenn Du mit mir schäkern willst, tust Du's besser nach der Stunde." Hatte ich natürlich die Lacher auf meiner Seite. In derselben Klasse habe ich später mal gesagt: „Also, ich finde es ja wunderschön, dass ihr meine Schlagfertigkeit zu schätzen wisst. Aber wisst ihr, das hängt auch von meiner Tagesform ab. Wenn ich schlecht geschlafen habe oder daheim ist jemand krank, da ist mir einfach nicht nach Schlagfertigkeit

und nach Witzen zumute. Ich bin ja auch nicht hier her bestellt, damit ich Euch meine Schlagfertigkeit beweise, sondern ihr sollt ja schließlich etwas lernen bei mir.“

Einmal, das hat mich gefreut, war da eine Lehrerin, die hat eine Kollegin abgelöst, und die kriegte also von dieser anderen Lehrerin eine zehnte Klasse, und von mir hat sie die neunte Klasse übernommen. Und die sagte eines Tages zu mir: „Frau Aust, Ihre Schüler können Vokabeln und Grammatik besser als die in der zehnten.“ Und da sage ich: „Ja, wissen Sie, ich pauke immer noch. Und wenn es die Schüler auch im Augenblick nicht einsehen, in der nächsten Klasse sind sie dankbar dafür.“ Und ich bin auch mit den Kollegen ganz gut ausgekommen.

Ich wollte Ihnen eigentlich erzählen von der Mutter, die in der sechsten Klasse und auch schon in der fünften sich darüber beklagt hat, dass ich immer noch Hausaufgaben gebe. Und es war auch so, dass ich kontrolliert habe, ob die Hausaufgaben gemacht waren. Ich sage auch meinen Referendaren: „Ich würde nie sagen, sie kommen ohne Strafen aus.“ Das sage ich: „Ich will Ihnen den Versuch nicht verbieten, aber ich warne Sie. Sie können streng anfangen und dann nachlassen, wenn die Kinder wissen, dass sie streng können. Aber so kameradschaftlich oder kumpelhaft anfangen, und dann, wenn Sie merken, es geht nicht, dann die Zügel straffer anziehen, das ist nicht möglich.“ Ja, da war diese Frau, die ich vielleicht doch noch anrufe. In der Mittelstufe, da hatte ich die Klasse wieder, ich weiß gar nicht mehr, ob es einen bestimmten Anlass gab, jedenfalls kam sie zu mir, und da sagt sie: „Frau Aust, machen Sie es immer noch so, dass sie regelmäßig Hausaufgaben aufgeben? Also meine Tochter, die ist so abgefallen in der Mittelstufe. Ich möchte wissen, ob ich davon ausgehen kann, Sie hat Hausaufgaben auf. Wenigstens bei Ihnen.“ Und da dachte ich, dass jemand sagt: „Sie hatten recht“. Das ist ganz selten, und das möchte ich der Frau eigentlich immer mal sagen, aber es kommt mir irgendwie blöd vor, sie anzurufen und zu sagen: "Wie geht's eigentlich Ihrer Tochter? Wissen Sie, dass ich mich noch gerne an Sie und an Ihre Tochter erinnere?“

17. Lehrerin am gleichen Gymnasium wie die Kinder

Ich habe angefangen am Keplergymnasium und war da glücklich. Dann kam ich ans Uhlandgymnasium. Ich wollte gar nicht dahin, weil bereits meine Älteste am Uhlandgymnasium war und ich dachte, an der gleichen Schule sein – nein danke. Aber damals war die Situation so, dass man gesagt hat: „Also entweder Sie nehmen das Uhlandgymnasium an oder es ist nichts.“ Da habe ich es angenommen. Die erste, meine Tochter, da gab's intellektuell gar keine Schwierigkeiten mit ihr, nur: sie hat dieses Latein

zuerst überhaupt nicht ernst genommen. Sie hat in der ersten Arbeit, glaube ich, eine sechs geschrieben und der Lehrer hat drunter geschrieben: „Das hätte ich nicht von Dir erwartet“. Aber beim Zweiten, dem Älteren, da habe ich in einem bestimmten Alter dann mal gesagt, ob er nicht doch wechseln sollte aufs Keplergymnasium, weil ihm also Latein von Anfang an Schwierigkeiten bereitete. Dann, wie das Griechisch anging, das war beinahe eine Katastrophe.

Und da hat einmal ein Lehrer in der kleinen Pause – man rennt von einem Klassenzimmer zum anderen – so gesagt: „Also Ihr Jochen hat doch wieder eine Fünf geschrieben.“ Da habe ich dann in der nächsten Konferenz, wo alle Kollegen da waren, gesagt: „Also jetzt möchte ich mal ein Wort an alle Kollegen richten: Wenn eines meiner Kinder in der Schule entweder sich schlecht benimmt oder aber in den Noten miserabel ist rufen Sie mich bitte zu Hause an. Zu Hause bin ich Mutter und ganz Ohr aber nicht hier in der Schule. Wenn mein Kopf voll ist von den Eindrücken der letzten Stunde und voll von dem, was ich in der nächsten Stunde will.“ Aber dieses Trennen. Ich habe einmal einen Kollegen überhaupt nicht verstanden, jedenfalls war ich geradezu entgeistert. Im Geschichtsunterricht habe ich auch so meine Methode gehabt und das hat manchen Eltern nicht gefallen. Aber ich hatte da eine besondere Art zu prüfen und habe vorher gesagt: "Also, wer eine vier haben will, muss mindestens das und das und das können, und wer eine drei haben will, sollte auch noch das können, was ich ins Hausheft Geschichte diktieren habe. Und wer gut ist, der soll sich auch noch außerhalb ein bisschen auskennen, was im Buch steht und so weiter." Und ich musste dem Sohn eines Kollegen eine Fünf geben. Und der Kollege kommt zu mir und er sagt: "Frau Aust, das macht man unter Kollegen einfach nicht." Dass man einem Kollegenkind eine fünf gibt in dem Fach, das gehört sich sozusagen nicht. Hab ich damals gedacht, was sind das für Leute, wo also diese Vetterleswirtschaft so weit geht. Ich dachte dann aber: „Vielleicht hast du es ganz falsch verstanden. Vielleicht hat der Kollege gemeint, ohne dass du ihm vorher einen Tipp gibst: „Sie, ihr Sohn ist in Geschichte so schlecht, wollen Sie da nicht ein bisschen Druck dahinter bringen, dass ich ihm wenigstens mit Recht eine Vier geben kann?“ Vielleicht hat er das gemeint, das macht man so nicht.

18. Andere Verstehen

Man kann auch einen Kollegen falsch einschätzen, nur weil man seine Nase nicht mag oder die Art nicht mag, wie er spricht, was auch immer. Da muss ich sagen, da lerne ich heute noch dazu. Denn es fällt mir schwer, bei Menschen, die ich mag, die mir einfach sympathisch sind, Meinungen festzustellen, mit denen ich überhaupt nicht klar komme. Und es ist dann auch das Verhältnis nicht so, dass ich mich mit ihnen unterhalten könnte. Ich kann mich nicht

einfach nur um Verstehen bemühen. Wenn es jemand ist, der mich irgendetwas angeht, den kann ich fragen. „Ja, so hab ich das noch nie gesehen. Vielleicht, wenn ich das mehr in Betracht ziehe, dann kann ich vielleicht doch verstehen, warum Sie diese Meinung haben oder jene.“ Einmal dieses „Gut Gemeint ist noch lange nicht gut.“ Es geht darum, die Meinung der anderen auch dann zu respektieren, wenn man sie nicht versteht. Und ich muss sagen, das fällt mir schwer. Also ich versuche es immer, wenn es möglich ist, wenn es also Leute sind, die mir wirklich nahe stehen.

Es steht mein 85. Geburtstag an. Es gab eine Zeit, da hatte ich richtig Angst davor. Weil, so wie ich augenblicklich schlecht dran bin, so strengt mich alles furchtbar an. Auch freudige Ereignisse strengen an. Und da habe ich gedacht: „Um Gottes willen, dann werden sie das machen und dann werden sie das machen, und du musst dich freuen drüber, auch wenn du denkst, also ich würde lieber was ganz anderes tun. Aber das, was du eigentlich möchtest, so wie du verliebt bist in bestimmte Sprüche oder diese entzückenden Zeichnungen, wundervoll!“ Darüber sprechen, das würde mir Spaß machen. Oder ich bin auf eine Sache gekommen, da kann ich den Enkeln mal sagen: „Bitte erzählt mir doch, was ihr gerne lest oder irgendetwas was Euch aus Eurer Schulzeit haften geblieben ist, das interessiert mich immer noch. Gibt es ein Buch, das ihr in der Schule gelesen habt, was ihr heute noch mal lesen würdet, wenn ihr Zeit hättet, das möchte ich sie fragen. Noch lieber meine Kinder.“

Studien-Erinnerungen von Dr. Karin Staesche

Meine Wahl, in Tübingen zu studieren, kam durch meine Eltern, die beide in den zwanziger Jahren in Tübingen Geologie studiert hatten und begeistert von ihrer Studienzeit erzählten. Ich selbst wollte gern meine Lieblingsfächer Organische Chemie und Biologie im Studium vereinen, aber nicht fürs Lehramt. Auf den Rat meiner Chemie-Lehrerin entschloss ich mich zum Pharmaziestudium.

Als Pharmazeutin machte man damals vor dem Studium ein zweijähriges Praktikum in einer Apotheke, das mit einem Vorexamen abschloss. Erst dieses berechtigte zum Pharmaziestudium. Mit dem Vorexamen hatte man auch die Berechtigung in Apotheken zu arbeiten und sich damit in den Semesterferien das Studium zu verdienen. Das war für mich, als Älteste von fünf Geschwistern, sehr wichtig, da wir damals noch Studiengebühren zu zahlen hatten.

Für das Leben bekam ich allerdings von meinen Eltern pro Semestermonat 80 Mark bis zum Staatsexamen - was bei Sparsamkeit durchaus reichte, denn mein kleines Mansardenzimmer in der Neckarhalde (acht Quadratmeter mit ausschließlich schrägen Wänden, ohne fließend Wasser, mit Kanonenofen und mit kleinem, weit ausgebautem Fenster, das als Schreibtisch diente) kostete nur 25 Mark im Monat. In diesem Zimmer bereitete ich mich aufs Staatsexamen vor und lebte dort insgesamt neun Jahre. Erst als das Zusammenschreiben meiner Doktorarbeit bevorstand, zog ich in ein komfortableres, größeres Zimmer.

Durch das Apothekenpraktikum waren wir Pharmazeuten zum Studienbeginn zwei Jahre älter und auch reifer als viele Studenten, die direkt von der Schule kamen. Die Theorie, die ich für das Vorexamen lernte, erhöhte die Freude aufs Studium und erleichterte das Verstehen der Vorlesungen im ersten Semester.

Ich begann mein Studium mit 23 Jahren im Sommersemester 1955. Damals sagte der Rektor bei der Rektoratsübergabe, dass im Sommersemester 1954 erstmals die Zahl von 5000 Studenten überschritten wurde, und auch im Winter über 5000 geblieben ist. Ob er etwas über die Zahl der studierenden Frauen gesagt hat, - 49 Jahre nach Beginn des Frauenstudiums – ist mir nicht in Erinnerung.

Der Frauenanteil war aus meiner Sicht damals schon ganz normal. In der Pharmazie wurde er auf sechzig Prozent begrenzt, sonst wäre er wahrscheinlich noch höher, aber auch in der Botanik lag er sicher bei mehr als fünfzig Prozent. Das Verhalten der Professoren und Assistenten zu uns Studenten war durchaus normal, es gab weder Diskriminierungen noch Bevorzugungen der weiblichen Studenten.

Auch unter uns Studenten spielte das Geschlecht keine Rolle. Wir waren in unserem ganztägigen Praktikum im Labor eine große Gemeinschaft, halfen uns gegenseitig mit Geräten und Chemikalien aus, die man damals, einschließlich des destillierten Wassers, selbst zahlen musste und gab Tipps weiter, wenn man eine Erleichterung der Arbeit gefunden hatte. Wenn mal jemand (meist waren es die männlichen Studenten) seine Laborarbeit nicht durch die Vorlesung unterbrechen wollte, wurde er oder sie durch uns andere über den Inhalt der Vorlesung informiert.

Auch Spaß hatten wir in dieser Gemeinschaft. So haben wir –ausgerechnet während des praktischen Teils des Staatsexamens (1958) - am Faschingsdienstag jeder irgendeine verrückte Kopfbedeckung getragen, die unsere Arbeit nicht behinderte aber doch für eine fröhliche Stimmung sorgte.



Bei all dem war es aber üblich, sich mit Herr... beziehungsweise Fräulein ... per Sie anzureden (ausgenommen natürlich Freundinnen oder Freunde untereinander). Außerhalb des Praktikums und der vorgeschriebenen Vorlesungen und Übungen in den anderen Fächern lernte jeder für sich oder tat auch etwas anderes.

Ich habe von Anfang an auch zusätzliche Vorlesungen gehört und an Übungen teilgenommen, für die ich keinen Schein fürs Examen benötigte, z. B. in Biochemie und vor allem in Botanik. Dadurch brauchte ich die Abende und die übrige Freizeit voll, um die Vorlesungen nachzuarbeiten und das theoretische Wissen für die Praktika zu vertiefen. Meine „Freizeitaktivitäten“ bestanden im wesentlichen in der Teilnahme an botanischen Exkursionen. Obwohl ich, im Gegensatz zu den Biologiestudenten, dafür keinen Schein brauchte, konnte ich doch an jeder Exkursion teilnehmen, zu der ich mich angemeldet hatte. Dadurch lernte ich nicht nur die Flora, sondern zugleich die nähere und weitere Umgebung im Rahmen des Studiums kennen.

Bei den Doktoranden war der Frauenanteil wesentlich geringer. Im Pharmazeutischen Institut kann ich mich nur an zwei Doktorandinnen erinnern, die aber gar nicht am Unterricht beteiligt waren. Erst etwa acht bis zehn Jahre später unter dem Nachfolger gab es ein paar Doktorandinnen mehr, eine von ihnen arbeitete als Vorlesungsassistentin. In der Botanik gab es nur wenig mehr Doktorandinnen. In der Pharmakognosie (eigentlich „Pharmazeutische Botanik“), wo ich von 1959 bis 1967 promovierte, waren von insgesamt sieben Doktoranden immerhin nacheinander drei Frauen. Eine assistierte als wissenschaftliche Hilfskraft in den mikroskopischen Übungen und Vorlesungen bis zu meinem Staatsexamen. Anschließend machte ich dasselbe bis zu meiner Promotion.



Während dieser Zeit nahm die Zahl der Pharmaziestudenten so stark zu, dass wir in den meisten Semestern zwei, oft auch drei oder vier Übungen doppelt abhalten mussten. Auch damals lag der Frauenanteil bei etwa sechzig Prozent.

Professorinnen oder Dozentinnen gab es in meinen Fächern gar nicht. Aber während ich promovierte, habilitierte sich eine Dame in der Speziellen Botanik. Sie gab auch selbstständige Kurse. Am Botanischen Institut war eine bereits ältere Wissenschaftlerin angestellt, von der gesagt wurde, ihr habe man die Habilitation verweigert. Sie hielt sehr interessante Vorlesungen über sekundäre Pflanzenstoffe, die ich regelmäßig besuchte. Da sie aber nicht zu den fürs Examen notwendigen Vorlesungen gehörte, waren wir immer nur ganz wenige Hörer. Von ihr erhielt ich gute Anregungen für die Mikrophotographie und für die Gestaltung der verschiedenen Tabellen und Kurven in meiner Doktorarbeit. Ein Kommilitone hat seine Doktorarbeit unter ihrer Anleitung gemacht, galt aber offiziell als Doktorand des Institutsleiters.

Ich wollte gern bei der Wissenschaft bleiben. Mein Doktorvater hat mit auch gut zugeredet und mir sogar ein Forschungsstipendium verschafft. Da er aber als Apl. Professor kurz vor der Pensionierung stand, wurde mir nicht nur die jahrelang versprochene Assistentenstelle aus Rücksicht auf den Nachfolger verweigert, sondern der Institutsleiter erklärte mir, dass er mich zwar für ebenso gut halte wie seine männlichen Assistenten, aber als Frau müsse ich dreimal so gut sein, und das wäre doch wohl nicht der Fall – was ich zugeben musste.

Damals (1968/69) hatte ich den Auftrag, im Handbuch der Lebensmittelchemie die Gewürze zu bearbeiten. Dafür musste ich Literaturstudien auch in der Institutsbibliothek des Pharmazeutischen Instituts betreiben. Dabei traf ich den dortigen Institutsleiter, der sich sehr erstaunt zeigte, was ich denn immer noch im Institut mache. Ich hätte doch meine wissenschaftliche Arbeit abgeschlossen und hätte damit die Uni zu verlassen. Er ließ mich zwar weiter arbeiten, als er den Grund erfahren hatte, aber ich hatte den Eindruck, unerwünscht zu sein.

So habe ich schließlich bei der Pharmazeutischen Industrie eine mir angebotene Stellung als Pharmakognostin in der Phytoforschung angenommen. Bei meiner Arbeit konnte ich einen großen Teil dessen, was ich bei Studium und Promotion gelernt hatte, verwerten. Aber diese Begeisterung, die ich in Tübingen hatte, hatte ich leider nicht mehr in dem Maße, wenn auch die Arbeit mir Freude machte.

Interview mit Frau Prof. Dr. Doris Knab
Das Interview wurde am 30. Januar 2004
von Eva Bronner geführt



- 1928 Doris Knab wird am 9. Juli in Stuttgart geboren. Sie besucht die Schule in Stuttgart, Leipzig, München und Tuttlingen. Abitur im Jahr 1948.
- 1948 Beginn des Studiums der Fächer Deutsch, Geschichte, Französisch und Pädagogik an den Universitäten Tübingen und München.
- 1955 Erste Staatsprüfung für das Lehramt an höheren Schulen an der Universität Tübingen. 1957 folgt das zweite Staatsexamen.
- 1955 Beginn der nebenamtlichen (ab 1959 hauptamtlichen) Tätigkeit als wissenschaftliche Referentin für den Deutschen Ausschuss für das Erziehungs- und Bildungswesen in Bonn.

- 1956 Beginn ihrer Tätigkeit als Lehrerin an Mädchen- und Jungengymnasien im Schuldienst des Landes Baden-Württemberg.
- 1960 Promotion zum Dr. phil. an der Universität München.
- 1964 Beginn der Tätigkeit als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin.
- 1971 Direktorin der Abteilung III (Theorie und Praxis) am Deutschen Institut für wissenschaftliche Pädagogik in Münster.
- 1982 Professorin für Schulpädagogik an der Universität Tübingen.
- 1985 Dekanin der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften.
- 1986 Mitglied in der Senats-Kommission zur Förderung von Wissenschaftlerinnen und Studentinnen (bis 1994).
- 1989 Erste Frauenbeauftragte der Universität Tübingen (bis 1994).
- 1989 Landessprecherin der Frauenbeauftragten an den wissenschaftlichen Hochschulen des Landes Baden-Württemberg (bis 1992).
- 1991 Sprecherin der Bundeskonferenz der Frauenbeauftragten (bis 1992).
- 1994 Verleihung der Silbernen Universitätsmedaille durch den damaligen Präsidenten der Universität Tübingen, Dr. h.c. Adolf Theis.
- 1997 Verleihung des Bundesverdienstkreuzes Erster Klasse.
- 2000 Verleihung der Ehrendoktorwürde der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg.

1. Schulzeit und Kriegserfahrungen

Wir wurden in München ausgebombt, und meine Mutter und ich wurden dann von einer verwitweten Schwester meines Vaters in Tuttlingen aufgenommen. Mein Vater musste in München bleiben, er war während des Kriegs für die Reichsbahn ständig unterwegs, um deren Fernmeldeverbindungen in Gang zu halten beziehungsweise immer neu zu reparieren. Deswegen war er auch nicht im Feld. Er war an der so genannten Heimatfront pausenlos

unterwegs. Ich habe ihn da nur selten gesehen und habe da immer nur diesen Satz im Ohr: „Kind, pass auf deine Mutter auf“, und weg war er.

Ich habe deswegen in Tuttlingen Abitur gemacht, weil meine Eltern gleich nach dem Krieg in München gar keine Wohnung hatten, nur ein 13 qm großes Zimmer, in dem auch gekocht werden musste. Wenn ich da zu Besuch gekommen bin, dann musste man den Tisch, der in der Mitte stand, zerlegen, so dass ich auf dem Fußboden schlafen konnte. Meine Eltern haben dann aber im Lauf der Zeit in München wenigstens eine kleine Wohnung bekommen, und ich bin eben deswegen, weil ich auch mit dem Tuttlinger Abitur sofort eine Zulassung zum Studium bekommen habe, in Tübingen geblieben. Das war das einfachste, in Tübingen anzufangen. In der zerbombten Münchner Universität hätte ich auch erst ein Semester Trümmer beseitigen und solche Dinge machen müssen, während man in dem damaligen Württemberg-Hohenzollern, das war ja die französisch besetzte Zone, mit einem bestimmten Abiturdurchschnitt sofort studieren durfte. Den hatte ich gottlob. Aber ich bin deswegen dann im Studium zwischen den Universitäten Tübingen und München gependelt.

Wir haben uns sehr häufig, wenn nachts Fliegerangriffe waren, natürlich morgens in der Schule eingefunden, aber dann sind wir verteilt worden zu irgendwelchen Hilfsdiensten: Lebensmittel ausgeben oder Fenster flicken, auch Dächer habe ich gedeckt, und deswegen bin ich mir nie darüber klar geworden, was mich an der Schule hätte stören können. Und in Tuttlingen, wo es nur ein Gymnasium gab, war das notgedrungen koedukativ, und gegen Kriegsende konnte und sollte man nicht mehr zum Mädchengymnasium nach Rottweil fahren. Fahrschülerin zu werden, das kam nicht in Frage, weil die Züge dazu schon zu unregelmäßig verkehrt haben und außerdem ja auch beschossen wurden.

Erst als ich in dieser notgedrungen koedukativen Schule war, ist mir aufgegangen, dass mich das genervt hat, dass das in München Mädchen waren von einer Gängigkeit, wie sie sich in der Pubertät einstellt und in einer reinen Mädchenschule mindestens damals viel stärker zum Ausdruck gekommen ist als heute. Aber man sieht das doch nur bei den anderen. Ich war wahrscheinlich nur anders gängig. Worüber ich auch nur den Kopf schütteln konnte, als ich da vor dem Abitur war und mir das schon lange klar war mit dem Studium, war als eine angeheiratete Tante zu mir sagte: „Ja, du musst dir über eines klar sein, du kannst studieren oder heiraten, beides geht nicht.“ Sie hatte so richtig den Weg der höheren Tochter gemacht und hatte geheiratet, und ihr wäre es nie in den Sinn gekommen zu studieren oder überhaupt auch nur berufstätig zu sein, das hatte sie ja doch nicht nötig. Das habe ich mir alles aber erst viel später klar gemacht. Ich habe damals nur den Kopf geschüttelt. Dabei habe ich mir

übers Heiraten noch keine Gedanken gemacht, nur dass das eine Alternative sein sollte, das war jenseits meiner Vorstellungswelt.

Meine Eltern haben das genauso gesehen. Für meine Eltern war es selbstverständlich, dass ich ganz ohne ihre gütige Mitwirkung in der Schule gut bin. Und es wurde auch keinerlei Druck ausgeübt. Mein Vater sagte: „Meine Tochter hat doch keine Schwierigkeiten in der Schule.“ Genauso fern ist mir damals aber auch irgendeine Art von Berufskalkül gelegen. Es musste also irgendwie weitergehen, und wie das Studium zu finanzieren war, das stand überhaupt in den Sternen. Und das ist dann ziemlich abenteuerlich gegangen.

Damals war ja im allgemeinen Elend die Schule was ganz Herrliches. Die Schule hat einem die Welt eröffnet. Außerdem hatten wir in Tuttlingen zum Teil ganz hervorragende Lehrer, die im Dritten Reich dahin strafversetzt worden waren und die dann nach und nach aus dem Krieg zurückgekommen sind. Feste Lehrpläne, die gab es ja auch erst im Lauf der Zeit, und Schulbücher waren auch nicht vorhanden, das heißt Schule wurde gehalten aus den Bücherschränken der Lehrer und der Verwandten und Freunde der Lehrer, und das war einfach aufregend. Da hat man Bücher lesen können, von denen man vorher nie gehört hatte. Und auch in Frieden in die Schule gehen zu können, es fallen keine Bomben mehr, man muss nachts nicht raus. Dass man gefroren hat, dass man Hunger hatte das war... Na gut, wir waren jung und vergnügt und wir haben Theater gespielt und Lesezirkel gegründet und gesungen im Chor und musiziert und, und, und. Unsere Nachmittage und Abende waren ausgefüllt noch und nöcher.

Die Freundschaften, die damals geknüpft worden sind, das waren Freundschaften unter solchen, die es an diese vom Krieg verschonten Orte verschlagen hat. Die halten bis zum heutigen Tag. Da kamen dann eben Flüchtlinge aus Schlesien zu ihren dort lebenden Verwandten. Mitten im Winter kam da ein Geschwisterpaar aus Breslau, deren Mutter und Großmutter in Breslau drin waren und die Besetzung durch Polen und Russen miterleben mussten und erst viel später rausgekommen sind. Und wir haben uns natürlich zusammengetan. Erstens waren wir die, die nichts hatten, und zweitens waren wir die, die man auch auslachen konnte, denn wenn wir eine Sirene gehört haben, da sind wir gerannt, in den nächsten Keller. Und das konnten diese Tuttlinger überhaupt nicht verstehen, denn da war nie eine Bombe gefallen.

Mit den Flüchtlingen haben wir das bisschen, was wir hatten, eben ausgetauscht. Ein Teller gegen ein Messer. Wir hatten einen Erfahrungshintergrund, vor dem wir uns verständigen konnten, und für die anderen waren wir ja unerwünschte Zuzügler, die Raum und Nahrung beansprucht haben, was beides knapp und knapper wurde. Das hat sich in der Schule

ausgeglichen, da hat sich das nicht so sehr gezeigt. Aber die engsten Freundschaften, die sind so entstanden. Allerdings sind wir, sobald unsere Eltern dann anderswo wieder etwas gefunden haben, auch wieder auseinandergerissen worden.

Ich hatte eine sehr enge Freundin, die war mir um zwei Semester voraus. Die hatte ich schon als Abiturientin kennen gelernt und habe sie dann in Tübingen wieder getroffen, und das war sehr wichtig für mich. Wir hatten zwar nur Französisch als gemeinsames Fach, sonst hat sie andere Fächer studiert, aber sie konnte mir behilflich sein, auch einfach im Studium, wie studieren geht. Sie war auf doppelte Weise wichtig. Ich habe sie kennen gelernt gleich nach meinem Abitur im Sommer 1948 beim allerersten deutsch-französischen Abiturientinnen- und Studentinnentreffen, das es überhaupt gegeben hat. Daraus hat sich im übrigen eine Verbindung nach Frankreich ergeben, die auch bis heute andauert.

Es hat an einer sehr interessanten katholischen Pariser Privatschule, Saint-Marie de Neuilly, eine Deutschlehrerin gegeben, Mademoiselle Rennand, die wegen ihrer Verdienste um deutsch - französische Begegnungen gerade der Jugend in späten Jahren das Bundesverdienstkreuz bekommen hat. Diese Mademoiselle Rennand hat gegen alle Widerstände der Besatzungsmacht, die gesagt hat, dass das doch viel zu gefährlich und viel zu schwierig sei mit den Quartieren, mit der Ernährung und so, durchgesetzt, dass sie mit Absolventinnen dieses Collèges eine Deutschlandfahrt machen durfte. Die sind dann also nach Freiburg gekommen. Sie sind, glaube ich, sogar bis nach Köln gelangt. Sie waren aber auch für ein paar Tage im Sonnenhaus im Umfeld des Klosters Beuron, und einer der Beuroner Patres, hat die Gruppe dort betreut. Über Beuron sind auch deutsche Studentinnen und Abiturientinnen dorthin eingeladen worden, um Begegnungen möglich zu machen.

Weil mein ehemaliger Klassenlehrer Felix Messerschmid Verbindungen auch nach Beuron hatte, haben die Beuroner ihn gefragt, ob er nicht mit ein paar Abiturientinnen, das war nun wirklich eine Frauensache, Lust habe, zu kommen. Er selber hat dort auch einen kleinen Vortrag gehalten und hat mich mitgenommen nach Beuron. Ich war die einzige, die greifbar war, in unserer Klasse gab es zwar ein paar Abiturientinnen, aber ich war, glaube ich, die einzig greifbare, die katholisch war und das war für dieses Umfeld und diese aus einem katholischen Collège kommenden Mädchen wohl ganz angebracht. So war ich also dort, nur einen Tag. Aber das war ein ganz reicher, ungeheuer aufregender Tag mit vielen Gesprächen.

2. Immatrikulation zum Studium

Dass studieren dürfen ein Privileg ist, das war nicht nur mir wirklich bewusst. Ich glaube, da hat es nur ganz wenige gegeben, also aus Familien, wo man schon seit Generationen studiert hat, die sich dessen nicht als Privileg bewusst waren. Für uns war das erstens überhaupt und zweitens nach dem Krieg und in diesem ganzen gesellschaftlichen und politischen Umbruch wirklich eine Verpflichtung. Ich war damals unfähig zu verstehen, dass jemand nicht weiß, was er studieren will. Man studiert das, was einen interessiert. Und dass man nicht mit ausgeprägten Interessen aus der Schulzeit hinausgeht, das konnte ich mir schon gar nicht vorstellen. Was natürlich damit zusammenhängt, dass für uns die letzten Gymnasialjahre just nach Kriegsende ungeheuer wichtig und ungeheuer lohnend waren.

Im Wintersemester 1948/49 habe ich angefangen zu studieren. Die Bescheinigung davon hat sich erhalten und das Portrait des Rektors Erbe, der Jurist war, hängt im heutigen Großen Senat in der Neuen Aula. Die Immatrikulation hat sich im Festsaal abgespielt. Da wurden alle Neuimmatrikulierten zusammengerufen und der Rektor stand im Talar am Fuß der Dozententribüne, flankiert von den Pedellen. Der Rektor trug also Talar, Amtskette, weiße Handschuhe und wir traten in Zweierreihen vor und dann einzeln und haben dem Rektor in die Hand gelobt, „den akademischen Gesetzen Gehorsam zu leisten“, und dabei wurden die weißen Handschuhe immer grauer. Der Gelöbnisakt damals war mir ernst und wichtig.

Was ich nicht mehr weiß, ist, ob damals dem Rektor, was bei großen Anlässen durchaus der Fall sein konnte, dieses berühmte Katharinenzepter der Universität Tübingen von einem Pedellen voran getragen wurde. Dieses Zepter wandert ja von Ausstellung zu Ausstellung, wenn es nicht im Tresor ruht. Aber wenn ich Jahrzehnte später, als ich Frauenbeauftragte war, dem damaligen Präsidenten Theis ein wenig auf die Nerven gehen wollte, dann habe ich gesagt, ich verlange nächstens, dass bei bestimmten Anlässen der Frauenbeauftragten das Katharinenzepter voran getragen werde. Denn es dürfe ja nicht in Vergessenheit geraten, dass just diese Katharina, also eine Frau, die Patronin der Studierenden und der Universitäten sei. Die habe ja den versammelten Gelehrten zu Alexandria ins Angesicht widerstanden, und nur weil man sie argumentativ nicht habe überwältigen können, habe sie das Martyrium erleiden müssen. Diese Überlieferung ist natürlich weithin Legende. Aber interessant ist, dass sie gerade in der Gründungsphase der mittelalterlichen Universitäten, bei denen eine Art studentischer Initiativen eine Rolle gespielt hat, so wirksam war. Der Präsident hat bei dieser Erinnerung natürlich nur geschmunzelt. Außerdem kann man sich Frauen ja auch vom Leib halten, indem man sie heiligt.

3. Fächerwahl und persönlicher Werdegang

Ich habe einerseits das studiert, was mich interessiert hat, und andererseits konnte man sich damals, wenn man nicht bemittelt war, für eine Frau überhaupt nichts anderes vorstellen als Lehrerin, allenfalls Ärztin, aber da hätten die Eltern schon etwas mehr Hintergrund bieten müssen fürs Studium, denn als ich anfang 1948, da waren die Stipendien noch nicht wieder erfunden. Ich habe also Deutsch, Geschichte und Französisch aufs Lehramt studiert – man brauchte damals ein Hauptfach und zwei Nebenfächer. Französisch sage ich immer ganz leise, das war eben das Fach, das so mitgelaufen ist. Ebenso die Pädagogik, damals ein genauso beschämend niedriger Anteil wie noch heute für die Lehramtsstudenten. Das Interesse dafür und das Ausweiten von Pädagogik, das ist dann erst im Lauf der Zeit gekommen, und eigentlich erst mit allen Kräften, als ich schon Lehrerin war und dann beurlaubt wurde zu dem deutschen Ausschuss für das Erziehungs- und Bildungswesen. Das war der Vorläufer, der heute meistens vergessene Vorläufer des Deutschen Bildungsrats, das erste, von Bund und Ländern gemeinsam berufene Gremium, das Reformprogramme für das Bildungswesen ausarbeiten sollte. Da habe ich zuerst neben der Schule her protokolliert. Als die die Stelle einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin oder eines Mitarbeiters endlich bewilligt bekamen, das war noch nicht so wie heute, solche Gremienarbeiten mit großen Apparaten, da hatten sie sich so an mich gewöhnt, dass sie sich überhaupt nichts anderes vorstellen konnten als dass ich das mache. Und dann bin ich aus dem Schuldienst beurlaubt worden, und das war dann, nachdem ich schon vorher da etwas mehr gemacht hatte, wirklich so was wie ein Crash-Aufbaustudium in Pädagogik. Ich musste einfach, schon um diese Beratungen vorbereiten und hinterher auswerten zu können, soviel arbeiten, und diese Debatten, an denen auch Pädagogen wie z.B. Erich Weniger teilgenommen haben, die waren so interessant, dass mich das in die Pädagogik hineinkatapultiert hat. Also wurde die dann ein wenig zum Hauptberuf.

Als ich dann Referendarin war, war es ähnlich wie heute, dass man nur mit einem bestimmten Notenschnitt in den Schuldienst übernommen wurde und auch nur immer eine bestimmte Zahl eine Stelle kriegen konnte. Wenn man dann drin war, musste man sich verpflichten, auf jeden Fall eine bestimmte Zahl von Jahren zu bleiben, damit für den Staat die Kosten der Referendarausbildung wieder reingekommen sind. Ich weiß nicht mehr genau, wie die Bedingungen waren, das wechselt ja auch immer wieder. Auch ich bin lange genug im Schuldienst geblieben. Ich bin immer wieder ohne Bezüge beurlaubt worden zu diesem Ausschuss und erst später ganz ausgestiegen. Ich kann also noch heute die Leute damit erheitern, dass ich nicht nur Professorin bin, sondern auch Oberstudienrätin a.D. Da

kriege ich zwar kein Ruhegehalt, aber ich habe als Oberstudienrätin den Schuldienst verlassen.

Ich habe erstes Staatsexamen 1955 gemacht und war Assessorin 1957. Aber weil ich in den Schuldienst gegangen bin, habe ich kaum noch Kontakt mit meinem Doktorvater gehabt. Ich habe dann über Jahre fast ohne Kontakt gearbeitet. Also nur immer wieder mal ein Brief, dass man noch dran ist. Und seine Frau hat nicht daran geglaubt, dass das noch was wird nach der langen Zeit. Ich habe später erfahren, dass die mich schon aus der Doktorandenliste gestrichen hatte, so dass quasi das Feld, in dem ich gearbeitet habe, frei war. Es war ein glücklicher Zufall, dass nicht jemand anderes mein Thema aufgegriffen hat. Gut, dass ich das nicht erfahren habe, sonst wäre das Durchhalten für mich vielleicht noch schwieriger gewesen.

Ich war aber fasziniert von meinem Thema. Ich wollte da was rauskriegen, worauf noch keiner verfallen war. Ja, es ist lustig; als ich in einem ganz anderen Fach war als Professorin, da kam raus, dass meine Dissertation noch immer bei Germanisten in bestimmten Seminaren zur Pflichtlektüre gehört. Da hat offenbar keiner mehr so recht weitergemacht später, denn das Normale ist doch, dass man ganz schnell überholt wird.

4. Finanzierung des Studiums

Mein Vater hat mir am Anfang des Studiums gesagt, ich kann dir 50 Mark für das Studium geben, und wenn du es damit nicht schaffst, dann muss irgendetwas anders sein. Damals konnte man noch äußerst billig leben, und weil alle vom Krieg her nichts mehr hatten und alle schlecht gekleidet waren und man ja am Anfang zum Teil noch Lebensmittelmarken hatte, ist es überhaupt nicht aufgefallen, wenn man kein Geld hatte. Alle waren irgendwie graue Mäuse, und alle haben sich irgendwie durchgeschlagen, alle waren aber vergnügt und lebenshungrig und zukunfts zugewandt. Ich habe eben in den Semesterferien gearbeitet. Weil in meiner Klasse in Tuttlingen eine Tochter des Fabrikbesitzers Rieker gewesen war, konnte ich dort im Büro arbeiten. Dann habe ich später mal angefangen mitzuarbeiten bei einer schließlich nicht zustande gekommenen Neubearbeitung eines deutschen Messbuches. Das waren ja damals die allerallerersten Anfänge der Liturgie-Reform in der katholischen Kirche, die darauf zielte, dass das Volk doch verstehen sollte, was im Gottesdienst passiert. Es sollte ein deutschsprachiges Messformular geben, da waren schon zwei in Konkurrenz zueinander vorhanden. Das eine hieß Schott, das andere hieß Bomm.

Die sollten dann aber zusammengeführt werden. In diesem Umfeld war auch mein früherer Klassenlehrer mit tätig und hat mir da ein bisschen Verdienstmöglichkeiten besorgt.

Ab den mittleren Semestern konnten erstens meine Eltern mir etwas mehr geben, und dann habe ich von verschiedenen Verwandten – also gestückelt in kleinen Beträgen – zinslose Darlehen bekommen monatlich. Das war so das erste was ich, als ich dann im Beruf war, wieder abgestottert habe. Nur dass einen damals solche Schulden überhaupt nicht geschreckt haben, weil man wusste, es kann nur besser werden, und wenn man sich anstrengt, dann findet man irgendwie einen Zugang. Aber 1955 beim Staatsexamen, da hatte ich schon den Eindruck, es ist höchste Zeit, dass ich jetzt fertig werde. Die Verhältnisse hatten sich normalisiert, und die Unterschiede zwischen Studenten und Studentinnen, die von zu Hause genügend Zuschüsse bekommen konnten, und den anderen, die wurden immer deutlicher. Zumal bei sehr knappen Stipendienmöglichkeiten oder wenigstens der Hörgelderstattung, denn damals haben wir noch Gebühren bezahlt. Und auch der Unterschied zwischen gut und schlecht Gekleideten oder solchen, die mitkonnten zu Exkursionen und anderen, für die Exkursionen schlichtweg zu teuer waren, dieser Unterschied wurde immer deutlicher.

5. Quartiersuche

Aber der Studienanfang, der war völlig chaotisch, schon die Quartiersuche. Es hat damals kaum Studentenzimmer gegeben, und wenn man kein Geld hatte, dann war es doppelt schwierig, was zu bekommen. Wir sind da zunächst einfach von Haus zu Haus gegangen und haben gefragt, und dann hat es sich durch Zufall ergeben, dass ich einziehen konnte bei einem Arzt, geschieden, allein lebend, den meine Mutter aus ihrer Kinderzeit kannte. Eine Nichte, die Zahnmedizin studiert hat, die hat er in einem Dachzimmer in der Karlsstraße aufgenommen. Es ist, glaube ich, das Haus, in dem jetzt die Volksbank ist. Und in diesem Zimmer hatte ein zweites Bett Platz. Die andere Studentin hat sich bereit erklärt, mich da mit wohnen zu lassen, und die Miete war dann gleich null unter der Bedingung, dass wir diesem Arzt den Haushalt geführt haben. Das war aber schwierig und sehr kompliziert, wir hatten keinen Hausschlüssel, und es war ein ziemlich abenteuerliches Wohnen, auch nicht richtig beheizt. Und im nächsten Semester bin ich mit dieser Zahnmedizinerin weggezogen. Wir haben dann miteinander immer weiter gesucht und haben für einen Sommer, miteinander ganz billig ein Zimmer in Derendingen gehabt, wo aber die Vermieterin immer durch unser Zimmer durch musste in ihr Schlafzimmer. Und die hatte da dann auch manchmal Besuch und das war alles etwas schwierig. Aber im dann folgenden Winter hatten wir miteinander ein

Zimmer in der Unterstadt irgendwo in der Ammergasse, wo ich dann auch mal, als ich einen anderen Mantel anziehen wollte, einen Schlüssel in der Manteltasche gefunden habe, aus dem hervorging, dass, wenn ich nicht da war, die Tochter der Vermieterin meinen Mantel getragen hat.

Nach diesen ersten drei Semestern bin ich für zwei Semester nach München gegangen. Danach hat die Freundin, die ich in Beuron kennen gelernt hatte, erreichen können, dass ich nun mit einer Volkswirtin zusammenziehe. Meine Freundin selbst hatte in dem Haus unterm Dach ein Zimmer, ein sehr begehrtes Zimmer mit einer wunderbaren Aussicht über den Neckar hin. Die Volkswirtin und ich konnten im ersten Stock zusammen ein Zimmer haben. Sie war aber, weil sie in Stuttgart wohnte, bei Ihrem Vater im eigenen Haus, gar nicht jeden Tag in Tübingen. Mindestens ist sie übers Wochenende immer weggefahren, was ich nicht konnte. Da hat sich dann die studentische Existenz doch verbürgerlicht, wenigstens was die äußeren Verhältnisse anging. Aber das war natürlich selbstverständlich immer noch ein Zimmer ohne fließendes Wasser mit so einem Waschtisch. Das gebrauchte Wasser wurde hinausgetragen, die Toilette war ein Stockwerk tiefer. Das war für Studierende, die nicht viel Geld hatten, völlig selbstverständlich. Ich habe dann erst dieses untere Zimmer alleine bekommen, weil diese Volkswirtin nicht nur an Jahren sehr viel älter war, sondern auch an Semestern und lange vor mir fertig war. Und als dann meine Freundin ihr Examen hatte, konnte ich das heiß begehrte Zimmer mit Aussicht haben. Da war es zwar zum Wasserholen noch viel weiter, aber das war ganz unterm Dach wie eine eigene kleine Wohnung mit einem kleinen Abstellraum, der als Waschraum gedient hat. Das war - das ging aus den Schubladen des kleinen Schreibsekretärs, der da drinstand, hervor - seit 1882 Studentenbude gewesen. Die Daten wurden immer auf die Seitenwände der Schubladen geschrieben. Da haben wir uns dann auch verewigt. Und es gibt von diesem Zimmer auch noch Aufnahmen, und zwar aus der Zeit, als ich dann wieder für ein Jahr nach München gegangen bin. Da konnte ich es an gute Freunde vorübergehend weitergeben und konnte dann, als ich zum Examen zurückkam, wieder einziehen und habe da auch als Referendarin noch gewohnt. Vermutlich war meine Freundin die erste Frau dort, aber das kann ich nicht beschwören.

Was das Essen angeht, mussten wir uns überlegen, ob wir uns ein Mensaessen im Schlatterhaus oder in der Münzgasse in dem berühmten so genannten „Heiligen Löffel“, den es eine Zeit lang von der katholischen Studentengemeinde aus gab, leisten konnten. Das war das allerbilligste. Und wenn man sich das allerbilligste Stammessen im Hospiz, wo man damals noch essen konnte, leisten konnte, das war dann ein Festessen. Das war dann schon eher in der Referendarzeit, da konnte man sich das leisten. Und dann war da eben

die Erfahrung des Sich - Versorgens. Ich habe mich fast immer im Stadtzentrum bewegt; das Einkaufen fand auf dem Markt oder in einem Kolonialwarengeschäft statt, das es auch längst nicht mehr gibt. Aber eine späte Nachfahrin der Geschäftsinhaber hat dann, als ich hier Professorin war, in Pädagogik promoviert. Der damals schon alte Besitzer hatte meine Mutter noch gekannt. Da haben wir dann diese minimalen Mengen, die wir gebraucht haben, eingekauft.

6. Freundschaften und Unterstützung

Tübingen als Stadt war für mich erstens interessant als die Geburtsstadt meiner Mutter, obwohl meine Mutter als ganz junges Mädchen mit der Auflösung des elterlichen Haushalts nach dem Tod beider Eltern schon weggezogen war. Aus Erzählungen war mir sehr vieles vertraut, und das konnte ich jetzt wiedersehen. Ich bin auch immer wieder zu einer noch lebenden Schulkameradin meiner Mutter zum Essen eingeladen worden und habe außerdem von meiner Großmutter, die ich nie gekannt habe, profitiert. Die ist 1908 schon gestorben, aber ein Dienstmädchen das sie damals hatte, hat in hohem Alter hier in Tübingen noch gelebt. Und die hat mich in regelmäßigen Abständen zum Essen eingeladen und hat meine Wäsche gewaschen, und ich habe dann erfahren, warum sie das getan hat. Sie hat, während sie bei meiner Großmutter im Dienst war, ein so genanntes lediges Kind bekommen, und da ist man damals immer sofort entlassen worden. Aber meine Großmutter hat sie behalten, und das hat sie nie vergessen. Das hat sie dieser späten Enkelin, die da Studentin in Tübingen war, vergolten. Das waren also so Verbindungen einerseits zum Tübinger Bürgertum und dann auch eben zu diesem Kleinbürgertum. Oder, das ist ja auch etwas völlig Verrücktes, in dieser Zeit, in der wir da in Derendingen gewohnt haben, da war ein paar Häuser weiter in der Straße ein Bäcker, und die haben auch herausgekriegt, dass ich die Enkelin von Franziska Bachner bin. Als sie noch lebte, war das halbe Dorf Derendingen bei meinem Großvater in Lohn und Brot, und meine Großmutter hat immer sehr stark sozial gewirkt. So durfte ich in Zeiten, in denen das eine ungeheure Kostbarkeit war, mir aus deren Backstube eimerweise heißes Wasser holen, um z.B. kleine Wäsche zu waschen. Aber eine wirkliche Verbindung zum Tübinger Bürgertum oder zu Professorenfamilien, was ja beides denkbar gewesen wäre, hat es mindestens für mich nicht gegeben. Da war ich dann wiederum zu wenig vernetzt.

7. Studentengemeinde und Chor

Für uns war die kirchliche Studentengemeinde sehr wichtig. Zu der habe ich Zugang gefunden durch die Freundin, die ich in Beuron kennen gelernt habe. Die katholische Studentengemeinde hatte während des Krieges einen sehr bedeutenden Studentenpfarrer, den späteren Prälaten Hanssler, der noch in mittlerweile ganz hohem Alter in Stuttgart lebt. Dessen Nachfolger war Alfons Auer, und der war für uns, auch für viele Studenten, eine ganz wichtige Figur. Als er hier war, wurde er der erste Direktor der katholischen Akademie Hohenheim, und später hatte er dann einen Lehrstuhl in Würzburg, und zwar für Moraltheologie, wie das damals noch hieß. Man hat es in Tübingen in Theologische Ethik umbenannt, was wichtig ist, und er ist dann auf diesen Lehrstuhl für Theologische Ethik in Tübingen zurückgekommen und hat da auch theologisch sehr gewirkt. Der hat es verstanden, diese Studentengemeinde wirklich zu einer Heimat zu machen für uns. Da gab es die unterschiedlichsten Arbeitskreise. Ich war da zum Beispiel in einem Philosophiearbeitskreis über längere Zeit. Da gab es gemeinsame Ausflüge, da gab es abendliche Treffen, da gab es Feste, da gab es Diskussionen. In der Hügellei, wo jetzt der Karmel ist, in der Neckarhalde in der früheren Villa Hügel, die der Kirche geschenkt worden ist, war das Studentenpfarramt mit Wohnung des Studentenpfarrers. Da ist auch eine kleine Kapelle, die auch die Karmelitinnen heute benutzen. Und die Pfleghofkapelle, die jetzt wieder den Musikwissenschaftlern gehört, die ist am Anfang meiner Studentenzzeit hergerichtet worden und wieder geweiht worden als Kapelle der katholischen Studentengemeinde. Da hatten wir wunderschöne Gottesdienste. Das war ein zentral gelegener Treffpunkt, denn damals gab es noch keine Universitätsgebäude "auf dem Berg", auch Kliniken und Naturwissenschaften waren "im Tal" und um die Wilhelmstraße. Diese Mischung von sich miteinander an aktuellen Problemen abarbeiten, miteinander feiern, miteinander wandern, miteinander Gottesdienste halten, die auch miteinander vorbereitet wurden, nicht einfach was vorgesetzt kriegen, das war etwas ganz Wichtiges. Da war auch eine völlig selbstverständliche Gleichberechtigung von Studenten und Studentinnen. Das war wichtig für uns als Angebot, auch um das, was wir im Studium erfahren haben, über die Fächer hinausgreifend fruchtbar zu machen, auch zu reflektieren, was da los war.

Wie wichtig das für uns alle war, können Sie daran ermessen, dass wir uns bis vor wenigen Jahren, bis zu einer sehr schweren Erkrankung von Alfons Auer, jedes Jahr immer noch getroffen haben, und nicht in der Form von Klassentreffen, sondern immer mit einem Thema. Natürlich mit Geselligkeit drum herum und mit Ausflügen. Aus dieser Studentengemeinde ist auch der Leiter des Landesarchivs in Stuttgart hervorgegangen. Natürlich hat der uns toll geführt. Da gab es gute Historiker und Kunsthistoriker die, wo immer wir uns getroffen

haben, uns was bieten konnten. Da gab es auch hochinteressante Ärzte. Wir sind sogar noch Anfang der 90er Jahre miteinander nach Santiago di Compostela gewallfahrt. Teils mit Flugzeug, teils mit Bus, manche Strecken auch zu Fuß, soweit wir konnten, immer unter der Überschrift, wir müssen das noch machen, so lange wir es noch können.

Dann gab es noch so Grüppchen, die sich im Fach gebildet hatten, mit denen man sich traf. Wir hatten einen kleinen Chor, also ein Minichörle, da haben wir in meinem Dachstübchen gesungen. Wir waren nur sechs oder sieben Leute, aber unsere Zimmerwirtin hat sich immer wieder hingestellt im Treppenhaus, um uns zu hören, und auch, wie sie uns gesagt hat, um uns lachen zu hören. Das habe ihr immer so gut getan.

Das waren also die Gruppierungen, in denen man sich bewegt hat. So was wie Kaffeetrinken gehen hätten wir ja nicht bezahlen können. Der Kaffee war damals viel teurer als heute.

Eine andere wichtige Tübinger Wahrnehmung war die Samstag-Abend-Motette in der Stiftskirche. Das war ein musikalischer Wochenabschluss. Aber was man sich sehr selten erlauben konnte, das war Kino oder gar Theater im Museum, das waren schon Ausnahmen. Und dann eben die Spaziergänge, zum Beispiel auch dann mit Seminargruppen. Der Seminarabschluss war meistens in Schwärzloch, vor allem im Sommer. Da ist man gemeinsam hingewandert.

8. Strategien des Studiums – Studienalltag

Mein Doktorvater, bei dem ich schon hier in Tübingen ein Staatsexamen hatte machen wollen, ist nach München berufen worden und wollte mich als Hilfskraft gern mitnehmen, weil er wusste, dass ich in München eine Bleibe habe und mich auch an der Uni schon auskenne. Ich habe dann auch bei ihm in München promoviert, aber erst sehr viel später. Ich war damals schon gemeldet zum Staatsexamen hier in Tübingen und habe das dann um ein Jahr verschoben und war also ein Jahr noch Hilfskraft in München. Dann habe ich schleunigst – weil ich auch verdienen musste, in den Beruf kommen musste – in Tübingen Staatsexamen gemacht und bin in Tübingen ins Referendariat gegangen.

Damals ist man guten Professoren nachgereist. Man hat erfahren, ach in dem Fach ist doch dort der und der, und da sollte man doch hin. Das eigentliche Auslandstudium war noch so gut wie unmöglich. Aber dass man im Maß des Möglichen innerhalb der Bundesrepublik die Uni wechselt, das hat sich am Rande verstanden. Die, die das nicht getan haben, auf die hat man schon ein bisschen runterguckt, oder man hat sich gefragt, was die für Eltern haben,

ob die das nicht zulassen. Ich bin natürlich auch innerlich immer gependelt zwischen Tübingen und München. Denn in München hatte ich natürlich auch prägende Jahre verbracht. Dort waren meine Eltern und das war auch meine Stadt. Und in den Münchner Semestern, da gab es Theater und Konzert, da hat man sich auf alle mögliche Weise billige Karten verschafft. Das war da ja auch ganz anders von der Atmosphäre her.

Im Vergleich war in Tübingen wirklich alles universitäts- und studienzentriert, und da war das ganze Bezugsfeld in irgendeiner Form studentisch, man hatte einen studentischen Wahrnehmungshorizont. In München dagegen hat man schon dadurch, dass die Eltern dort wohnten, noch andere Leute gekannt, und in München war einfach die langsam sich aus den Trümmern wieder erhebende Großstadt das vorherrschende Element. In München waren und sind die Studierenden doch auch gar nicht stadtbildprägend. Kommt hinzu, dass die späten Münchner Semester Semester waren, in denen es mir auch finanziell besser ging, in denen ich auch Geld verdient habe, z.B. indem ich Examensvorbereitung gemacht habe für dessen bedürftige Studenten. Aus welchem Grunde auch immer waren das übrigens nur Männer, ich habe nie eine Studentin gehabt; die brauchten das wohl nicht. Diesen Kandidaten habe ich Althochdeutsch und so was beigebracht. Und deswegen konnte ich das Kulturangebot ganz anders wahrnehmen. Zwar hat man auch in München fächerübergreifend studiert, aber doch wegen der weiten Wege einfach nicht so intensiv wie in Tübingen. Wir haben in einem Vorort gewohnt. Ich hatte eine ziemliche Fahrt nach Hause mit Straßenbahn oder Zug, da habe ich mir immer gut überlegt, ob ich einen Abend in München noch dranhänge, habe es natürlich immer wieder getan. In München habe ich keinerlei Verbindung zur Studentengemeinde gehabt, sondern da war ich eben dann in der elterlichen Pfarrgemeinde, Wohngemeinde und so.

Zur Zeit meines Staatsexamens habe ich gefunden, dass diese Massen, die da jetzt an der Uni sind, unerträglich werden. Als ich Tübingen als Massenuniversität empfunden habe, hatte es, glaube ich, 7000 Studenten. Für die Zahl kann ich mich jetzt nicht verbürgen. Ich habe in Zeiten studiert, in denen man in den eigenen Fächern doch relativ viele kannte. Und die Professoren, obwohl es damals auch viel weniger Professoren und Dozenten gegeben hat, die haben einen doch wahrgenommen. Wenigstens wussten die, also das ist ein Gesicht aus meinem Seminar, oder in meiner Vorlesung habe ich diese Gruppe, dieses Trio, das da immer beieinander sitzt, doch schon mal gesehen.

Ich habe mich nie wirklich darum gekümmert oder auch ernsthaft gelernt, mich darum zu kümmern, was ein vernünftiger Studienaufbau wäre, und was nötig wäre. So etwas wie einen Studienplan gab es sowieso nicht. Das war ja auch noch nicht nötig, dazu waren wir zu

wenige. Man hat irgendwie erfahren, wie viele Scheine man haben muss bis zum Philosophicum, das man ja machen musste, und überhaupt, damit man dann in die Oberseminare zugelassen wird. Das Philosophicum fungierte als eine Art Zwischenprüfung für Lehramtskandidaten. Das war so eine Prüfung in Philosophie und Pädagogik. Es wird immer wieder diskutiert, so etwas wieder einzuführen. Da drehte es sich schon darum, ob man eine gewisse philosophische Grundbildung hat, die dann doch für alle Fächer, auch für Naturwissenschaften, im Lehramt wichtig ist. Das war eine mündliche Prüfung, eine ziemlich lange, mit einem Prüfungsvorsitzenden von dem Amt, das heute Landeslehrerprüfungsamt heißt.

Dann ist man in den unteren Semestern zu den berühmten Leuten in die großen Vorlesungen gegangen. Und das weiß ich noch, da habe ich ab meinem ersten Semester bei Spranger eine Idealismus- Vorlesung gehört, die habe ich natürlich überhaupt nicht verstanden. Aber dass sich da was Wichtiges abspielt, das habe ich gemerkt. Deswegen bin ich treu hingegangen. Und so ganz allmählich hat man dann doch was begriffen und hat sich auch so etwas wie einen Orientierungsrahmen aufbauen können. Aber ich kann auch jetzt immer wieder nur Kopfschütteln erregen, wenn ich gestehe, dass ich einen Schein über ein Seminar bei Spranger über Unterrichtsmethoden gemacht habe, von dem ich nicht mehr weiß, ob Spranger es selber gehalten hat oder durch Assistenten hat halten lassen. Und das zeigt an, dass mir das gar keinen Eindruck gemacht hat, obwohl ich bestimmt hingegangen bin und auch eine Arbeit abgeliefert habe oder irgend etwas Vergleichbares, sonst hätte ich diesen Schein nicht bekommen. Damals gingen ja Anwesenheitslisten herum, und überhaupt, weil die Seminare ja nicht groß waren, wäre Fehlen sofort aufgefallen. Und die Lehramtskandidaten mussten damals auch noch ein Stilistikum - so hat es glaube ich geheißen - machen. Also zeigen, dass sie in einer Art deutscher Aufsatz, aber auf höherem Niveau, über ein Thema stilistisch angemessen schreiben konnten. Das habe ich damals bei einem jungen Mann mit Pudelmütze namens Walter Jens gemacht. Wenn ich erfahren habe, dass jemand interessant oder wichtig sein könnte, dann bin ich da hingegangen. Man hat in den Seminaren Leute kennen gelernt, mit denen man sich dann ausgetauscht hat, Studenten und Studentinnen, die einem auch Tipps gegeben haben oder mit denen man sich auf irgendetwas gemeinsam vorbereitet hat.

Natürlich hatte man zu kämpfen, das liegt aber in der Natur der Sache, mit den ganzen philologischen Grundlagen meiner Studien. Ich meine, das ist einfach ein hartes Brot, nicht nur in der Germanistik, sondern eben auch in Geschichte, sich die Grundlagen zu erarbeiten, die sprachlichen, dann die Fähigkeit, Urkunden zu lesen, ganz unterschiedliche Schriften zu lesen. Mittellatein musste ich eine Zeit lang recht gut können. Man war nicht so

orientierungslos wie heute viele Studierende, weil man einfach bei denen, die ein paar Semester vor einem waren, abgeschaut hat, was kommt und wie die es so machen. Aber man war doch immer wieder auch unsicher, bis man in Gesprächen manches geklärt hatte. Inhaltlich. Oder auch Anforderungen in bestimmten Seminaren. Oder es war völlig selbstverständlich, mindestens in den Fächern die ich studiert habe, nicht ein bestimmtes Thema zugeteilt zu bekommen. Die Oberseminare waren da so eine Brücke zur selbstständigen Themenwahl, man hat sich ein Thema gesucht und dann im Gespräch mit dem Professor herausbekommen, ob das geht, ob das tragfähig ist, ob das bearbeitbar ist.

Es war damals, das fällt mir jetzt rückblickend auf, für bessere Lehramtskandidaten, auch wenn sie kein Geld hatten und möglichst schnell in den Beruf mussten, trotzdem ziemlich selbstverständlich, dass man noch promoviert. Also dass man die Zulassungsarbeit zum Staatsexamen schon so anlegt, dass sie die Keimzelle für eine Dissertation bilden kann, und dass man dann, wie lange es auch dauern möge, bei mir hat es sehr sehr lange gedauert, weil ich voll in die Schule einsteigen musste, dass man das auch bis zur Promotion führt. Nicht mit dem Ziel einer Hochschullaufbahn, aber einfach so. Das gehörte sich ab einem bestimmten Niveau, wenn man nicht aus familiären Gründen darauf verzichtet hat, zum Beispiel weil man schnell geheiratet hat. Es haben etliche sehr Tüchtige nicht promoviert, aber die hatten eindeutig berufsbiographische oder familiäre Gründe, warum sie sich dagegen entschieden haben. Da hat man doch selbständig gesucht, was trägt. Man konnte dabei natürlich auch sehr reinfallen. Man konnte, wenn man wollte, mehr Gespräche haben mit dem Doktorvater als heute, aber man musste sich darum kümmern. Aber eigentlich wurde erwartet, dass man das nicht so braucht, sondern dass sich das eher in Seminaren abspielt, wo man einfach seine jeweiligen Fortschritte einbringt und dann ja merkt, was einem da passiert. Das war dann auch ziemlich erbarmungslos.

9. Studium der Selbständigkeit

Unterstützung holte man sich bei den Mitstudierenden, die man gut gekannt hat. Die Zweifel haben bei mir nie die Form angenommen, ob ich weitermachen sollte. Man hat das an den Sachthemen abgearbeitet, die in den Seminaren gerade daran waren. Ob das wohl richtig ist, wenn man das jetzt so macht. Und dann gab es eine ganz wichtige sozusagen subkutane Studienberatung, die gar nicht angenehm war, weil sie mit ganz wenig psychologischem Feingefühl vonstatten ging, die aber in der Sache ungeheuer wichtig war. Es gab in der Unibibliothek Fachreferenten, denen man, weil die damals viel mehr Mädchen für alles sein mussten, beim Ausleihen oder im Katalogsaal begegnet ist. Die haben zum Teil auch

Proseminare geleitet in ihren Fächern. Und in Geschichte zum Beispiel gab es einen, der hat einen gefragt, warum man dieses Buch jetzt wolle. Vor allem, wenn es eine Fernleihe war, oder wenn man eine etwas schwierigere Recherche hatte und ihn deswegen gefragt hat. Und der hat da eine sehr sachliche Begründung gewollt. Das war sehr wichtig. Das war eine indirekte Studienberatung, deren Wert ich erst nach vielen Jahren voll ermessen konnte. Der hat einen dann auch durch seine Fragerei auf manches gebracht.

Das Studium hat mich in jeder Hinsicht verselbständigt. Die Verselbständigung hat schon in der Schule angefangen, als ich dann später ganz allein noch bei der Tante in Tuttlingen leben musste, wo ich übrigens auch auf eine ziemlich abenteuerliche Weise eine zeitlang unerlaubt gelebt habe - ohne Zuzugsgenehmigung. Also das hat da schon angefangen. Aber im Studium war man wirklich auf sich selbst gestellt. Studenten, die im Hotel Mama gewohnt haben, hat es so gut wie nicht gegeben. Das hat für Alltagsdinge gegolten und das hat auch für die geistige Verselbständigung durch Auseinandersetzung mit Wissenschaft gegolten. Man hat sehr früh gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen und eben durch diese Nötigung Entscheidungen zu reflektieren und zu begründen, ganz gleich, ob das jetzt eine Argumentation in einer Seminararbeit war oder die Semester für Semester anstehende Wahl der Veranstaltung oder hinterher die Vorstellung, was das mal beruflich werden sollte oder wie man leben möchte. Das war ungeheuer prägend. Ich möchte gern wissen, ob das heute noch so prägend ist für Studierende.

Bewusst geworden ist mir das alles allerdings erst sehr viel später. Auch gar nicht zu Anfang meiner Berufstätigkeit, sondern erst so in mittlerem Lebensalter. Und da dann auch erst, als ich angefangen habe, auch wissenschaftlich über Mädchenbildung, über Geschlechterverhältnisse und Pädagogik zu arbeiten. Da habe ich auch anhand meiner eigenen Biographie überhaupt erst angefangen, mir zu überlegen, was das für mich für eine Rolle gespielt hat. Und da ist es mir immer deutlicher geworden. Am Anfang haben wir ja nur diese Empfindung gehabt, dass das Studium ein Privileg ist. Aber in wie vielfältiger Weise uns diese Studienjahre verselbständigt haben, das ist mir erst sehr viel später aufgegangen.

Bestimmte Lehrveranstaltungen und Dozenten habe ich völlig vergessen und an manche erinnere ich mich nur, wenn zufällig ein Name fällt. Und andere haben uns schon durch die Art, wie sie als Menschen Wissenschaft verkörpert haben, geprägt. Also zum Beispiel so eine Gestalt wie der Althistoriker Vogt, der so geschliffen formuliert hat, der haargenau nach 45 Minuten mit einer prägnanten Sequenz schließen konnte. Oder mein späterer Doktorvater, Hugo Kuhn, der immer glänzend vorbereitet war, aber der die Vorlesung auch zur Klärung seiner eigenen Gedanken und Forschungsperspektive benützt hat und bei dem

eine Vorlesung wirklich das war, was sie sein soll, nämlich dass sie einen herangeführt hat an die Stelle der Forschung, wo man in Büchern noch gar nichts lesen kann, wo er selber also noch tastend gefragt hat. Also ganz unterschiedliche Formen, etwas darzubieten, das ist mir dann auch erst in den Jahren danach aufgegangen.

Aber das Hauptinteresse galt den Formen der Wissenschaftsverarbeitung in solchen Veranstaltungen. Und das war für uns eine ungeheuer wichtige Sache, da ist man dann auch mal zu Leuten hingegangen, deren Spezialgebiet man gar nicht bearbeitet hat. Nur um das mal zu erleben. Mir sind dabei auch Dinge entgangen, offenbar weil ich mich dann relativ früh auf das Überschneidungsfeld von Altgermanistik, Geschichte und vor allem mittelalterlicher Historiographie spezialisiert habe. Drum ist mir, glaube ich, in der neueren Germanistik mancherlei entgangen, obwohl ich natürlich auch manches gehört habe und auch in den Seminaren war, auch mit großem Interesse da war. Ich bin zum Beispiel nie zu Beißner, der damals an seiner riesigen Hölderlinausgabe gearbeitet hat, in eine Lehrveranstaltung gegangen. Das war mir langweilig, allerdings hatte der nun wirklich auch seine Gruppe um sich, die diesem Themenkreis völlig verfallen war.

Ich habe dann auch in der Zeit, in der ich an meiner Dissertation gearbeitet habe, völlig unbefangen mit hoch bedeutenden Forschern im Ausland korrespondiert, Befunde, Literaturhinweise und vieles mehr ausgetauscht. Und das war ganz selbstverständlich, also so wie es jetzt für einen Naturwissenschaftler selbstverständlich ist, dass er in Amerika in irgendeinem tollen Labor arbeitet und dass auch, wenn er wieder zurück ist, unaufhörlich Mails hin und hergehen. So ging damals eben die Post hin und her. Da war es ganz selbstverständlich, dass diese Leute auch mit aufstrebenden Doktoranden und Doktorandinnen korrespondiert haben.

10. Männer und Frauen an der Universität

Schon damals waren in der Philologie ziemlich viele Frauen, deswegen ist es mir wohl nie zum Problem geworden. Aber wir waren da relativ viele Lehramtsstudentinnen, wir waren sicher ein Drittel, würde ich vermuten. Wir haben aber auch zu den Studenten ein völlig entspanntes und problemloses Verhältnis gehabt. Da gab es natürlich die, die älter waren als wir und aus dem Krieg heimgekommen, und die zusehen mussten, möglichst schnell zu Ende zu kommen. Und es gab die etwa Gleichaltrigen, also diese Flakhelfer-Generation. Uns ist aber auch nie zum Problem geworden, dass es außer der Frau Gauger in der Anglistik keine Professorin gegeben hat, das ist uns gar nicht aufgefallen. Die muss ja eine nicht ganz

unproblematische Frau gewesen sein. Ich habe sie, weil ich nicht Anglistik studiert habe, nie selber kennen gelernt. Sie hat sich aber persönlich sehr um die Studierenden gekümmert. Es hat Frauen gegeben, aber die waren Lektorinnen oder so was. Was das bedeutet, das ist einmal zum Thema geworden in München, da hat mein Doktorvater Hugo Kuhn, der Studentinnen genauso gefördert hat wie Studenten, plötzlich Sorge bekommen, ich könne an die Uni streben. Dann hat der einen unglaublichen Satz zu mir gesagt: „Knäblein, Sie wollen doch wohl nicht ein Leben lang einem Ordinarius helfen, seine Bücher zu schreiben. Gehen sie in die Schule, da sind sie selbständig.“ Mir wäre nicht im Traum eingefallen, an die Uni zu streben, weil ich wusste, das stehe ich gar nicht durch, diese lange Zeit ganz unbezahlter Stellen und diese Unsicherheit. Ich habe das ja auch miterlebt in München, wie Frauen in der Altgermanistik, aber auch in der Neugermanistik rausgemeldet wurden. Darunter war auch eine Assistentin beim Vorgänger meines Doktorvaters. Das schien mir damals auch normal. Es ist ja auch „normal“ geblieben. Ich habe damals keinen Anstoß daran genommen, sondern hab eher anders herum gedacht. Habe eher so gedacht, ja wie können die so töricht sein, über die Promotion hinaus an der Uni bleiben zu wollen. Das ist doch viel zu langweilig. Ich habe nämlich gesehen, wie die unaufhörlich Kärnerarbeit geleistet haben.

Überhaupt hatte ich aus der Schule, was ein bisschen mit der Jugendbewegung zu tun hatte, aus der unsere Lehrer kamen, ein gesundes Misstrauen gegen die Universitäten. Also dass an der Universität nicht alles Gold ist, was glänzt, das hat man uns schon in der Oberstufe des Gymnasiums klar gemacht. Außerdem war diese Oberstufe, in der ich war, nicht die normale, die dann später wieder kam. Nichts gegen die normale, aber unsere hatte ein Niveau, dass uns dann in der Tat manches an der Uni doch geistig relativ wenig anspruchsvoll vorgekommen ist. Auch von daher hatte ich immer andere Berufsfelder im Kopf und im Blick. Ich hatte dann, das muss ich so sagen, ich habe einfach immer das Glück gehabt, Leuten zu begegnen, die Interesse an mir hatten und mir deswegen immer interessante neue berufliche Aufgaben angeboten haben, obwohl diese Auffassung ja, wie es immer heißt, eine der perspektivischen Verzerrungen ist, die arrivierte Frauen bei ihren Rückblicken haben. Also von einer Stelle zur nächsten ging mir das so, auch mit interessanten Alternativen. Mir wurde zum Beispiel mal angeboten, beim Klett-Verlag die Redaktion für Geschichte zu übernehmen. Das habe ich dann nicht getan, weil anderes noch interessanter war. Und von daher sind mir viele Überlegungen erspart geblieben, die man heute keiner Frau ersparen sollte, überhaupt niemandem, der studiert, ersparen sollte, aber den Frauen am allerwenigsten. Die sollten sich schon überlegen, was wohin führt und wo Sackgassen lauern.

Aber ich habe mindestens unterbewusst die mögliche Sackgasse wahrgenommen. So wie es eine Gnade der späten Geburt gibt, gab es für Leute etwa meines Jahrgangs die Gnade, genau in den Aufbruch hinein mit aufbrechen zu können. Da waren die Laufbahnen noch nicht wieder so festgezurr, wie sie es ganz kurz danach wieder waren, und es war noch nicht wieder alles so normalisiert. Zum Beispiel dieser Satz „Meine Frau muss nicht arbeiten“, der hatte noch nicht die gefährliche Ambivalenz, die er heute hat. Kurz danach hat es wieder angefangen, dass dann für viele auch meiner Altersgruppe der Beruf der Lebensinhalt geworden ist und wir in der Tat nicht geheiratet haben. Man erinnert sich dann an die Worte „Du kannst studieren oder heiraten“. Das hängt natürlich auch damit zusammen, dass die Männer, die wir hätten heiraten können, zum guten Teil gar nicht aus dem Krieg wieder nach Hause gekommen waren. Und wir hatten auch ein Maß an Selbständigkeit gewonnen, uns sehr genau zu überlegen, wen wir heiraten können. Und bei denen aus meinem Umfeld, die geheiratet haben, waren das Kollegenehen, wo die hergebrachte Arbeitsteilung doch in mancherlei Hinsicht durchbrochen oder doch gelockert war. Also die Freundinnen haben sich, was im Schuldienst ja ging, für ein paar Jahre beurlauben lassen, aber sie sind dann wieder eingestiegen. Das war für ihre Männer überhaupt kein Problem. Also insofern ist das wohl auch ein bisschen gruppenspezifisch, und es ist auch gruppenspezifisch, dass eben Männer in Schlüsselpositionen damals auch tüchtige junge Frauen wahrgenommen haben und Verwendung für sie hatten, zwar, wie man sieht, nicht gerade an der Uni, aber an anderer Stelle. Und im Schuldienst gab es auch noch sehr viele Schulleiterinnen, was ja auch damit zusammenhing, dass es noch sehr viele Mädchenschulen gab. Auch da gab es also Möglichkeiten.

Diese aufmerksamen Männer kamen erstens zum Teil aus der Jugendbewegung, wo ja die Geschlechterverhältnisse auch schon etwas verändert waren, und zweitens hat man, ehe alle Berufslaufbahnen wieder so fest gezurr waren, einfach viel stärker unorthodoxe Lösungen gesucht und hat deswegen einfach die Leute, die halt gerade vor einem standen, angeguckt. Und da waren dann eben auch Frauen da. Also mindestens in meinem Umfeld. Ich kann ja von anderen beruflichen Feldern nichts aus eigener Erfahrung sagen.

Es hat einen sehr bedeutenden romanistischen Sprachforscher gegeben, Gamillscheg, der hat, vermutlich ganz ohne böse Absicht, mit Vorliebe Studentinnen anzügliche Vokabeln mit Mehrfachbedeutungen abgefragt. Wenn eine der Bedeutungen also nicht so ganz für Pfarrerstöchter war. So zum Beispiel beim französischen „la grue“, das ist sowohl der Kranich, als auch der Baukran, als auch das, was heute Bordsteinschwalbe heißt. Es gibt mehrere solche Wörter, die hat er gerne benutzt. Oder der Altgermanist Schneider hat für eine doch zu einem hohen Prozentsatz weibliche Zuhörerschaft genüsslich ausgebreitet, wie

Siegfried die widerspenstige Brunhilde gebändigt hat. Also all solche Dinge, die gab es, die hat man aber gar nicht so aufgenommen wie heute, da würde jetzt doch heutzutage jeder aufjaulen und sich melden, „wie kommen Sie dazu“. Das ist mir erst viele Jahre später aufgegangen, dass es solche Vorfälle gegeben hat. Wir haben uns da aber auch amüsiert.

Interview mit Dr. Inge Jens

Das Interview wurde am 16. März 2004

von Christine Schick geführt

Christine Schick: Mich interessiert wie die Bedingungen am Anfang waren in der Familie. Ob Ihre Eltern das gefördert haben, ob sie Sie psychisch und finanziell unterstützt haben?

Inge Jens: Von der Sache her war völlig klar, dass ich studieren würde, es war auch meinen Eltern klar. Ich war in der Schule gut und denke sie hätten eher Schwierigkeiten gehabt, wenn ich plötzlich gesagt hätte, ich will nicht studieren. Sie waren sehr liberal, und sie hätten sich auf jeden vernünftigen Vorschlag eingelassen. Das mal vorweg. Finanziell konnten sie mich in Hamburg dadurch unterstützen, dass ich freie Kost und freies Wohnen hatte. Ich war Hamburgerin und wohnte zu Hause und für eine Monatskarte zur Universität reichte es. Ich habe immer gearbeitet, mir Taschengeld dazuverdient. Mein Vater war damals inhaftiert oder gerade zurückgekommen und finanziell ging's uns nicht gut. Als ich später nach Tübingen ging, hatte mein Vater gesagt: ein Semester kann ich Dir bezahlen, aber länger nicht. Und als ich dann hier bleiben wollte, habe ich mir das fehlende Geld verdient. Ich habe hundert Mark von meinen Eltern gekriegt. Das war wesentlich mehr als es heute ist. Aber es reichte nicht zum Leben, die Miete allein kostete 35 Mark. Und geheizt musste werden und gelebt musste werden und Bücher mussten angeschafft werden. Da habe ich dann eben gearbeitet. In den Semesterferien, denn während des Semesters– wie das heute üblich ist – war das doch ziemlich undenkbar.

Christine Schick: Weil man vielmehr Zeit an der Universität verbracht hat?

Inge Jens: Ja, und weil kein Dozent darauf eingestellt war. Der hätte mich groß angeguckt, wenn ich gesagt hätte: Hören Sie, ich musste gestern arbeiten. Da hätte er gesagt, was soll das? Wenn Sie arbeiten wollen, dann arbeiten Sie in den Semesterferien. Es wäre so gut wie kein Student darauf gekommen, während des Semesters zu arbeiten. Natürlich, man konnte Babysitten und ähnliche Sachen machen. Kein Mensch hat acht Stunden eine Vorlesung nach der anderen gehört. Es war schon was möglich, aber so viel, dass man davon leben konnte [war es nicht], [da] brauchte es eben doch etwas mehr Arbeit am Stück. Und das war ja dann lange üblich, hier. Die Studenten sind zu Mercedes gegangen, zu Daimler und sonst

wohin. In den Semesterferien haben immer viele gearbeitet. Da ist niemandem ein Zacken aus der Krone gefallen....

Christine Schick: Was haben Sie gemacht? [Wo haben sie in den Semesterferien gearbeitet?]

Inge Jens: Ich habe in der Firma Schweikardt Fässer ein- und ausgebucht. Das war eine Essigfabrik, die es nicht mehr gibt, in der Reutlinger Strasse. Die hatten auch einen Vertrieb. Der Essig wurde zu den Gastwirtschaften und zu den Läden oben auf der Alb gebracht: In Fässern. Diese Fässer hatten Nummern und ich musste die Nummern ein- und ausbuchen. Wenn sie rausgingen, bekam ich die Meldung: Fass-Nummer XY ist heute nach Großengstingen oder sonst wohin gegangen, und dann musste ich das feinsäuberlich eintragen. Solche Fässer waren natürlich große Werte, und über ihren Standort musste Rechenschaft gelegt werden. Ich habe damals alle Orte der Alb kennen gelernt. Zunächst mal dem Namen nach; später bin ich dann mit dem Rad ein bisschen hinterhergefahren und habe geguckt, wo denn meine Fässer alle hingegangen waren. Das Registrieren war nicht sehr interessant, etwas ermüdend, aber insgesamt nicht unfreundlich. Die Leute waren nett, und ich habe da nicht gelitten. Es war mir wichtig, einmal Einblick in die Situation der sogenannten werktätigen Bevölkerung zu gewinnen. Aber ich wäre nicht sehr glücklich gewesen, wenn ich das mein ganzes Leben hätte machen müssen. In den Semesterferien war es eine neue Erfahrung, ich kam auch mit Leuten anderer Schichten zusammen und mit den Schwaben sowieso. Die Landschaftsverbundenheit war damals noch ganz stark. Ich habe ein bisschen schwäbisch gelernt, weil ich mich sonst gar nicht hätte unterhalten können. Geredet habe ich natürlich hochdeutsch, aber ich habe gelernt, schwäbisch zu verstehen. Die Arbeit habe ich ein paar Semesterferien gemacht. Ich weiß gar nicht mehr wie lange. Aber jedenfalls: das war in Ordnung, und dadurch konnte ich in Tübingen bleiben. Dann habe ich relativ bald geheiratet. Ich bin nach Tübingen gekommen zum Sommersemester 1949. Und habe geheiratet im Februar 1951. Also anderthalb Jahre später.

Christine Schick: Wie kam es zu dem Entschluss, nach Tübingen zu gehen?

Inge Jens: Mein Vater hatte in Tübingen studiert. Er hatte noch die Vorstellung, dass ein Student wechseln sollte. Die ersten Semester war es ganz klar, dass ich in Hamburg bleiben musste, da war er auch noch nicht wieder zu Hause. Aber nachdem er zurück war, hatte er das Gefühl, das Kind sollte jedenfalls einmal raus. Sie soll einmal sehen, wie's woanders ist. Wie's an anderen Unis zugeht, soll mal andere Lehrer hören. Aber es war völlig klar, dass

ich nach Hamburg zurückkehren würde. Jedenfalls im Lebensplan meiner Eltern. Doch von zuhause aus habe ich keine Schwierigkeiten gehabt, als ich sagte, ich würde noch gerne ein weiteres Semester in Tübingen bleiben und später noch eins. Es war allenfalls ein finanzielles Problem. Und da standen auch meine Eltern auf dem Standpunkt, wenn sie ein weiteres Semester bleiben will, dann soll sie arbeiten. Da waren sie nicht kleinlich. So sind wir sind erzogen worden: Arbeit schändet nicht und sich woanders umzutun, war sowieso in Ordnung.

Christine Schick: Ihre Geschwister konnten die später auch studieren?

Inge Jens: Mein Bruder hat Jura studiert. Wir sind drei Mädchen, ich bin die älteste, mein Bruder das dritte Kind. Meine Schwestern wollten nicht studieren. Sie haben relativ schnell geheiratet, waren aber zunächst berufstätig. Aber meine Eltern hätten es irgendwie möglich gemacht, dass alle vier Kinder hätten studieren können, wenn sie es denn gewollt hätten. Sie waren sehr liberal und die Kinder sollen das machen, was ihnen Spaß machte. Und sie hatten auch nicht das Gefühl, dass die Mädchen sofort heiraten müssten. Im Gegenteil, sie sollten zunächst einen Beruf haben, um auch unabhängig von einem Mann existieren zu können: In einem Beruf, den sie sich freiwillig gewählt hatten, der ihnen Spaß machte.

Christine Schick: Das ist schön.

Inge Jens: Ja, von zu Hause aus habe ich keinerlei Schwierigkeiten gehabt.

Christine Schick: An sich war ja der Wunsch da, Medizin zu studieren. Waren Sie dann irgendwann traurig, das nicht weiterverfolgt zu haben?

Inge Jens: Eigentlich nicht. Zunächst war ich natürlich ziemlich verzweifelt, dass ich keine Zulassung kriegte zur Medizin. Aber ich hatte mein Leben lang gern gelesen und war gern zur Schule gegangen. Und als es dann hieß, ein Studium in der philologisch-philosophischen Fakultät wäre möglich, dachte ich: gut, dann machst Du das. Es hat mich in einer Weise geschmerzt, weil ich an dem Beruf der Ärztin geangen hatte, aber wie die Fakten nachher gezeigt haben, eben doch nicht so, dass ich mit letzter Kraft versucht hätte, das auf jeden Fall irgendwann zu erreichen. Ich habe mich dann auch in dem neuen Ambiente wohlfühlt. Ich fand interessant, was ich lernen durfte, lernen musste, lernen sollte. Am Anfang habe ich mir immer noch gesagt, Medizin machst Du später, jetzt mach das [erste Studium] mal fertig. Sonst hast du unter Umständen später gar keinen Abschluss. Aber ich habe die Medizin dann mehr und mehr aus dem Blick verloren. Ich habe später, als ich schon lang promoviert

hatte, noch mal dran gedacht, als Zweitstudium Medizin zu machen. Aber das war mir dann doch zu aufwendig, und ich habe dann lieber Sozialpädagogik studiert. Das war überschaubarer.

Christine Schick: Sie haben noch ein Zusatzstudium?

Inge Jens: Ja, ich habe nach vielen Jahren noch mal studiert. Neunzehnhundert, oh Gott, wann war denn das? 1968 muss das gewesen sein. Mitte der 60er Jahre ungefähr habe ich noch mal sechs oder sieben Semester Sozialpädagogik studiert. Ich kam dann in die achtundsechziger Phase und in den Studentenboom an den Universitäten rein. Und eines Tages baten mich Andreas Flitner und Hans Tiersch, bei denen ich studiert hatte, Geschichte der Pädagogik zu lehren. Eigentlich wollte ich weiterstudieren und Examen machen, aber Hans Tiersch sagte zu mir: „Wir haben nicht genug Dozenten. Kannst Du uns nicht helfen? Was willst Du mit einem zweiten Doktor, den Du Dir allenfalls auf die Visitenkarte setzen lassen kannst? Ist es nicht viel vernünftiger, Du lernst weiter, indem Du lehrst?“ Ich wollte eigentlich in die Familienberatung, in dieser Richtung weitermachen. Aber dann habe ich eben unterrichtet. Ich war immer relativ flexibel, nicht besonders fanatisch. Wie gesagt, Familienberatung hätte mich interessiert, aber jetzt Geschichte der Pädagogik zu unterrichten, ein konkretes Angebot, interessierte mich auch. Und dann habe ich gesagt: gut, ich mach das.

Christine Schick: Und das war alles in Tübingen?

Inge Jens: Das war alles in Tübingen. Ich hatte auch vor meiner Uni-Tätigkeit gearbeitet, hatte z.B. Editionen gemacht. Ich war verheiratet, hatte ein Kind, und – das war entscheidend – ich war nicht darauf angewiesen, mit meiner Arbeit Geld zu verdienen. Ich musste nicht für meinen Unterhalt sorgen. Ich hatte einen Mann, der war damals APL oder AO, aber verdiente ausreichend. In so fern ist es mir immer gut gegangen, ich konnte meistens das machen, wozu ich Lust hatte. Ich hatte meine ersten Editionen schon relativ früh gemacht, Ende der 50er. Das hatte mir großen Spaß gemacht, und auf diesem Gebiet hatte ich auch einen gewissen Namen. Ich hatte Briefe von Thomas Mann an Ernst Bertram ediert, die von dem Starkritiker Friedrich Sieburg sehr gut in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung besprochen worden waren. Das hat mir in der „Szene“ ein gewisses Renommee verschafft – für dieses Gebiet. Und ich hatte noch eine zweite Edition gemacht mit der es auch sehr gut gegangen war. Aber dann kam die Idee mit der Sozialpädagogik. Ich hatte das Gefühl, ich will mal etwas Praxis machen. Ich merkte nach der Geburt unseren zweiten Kindes, dass sich die pädagogische Landschaft ziemlich verändert hatte und dass die

Anforderungen an die Eltern sich geändert hatten. Ich hatte ja schon einmal Pädagogik studiert, aber mehr im Sinn einer historischen Wissenschaft. Jetzt interessierte sie mich als Instrument zur Lösung sozialer Probleme. Als Lehrbeauftragte versuchte ich, beide Interessen miteinander zu verbinden.

Christine Schick: Welcher Fakultät gehörten Sie denn nun an?

Inge Jens: Der philosophischen, die mich promoviert hatte. Fachbereiche gab's erst etwas später, nach 1968, Anfang der 70er. Ich habe bis ca. 1973/74 unterrichtet. Dann bot sich eine neue Chance. 1977 wurde Tübingen 500 Jahre alt, und zu diesem Ereignis 1977 hatte mein Mann den Auftrag vom Präsidenten bekommen, die Geschichte der Universität zu schreiben. Er hatte zugesagt unter der Bedingung dass ich mitmachen könne, weil er wenig Interesse für Archivarbeit hat. Er fühlt sich in Archiven nicht sehr wohl: Handschriften zu entziffern fällt ihm schwer. Er hat lieber die Texte, mit denen er arbeiten soll, leserlich vor sich. Während ich – das hatte ich ausprobiert, weil ich für meine Editionen zum Teil in Marbach und auch sonst viel mit Handschriften gearbeitet hatte – Spaß an solcher Arbeit habe. Ich lese handschriftliche Texte relativ gut. Und so habe ich dann die Lehrtätigkeit an der Uni aufgegeben und drei Jahre lang im Universitätsarchiv gearbeitet, um die Dokumente für die Universitätsgeschichte durchzusehen, die wir bis 1977 geschrieben haben.

Christine Schick: Und Sie wollten Pädagogik und Archiv nicht parallel machen?

Inge Jens: Nein, das hätte ich nicht gekonnt. Ich hatte ja Pädagogik nur im Nebenfach studiert, ich hatte wirklich wenig Ahnung. Ich habe für meine wöchentlichen Doppelstunden, die ich zweimal halten musste, weil der Andrang der Studenten so groß war, immer die ganze Woche intensiv gearbeitet. Das wäre neben der Archivarbeit nicht zu schaffen gewesen. Das Angebot mit meinem Mann zusammen etwas zu machen war natürlich verlockend. Und so bin ich dann drei Jahre lang, jeden Morgen ins Archiv gegangen. Das war eine Tätigkeit, die gut mit den Familienpflichten vereinbar war. Der Große war inzwischen auf dem Uhlandgymnasium. Die Schule fängt hier um viertel vor acht an. Und um viertel nach sieben versammelten sich alle Kinder der Nachbarschaft bei uns, ich packte sie in mein Auto und fuhr zur Schule und anschließend weiter zum Universitätsarchiv. Dann habe ich gearbeitet bis die Kinder wieder kamen. Gegen viertel nach zwölf war die Schule aus. So zwischen halb eins und eins holten mich die Kinder im Archiv ab, und ich fuhr sie heim. In der Zwischenzeit hatte meine Nachbarin, deren Sohn ich auch zur Schule mitnahm, meinen Herd angestellt, so dass wir um ein Uhr essen konnten. Im Lauf des Nachmittags habe ich dann das Essen für den nächsten Tag präpariert. Meistens Aufläufe, so dass ich's

in den Herd stellen konnte, den Frau Bonhoeffer anknipste. Jetzt habe ich so ein Automatikding, aber das gab's damals noch nicht.

Christine Schick: Gute Logistik.

Inge Jens: Ja die Logistik war gut, und es funktionierte auch in der Nachbarschaft gut. Drei Jahre haben wir an diesem Buch gearbeitet. Geschrieben hat es dann mein Mann, aber ich habe ihm die Dokumente transkribiert und bereit gestellt. Wir haben noch zusammen disponiert und auch heftig diskutiert, aber er hat geschrieben. Ich habe dann wieder korrigiert, durchgesehen, kollationiert usf. und das Buch ist pünktlich zum Jubiläum erschienen. Das war die Geschichte der Universität. Und danach, ja, was habe ich eigentlich danach gemacht, das war 1977....? Ja dann kam schon bald Inge Scholl mit der ‚Weißen Rose‘. Mit den Briefen von Hans und Sophie Scholl. Inge Scholl hatte zunächst meinen Mann gefragt, aber er wollte keinesfalls edieren. So habe dann ich es getan, und ich habe es gern gemacht und mich sehr intensiv mit studentischem Widerstand und ‚Weißer Rose‘ befasst. Später kamen dann die Tagebücher von Thomas Mann – d.h. die Edition dieser Diarien. Das war natürlich das Beste, was man haben konnte. Die Arbeit war nicht nur sehr interessant, sondern auch in der Zunft hoch angesehen. Schlecht bezahlt, aber das brauchte mich nicht zu tangieren. Außerdem war ich es gewohnt. An der Universität bekam ich im Semester, zweihundert sieben und siebenzig Mark fünfzig. Das war wirklich saumäßig bezahlt. Ich habe meinen Studenten auch immer gesagt, ich kann Euch auch nur unterrichten, weil ich einen gut verdienenden Mann habe. Wenn ich von meinem Verdienst leben müsste, ginge das nicht. An Thomas Manns Tagebüchern habe ich zehn Jahre lang gearbeitet. Was habe ich dann gemacht? Ich weiß es nicht mehr genau, alles Mögliche auf dem editorischen Sektor, auch kleinere Sachen mal, Vorträge. Und dann jetzt diesen Bestseller. Das war, wenn auch nicht der Abschluss, dann doch die Krönung, das werden wir nicht wiedererlangen. Der Erfolg war übrigens völlig unerwartet. Ich hatte zufällig mal Briefe von Katja Mann in die Hand bekommen bei einem meiner vielen Archivbesuche damals, als ich noch an den Tagebüchern arbeitete und dachte, es wäre eigentlich ganz interessant, sich mal näher mit dieser Frau zu beschäftigen, die so wunderbare Briefe schreibt: so witzig und präzise! Ein reines Vergnügen. Ich wollte eigentlich eine Briefedition machen und sah dann, dass das aus verschiedenen Gründen nicht gut möglich war. Die Briefe waren immer hinreißend, aber nur zur Hälfte allgemein interessierend: Der erste Dienstbotenkrach ist lustig zu lesen. Der zweite: da sagt man, na gut, das hatten wir doch schon mal, aber der dritte und vierte... da wird's langweilig. Und dann waren wir im Schwarzwald und haben einen Freund besucht der – ein Germanist – sagte: „Wenn Sie meinen eine Briefedition ist nicht möglich, warum schreiben Sie keine Biographie über Katja Mann?“ Ja, warum nicht. Ich

wollte eigentlich nie schreiben. Ich bin keine Schriftstellerin, die Phantasie ist bei mir schwach ausgeprägt. Aber dann habe ich einfach angefangen. Und ich fand so wunderbare Materialien und erzählte meinem Mann so begeistert, dass er sagte: „Wollen wir das nicht zusammen machen?“. Der Vorschlag gefiel mir; nicht zuletzt, weil ich denke, dass eine Frau, die sich so über ihren Mann definiert hat wie Katja Mann es getan hat, natürlich besser von einem Ehepaar zu erfassen ist, als nur von einer Frau alleine. Aber dass das Buch dann ein solcher Erfolg werden würde, hätten wir natürlich nicht im Traum gedacht: Ein Jahr auf den Bestsellerlisten, 200 000 Stück, du lieber Gott.

Christine Schick: Es gab ja auch so eine Dokumentation vorher im Fernsehen.

Inge Jens: Ja. Die hat uns natürlich den Weg geebnet. Der Brelöer-Film, diese dreiteilige Semi-Dokumentation, hat die Personage unseres Buches weithin bekannt. Fast die gesamte Nation hat diesen Film gesehen oder jedenfalls Teile draus. Und das hat uns ungeheuer geholfen. So ein Glück werden wir nicht wieder haben. Aber trotzdem kümmere ich mich jetzt um die Mutter, Hedwig Pringsheim, die ihrerseits eine Tochter der Frauenrechtlerin Hedwig Dohm ist, Schauspielerin in Meiningen war und einen interessante und ergreifende Biographie hat. Sie heiratete Alfred Pringsheim, Sohn reicher Juden aus Schlesien, die sich ein unglaubliches Palais in Berlin hingestellt haben, in der Wilhelmstrasse, also wirklich teuerste Gegend. Alfred Pringsheim lehrte Mathematik in München und führte ein gesellschaftlich hoch angesehenes Haus: Treffpunkt der ersten Künstler der Zeit. Und das Ende dann: Flucht in die Schweiz, 1939, buchstäblich in letzter Minute. Was hat man diesen Leuten angetan! Nichts Spektakuläres, sie sind in keinem KZ gewesen, sie haben „nur“ dreimal die Wohnung wechseln müssen. Wenn Sie das dann lesen.... Ich habe noch ein paar Tagebücher gefunden und möchte darüber gern noch schreiben. Ich hoffe, dass mein Mann wieder mitmacht, mal sehen, ob ich ihn dafür begeistern kann. So, da haben sie den Kurzabriss. Was Frauen angeht, denen ich während meines Studiums begegnete... in Hamburg gab es eine Frau, eine Germanistin, die damals Assistentin war. Das war die einzige Frau an der Universität, die ich als Studentin getroffen habe. Sie galt als ungeheuer intelligent: Wenn man irgendetwas nicht wusste, konnte man sie fragen, sie wusste alles und war pädagogisch recht talentiert. Leider habe ich kein Proseminar bei ihr gemacht. Am Anfang gab sie keine Seminare, und später war ich dann schon wieder weg. Aber ich habe sie nach vielen, vielen Jahren wieder getroffen: Ingrid Strohschneider-Kohrs, Germanistin.

Christine Schick: Eine Germanistin?

Inge Jens: Ja, eine Germanistin, sie ist dann in Münster, München und was weiß ich wo überall gewesen. Sie hat ihren Weg gemacht, als Wissenschaftlerin. Das war aber damals schon klar. Sonst sind mir eigentlich erst in der späteren Tübinger Zeit – als Kollegenfrau sozusagen – Kolleginnen meines Mannes begegnet.

Christine Schick: Wie war denn generell das Verhältnis zwischen Dozenten und Studentinnen und auch Mitstudenten? Kann man da rückblickend irgendwas feststellen?

Inge Jens: Ja, schon es war distanzierter, damals. Man hatte Freunde, aber im Allgemeinen siezte man sich. Das duzen war unter Studenten überhaupt nicht üblich. Wenn man sich duzte, dann erst nach einiger Zeit und „mit Vorsatz“. Es war eine Entscheidung: Mit diesen Menschen willst Du ein etwas engeres Verhältnis eingehen. Aber sonst war das nicht üblich. Ich denke, dass es am Anfang wesentlich mehr Studenten als Studentinnen gab, durch die heimkehrenden Soldaten. Ja auch hier in Tübingen waren es am Anfang mehr Männer als Frauen. Aber die Frauen holten dann recht rapide auf. Namentlich auf dem Sektor der Philologie, sprich des Lehrstudiums. Doch ich gehörte nur bedingt zu den Lehrer-Studenten. Ich wollte nach meiner Heirat kein Staatsexamen mehr machen.

Christine Schick: Wie heißt denn dann der Abschluss?

Inge Jens: Promotion. Das gab es damals noch: Sie konnten wählen – Staatsexamen oder Promotion. Oder: Staatsexamen und Promotion. Das war in Ihr Belieben gestellt, aber ein Abschluss – Magister gab's damals noch gar nicht – war keine Voraussetzung für die Promotion. Staatsexamen war eigentlich eine berufsqualifizierende Ausbildung, die Promotion war ein mehr wissenschaftlich qualifizierender Abschluss. War also eher für eine Bewerbung innerhalb der Uni. Gesetzt den Fall, ich hätte es gewollt und es wären Stellen ausgeschrieben gewesen (das heißt damals waren die Stellen glaube ich, gar nicht mal [offiziell] ausgeschrieben), hätte ich mit der Promotion irgendwo Assistentin werden und mich habilitieren können. Da hatte ich übrigens ein Angebot von Hans Mayer in Hannover, ich hätte mich da habilitieren können. Aber es war eigentlich nicht mein Weg: die reine Wissenschaft hätte mich nicht interessiert. Ich war sehr glücklich mit meiner Editionstätigkeit. Das war Praxis, das war auch Geschichte, die mich immer stärker interessierte. Ex post würde ich sogar sagen, ich habe die falschen Fächer studiert.

Christine Schick: Also anstatt Philosophie und Literaturwissenschaft, würden Sie jetzt sagen, wäre Geschichte viel wichtiger gewesen?

Inge Jens: Ja, ich hätte Literatur und Geschichte machen sollen. Geschichte wahrscheinlich als Hauptfach, das wäre für mich das Interessanteste gewesen. Aber wenn Sie irgendwo gelernt haben, zu lernen, können Sie das nacharbeiten. Das ist kein Problem. Es gibt Bücher und Sie können, zumal, wenn Sie in Tübingen leben, sich in jede Vorlesung setzen. Als Kollegenfrau ist es noch leichter. Ich konnte wirklich in jedes Kolleg gehen. Und ich habe gesehen: Was mich interessiert, liegt an der Grenze zwischen Literaturwissenschaft und Geschichte, siehe Thomas Mann Tagebücher oder siehe auch Weiße Rose. Ich bin immer mehr in den Bereich der Geschichte gegangen, natürlich auch, wenn sie so wollen, unprofessionell: Ich habe nicht rein historisch gearbeitet. Es interessierte mich ein konkretes Schicksal oder das Schicksal einer Gruppe, und dem bin ich dann nachgegangen, sowohl im literarischen als auch im historischen Kontext.

Christine Schick: Also auch die Biographie....

Inge Jens: Biographie ist natürlich ideal.

Christine Schick: Am Anfang haben Sie gesagt, waren es mehr Männer die studiert haben, haben die sich anders verhalten Ihnen gegenüber als ihren Kollegen?

Inge Jens: Nein. Ich hatte mit Männern ein gleich angenehmes, sehr kameradschaftliches Verhältnis, wie mit Frauen. Gewisse Leute lagen mir nicht, klar, aber da war's relativ egal, ob's Männer oder Frauen waren: gewisse Arten, sich zu geben, lagen mir nicht – weder bei Männern noch bei Frauen. Aber sonst, nein, es war mir immer relativ egal, ob ich, mit Männern oder Frauen zusammen studierte. Ich wollte mich unterhalten, die Partner mussten interessant sein. Vielleicht hatte ich ein bisschen Präferenz für die Männer, weil die Männer im allgemeinen älter waren. Als ich anfang zu studieren, 1947 im Winter, war ich gerade zwanzig Jahre alt, und die Männer waren eigentlich alle ein ganzes Stück älter: 25, 26, 27, und es waren auch noch Dreißigjährige drunter. Die hatten einen ganz anderen Erfahrungshorizont. Die hatten auch einen ganz anderen Erfahrungshorizont hinsichtlich des Nationalsozialismus. Sie waren fast alle Soldaten gewesen und hatten auch andere Erfahrung hinsichtlich der Theologie. Ich wurde von einem Freund schon vor dem Studium in die Hamburger Studentengemeinde mitgenommen. Das war ungeheuer interessant, eindrucksvoll und auch prägend, weil da Dinge wie die Kriegsschuldfrage diskutiert wurden, von denen ich wenig wusste. Es waren die Älteren, die mir auch mal ein Buch zu lesen

gaben, z.B. auch die modernen Amerikaner, die Franzosen, aber auch die verfeimten Deutschen. Unter den Älteren war auch die eine oder andere Frau, aber vorwiegend waren es Männer.

Christine Schick: Wie war's mit den Dozenten?

Inge Jens: Da habe ich eigentlich auch die Älteren lieber gehabt, die Erfahrenen. Sehr eindrücklich ist mir Wilhelm Flitner gewesen, der Vater des hiesigen Pädagogen, Andreas Flitner. Wilhelm Flitner war auch Pädagoge und las damals in Hamburg über abendländische Bildungsgeschichte. Von Cluny, über ein halbes Jahrtausend hinweg. Das war faszinierend. Da gingen mir erst mal Zusammenhänge auf: wie sich geistig eins aus dem andern entwickeln kann, welche Beeinflussungen es gibt, was geistige Auseinandersetzungen sind; das habe ich dort gelernt. Auch bei dem von mir an sich recht wenig geschätzten Literaturprofessor Pyritz, der in seinen Seminaren unausstehlich gewesen sein soll, habe ich mit Gewinn Vorlesungen gehört: Über den Ackermann aus Böhmen... doch das war eindrucksvoll: Barock- und Renaissanceliteratur, alles Bücher mit sieben Siegeln bis dahin. Bei jüngeren Dozenten, habe ich Seminare gemacht. Bei Karl Stackmann zum Beispiel, Mittelhochdeutsch. Der war didaktisch gut, hatte das Gefühl – völlig richtig: erstes Semester, die müssen Bibliotheken kennen lernen. Er stellte uns von mal zu mal Fragen. Ich weiß gar nicht mehr, was das Thema des Seminars war. Jedenfalls gab es Fragen wie zum Beispiel „Wie heizt man eine Burg im Mittelalter?“, die wir zum nächsten Mal beantworten mussten. Das war natürlich gescheit, denn da kamen wir erst einmal mit den Reallexika in Verbindung, da mussten wir nachschlagen. Mussten uns orientieren, wie macht man das, wie kriege ich raus, wie man eine Burg im Mittelalter heizt? Und so auf der Ebene. Vielleicht wurde damals sogar mein editorisches Interesse geweckt: So eine Art gehobenes Kreuzworträtsel, das hat mir ganz gut gefallen. Außerdem: Man hatte vorweisbare Ergebnisse und erfuhr staunend, was die Welt schon alles wusste, und was man alles, wenn man wusste, wo, erfahren konnte. Das ist ja auch ein Geheimnis des Studiums, dass man lernt, wo man was findet und wie man sich schnell orientieren kann. Das habe ich damals gelernt. Geistig prägend sind dann jedoch die Älteren gewesen. Aber es waren alles etwas entfernte Götter. Dass man ein enges Verhältnis zu ihnen hatte, kann ich nicht erinnern.

Christine Schick: Aber die Wissenschaft war dann doch auch ein Stück zu langweilig, und Sie haben ja vorher gesagt, habilitiert hätten Sie sich wahrscheinlich nicht.

Inge Jens: Nun, früher, bevor ich verheiratet war, hätte ich mich natürlich habilitiert, wenn ich dies Angebot bekommen hätte. Aber ich kann auch nicht sagen: gleich nach der

Promotion, denn ich habe promoviert als ich schon verheiratet war, 1953. Ich habe 1951 geheiratet, war also bereits zwei Jahre verheiratet, und dann fragen Sie sich natürlich, ist eine Habilitation sinnvoll, zumal ich nie den Wunsch hatte, selbstständige Literaturwissenschaftlerin zu werden und gar Kollegs zu halten. Ich besaß eine realistische Einschätzung meiner Kräfte: Ich hatte einen Mann und ich wollte Kinder. Sie können jetzt natürlich sagen: das zeigt, dass Ihnen die Habilitation nicht wichtig genug war. Das ist richtig. Wenn ich es unbedingt gewollt hätte, dann hätte ich es auch unbedingt gemacht. Ich hatte allerdings auch größte Hochachtung vor dem Wissen der Professoren, die ich dann erst durch meine Ehe etwas näher kennen lernte. Und ich dachte: Mensch, ob du das je erreichst? Das war mir wirklich zweifelhaft. Aber ich habe Ausschau gehalten, ob es etwas gäbe, das sich besser mit meinem jeweiligen Leben vereinbaren ließe. Und das hat eigentlich immer ganz gut geklappt. Es ist mir gelungen, mir den Freiraum zu schaffen, den ich brauchte. Aber ob es für die strenge Wissenschaft gereicht hätte...? Ich habe es ja gesehen in den zwei Jahren Lehrtätigkeit an der Universität, da habe ich wirklich ganztags gearbeitet. Das ist so ungefähr meine härteste Zeit gewesen, ich hab's gern gemacht, es hat mich interessiert, aber ich habe mir auch gesagt: Du hast recht daran getan, es früher nicht zu machen; denn mit einem kleinen Kind, hätte ich das vermutlich nicht geschafft. Und Entlastungen gab es nicht, meine Mutter war in Hamburg und meine Schwiegermutter ebenfalls. Kinder mal abstellen, mal eine Oma holen, war nicht. Ich hatte nachher gelegentlich Aupairmädchen, da ging's leichter. Diesen Bereich kann man nicht „ausschalten“, sonst hätte ich auf Kinder verzichten müssen. Die Alternative hat sich in meiner Generation noch ziemlich deutlich gestellt. Natürlich hätte man die Probleme überwinden können, aber mit sehr schwierig zu bewerkstelligenden Strategien. Ich hätte vielleicht nach Hamburg gehen können, dann hätte meine Mutter das Kind genommen: Mutter und Schwiegermutter, das wäre möglich gewesen. Dann wäre mein Mann in Tübingen geblieben, und das wollte ich auch wieder nicht. Es hätten sich sicher Wege finden lassen, wenn ich es unbedingt gewollt hätte. Dass ich die Wege nicht gegangen bin, zeigt mir, dass ich es vielleicht nicht unbedingt gewollt habe. Aber das war damals. Doch auch heute ist es immer noch schwer, Beruf und Kinder zu vereinbaren. Gerade in der Wissenschaft, wo Sie sich wirklich sehr ausschließlich mit einem Problem beschäftigen müssen. Sie können Ihre Arbeit nicht unterbrechen. Wenn Sie jede Stunde wieder rausgerissen werden, um Windeln zu waschen oder irgendwas zu machen, wird's schwierig, d.h. solange die Kinder noch in den Windeln sind, geht's sogar noch, aber später wenn sie rumlaufen.... Und nachts? Ich war nie ein Nachtarbeiter, das ist mir immer schwer gefallen. Dazu war ich auch nicht gesund genug. Das hätte ich rein physisch nicht geschafft. Nun ja, ich hab's halt so gemacht, und das Schicksal hat es gut mit mir gemeint. Ich habe im Grunde sehr häufig das machen können, was ich wollte, was mir auch Freude gemacht hat. Und da

ich offensichtlich so veranlagt bin, dass es viele Dinge gibt, die ich gekonnt und die ich auch gern gemacht hätte, ist es dann auch nicht schlimm gewesen, dass ich auf ein oder zwei Sachen verzichten musste, die auch im Bereich meiner Möglichkeiten gelegen hätten. Ich wäre sicher keine schlechte Ärztin geworden, vermutlich auch keine schlechte Dozentin oder Professorin. Aber nun ja, ich bin dann auch keine schlechte Editorin geworden.

Christine Schick: Ich habe mich nachher gefragt, sie sind ja recht früh eigentlich von Hamburg nach Tübingen gegangen, wie haben sie es empfunden als Frau? War das vielleicht ein Stück weit ein Rückschritt in Bezug auf die Liberalität im Leben?

Inge Jens: In wie fern? Da versteh ich die Frage nicht.

Christine Schick: Also vom Umgang her, vielleicht war's in Hamburg schon sehr viel offener?

Inge Jens: Nein. Sicherlich, es gab Sitten und Gebräuche hier in Tübingen, an die ich mich gewöhnen musste. Der berühmte Kleiderschrank in den Studentenbuden, zu dem die Wirtin jeder Zeit Zugang hatte. Aber das traf jeden, und das habe ich nicht als besonders diskriminierend empfunden. Außerdem: Bei mir stand er nicht im Zimmer. Aber im Prinzip galt natürlich, dass Männerbesuch nur bis um zehn Uhr oder acht Uhr gestattet war.

Christine Schick: Aber er war schon erlaubt?

Inge Jens: Ja, doch. In Tübingen, ja. Diese Stadt hat zeitlebens von der Universität gelebt und Mädchen zahlen gleiche Mieten wie die Jungs auch; das hatte man begriffen. Es gab sicherlich Wirtinnen, bei deren Studentinnen kein Mann auftauchen konnte, aber meine gehörte nicht dazu. Das war alles relativ normal. Und auch zu Hause, ich meine da hätten natürlich Knaben übernachten können, aber eben mit dem Wissen meiner Eltern. Mit meinem Bruder zusammen in einem Zimmer oder so. Also der Unterschied war eigentlich nicht sehr groß. Jedenfalls habe ich es nicht so empfunden. Ansonsten muss ich sagen, habe ich die neue Freiheit unendlich genossen. Ich fand es schön, mal nur sich verantwortlich zu sein. Nicht noch die ganze Familie drum herum zu haben. Sicherlich: Ich war gern zu Hause. Ich habe auch keine Schwierigkeiten mit meiner Familie gehabt, aber es fällt natürlich ein Haufen von Rücksichten weg, wenn Sie plötzlich allein sind.

Christine Schick: Sie haben wahrscheinlich noch im Haushalt mitgeholfen....?

Inge Jens: Ja natürlich, das war klar, wir hatten alle unsere Aufgaben. Jeden Samstag musste die Küche sauber gemacht werden. Ich weiß nicht warum. Ich fand's grauenvoll, aber es musste gemacht werden. Und jetzt musste das eben nicht mehr gemacht werden bzw. nicht von mir, und es war auch nicht mehr meine Sorge, ob meine Wirtin die Küche machte oder nicht. Das ging mich nichts an. Ich hatte keine Küche, ich konnte die Küche mitbenutzen, aber das war's denn. Ich konnte gehen, ohne mich abzumelden. Zwar konnte ich das auch zu Hause, aber wenn Sie in einer Gemeinschaft leben, dann sagen Sie, ich komme heute erst um neun, oder: ich komme nicht zum Abendessen. Das ist einfach eine Form des agreements und der selbstverständlichen Höflichkeit, die Sie auch nicht wesentlich einschränkt. Aber dass ich mich jetzt auch plötzlich spontan entscheiden konnte, fand ich doch sehr schön. Nein, ich fand es in Tübingen eigentlich aufregender, liberaler, großzügiger. Ich kann mich an keine Einschränkungen erinnern, die mich wesentlich beschnitten hätten.

Christine Schick: Wie war dann Ihr erster Eindruck dann als Sie an die Universität kamen?

Inge Jens: Die Uni war wunderbar, sie war nämlich klein. In den Seminaren saßen, was weiß ich, zwanzig Leute. In Hamburg waren die Seminare so groß gewesen, dass sie im zweitgrößten Hörsaal der Uni stattfinden mussten. Also immer eine Massenabfütterung. Nur in der Pädagogik bei Wilhelm Flitner waren wir etwas weniger, da konnte man auch schon mal ein Referat halten. Dass man hier mit so wenig Leuten studieren konnte, dass, wenn der Hörsaal neun in der Neuen Aula voll war, die Veranstaltung schon ungeheuer gut besucht war, dass das schon eine volle Vorlesung war, das war etwas, was ich gar nicht kannte. Zudem: die Stadt war klein, man traf schnell die gleichen Leute wieder. Also war es nicht schwer, so ein Netz von Bekannten zu finden. Gut, keine Freunde, aber das war auch nicht so wichtig. Man kannte Kommilitonen: das war viel. Außerdem faszinierte mich die Landschaft. Ich bin mit dem Rad bis an den Bodensee geradelt, in den Pfingstferien, mutterseelenallein. Alles das war leicht möglich.

Christine Schick: Wie haben Sie das gemacht? Ein Zelt mit dabei gehabt?

Inge Jens: Nein, ich habe in Klöstern übernachtet, das ging ganz gut. Bei den Mönchen in Obermarchtal z.B.. Man traf unterwegs viele Radreisende, fuhr dann ein paar Kilometer zusammen und trennte sich wieder. Aber man hatte erfahren, wo man übernachten konnte, welcher Bauer einen wo schlafen ließ. Das war nicht schwierig. Es war ja auch nicht halb oder nicht ein zehntel so viel Verkehr wie heute. Man fuhr lässig auf den Landstrassen neben einander her. Ich weiß noch: Die katholische Studentengemeinde tagte am Bodensee,

und ich bin mal eines Abends dort vorbeigefahren, weil ich jemand kannte. Die waren aber alle sehr freundlich, ließen mich sogar bei sich schlafen. Ich weiß, dass ich nur ein einziges Mal für vierfünfzig im Gasthof übernachten musste; das war sehr viel Geld. Aber es war, wie gesagt, auf einer zehntägigen Fahrt das einzige -Mal. Ich bin auch nach Freiburg geradelt und habe mir dort die Professoren angehört. Nachdem ich meinen Mann kennen gelernt hatte, der in Freiburg studierte und mir immer von dieser Stadt vorschwärmte. Ich dachte, ich müsste mir das mal angucken und bin die nächsten Ferien durch den Schwarzwald nach Freiburg geradelt. Das konnten Sie als Frau gut alleine machen. Das war kein Problem. Durch den Krieg waren wir natürlich auch gewöhnt, uns alleine durchzuschlagen, und notfalls auch gegen Männer, gegen Soldaten, zu behaupten.

Christine Schick: Gab's da schon frühere Erlebnisse, wo man sich gegen Gewalt behaupten musste?

Inge Jens: Nein Gewalt, habe ich nicht erlebt. Es gab Annäherungsversuche, aber wenn man sagte: „Ne, komm, lass das bitte“, dann war's gut. Nein, Gewalt habe ich keine erlebt. Hat's sicher auch gegeben, es war aber nicht in dem Maße das Problem wie heute. Die hatten alle genug von Gewalt. Gewalt hatten wir nun wirklich Jahre lang gehabt. Jeder freute sich, wenn's freundlich und friedlich zuging. Gut gelegentlich flippte mal einer aus, aber das war alles gut in den Griff zu kriegen. Die Studenten waren vorwiegend Leute hier aus der Umgebung. Es gab wenig Auswärtige. Die meisten fuhren Sonntags nach Hause und die, die da blieben, fuhren Sonntags irgendwo Rad. Und dann gab's natürlich auch Arbeit: Referate, Lektüre. Da musste man auch mal ein Wochenende durcharbeiten. Ich war damals sehr fleißig, es war ja alles so bequem bei einander: UB, Seminar ect.. Ich habe die Zeit in guter Erinnerung, vor allem auch das Studium generale. Das war eine neue Erfahrung. Jeden Donnerstag gab es einen ‚dies universitatis‘, Donnerstags, den ganzen Tag durch, das ganze Semester über. Helmut Thielcke und Romano Guardini lasen, aber auch die Juristen oder Rückert, der Kirchenhistoriker. Es waren allgemein bildende Vorlesungen immer Donnerstag zu einer bestimmten Zeit. Aber Sie konnten auch Fachvorlesungen in anderen Disziplinen besuchen. Ich hörte Jugendpsychiatrie bei Reinhard Lempp – freitags von zwei bis vier, eine schreckliche Zeit, aber ich wollte das hören. Ich ging zu dem Dozenten und sagte: „Ich möchte an ihrer Vorlesung teilnehmen und darf ich?“, und der sagte: „Selbstverständlich“. Das war kein Problem.

Christine Schick: Sie haben die Bildung einfach genossen?

Inge Jens: Ja, auch die Freiheit. Richtig studieren gelernt habe ich erst in Tübingen. Aber Frauen? Wüsste ich nicht, dass ich bei einer Frau studiert habe. Ich wüsste nicht mal, ob es hier eine Dozentin gegeben hat. Ich weiß bei meinem Vorstellungsgespräch vor der Fakultät war keine Frau dabei. Es war kompliziert damals in Tübingen studieren zu dürfen.

Christine Schick: Stimmt, können Sie das noch mal erzählen?

Inge Jens: Im vierten Semester wollte ich nach Tübingen wechseln. Aber zunächst musste man Zeugnisse vorlegen. Die hatte ich eingeschickt. Dann wurde ich zur Vorstellung eingeladen. Ich kam vor ein relativ großes Fachkollegium. Ich weiß nicht mehr, ob es der ganze Senat war, der damals ja auch noch nicht so groß war, aber es waren Professoren aller Fakultäten. Das Gespräch fand im großen Senat statt, wenn ich mich richtig erinnere. Und alle stellten Fragen.

Christine Schick: Ich dachte das waren fachliche Leute...

Inge Jens: Nein, es waren Professoren aller Fakultäten. Ich nehme an, irgend so ein Zulassungsausschuss oder so. Ich schätze es waren zwanzig oder fünfundzwanzig Leute, die da saßen und die sich nun mit uns unterhalten mussten. Gott, es ist furchtbar lange her, ich würde sagen, es dauerte etwas eine halbe Stunde dauerte. Es kann aber auch länger gewesen sein. In dem Gremium, das weiß ich genau, war keine Frau. Auch in der Fakultät, vor der ich nach meiner Promotion diesen akademischen Eid ableisten musste, den Schadewald gerade eingeführt hatte, war keine einzige Frau, auch das weiß ich noch genau. Da saß ein Gremium von wirklich ernsthaft blickenden, wohlgekleideten Männern, von denen ich natürlich einige kannte, und die kannten mich auch, verzogen aber keine Miene. Doch das war später. Zunächst bestand ich die Aufnahmeprüfung und durfte in Tübingen studieren: ein normale Studentin unter vielen. Erst nachdem ich geheiratet hatte, ergab sich ein neues Problem. Ich war nun eine Dozentenfrau und ich studierte. Weil ich wusste, dass Dozentenkinder keine Studiengebühren zahlen mussten, fragte ich, ob ich auch davon befreit werden könnte. In der Verwaltung traf ich freundliche, aber ratlose Leute. Das war ein neues Problem, dass jemand eine Dozentenfrau war und noch studierte. Das war etwas, was kaum noch zusammenging.

Christine Schick: Das heißt, das gab's in Tübingen zu der Zeit nicht?

Inge Jens: Nein, das gab es eigentlich nicht. Es hat ganz sicher verheiratete Frauen gegeben, auch unter den Studentinnen, es hat auch verwitwete Frauen gegeben, deren

Männer gefallen waren. Wie das gehandhabt würde, das kann ich nicht sagen. Ich persönlich erinnere mich an keine verheiratete Frau, mit der ich zusammen studiert habe. Aber ich weiß, dass es das gegeben hat. Bei mir machte der neue Status, wie gesagt, große Schwierigkeiten. Nicht das Studium, ich wurde einfach weiter immatrikuliert, unter anderem Namen, das machte nichts aus. Aber der Wunsch umsonst studieren zu wollen, schuf ein neues Problem. Aber man gab sich Mühe, mir zu helfen, und nach zehn Tagen kam mir ein Mitarbeiter strahlend entgegen und sagte „ich hab's gefunden, es geht, es geht!“ Irgendwo hatte er ein Gesetz gefunden, das sagte, Frauen sind den Kindern gleichzustellen.

Christine Schick: Na toll, aber gut.

Inge Jens: Schön ausgedrückt: Frauen sind den Kindern gleichzustellen, wir haben damals darüber sehr gelacht. Aber der Mann fand es auch komisch, muss ich zu seinen Ehren sagen. Und ich sagte mir, auch wenn Frauen den Kindern gleichzustellen sind: Hauptsache Du muss nicht zahlen. Denn so groß war das Privatdozentengehalt dann auch nicht.

Christine Schick: Waren das denn hohe Gebühren damals?

Inge Jens: Nein, das waren sie sicher nicht, aber es waren Gebühren. Was heißt hoch?

Christine Schick: Das hat ja auch variiert. In den dreißiger Jahren musste man ja für jede Vorlesung einzeln zahlen.

Inge Jens: Das musste man damals auch. Ich hatte in Hamburg schon Gebühreennachlass gehabt, weil mein Vater nichts verdiente, in Tübingen musste ich erst einmal voll zahlen, ich schätze es werden so hundert, hundertfünfzig Mark gewesen sein. Das merkte man schon. Haben oder nicht haben machte schon viel aus. Also komischerweise, ich kann mich an die Summe nicht erinnern.

Christine Schick: Das sind ja auch so Nebensächlichkeiten, aber für die Vorlesung hat man also auch extra gezahlt.

Inge Jens: Man musste jede Vorlesung im Studienbuch attestieren lassen, auch die Seminare. Das wurde dann berechnet. An die Modalitäten kann ich mich nicht erinnern. Ich weiß nur, dass die sogenannte Rückmeldung immer ein ziemlich aufwendiges Geschäft war. Da war's voll, d.h. das was wir damals als voll empfanden. Das hat mit der heutigen Fülle wenig zu tun. Wenn da so zehn, fünfzehn Leute vor einem waren, dann war das für uns

schon voll. Und da musste ich nichts bezahlen, das weiß ich noch. Und auch später musste ich nie mehr bezahlen.

Christine Schick: Das war auch der Übergang zum Pädagogikstudium, wo sie dann nachher...oder war das schon vorher?

Inge Jens: Nein, das war vorher.

Christine Schick: Für die Promotion?

Inge Jens: ja. Für das Pädagogikstudium habe ich nicht gezahlt. Da gab's wahrscheinlich schon Gebührenfreiheit. Doch ganz sicher bin ich nicht. Das Studienbuch muss ich noch irgendwo haben.

Christine Schick: Aber praktisch nach der Heirat haben Sie gefragt und....

Inge Jens: Es war in der Zeit zwischen Hochzeit und Promotion. Ich musste erst mal meine acht Semester oder zehn Semester zu Ende machen. Und während dieser Zeit zahlte ich nicht.

Christine Schick: Und in dem Gremium, vor dem sie dann die expressionistische Novelle verteidigt haben, waren auch nur Männer?

Inge Jens: Das waren auch nur Männer, das weiß ich. Aber verteidigen musste ich die Arbeit nicht, das ging anders vor sich. Wir mussten drei Prüfungen absolvieren, in drei Fächern. Zunächst hat mich Paul Kluckhohn geprüft, mein Doktorvater, ein Germanist. Dann Karl August Weber, der Anglist und dann Hans Wenke, der Pädagoge. Also drei Prüfungen, an einem Tag. Da saßen an allen Ecken des großen Senats dann irgendwelche Professoren mit irgendwelchen Studenten oder Studentinnen und prüften sie eine halbe Stunde oder eine Stunde lang.

Christine Schick: Ein persönliches Gespräch...

Inge Jens: Ja, eine halbe Stunde im Nebenfach und eine Stunde Hauptfach. Und danach, wenn man bestanden hatte, musste man vor der Fakultät einen Eid schwören, dass man als Doktor keine silbernen Löffel klauen würde. Ich weiß nicht mehr genau wie der Wortlaut war, aber die Formel muss ja noch irgendwo zu finden sein. Das hatte der Dekan Wolfgang

Schadewald eingeführt. Es war eine umstrittene Sache, und ist später auch wieder fallengelassen worden. Ich fand es eher komisch als feierlich, zumal alle so ernste Gesichter machten. Aber ich war in erster Linie natürlich erleichtert. Außerdem waren wir mehrere, da war ich nicht allein.

Christine Schick: Das hat man zusammen gemacht?

Inge Jens: Ja, alle, die an dem Tag geprüft worden waren, vielleicht vier oder fünf. Aber dafür will ich meine Hand nicht ins Feuer legen. Das weiß ich nicht mehr genau.

Christine Schick: Das ist etwas, was es so ja nicht mehr gibt. Man hat sein Studium abgeschlossen und hat gleichzeitig die Promotion abgeschlossen, habe ich das richtig verstanden?

Inge Jens: Ja, mein Studium wurde durch die Promotion abgeschlossen. Das war praktisch die Abschlussprüfung. Aber ich hätte auch nach der Promotion noch das Staatsexamen machen können, selbstverständlich. Aber es gab außer dem Latinum für die Promotion keine Voraussetzung: Sie mussten kein Staatsexamen oder Magister vorweisen, um zur Promotion zugelassen zu werden.

Christine Schick: Sie haben vorher das auch angedeutet gehabt...die Kriegsheimkehrer haben es praktisch verhindert, dass sie Medizin studieren konnten. Waren Sie da sehr sauer?

Inge Jens: Nein, nein, irgendwo sah man das natürlich ein. Ich weiß, dass ich dachte, es ist schade, aber, mein Gott diese armen Schweine, die sind jetzt sechs Jahre, oder was weiß ich, in Russland gewesen, und uns ist es ja noch relativ gut gegangen. Es war nicht schön, aber gemessen an dem.... Ich habe es allerdings auch als eine geschlechtsspezifische Benachteiligung angesehen, ich habe es aber auch immer als einen geschlechtsspezifischen Vorteil gesehen, nicht Soldat werden zu müssen. Denn an Wehrdienstverweigerung wäre unter den Nazis nicht zu denken gewesen. Ich habe schon früh gedacht, du hast Nachteile, aber der eine riesige Vorteil, nicht Soldat werden zu müssen, wiegt ungeheuer viele Nachteile auf. Das ist jetzt natürlich ex post gedacht. Ich weiß noch, damals hatte ich eine Klassenkameradin, die aus irgendeinem Grunde Medizin studieren konnte, vielleicht waren ihre Eltern verfolgt gewesen. Politische Benachteiligungen, Aussonderungsverfahren, die unter den Nazis sehr rigide gewesen waren, bemühte man sich, wo immer möglich, zu kompensieren, berechtigterweise. Aber ich weiß nicht, warum sie Medizin studieren konnte.

Sie war etwas älter als ich. Da habe ich manchmal gedacht, es wäre jetzt schön, wenn du mit ihr gehen könntest. Aber ich kann nicht erinnern, dass ich wirklich gelitten hätte.

Christine Schick: Aber es stimmt natürlich was Sie sagen, dass es immer Vor- und Nachteile gibt.

Inge Jens: Ich habe - das ist natürlich eine gewisse glückliche Veranlagung - eines früh gelernt: Wenn der zunächst gewählte Weg A irgendwie verbaut war, nicht weiter ging, sich dafür aber die Möglichkeiten B und C öffneten, dann wählte ich meinetwegen C und sagte mit: jetzt machst du C und trauerst nicht A und B nach, nicht um B, weil du eine Chance nicht ergriffen hast und nicht um A, weil dir der Weg aus irgendeinem Grunde versagt war. Das ist natürlich eine Lebenshaltung, die einem vieles erleichtert. Sind sie besser dran als viele andere, die immer nur sagen, ach hätte ich doch... und: da wäre ich glücklich geworden... Ich habe das große Glück gehabt, dass ich auf dem Weg C dann große Befriedigung gefunden habe und das Gefühl hatte, dass durch diesen Weg auch ein Teil meiner Begabung geweckt wurde, der sonst vielleicht brach gelegen hätte. Ob Weg A andere Begabungen zum Tragen gebracht hätte, das kann ich nicht sagen, weil ich A nicht gegangen bin. Aber ich denke, wenn man es kann, sollte man die Chancen, die sich einem bieten, ergreifen, und nicht den Chancen, die einem verwehrt bleiben, nachtrauern.

Christine Schick: Das stimmt.

Inge Jens: Ich hätte das damals natürlich nicht so formulieren können. Ich war gelegentlich auch traurig, es ist mir manches schwer gefallen, aber ich kann mich nicht daran erinnern, wirklich gelitten, bis zur Handlungsunfähigkeit getrauert zu haben oder depressiv geworden zu sein. Nun war die Zeit natürlich auch anderes als heute. Sie wurden einfach auch gefordert, und wir hatten durch den Krieg gelernt, einen Weg, der sich als gangbar erwies, auch dankbar zu gehen, weil ja so viele Wege immer wieder zugeschüttet worden waren. Vieles war nicht möglich gewesen. Solange man aber überhaupt Möglichkeiten hatte, ging's einem ja noch relativ gut.

Christine Schick: Aus der Zeit heraus dann einfach auch so...

Inge Jens: Ja natürlich, wenn alle Fenster kaputt waren und aller Deckenstück abgefallen war, alle Wände Risse hatten, aber das Haus noch stand, war man einfach gut dran. Und dann dachte man nicht, ach Gott wie schön wäre es jetzt, wenn die Fenster noch drin wären. Sondern man war froh, dass man noch ein Dach über dem Kopf hatte – auch wenn das mit

dem Dach nicht ganz perfekt war. Dann ließ man sich halt was einfallen, dann spannte man z.B. Betttücher unter die Decke, dass einem nicht dauernd der Kalk von oben ins Essen fiel, und fürs Licht gab's ja Rollglas, das man vor die Fenster hämmern konnte.

Christine Schick: Ah, ja?

Inge Jens: Na ja Rollglas ist natürlich auch ein euphemistischer Ausdruck, das war durchsichtiges Plastik mit Metallfolien versetzt.

Christine Schick: Dass ein bisschen Licht reinkam?

Inge Jens: Ja, das konnte man dann vor die Fenster nageln. Und es war so hell, dass man nicht immer Licht brennen lassen musste. Ansonsten musste man eben die Fenster mit Brettern zuhauen. Diese ganz primitiven Dinge lehrten einen, Glück und Unglück doch ein bisschen anders zu sehen. Vor allem, wenn Sie jung sind. Mein großes Glück war es, nicht früher geboren zu sein. Wenn ich nur zehn Jahre älter gewesen wäre, wenn ich vielleicht einen Mann gehabt hätte, der Soldat hätte sein müssen, der irgendwo an der Front gewesen wäre, oder ich hätte Kinder gehabt, mit denen ich immer in den Luftschutzkeller hätte gehen müssen, wäre ich schlechter dran gewesen. Ich meine, so zwischen zehn und zwanzig sind Sie einfach am unternehmungslustigsten, und in der Lage, auch objektiv scheußlichen Dingen immer noch eine sportliche Note abzugewinnen. Sie machen vieles leichter, weil Sie ganz natürlich ihre Kräfte irgendwo einsetzen wollen. Und wenn Sie dann noch das Gefühl haben: es ist sinnvoll, was du machst, angesichts dieser riesen Sinnlosigkeit, stimmt Ihr Leben. Da geht es um jede kleine Handreichung, jede kleine Hilfe, die Sie leisten können. Ich habe damals im Krankenhaus gearbeitet, keine leichte Arbeit, aber sie hat mit Spaß gemacht, weil sie mir Befriedigung verschaffte.

Christine Schick: Die konkrete Arbeit?

Inge Jens: Ja, die konkrete Arbeit, das konkrete Helfen-Können. In so fern habe ich den Krieg im besten Alter erlebt, da wo man's am leichtesten machen kann. Ich habe in einer Vermisstenstelle gearbeitet und habe mir hinterher x-mal gesagt, wärest Du nur zehn Jahre älter gewesen, Du hättest nicht gewusst, was Du diesen armen Schweinen antworten solltest. Als halbes Kind mit fünfzehn, da sagen Sie irgendwas: es fällt Ihnen irgendwas ein, weil Sie die Konsequenzen nicht bedenken. Sie sind einfach nicht in der Lage, sich ganz in diesen Mann hineinzufühlen; es überwiegt das Bedürfnis, zu helfen, in diesem konkreten Augenblick, und alle weiterreichenden Bedenken, die Sie sonst vielleicht davon abgehalten

hätten, irgendeinen Quatsch zureden, existieren nicht. Nein, Quatsch war's auch nicht, wir verbanden ja schon konkrete Vorstellungen mit dem, was wir sagten, und handelten ja auch konkret. Aber als Erwachsener wäre das viel, viel schwieriger gewesen. Und der Krieg war vorbei, als ich anfang, erwachsen zu werden. In so fern hatte ich auch großes Glück mit dem Studium: die Welt tat sich mir auf, in einem Moment, in dem sie dann wirklich offen war oder offen wurde.

Christine Schick: Und man konnte über das nachdenken, was passiert war.

Inge Jens: Ja, Und man lernte und bekam Kategorien zur Bewältigung des Gewesenen an die Hand. Ich denke, meine Generation, zumindest, was die Frauen betraf, war da schon gut dran. Ich meine, wir hatten den Krieg noch mitbekommen, aber wir hatten die Probleme nicht in einer Lage mit großer Verantwortung z.B. für Kinder oder alte Eltern bewältigen müssen. Wäre ich in Ostpreußen gewesen, hätte ich im Treck fliehen müssen. Und auch den hätte ich lieber als Kind mitgemacht denn als Erwachsener. Oder als Jugendlicher, sagen wir mal, als Kind ist man vielleicht zu hilflos, aber als Jugendlicher können sie doch eine ganze Menge ertragen und wissen sich zu helfen: Sie entwickeln leichter Strategien, weil Sie nicht durch zu viel Reflexion belastet sind. Aber auf der anderen Seite können Sie so weit denken, dass Sie in der Lage sind, Strategien zu entwickeln. Insofern war ich schon gut dran.

Christine Schick: Und im Vergleich dazu die Achtundsechziger, die ja wieder ganz anders waren?

Inge Jens: Ja, die Achtundsechziger sind mir damals natürlich fremd geblieben. Das ist klar. Ich habe zwar gelernt, zu verstehen, was sie wollten und fand auch manches richtig. Trotzdem blieben sie mir gefühlsmäßig in ihren Unmutsäußerungen und ihren Streiks fremd. Die Solidarisierung, die partielle, erfolgte bei mir absolut über den Verstand. Ich hatte keinen spontanen....

Christine Schick: Also nicht so einen emotionalen Bezug?

Inge Jens: Nein, zu der Bewegung nicht. Ich sah, dass sie in vielem Recht hatten, vieles konnte ich auch nachvollziehen, aber ich war eben gar nicht gewöhnt, Kollektivlösungen zu bedenken. Ich war immer nur darauf getrimmt, Einzellösungen zu entwerfen. Nicht nur für mich, sondern auch für andere. Zu Egoisten hatte uns die Zeit nicht erzogen – ganz bestimmt nicht. Ich habe mich mit den Achtundsechzigern zum Teil auch wirklich angelegt. Ich bin oft zu ihren Treffen gegangen, weil es mich interessierte und weil ich finde, wenn man

in einer Universitätsstadt lebt, muss man wissen, was an der Uni passiert. Ich erinnere mich an einen Abend im Audimax. Es war zehn Uhr und der Hausmeister kam, um zuzuschließen. Die Veranstalter sagten, wir sind doch lange noch nicht fertig und lassen uns die Veranstaltung nicht kaputt machen. Und dann kamen sie auf die glorreiche Idee „Wir sammeln, sammeln für den Hausmeister und sammeln für die Garderobenfrauen, damit sie über zehn Uhr hinaus bleiben sollten.“

Christine Schick: Weil sie Überstunden machen mussten...?

Inge Jens: Weil sie Überstunden machen sollten und weil natürlich „das System“ keine Überstunden bezahlte. Ich habe damals die Studenten gefragt, habt Ihr die Leute gefragt, ob sie überhaupt bleiben wollen oder ob sie vielleicht nach Hause möchten? Natürlich nicht. Da platze mir der Kragen. „Ihr habt gut gelernt beim Kapitalismus, Kinder, Ihr seid besser als die schlechtesten bzw. besten Kapitalisten!“ Da habe ich mich manchmal wirklich angelegt mit ihnen, weil es mich geärgert hat, wie man wegen einer angeblichen Idee über Menschen hinwegging. Das war bei den Nazis auch der Fall gewesen. Und nun kommen Leute von Links mit zwar besseren Argumenten und ohne Bedrohung für Leib und Leben der Andersdenkenden – und wiederum spielten die Interessen des Einzelnen keine Rolle: Die Frau wird nicht gefragt, ob sie vielleicht um zehn Uhr nach Hause möchte, ob da vielleicht ein Mann oder Kinder warten. Sondern wir beschließen etwas und geben ihr Geld. Damit verpflichten wir sie und haben selbst ein gutes Gewissen. Da fand ich nun wirklich empörend.

Christine Schick: Stimmt.

Inge Jens: Auf dieser Ebene hatten wir gelegentlich Auseinandersetzungen. Um mich gegen die patriarchalen Urreste zu wehren, habe ich meinen Studenten auch immer gesagt: Ich kann Euch nur unterrichten, weil ich einen gut verdienenden Mann habe. Ich könnte mit dem, was ich hier verdiene, nicht unterrichten, es reicht nicht. Also wenn ihr das System ändern wollt, denkt auch mal an solche Sachen. Sie dachten mir zu wenig konkret, sie „nervten“ mich, wie es später heißen würde, dadurch, dass sie abstrakt-idealistisch dachten, und im konkreten oft inhuman handelten.

Christine Schick: Das waren auch Leute, die innerhalb der Universität Änderungen hätten anstoßen können, also was die Strukturen anbelangt?

Inge Jens: Es ging wahrscheinlich nicht anders. Wir wären wahrscheinlich alle nicht zum Nachdenken gekommen, wenn das nicht diese massiven Formen gehabt hätte. Trotzdem muss ich die Form nicht bejahen. Wie gesagt verstandesmäßig, ex post, habe ich viel nachvollziehen können, was mir konkret sehr contre couer ging. Es gibt ein Brecht Gedicht, das heißt glaube ich Nachtquartier, und geht in etwa so: „Ein Mann kommt und sagt: Ich kann jemanden beherbergen. Es schneit und es gehen zwei Obdachlose mit. Brecht fragt, zwei Menschen, ändert das etwas an der Grundsituation, dass hundert Leute kein Nachtquartier haben? Natürlich nicht, aber das Brechtgedicht schließt: Zwei Männer verbrachten die Nacht im Trockenen, der ihnen zugedachte Schnee fiel auf die Straße.“ Sehr schön. Das Gedicht hat mich nachdenklich gemacht.

Christine Schick: Wie war's nachher mit der Frauenbewegung? War das ähnlich, zu abstrakt?

Inge Jens: Die betraf mich zunächst nicht sehr. Ich habe sie unterstützt im Einzelfall, und fand richtig, was sie machten. Anfangs allerdings erschien mir vieles befremdlich, aber ich habe gelernt. Ich weiß noch, dass ich es anfangs absolut idiotisch fand, dass es Seminare geben sollte, zu denen keine Männer zugelassen wurden. Aber ich habe gelernt, dass es zwar au font idiotisch bleibt, aber dass es als Station auf dem Wege zur Emanzipation absolut notwendig ist, da viele Frauen sich nicht trauen oder trauten, in Gegenwart von Männern, etwas zu artikulieren, was sie unter sich artikulieren würden. Und in so fern fand ich es dann richtig, dass es Gemeinschaften gab, in denen Frauen unter Frauen lernten, frei zu reden und zu argumentieren. Dann allerdings muss man sie auf die Menschheit loslassen. Und sie müssen es auch Männern gegenüber lernen. Ich habe da viele Urteile revidiert, die sich doch als Vorurteile herausgestellt haben. Ich habe sowohl durch die Achtundsechziger wie auch durch die Frauenbewegung ungeheuer gelernt, obwohl ich ihnen zunächst fern gestanden habe, auch deshalb, weil es nicht mehr meine Welt war. Ich war keine Studentin mehr: Und ich bin erst wieder als Lehrende mit ihnen zusammengekommen.

Christine Schick: Da haben sie auch nie Probleme gehabt in der Lehrzeit, dass man Sie anders behandelt hat als Männer?

Inge Jens: Nein. Die Studenten kamen ja freiwillig, die hätten ja nicht zu mir gemusst, die wollten bei mir lernen und es war ihnen, denke ich, ziemlich egal, ob der Lehrende Mann oder Frau war. Die fragten sich, ob ich das anständig mache oder nicht. Wenn nicht, wären sie wahrscheinlich weg geblieben. Die Geschlechtszugehörigkeit war nicht mein Problem, und ich glaube, auch nicht das Problem meiner Studenten. Jedenfalls haben wir das nie

thematisiert. Aber ich bin auch durchaus heute noch dafür, dass Frauen gewissen Dinge erst unter sich besprechen; erst wenn sie eine klare Linie haben, sollen sie ausprobieren, wie das dann auf der freien Wildbahn funktioniert. Gewisse Schutzräume braucht der Mensch, wenn er sich über Dinge klar werden soll, das denke ich schon. Dann muss man allerdings sehr wohl nach draußen gehen. Denn wenn Sie sich heute die Situation an der Uni für Frauen ansehen, so ist sie besser als zu meiner Zeit, aber gut ist sie noch lange nicht. Es gibt vielleicht ein paar Kindergärten mehr und ein paar Ganztageseinrichtungen, aber es sind immer noch viel, viel, viel zu wenig. Und wenn Sie es sich nicht leisten können, privat auf Tagesmütter oder auf reale Mütter auszuweichen, dann ist es für eine Frau furchtbar schwer, Wissenschaft und Familie zu vereinen. Denn wenn die Frau einen Mann hat, so ist er meistens aus dem gleichen Milieu, das heißt: mit den gleichen Anforderungen konfrontiert. Und wenn Sie Kinder haben, ist es bestenfalls für einen Elternteil möglich, den wissenschaftlichen Anforderungen gerecht zu werden. Man kann die Aufgaben teilen, aber das erfordert sehr viel guten Willen, sehr viel Überlegung, und sehr viel Diskussion, weil es ja oft rein technische Dinge sind, die Sie lösen müssen - in der Familie. Aber ich denke, man muss das Problem immer und immer wieder aufwerfen. Eine Frau mit Kindern ist als berufstätige Frau in dieser Gesellschaft auf weite Strecken verloren. Es ist viel erreicht worden, das möchte ich nicht kleiner machen. Wenn ich das mit meinem Werdegang vergleiche, der individuell besonders gut und günstig verlaufen ist. Aber ich hätte viele Sachen auch nicht machen können, wenn ich nicht in einer Kleinstadt gelebt hätte. Von hier zur UB ist es eine viertel Stunde. Da konnte ich arbeiten, wenn die Kinder in der Schule waren. Wenn ich in Hamburg erst eine halbe Stunde oder eine Stunde hätte fahren müssen, das hätte nicht funktioniert. Insofern stellen sich die Probleme überall anders, und in der Großstadt ist es noch lange nicht leichter.

Christine Schick: Ich glaub neun oder zehn Prozent sind dann eben wirklich habilitiert oder lehren als Professorinnen in Tübingen.

Inge Jens: Reden Sie mal mit Frau Gamer-Wallert. Haben Sie das mal getan?

Christine Schick: Nein, habe ich auch schon überlegt.

Inge Jens: Zu der sollten sie unbedingt gehen, denn sie ist eine Frau, die es geschafft hat. Aber mich hat eine Szene sehr beeindruckt: bei ihrer Verabschiedung gab es einen kleinen Empfang im kleinen Senat. Da haben ein paar Leute geredet, und sie hat sich bedanken wollen. Aber dann hatte sie doch sehr plötzlich mit den Tränen zu kämpfen, weil sie sich erinnerte, wie schwer es gewesen war, diese Laufbahn zu ergreifen. Dabei hat sie etwas

gesagt, was sich mir tief eingeprägt hat: „Es muss doch auch für eine Frau möglich sein, Kinder wollen und Ägyptologin zu sein. Muss ich ein Mann sein, damit mir beides möglich ist?“ Und Frau Gamer-Wallert hat einen Mann, der ein Maximum an Rücksicht genommen, sich ungeheuer für sie eingesetzt und ihr das Leben erleichtert hat, wo immer er konnte. Aber einer muss ja das Geld verdienen, von dem die Familie leben kann. Zu Frau Gamer sollten Sie unbedingt gehen: Sie hat die Universitätskarriere geschafft - aber mit wie viel Opfern, mit wie viel Entbehrung, Disziplin. Es ist schon eindrucksvoll, wenn sie erzählt, da gehen Sie mal hin. Es ist ja auch so, dass Frauen ihr Ziel, wenn sie es erreichen, auch viel, viel später erreichen als Männer. Und wenn jetzt neue Zeitvorgaben und Verordnungen kommen, dann trifft in der ersten Linie wiederum die Frauen. Darüber sollte ein Schicksal wie das meine, das in jeder Hinsicht exorbitant war, nicht hinwegtäuschen, da es Frauen nach wie vor schwerer haben. Ich hatte das Glück, dass ich meine Interessen verwirklichen konnte, ohne diese übliche Form von Entbehrung auf mich nehmen zu müssen. Dadurch, dass ich eben in Tübingen lebte, dass ich die Möglichkeit hatte, ein Au-pairmädchen zu bezahlen, und dadurch, dass ich einen Mann hatte, der bereit war, mir zu helfen. Es war immer noch schwer genug, und ich habe oft gedacht, als Mann hätte ich bestimmt das Doppelte geschafft. Aber mir genügt das Einfache. Ich bin nicht unglücklich damit.

Dr. Hella Schlumberger
Türkenstraße 61 Rgb.
80799 München
Tel. und Fax: 089/2723217



Tübinger Jahre

samt der Zeit davor und danach



TÜBINGER JAHRE

- Das Zuvor -

Herkunft

Kaum war ich in Pommern geboren, begann ich zu aller Erstaunen gern in leisem Schwäbisch meine Geschichte, was heute Polen ist, gingen wir auf die Flucht. Und, setzte ich hinzu, das war freilich ironisch gemeint, vor "dem Russen". Obwohl Ironie da eigentlich nicht angebracht ^{war} ✓ Ein Bub hätte ich werden sollen, Hoferbe, und Helmut heißen. Heller Mut, so was Positives! Aber die Zeiten waren nicht danach. Das Baby wurde ein Mädchen, "nur" ein Mädchen und eben "Hella" genannt. "Schau nur, wie er lächelt!" soll es noch einige Zeit geheißen haben.

Eltern
Flucht

Die deutschen Männer waren an der Front, in Gefangenschaft oder tot. Auch mein Vater war weg. Er war nach seinem Landwirtschaftsstudium in Hohenheim bei Stuttgart zum Familienrenten in den hohen Norden gekommen. Denkhaus hieß das Gut meiner Großeltern bei Stargard und sie fanden es überhaupt unmöglich, daß dieser hergelaufene Schwabe das Herz meiner Mutter im Sturm eroberte, wo sie doch bei den umgebenden Junkern gute Karten hatte.

Aber nein, die Mutter beharrte auf ihrem Fritz, den sie Peter nannte und die Großeltern drohten mit Enterbung, was die Mutter nicht im mindesten anfocht.

Sie heirateten im Dezember 1935 in der eiskalten Dorfkirche zu Stargard, evangelisch natürlich, obwohl keiner der beiden besonders gläubig war und was wartete vor der Tür? Der Schlitten der Großeltern. Verzeihung war angesagt.

Mit schnaubenden Pferden und bimmelnden Glöckchen ging's nachhause. Es wurde eine fröhliche Hochzeit, Mama hatte gesiegt.

Was die Politik anging, hielten Mama und die Ihrigen nichts von der Hitlerei, der Vater dagegen wohl: ging zur SA und wurde PG, Parteimitglied, war lange u.k. gestellt, unabkömmlich, was hieß, daß er die ersten Kriegsjahre nicht mitmachen mußte. Das letzte Jahr dann aber doch.

Er war jedenfalls weg, irgendwo im Osten, während die rus-

sische Armee gen Westen vorrückte und Mama sich mit den Ihren auf die Flucht vorbereitete. Die "Ihren" waren ihre Mutter und deren Schwester, die Frauen, Alten und Kinder vom "Vorwerk", wo die Denkhäuser Landarbeiter wohnten, die polnischen Kriegsgefangenen und ich.

Die Polen, mindestens einer war in meine Mutter verknallt, gingen freiwillig mit, um die Frauen zu beschützen, was seinen Höhepunkt in einem Kartoffelschnaps-Saufgelage mit einer Vorhut der Russen fand, wobei die Polen die Russen unter den Tisch soffen, was den Frauen die Vergewaltigung ersparte.

Erst als alle der Meinung waren, der Treck, der aus Wägen, Pferden und an die fünfzig Leuten bestand, wäre in Sicherheit, wäre "beim Engländer", verabschiedeten sich die Polen, um heimzufahren und zu schauen, was von ihrem gequälten und zerstückelten Land übriggeblieben war.

Es war die Gegend um Demmin in Mecklenburg-Vorpommern und im Zuge einer neuen Grenzziehung fiel ein Stück Land plötzlich den Russen zu, geriet unter sowjetische Besatzung und wir miten drin.

Das, wovor wir geflohen waren, hatte uns wieder eingeholt, wenn auch nicht mit der gleichen Wucht.

Kindheit
im Osten

3 1/2 Jahre, von anderthalb bis fünf, lebten wir ^{in zwei Zimmern} im ersten Stock eines Bauernhauses im Dorf Glendelin bei Demmin, eine Frauengemeinschaft: Omi, Tante Klara, Mama und ich. Vater war noch verschollen am Anfang. Manchmal kam auch Fräulein Adolphi, die Grundschullehrerin zu Besuch oder ich war bei den kinderreichen katholischen Nachbarn, die ^{auch ohne Vater} zu zehnt ^{in zwei Zimmern} wohnten eingeladen. Zum Essen eingeladen. Vorher jedoch standen wir Schlange um den Tisch, um den Zeh einer Heiligenstatue zu küssen. Mama fand es später garnicht komisch, als ich mich beim Beten bekreuzigte und trieb es mir aus. Rhetorisch freilich, gehaut wurde bei uns nicht.

Gewarnt nur täglich vor den Russen. "Geh' nicht in den Wald spielen. Im Wald, da sind die Russen!"

Gab es überhaupt Männer in unserem Ambiente? Jedenfalls keine, die öfter kamen, während die "Russengefahr" allgegenwärtig schien. Ich erfuhr erst viel später, daß ~~es~~ im benachbarten Demmin vor dem Einmarsch der Russen an die tausend Selbstmorde von Frauen und Kindern stattgefunden hatten: Mütter, die mit ihren Kindern

ins Wasser gingen. Davon wird Mutter wohl gehört haben, geredet hat sie nie mit mir drüber.

Also: das männliche Element verkörperte für mich damals der Kettenhund des Nachbarn, den ich als Einzige streicheln durfte und meine Puppe Klaus, der ein Bein fehlte.

Ich entsinne mich nicht, besonders unglücklich gewesen zu sein oder unter Hunger und Einsamkeit gelitten zu haben. Mama hielt es von mir fern. Sie war überhaupt eine geniale Organisatorin. Wie sie schon die Flucht gemanagt hatte, machte sie es mit unserer schwarzen Übersiedlung in die Heimat des Vaters, ins Schwäbische.

Inzwischen hatte das Rote Kreuz herausgebracht, daß mein Vater noch lebte und in russischer Gefangenschaft war. Großmutter war gestorben und wurde auf dem Dorffriedhof begraben, Tante Klara wollte zu ihren Verwandten nach Berlin. Aufbruch. Teppiche und Silberzeug, die den Treck überstanden hatten, waren nach Stuttgart vorausgeschickt worden. Heimlich löste Mama unseren Haushalt auf, ließ sich von Fischern über Seen schippern, von Führern nachts durch fremde Landschaften schleusen. Ich immer an ihrer Hand.

Wir ließen Tante Klara in Berlin, ich heulte heftig, weil ich ahnte, ich würde sie nie wiedersehen.

Mama und ich bekamen einen Platz im Rosinenbomber, einem der US-Flugzeuge ^{der Luftbrücke,} die Berlin mit Lebensmitteln versorgten und im Rückflug Passagiere mitnahmen. Mama durfte irgendwelche amerikanischen Anordnungen übersetzen, worauf sie sehr stolz war. Hatte sie eigentlich doch studieren wollen, Tierärztin oder Lehrerin, eins vom beidem, aber nein, ihr Vater hatte insistiert: "Lohnt sich nicht, du heiratest doch!"

Sie hatte geheiratet, aber sie hätte trotzdem gern studiert. Für sie war klar, daß ich eines Tages studieren würde.

Kindheit
im Westen

Der Bruder des Vaters, ein evangelischer ~~Land~~ Pfarrer, hatte seine Studierstube geräumt, die entsetzlich nach Zigarren roch - jahrelang wurde es mir in Bussen schlecht, die nach Zigarren stanken. Dort wurden wir einquartiert.

Ich hatte plötzlich drei Vettern und eine Base um mich, mit denen sich ^{trotz} kratzende ^rWollstrümpfe trefflich spielen ließ und die mich nicht merken ließen, daß ich ein "Flücht-

lingskind" war. Der zweitälteste Vetter, vielleicht sechs Jahre älter, versprach, mich später zu heiraten, was ich nicht ungerne hörte, während der Älteste, heute "Obmann" des deutschen Zweiges der Schlumberger, mich verpiff, als ich meiner Freundin, der Tochter des Schneiders, eine Schürze voll Äpfel aus dem Pfarrersgarten schenkte. Die Strafe, bei Pfarrers so üblich: die Täter wurden von der rundlichen, an sich herzensguten Pfarrfrau, die nichtsdestotrotz vom Pfarrherrn mit jeder Schürze, die sich am Horizont zeigte, betrogen wurde, von dieser herzensguten Pfarrfrau im Klo im Erdgeschoß verhauen.

Meiner Mutter wurde nahegelegt, mit mir ebenso zu verfahren. Und weil sie nur 'Gast' war, ohne Mann, doch mit Kind, also an sich schon eine Last, die gleichwohl mit christlicher Liebe geduldig ertragen wurde, wehrte sich nicht. Sie, die mich nie schlug, zog mich ins Klo. Ungläubig sah ich, wie sie zum Schlag ausholte.

Ob sie mich tatsächlich schlug, weiß ich nicht mehr. Aber ich brüllte, vor allem aus Enttäuschung, brüllte mir die Seele aus dem Leib.

Das passierte im Pfarrhaus zu Bösinggen bei Freudenstadt. Der gute Vetter starb schon früh, der böse treibt noch heute sein Unwesen.

Vater
kommt

Durch irgendeine Tür in irgendeiner Wohnung kam ein Mann in einer ~~gestaubten~~ wattierten Jacke und behauptete, er sei mein Vater und jetzt sei ein Ende mit der Weiberherrschaft. Sagte er wahrscheinlich nicht, aber so biegt's mir die Erinnerung zurecht. Ich war erstaunt, daß er nicht merkte, wie er störte. Und sich entschuldigte und wieder ging.

Er blieb und meine Mutter überließ ihm alle angestammten Positionen wieder. Sie, die fünf Jahre lang für uns und andere gedacht und gehandelt hatte, verwandelte sich zur 'Nur-Hausfrau', wie sie leise resigniert feststellte.

Über entfernte Verwandte, die die Eltern beim ersten Schlumberger-Treff 1938 in Wien kennengelernt hatten, bei dem sich alle als "starker Bauernstamm" gerierten und aus dem "Heil Hitler!"-

Schwarz-
waldhof

Schreien nicht mehr herauskamen, durch diese Verwandteⁿ er einst Jurist bei der Kolonialverwaltung in Tsingtau, ^{China,} konnten die Eltern die Pacht eines Hofes im Nordschwarzwald übernehmen.

99 Hektar, zehn Kilometer von der Kreisstadt Calw entfernt, idyllisch auf der von Wäldern umgebenen Hochfläche gelegen, barockes Herrenhaus mit Türmchen, in dem Schleiereulen wohnten. Mama war für innen, der Vater für außen zuständig. Mama hatte zwei Frauen, die ihr halfen, Flüchtlingsfrauen, der Vater ledige Knechte und ein Ehepaar, "Schweizer" nannte man sie, die für den Stall zuständig waren und Landarbeiterfamilien, die im "Gesindehaus", einem versifften Gebäude mit der Jahreszahl 1680 auf dem Kellertürbogen aus Buntsandstein wohnten.

Zur Erntezeit kamen aus Holzbronn, dem Nachbardorf, haufenweise Frauen, die morgens vom Knecht mit dem Bulldogg abgeholt, abends von Vater heimgebracht wurden.

Die Ober-Erntehelferin wurde denn auch bald des Vaters Geliebte, weil sie aus ihrer Begeisterung für den Hof und meinen Vater kein Hehl machte, im Gegensatz zu meiner Mutter, die schon immer durchblicken ließ, daß sie lieber in der Stadt wäre.

Aber aus Pflichtgefühl, sie hatte etwas Kantisches, würde sie eben bei dem ihr angetrauten Ehemann bleiben. Elf harte Jahre lang.

Sie, die zuhause, also in ihrem Zuhause in Pommern, ein bißchen Klavier geklimpert und einen offenen Sportwagen gefahren hatte, mußte jetzt putzen, kochen und für alles sorgen.

Sie tat es standhaft lächelnd.

Ich durfte das Glöckchen im Turm läuten, wenn das Essen fertig war und die Leute in die "Gesindestube" kommen sollten. Nachmittags, wenn die Hausaufgaben gemacht waren, darüber wachte Mutter streng, durfte ich das "Veschper" hinaustragen, Brote mit eigener Blut- und Leberwurst und Most von eigenen Äpfeln.

Ich blieb einziges Kind.

Einmal sollte ich -Mamas Mißtrauen war erwacht- herausbringen, ob der Vater mit der Ober-Erntehelferin etwas hatte.

In der Scheune, wo immer Erntedank gefeiert wurde und sich der gutmütige schwarze Hund Leo am Tropfbier gütlich tat, um dann beim Tanzen den Vater von der Mutter wegzudrängen, sie gehörte nämlich ihm, dem ohien à femme, dort sah ich den Vater seinen

Arm um die mollige Hüfte der Erntehelferin legen und ihn ihr etwas ins Ohr flüstern. Ich hörte nichts, die Getreidereinigungsmaschine übertönte alles.

Gut, sagte ich mir, Auftrag erfüllt, aber mir war nicht wohl dabei. Es war mir so etwas von egal, ob er jetzt mit ihr oder mit einer anderen oder überhaupt nicht, Hauptsache, sie waren nett zu mir. Und es waren alle nett zu mir, war schließlich

die Tochter des Chefs. Ich versteckte mich in der Krone meines ~~am~~ schiefen Lieblingsapfelbaums in der Wiede, die zum Nagoldtal hinunterführte.

Als ich zum Essen gerufen, beiseitegenommen und gefragt wurde, was denn nun sei mit den Beiden, sagte ich, nein, ich hätte nichts mitbekommen, aber ich hätte den Eindruck, da sei nichts. Meine erste bewußte Lüge.

Nicht um den Vater zu schützen, eher um selber sauber zu bleiben, irgendwie.

Freie
Zeit

Zum Spielen hatte ich die ungleich jüngeren Kinder der Arbeiter. Im Park gegenüber vom Herrenhaus, der den Arbeitern total und uns, den Pächtern halb verboten war, weil sich am Wochenende dort die Verpächter, reiche Stuttgarter Familien, zu sonnen pflegten, in diesem Park mit alten Kastanien und blühenden Rabatten spielte ich Turnen und Geschichten erzählen.

Adamle und Gretel, die ersten Kinder unserer frommen Schweizer Familie, Pfingstler waren sie und beteten ununterbrochen, so kam es mir jedenfalls vor, wurden zu meinen ersten ^{Foto} Modellen.

Jedes Jahr in den großen Ferien kam Sigi, das magere, blaße Kusinchen aus Stuttgart, um sich "rote Backen zu holen". Wir verstanden uns hervorragend, nur daß sie bei unseren Indianerspielen immer auf dem Winnetou insistierte und ich mit Old Shatterhand vorlieb nehmen mußte, gefiel mir nicht so sehr. Andererseits war sie jünger, sie war Gast, da mußte ich schon zurückstecken. Wir spielten viel Zirkus im Heu, auf den Balken, mit anschließendem Salto; wir fingen mithilfe des Hundes lebende Mäuse, um einen Mäusezirkus zu etablieren, wir inszenierten Gedicht- und Märchenabende am Ende der Ferien. Eintritt: 50 Pfennig.

Ansonsten zog ich es vor zu lesen. An bestimmten geheimen Orten: in Bäumen, im Jasminstrauch im Garten, auf dem Heuboden. Im staubigen Gang zwischen der Innenseite der Außenwand und dem Heu, hinter einem Lamellenfenster. Dort bekam ich mit, was so lief da draußen, konnte, mußte aber nicht reagieren, wenn nach mir gerufen wurde.

Die Bücher holte ich mir aus der Verpächter-Bibliothek im ersten Stock des Herrenhauses, die ich benutzen durfte, wenn sie nicht da waren, die Staelins, Bayers, der Ex-Ob von Stuttgart im Dritten Reich Strölin mit seiner Geliebten, Frau Magirus, die schon auch einmal während der Woche Urlaub machten. Die Hauptverpächter, Zimmermanns, die entfernten Verwandten, reisten nur mit ihrem Dienstmädchen an, das in einem engen, ungeheizten Zimmer neben der Küche im ersten Stock schlafen mußte. Mich faszinierte neben den Büchern der Bibliothek und dem Sofa, auf dem angeblich schon eine württembergische Königin gesessen hatte, das ^{blaue} Riesengemälde eines jungen Mannes mit Schlitzaugen. Der Sohn von Onkel Manfred und Tante Nene, hieß es, der früh Dahingegangene.

Das fand ich traurig, aber es erklärte mir seine Schlitzaugen nicht.

Sollte etwa Tante Nene, nicht auszudenken, sollte Onkel Manfred mit einer Chinesin, vielleicht eher, oder konnte der Tsingtauer Maler keine runden Augen malen? Mystère.

Waldweg Der Schulweg durch den Wald gehörte nur mir. Da begegnete man keinem, außer vielleicht einmal dem Förster Buchfink, nicht einmal Beeren- oder Pilzsammlern. Das taten nur wir, die Blechbüchse vor den Bauch geschnallt.

Eine gute halbe Stunde hinab, eine gute Dreiviertel hinauf, an Feldern vorbei, abfallenden Weidewiesen, wo sich die Schweine tummelten, die sich so gern von Leo kraulen ließen, blaff, fielen sie hin und er knautschte sie am Bauch, durch Wald und Lichtung, über die Geleise und schon war ich am Bahnhof Teinach an der Zugstrecke Nagold-Calw.

Am Anfang begleitete mich die Mutter, da war ich sieben und ging in die Calwer Volksschule zu Fräulein Gühr, einer sanft-rundlichen Lehrerin, die mich immer Kapitel aus "Rulamann" nacherzählen ließ.

Nach Mutter kam Leo als Begleitung dran: "Hol' Hella!" Er trabte dann

auch ganz fröhlich den Berg hinunter und wartete wedelnd auf der anderen Seite der Geleise, wo es zu unserem Hof hinaufging. Irgendwann fiel eine Stunde aus, ich konnte einen früheren Zug nachhause nehmen und schaffte den Weg allein. "Brauch niemand mehr!" sagte ich.

Es gab da nämlich einen Felsen, am Rand der Lichtung mit Blick ins blaue Teinachtal, an dem wurde Halt gemacht. Geredet, gesungen, gespielt: Szenen des Tages, Probleme, Lösungen.

Danach war alles leichter, am Stein wurde alles abgeladen. Mein Freund, der Fels in der Lichtung.

Dann ging es hurtig nachhause, Mama wartete mit dem Essen, sie liebte Pünktlichkeit.

Ich konnte von den heiteren Dingen des Lebens berichten, die ernstesten hatte ich bereits abgeladen.

Wenn ich nicht rannte, den schmalen, steilen Weg hinauf, schaute ich, ob alles seine Ordnung hatte: die Waldchampignons, Pfifferlinge und Steinpilze an ihrem Platz zur richtigen Zeit wuchsen, die Röhre im Herbst mit den Kitzen auf der Lichtungswiese weideten, der Dachs am Abzweiger zum Schloß auf mich wartete, damit ich ihn heimtrüge, ihm eine Milch kredenzte und er wieder laufen durfte.

Der Hof hieß Dicke, Hof im Dickicht, das Schloß, von dem allerdings nur noch Ruinen herumlagen, Dickemer Schlößle.

Warum die Steine alle nur in eine Richtung verstreut lagen, wußte niemand. Deshalb erfand ich die Geschichte dazu, die von einem Riesen und einem wunderschönen Burgfräulein handelte, in das er sich verliebt hatte. Ihre Eltern, Raubritter, verboten die Liaison jedoch, sie wurde im Talschloß Waldeck versteckt und der wütende und gefoppte Riese zerstörte mit einem Armstreich das ganze Schloß und tötete, die noch nicht erschlagen waren. Ab da gab es verschiedene Fortsetzungen, die aber nur den allerbesten Freundinnen in einer der Schloßhöhlen erzählt wurden. Und natürlich dem 'Bäsle'.

Verhältnis
zu 'Buben'

Das war zur Volksschulzeit, als ich an blechgerahmter Monatskarte leicht als 'Fahrschülerin' auszumachen war, die an einem 'Bendel' um den Hals baumelte. Ich fuhr zur Mädchen-

schule in Calw.

Am Bahnhof in Teinach erwartete mich ein Pulk von Fahrschülern von der anderen Seite des Teinachtals. Mißtrauisch beäugt, gehändelt, an den Zöpfen gezogen, gab sich das im Lauf der Zeit. Hatte ich mich mit einem geprügelt? Ich erinnere mich nicht.

Ja geprügelt habe ich mich mit dem Hennefahrt, so hieß er, in der ersten Woche der ersten Klasse des Gymnasiums in Calw. "Weiber hauen" hatte er gesagt, sei was Tolles und "wo man ja jetzt Weiber in die Klasse bekomme". Das konnte ich so nicht dulden. Er war nicht stärker als ich, aber auch nicht schwächer, der Kampf ging unentschieden aus, aber seither hatte ich meine Ruhe. (Er wurde später ein Rechtsradikaler) Wurde von den meisten Jungen nicht mehr zu den Blöden Weibern gerechnet, weil ich ja schließlich auch alleine meinen Wald machte. Das schien sie zu beeindrucken, was für mich ganz normal war. Sie könnten das nicht, meinten die Mädchen, da würden sie sich gruseln. Ich war damals stolz, daß ich bei Schneeballschlachten mit den Jungs gegen die Mädchen mitmachen durfte. Ich schmiß schließlich ziemlich gut. Und die Mädchen fand ich auch irgendwie 'doof', sie spielten kleine Dämchen, das wollte wohl die Erziehung so, gaben sich zickig und ängstlich wie auf der Suche nach einem Beschützer. So Gedanken hatte ich nie. Aber daß ich 'nur' ein Mädchen war, hing mir doch nach. "Mach dir nichts draus!" meinten die Jungen, "du bist wie einer von uns". Als ich Mama das erzählte, war sie sehr glücklich. Ich wurde dann auch immer wieder zur Klassensprecherin gewählt.

Erste Lieben

Die erste Verliebtheit hatte mit einem Klassenkameraden zu tun, Vollmond, Landschulheim, alte Burg über Weinbergen, verhuschte Küsse.

Wir probten "Ali Baba" und die vierzig Räuber", er war ein Räuber und ich Morgiane, die Sklavin, die erst singen mußte: "Heut' ist der große Wochenmarkt in Basra, das laß dir ja auf keinen Fall entgehn, denn auf dem großen Wochenmarkt in Basra, da gibt es wunderbare Ding zu sehn", oder so ähnlich, erst jedenfalls sang ich wundernetzt, dann goß ich das siedende Öl den Räubern in die Schläuche und hatte kein bißchen ein schlechtes Gewissen dabei: rettete ich doch meinen Herrn Ali Baba. Der war ein Guter, während die Räuber zu den Bösen zählten. So einfach war das damals. Schwarz-weiß.

Der erste Heiratsantrag, der ernstgemeint war, kam von einem entfernten Vetter: im Hochsitz einer Birke. Auch er kam einmal im Jahr, hochgeschossen, sommersprossig und rothaarig, um was "auf die Rippen" zu bekommen, wir durften zusammen leichtere Landarbeiten verrichten: Getreidegarben wiederaufstellen, die der nächtliche Wind umgeweht hatten, Kühe hüten, damit sie nicht in den Wald liefen. Dieser Vetter also, niederer Adel, sehr schüchtern und hochmusikalisch, Kunststudent und sieben Jahre älter, meinte also, ich solle jetzt erstmal das Abitur machen, danach ein Haushaltjahr, dann sei er so gut wie mit dem Studium fertig und dann könne geheiratet werden, was ich davon hielt.

Nichts, natürlich garnichts, ich war dreizehn und fand das Ganze direkt peinlich. Heiraten, zusammen ins Bett gehen, pfui Teufel! Er sollte doch eine seiner Kommilitoninnen heiraten schlug ich vor, was er letztlich tat, und raste davon, in Richtung Hof, er schwer atmend hinterher, "aber sag' bitte deinen Eltern nichts!"

So richtig verliebt war ich dann in Walter M., der gerade von seinem Austauschjahr in Amerika zurückgekommen und gleich Schulpflichter geworden war. Er war nicht groß, er war nicht schön, aber er hatte so was Weltmännisches und war der Bruder einer Klassenkameradin.

Er brachte mich, wenn wir zur gleichen Zeit aus hatten, vom Gymnasium zum Bahnhof, was meine Mitfahrerschüler bewitzelten aber heimlich dann doch bewunderten. "Die hat einen Freund!"

Es kam zu einem Kuß auf einem Brücklein an der Nagold, ich wurde fast ohnmächtig, so schön fand ich das. "Wie in Paris", murmelte ich vor mich hin. Paris, die Stadt der Liebe oder so.

Danach küßte er mich nie mehr, begleitete mich auch nie mehr zum Bahnhof. Ich verstand rein garnichts. Was hatte ich getan? Sollte er vielleicht vermutet haben, ich hätte irgendjemanden in Paris - wo ich ja noch nicht gewesen war - genauso so innig geküßt wie ihn?

Zum Liebeskummer kam die Eifersucht. Nach nicht einmal einer Schamfrist begleitete er die ältere Schwester einer Mitschülerin zum Bahnhof, grüßte mich von oben herab, oder garnichtmehr.

Meine Mitschüler feixten, ich litt. Beschloß, nie mehr einen Kuß mit der Stadt Paris zu entweihen.

Dann, im Abijahr wurde einer aus der Parallelklasse der Favorit. Nicht daß ich extrem in ihn verknallt gewesen war, nein, aber er hatte ein Auto. Einen dieser Beulenkäfer, mit dem er mich gerne nachhause fuhr. Wo wir im ^{schmusend} Auto solange warteten, bis die Zeit erreicht war, wo ich nach der Zugfahrt sowieso zuhause angekommen wäre. Ich schlug noch einen Hacken und war pünktlich zum Abendessen daheim.

Ich erzählte nichts, lief doch alles prima, vor allem, weil er - ein bißchen ein Angeber war er immer schon - behauptet hatte, nie länger als drei Wochen mit einem Mädchen zusammengewesen zu sein. "Okay, drei Wochen", hatte ich zugestimmt, wir verabschiedeten uns dann auch richtig, Bier, Zigaretten in einer Dorfkneipe statt Mathe-Vorbereitung aufs Abi, was mir nichts geschadet hätte. Am nächsten Tag holte er mich trotzdem wieder vom Turnen ab als wäre nichts geschehen.

Wir feierten noch öfter Abschied, aber am Tag danach...irgendwie war mir das recht, ich litt jedenfalls nicht wie nach dem ^{weltmännischen} ~~von~~ Küsser mit seiner Paris-Antipathie.

Zimmermädchen
in London

Als ich im Zug saß via Stuttgart nach London, winkten er und seine Mutter mit einem Riesentischtuch aus ihrem Hirsauer Holzhaus mir nach: das sah nach echtem Abschied aus. YMCA Hostel, 35 Craven Terrace war ein einfaches Hotel des CVJM, des christlichen Vereins junger Männer in London. Dort hatten Marianne und ich, nebst weiteren fünf deutschen Mädels Dienst zu tun: Böden zu putzen, Betten zu beziehen, Closets zu reinigen. Doch das ist eine andere Geschichte. Marianne, die mit mir das rote Zimmer im Basement teilte, wurde zur Freundin. Wir versprachen uns, Jungfrauen, die wir waren, nur mit demjenigen zu schlafen, den wir später zu heiraten gedächten. Nicht gleich, irgendwann eben. Soweit verfolgte uns die Erziehung, sogar über den Kanal hinweg. Wir waren 18, wurden 19.

"Hella, o Hella, open your loving arms/ Hella o Hella, show me your many charms/ you are so different from the rest/ and I know you are the best for me-he-he-he-he" hatte Roger gedichtet und vertont.

Roger hieß der Dichter und Komponist dieses Schlagers und war einer der englischen Jungmänner, die am Donnerstag abend gern in unser Hostel zum Volkstanz kamen, um sich eines der deutschen Mädels anzulachen.

Wir hüpfen auf irisch und schottisch. Marianne und ich trösteten die heimweggeplagten und ausgebeuteten Au-Pairs, andere kamen nicht zu uns, wohnten wir doch im Haus, kannten uns prima in London aus, durften immer wieder Karten für Gäste besorgen, Arthur Rubinstein zum Beispiel oder "Lolita", wobei es für "Lolita" ungleich schwieriger war, hatten feste Arbeitszeiten und waren dick befreundet. Außerdem verfügten wir in der Woche über dreieinhalb Pfund, was soviel war wie 35 Mark oder 17 Euro 50, die Au Pairs gerademal über eineinhalb Pfund und mußten ständig zur Verfügung stehen für quengelnde Kinder oder nächtliche Dinners, wenn die Herrschaft vom Theater kam.

Film-
angebot

Als wir das 20th Century Angebot für einen Musikfilm mit Kirk Douglas abgelehnt hatten, Marianne hatte eine gute Stimme und kannte sämtliche Schlager der Saison und ich tanzte ganz ordentlich, als wir, obwohl der Vertrag in den Studios am Rand von London schon

vor uns lag und ungeahnte Reichtümer versprach, wir ihn nicht unterschrieben, weil einer der Kerls, mit denen wir getrampt waren, rechtzeitig vorher durchblicken ließ, daß wir unsere Nächte in Zukunft zwischen ihnen aufzuteilen hätten, da war uns die Entscheidung nicht schwergefallen.

"So nicht", sagten wir und "mit uns nicht" und wenn wir denn reich und berühmt werden sollten, also wenn das Schicksal so etwas mit uns vorhätte, dann sei ja noch Zeit.

"Schön blöd", meinten die anderen Chamber Maids im YMCA-Hostal und schüttelten den Kopf.

Wir hatten jedoch anderes vor: Marianne wollte einen Amerikaner heiraten - obwohl sie gar keinen kannte bisher - und ich in Tübingen studieren.

Lange hatte ich mit Tier-Verhaltensforschung kokettiert, mich dann aber doch für Romanistik und Germanistik entschieden. Klang solider, meinten auch die Eltern, die ^{mir} ja die nächsten Jahre finanzieren wollten.

Marianne war danach als 'Mothers Help' nach Amerika gegangen, hatte notgedrungen Amerikaner kennengelernt, obwohl der Erste ein In-der-war und als sie ihm gestand, schwanger zu sein, er behauptete, gerade mit seiner Kusine verheiratet worden zu sein.

Die nächsten waren richtige Amerikaner. Marianne hat jetzt vier

Töchter und der letzte Amerikaner scheint auch der Richtige geworden zu sein. Er liebt Deutschland und vor kurzem haben sie sich eine Eigentumswohnung in Bad Herrenalb geleistet, nicht weit weg von "Kahlsruhe" wo Mariannche her ist.

Sie entdeckte mich vor einem Jahr im Internet, wir trafen uns in München, schipperten auf dem Starnberger See herum und es war, als hätte sich seither fast nichts geändert, Amerikaner hin, Amerikaner her.

Unsere Dienstzeit beendete ein Balladen-Abend beim Hostalchef: Kerzen, ausgesuchte deutschsprechende Freunde und wir, Gedichte deklamierend. Eines aber trug er selber vor, "seinen" Lord Douglas "Ich hab' es getragen sieben Jahr", was, fragten wir heimlich, Job? Ehe? Wir fanden ihn jedenfalls miserabel, obwohl er uns mit dem Versprechen entließ, jederzeit wiederkommen und umsonst bleiben zu können, woran er sich schon ein Jahr später nicht mehr erinnern wollte.

Herbst 1962: Beginn des langersehnten Studiums in Tübingen.

TÜBINGEN

Daten, Fakten

Studium der Romanistik und Germanistik, zwischendurch Philosophikum. Ab 6.Semester Beginn der Doktorarbeit über den "Philosophischen Dialog, Studien zu Voltaire, Diderot und Galiani" . Die Dialoge beleuchteten die spannende Zeit zwei Jahrzehnte vor der französischen Revolution, es gäerte, alles wurde in Frage gestellt. Die Religion (Voltaire), die Wirtschaft (Galiani), das Leben an sich (Diderot). Zwei Jahre schrieb ich, zwei Jahre bereitete ich mich aufs Rigorosum vor, ein Jahr später erschien die Arbeit im Verlag Alfred Kümmerle, Göppingen 1971.

Neben vielen Auslandsreisen: ein Spanisch-Sprachkurs in Torremolinos, ein Wintersemester in Paris an der Sorbonne bei Prof. Etiemble 'Littérature comparée', ein Semester in München, ansonsten Tübingen.

Frauenanteil der Studierenden: keine Ahnung, vielleicht ein Viertel.

Professorinnen: keine, nur Dozentinnen für Sprachkurse und Theater. Und: eine gleichaltrige Studentin aus Brasilien, die uns portugiesisch lehrte, sehr oft und sehr gern im Café, weil wir gerademal vier oder fünf Teilnehmer waren. Siegfried B. ist in Porto Alegre beim Goetheinstitut gelandet und besucht mich alle paar Jahre, wenn Goethes in München tagen.

Wieso Tübingen?

Den meisten meiner Mitschüler vom - später so genannten-Hermann-Hesse-Gymnasium in Calw war klar, daß sie in Tübingen studieren würden. Tübingen hatte einen guten Ruf und war nicht allzuweit, an die vierzig Kilometer, von zuhause entfernt. Hegel, Uhland, Mörike, Hölderlin, Schiller, das war doch was! Melanchthon, Kepler!

Meine Eltern- die Pacht des Hofes war abgelaufen- waren nach Riedlingen gezogen, wo Vater eine Stelle bei der Flurbereinigung bekommen hatte. Mutti war zwar noch nicht in einer richtigen Stadt, aber für den Anfang, ein Landstädtchen wie Riedlingen an der Donau, immerhin besser

als die Knochenarbeit auf dem Hof, das frühe Aufstehen und schuften bis in den Abend! Kultur null, nur ein bißchen fernsehen bei den Melkersleuten. Schwarz-weiß, mit vielen Pannen und laufenden Bildern. Aber es gab sie bereits: die Tagesschau!

Wieso Romanistik und Germanistik?

Baden-Württemberg war französische Zone, also lernten wir von der ersten Klasse im Gymnasium an ^{Ich war zehn.} Französisch. Wir hatten gute Lehrer und ich noch einen Onkel, einen relativ berühmten, Freund von André Gide, einen, der sich nach dem Krieg stark für die deutsch-französische Freundschaft einsetzte, Kommentator im 'Figaro litteraire', ein richtig ein feiner Herr, der genausogut deutsch wie französisch sprach: Jean Schlumberger.

Ich traf ihn mit fünf und war stark beeindruckt: so wollte ich auch werden, Schriftstellern und genausogut französisch wie deutsch reden. Und etwas für Aussöhnung tun!

Den ersten Brief schrieb ich ihm mit zehn, auf französisch, er antwortete mir und schickte ein Bändchen 'le petit prince' mit, weil seine ^{historischen} Romane noch nichts für mich seien.

Später wollte ich sogar über ihn promovieren, über seine Korrespondenz mit André Gide. Die sei schon vergeben an Joseph Breitbach, antwortete er mir, ich solle doch lieber über etwas Spannenderes promovieren, 'sur moi tout est dit'. Dabei existierte gerade eine einzige Doktorarbeit über ihn. So bescheiden war er.

Also Romanistik, das war dann klar und Germanistik, wieso nicht? Hatte ich im Aufsatz doch immer gut abgeschnitten und war verrückt nach Lektüre: Schiller, Novalis und Karl May, Goethe, Kleist, Lessing - wieso sollte man über die nicht mehr erfahren? Germanistik war gebont.

Ob ich nicht auch eine gute Ärztin, Juristin, Zoologin, Anthropologin, Geologin geworden wäre, weiß ich nicht. Berufsberatung hatte so gut wie nicht stattgefunden.

Bis zum Philosophikum bei Prof. Schulz lief Philosophie noch nebenher. Ich hatte mir Nietzsche ausgesucht, war bei weitem der literarischste, wildeste, originellste unter all' diesen Systemkonstruktoren: der zerstörte erst mal, bevor er was Neues schuf. Dann die Story mit der Lou Andreas-Salomé und dem Rée, spannend, spannend, diese Dreierkiste!

Universitäre

Arroganz:

Wir Geisteswissenschaftler hielten uns schon für was Besseres, hatten ja auch viel mehr Zitate und Geschichten parat als die ^{graue} bloßen Naturwissenschaftler! Mit einem Zahnarzt, z.B., wären wir nicht einmal an einem anderen Ort ausgegangen. Das Frankophile, Mediterran - Fixierte bestimmte die nächsten Jahrzehnte, bis es sich auf Südamerika ausweiten sollte. Wir wollten alles wissen, alles kennenlernen, alles selber ausprobieren. Unpolitisch bis dorthinaus, richteten sich unsere Intentionen auf das Gute, Wahre, Schöne. Oder so. Das hatte mit Geld nichts zu tun oder nur sehr wenig.

Geld

Meine Eltern hatten so einen Trick: sie überwiesen mir die Hälfte des monatlichen Geldes, die zweite mußte ich mir abholen. Weil sie mich ja sonst nicht mehr sehen würden, behaupteten sie und hatten garnicht so Unrecht damit.

Daß ich aber bei dem wenigen Geld einmal im Monat nachhause trampte, erst Riedlingen, dann Augsburg, wollten sie mir ausreden. Ja, womit soll ich dann die Fahrt zahlen? Das Thema blieb eine Quelle ständigen Ärgernisses, über zehn Jahre lang, bis ich selber die ersten Tramper mitnahm.

Zimmer:

Das erste Semester wohnte ich zur Erleichterung meiner Eltern bei der nämlichen Pfarrfamilie- Bruder meines Vaters, der mit den Zigarren, im Pfarrhaus in Kirchentellinsfurt bei Tübingen. 'Die Kirch' on alles isch furt' hieß der lokale Scherz, weil von der Hauptstraße aus, die nach Tübingen führte und wo ein Bus fuhr, vom Dorf und vom Kirchturm rein gar -

nichts zu sehen war.

Irgendwie taugte mir der Ort nicht, das bigotte Getu' und der frauengeile Pfarreronkel, der später auch irgendwie unehrenhaft in Pension geschickt wurde, das Zimmer taugte mir nicht und die Entfernung, ein paar Kilometer, trotzdem, es kostete zuviel Zeit und Energie. Ich wollte nach Tübingen, direkt ins Herz, ich wollte zu Fuß überallhinkommen, in die Uni-Bibliothek, zum Romanischen Seminar, der alten Aula neben der Stiftskirche, ins Clubhaus, zur Germanistik, zu jeder Tages- und Nachtzeit, eben solange geöffnet war, notfalls hätte ich mich auch einschließen lassen.

Ich konnte lernen, was mich interessierte, ich war ganz wild drauf. Keine Fächer mehr, die gemacht werden mußten wie Mathe und Physik in der Schule. Okay, Altfranzösisch und Gotisch interessierten mich nur mäßig, waren aber als Mittel zum Verständnis spannender Texte wichtig.

Und Geschichten, Schicksale von Menschen in bestimmten Zeiten, Heldensagas interessierten mich brennend.

Leider waren die Professorenstars in Romanistik Linguisten: Wandruszka und Coseriu.

Mitschüler

In den ersten Tagen und Wochen des Wintersemesters war ich platt, was meine Calwer Mitschüler und -schülerinnen alles vom universitären Alltag wußten und wie lässig sie damit umgingen. Wir trafen uns sporadisch, Wege kreuzen sich in Tübingen von selber.

Ich fühlte mich einerseits unterlegen - sie waren Scheine voraus!- andererseits kam ich aus einer Weltstadt, dem brodelnden London in die eher beschauliche schwäbische Kleinstadt.

Da konnte ich mithalten, hatte ich doch schon flugs als Flüchtlingskind zu schwäbeln begonnen, trotz der Bestechungsversuche meiner Mutter ("eine ganze Tafel Schokolade!"), ich wollte sein wie die anderen, also fast wie die anderen und überging herzlos ihre Bitte: "Sprich doch wenigstens mit mir hochdeutsch!"

Ich wollte damals zur Schulzeit auch nicht, daß man mir das Kind vom Land ansah! Die Stiefel, die ich auf meinem Waldweg trug, wurden ~~in~~ einer der Buntsandsteinhöhlen gegenüber vom Bahnhof Teinach versteckt und dann in die schicken Schühchen geschlüpft, mit denen trotzdem in Calw noch eineinhalb Kilometer zurückzulegen waren. Und erst während der Tanzstunde im 'Waldhorn'! Über die Geleise gestöckelt und vom Calwer Bahnhof zum Waldhorn an der Nikolausbrücke mit schwingendem Petticoat. Dafür zurück durch den Schwarzwald ^{zum Hof}barfuß bis zum ersten Schnee.

Die Zeit als Flüchtlingskind vom Land war endgültig vorbei. Aus London war ich mit rotem Haar und erstem Kostüm à la Chanel zurückgekommen. Ich tanzte besser Twist als alle anderen und konnte, wenn ich wollte, Shakespeare zitieren.

Aber die anderen waren weiter, was das Studium anging. Die meisten von ihnen gingen in Richtung Staatsexamen: der Gedanke, Lehrer, Dozent oder Professor zu werden, schreckte sie nicht. Mich schon.

Ich machte einfach das, was ~~in~~ in den jeweiligen Semestern angesagt war: Referate und Scheine. Die Bibliothek der Alten Aula wurde zu meiner ersten Heimat, der Blick auf den Neckar, den Hölderlinturm, das Mäuerchen und die Stocherkähne.

Das erste Referat bei meinem Romanistik-Literaturprof. Wais hielt ich über das "Siglo de oro" in Spanien. "Wär jo ganz brauchbar, wenn Se net so arg schwäble tätet!" sagte der und niemand außer mir fand das komisch. Oder ließ sich gar etwas anmerken.

Bei der Entscheidung über die zweite romanische Sprache wählte ich Spanisch. Italienisch war mir zu schön, zu glatt, ich weiß nicht. Spanisch taugte mir mehr.

Die Pícaroromane und der Don Quijote waren mir näher ~~als~~ Dantes ganzes Universum.

Geld (G)

Inzwischen war ich nach Tübingen gezogen. Das erste Zimmer war in der Goethestraße, in der Kurve hinauf zum Apfelberg, wo zwei meiner Professoren wohnten: Wandruszka und Jens.

Neben der Waschküche im Keller mit eigenem Eingang durch den Garten kostete es fünfzig Mark. Ich verfügte im Monat ungefähr über 150 Mark, hie und da jobte ich nebenher: Verkaufen in Modeschäften beim Schlußverkauf, Kleider Vorführen im Schaufenster am Marktplatz in Reutlingen, Bedienung im Eiscafé.

Später - als Basis für das Studium in Paris: 6 Wochen Schokoreklame für die neueingeführte Merci-Schokolade und einen Monat Schuhe Vorführen in Frankreich, weil ich Größe 36 hatte, wie die Modelle der neuen Saison.

Die nächsten Studentenzimmer am Lustnauer Tor, am Marktplatz, zum Schluß im Café Naß kosteten alle zwischen 50 und 90 Mark.

Waren - außer das im Café Naß, zu dem eine Traum-Terrasse über den Tübinger Altstadtgedächern gehörte, bessere Schlafstellen, was aber nichts ausmachte, weil man sowieso den ganzen Tag unterwegs war oder in Bibliotheken saß.

Kontakte

Kontakte mit Vermieterinnen gab es wenige und freundliche, sie beschränkten sich meist auf Kaffee und Kuchen am Samstag, waren doch Zeiten und Themen zu verschieden. Wir meinten immer, lassen Neid zu spüren über das ungebundene, von niemandem reglementierte Leben.

Im Sommer mit Blick auf das vollbesetzte Mäuerchen hieß es: "Die schaffet jo de ganze Tag nix!", dabei saßen immer wieder andere dort.

Auch moralische Entrüstung über den freien Umgang der Geschlechter miteinander meinten wir zu spüren. Kein Wunder, es war die Zeit des "Kuppelparagraphen", wo sich eine Wirtin strafbar machte, wenn sie "Herrenbesuch" auf dem Zimmer zuließ.

Ich tat jetzt auch, was meine Klassenkameradinnen und Freundinnen schon ein Semester vor mir begonnen hatten: ich ging mit meinem Freund - dem mit den ewigen Abschieden - nicht mehr nur aus, sondern auch ins Bett, obwohl ich das so umwerfend wiederum nicht fand. Er anscheinend schon. "Ich passe auf!" versprach er und gab sich alle erdenkliche Mühe.

Aber einmal, nun ja, "wie kann ich einer gesunden Frau ein gesundes Kind nehmen?" fragte streng ein Frauenarzt. Ich war 19 und wollte noch keines. Der Freund der Abschiede schon, richtete sich aber nach mir.

Wir fuhren in die Schweiz und kamen ohne Nachwuchs zurück. Ich hatte keinerlei schlechtes Gewissen, hatte schließlich noch genügend Zeit für weitere Bälger, jetzt ging das Studium vor. Obwohl er sich hochanständig verhalten hatte, der Freund, wollte ich mit ihm nichts mehr zu tun haben. Er verstand die Welt nicht mehr, ich fing an, die Pille zu nehmen.

Klauen

Kontakte im außeruniversitären Bereich gab es nach Jahren viele: Geschäftsleute (Lebensmittel, Kleidung), Wirte, Wirtinnen. Noch heute habe ich einen Salzstreuer von Herrn Prause, der Wirtschaft in der Wilhelmstraße schräg gegenüber der Uni., von dem gemunkelt wurde, er sei schwul. Was wir eher spannend als bekritikenswert fanden. Geklaut haben wir manches. Einerseits weil wir tatsächlich wenig Geld hatten, andererseits war es ein Geschicklichkeitssport: sich nicht erwischen zu lassen.

Für mich selber behielt ich: Bücher und Lippenstifte.

Mit anderen geteilt habe ich: Kaviar und Alkoholica.

Verschenkt habe ich: Modellkleider und Schmuck.

Es gab eine Regel: geklaut wurde nicht bei Bekannten und nicht in kleinen Geschäften. Ausnahme: Herrn Prauses Salzstreuer.

Ansonsten lebte ich bescheiden, ohne darunter zu leiden. Hatten die Freunde doch alle irgendwie ein bißchen mehr Geld oder kamen Bekannte zu Besuch, die nichts Besseres wußten, als mich "auszuführen": ins "Museum", in die "Alte Post", in Restaurants der Umgebung oder gar nach Stuttgart ins Theater, ins Konzert.

Wir lebten total privat: wir gingen viel ins Kino, hörten Schallplatten: die Musik der Beatles kam gerade auf und begeisterte uns total. Es gab unendlich viele Feste, ich begann mit Fechten und Turniertanz.

Normaler
Tag

Im Sommer stand ich gegen sieben auf: Nescafé, Brot, Marmelade, Obst. Am Sonntag bimmelteⁿ einen gnadenlos die Glocken der Stiftskirche aus dem Bett, irgendwie viel zu früh.

Im Winter verschob sich alles, meine innere Uhr läuft mit Licht, um ein Stündchen. Je nach Länge und Intensität der Nacht zuvor auch um zwei oder drei. Nach dem Frühstück ging's zur Uni: lesen, mit-

schreiben, exzerpieren.

Während die Freunde mittags zur Mensa gingen, kaufte ich mir etwas in Richtung belegtes Brötchen, setzte mich ins Grüne, las Zeitung und traf mich wieder mit den Freunden im Clubhaus zum Café oder zum Bier. Das war die Neuigkeitenbörse.

Nachmittags: Bibliothek, Vorlesungen, Seminare.

Einer der gesellschaftlich-universitären Höhepunkte war abends: Walter Jens und seine Vorlesung über Literatur. Fächerübergreifend wie Walter Schulz' Philosophievorlesungen oder Mario Wandruszkas vergleichende Sprachwissenschaft. Da saßen wir gar um 8 Uhr schon in der Aula. Weil, was er brachte, er charmant brachte. Und es nicht die strohtrockene Linguistik eines Eugenⁱⁿ Coseriu war, der bald zum Star der Romanistik aufstieg und meine nächsten Freunde stark geprägt hat.

Den einen Völlkommen, er schrieb neulich zu Coserius Tod in der SZ etwas von seinem "Meister". Er kam bis heute von seinem Schüler-von-Syndrom nicht los.

Der andere wurde angeprägt und hat sich - beide wurden Professoren, natürlich - zu eigenen ^{linguistischen} Methoden hin entwickelt, die sich allerdings meinem Verständnis entziehen.

Ein Typ aus der Linguistik gefiel mir, ~~Noam Chomsky~~ vom Massachusetts Institut of Technology, weil er über die Wissenschaft hinaus dachte und handelte. Amerika den Spiegel vorhielt.

Abends kochte ich, wenn es die Stubenverhältnisse erlaubten, manchmal waren die Kochplatten im Schrank auf dem Flur, was für zwei: schwäbische Nudelgerichte waren sehr beliebt. Dazu gab es Bier, manchmal auch Wein. Wenn er selber gekauft werden mußte, gab es "Maikammerer Mandelhöhe" (1,98 DM) oder, weil der Name gar so keck war: "Kröver Nacktarsch".

Die Geschmacksrichtung "lieblich" war für uns normal.

War der eine Freund nachhause gegangen, besuchte ich oft noch den anderen, blieb auch über Nacht. Es war ja so: sobald ich mit einem zusammenwar, ging mir der andere ab. Das wollten die Herren irgendwie nicht wahrhaben.

Oder winkte ich des Morgens dem einen hinterher, als am anderen Ende der Straße der andere auftauchte und mit den frischen Brötchen wedelte.

Oder dachte ich, ich wäre schwanger und hätte beim besten Willen

nicht gewußt von wem. Es war aufregend melodramatisch.
Lou Andreas Salomé linste um die Ecke.

Freizeit
vor Ort

Eiscafé über dem Neckar, Zimmertheater, Schwimmbad, Stocherkahn.
Nachtwanderung zur Wurmlinger Kapelle, Ausflüge zur Burg Lichtenstein.
Ein Fackelzug, um Coseriu zum Bleiben zu bewegen. Es gelang
Trampen überall hin, wo was los war. Meist mit einer Freundin,
früheren Klassenkameradin, Kommilitonin.

Bei zwei jungen Mädchen hielt fast jeder Autofahrer.

Hattest du einen Freund dabei, war alles viel schwieriger.

Als junges, ansehnliches Mädchen, das darüberhinaus studieren durfte,
gehörte dir die Welt.

Sorgen um Zukunft, Arbeit, gesellschaftlichen Aufstieg hatten wir keine.

Nur was die Liebe anging, gab's immer wieder Komplikationen.

Stocherkahn-Philosophie: Obwohl wir die Studentenverbindungen, die Burschenschaften, Sängerschaften, Corps, Landsmannschaften oder religiösen Hochschulgruppen nicht besonders schätzten, ja, sie sogar ein bißchen verachteten ob ihrer lächerlichen Männlichkeitsrituale, waren wir beim Stocherkahnfahren auf sie angewiesen: nur sie waren im Besitz eines Kahns.

Und siehe da, auch unter denen gab es ein paar Annehmbare, die im Sommer die Kings auf dem Neckar waren und um die Insel hinauf- und hinab stocherten, ja gar Sieger im alljährlichen Stocherkahnrennen wurden. Wobei ich zu meinem großen Erstaunen erfuhr, daß nicht immer die Sieger die echten Sieger waren, sondern die, die sich die anschließende ausschweifende Fête leisten konnten.

Stocherkahn wie Clubhaus: eine Nachrichtenbörse.

Dabei wurde man noch braun, trank ein Bierchen und hörte sich ab und an Vokabeln ab oder Zeug, das nur einfach auswendiggelernt werden mußte.

Manch Verabredung fiel denn auch ins Wasser, weil wir mit dem

Stocherkahn unterwegs waren und man nur in allerdringendsten Fällen den Gondoliere bat, einen doch vorher irgendwo am Ufer abzusetzen.

Schöne Mädchen, oder das, was die Kommilitonen dafür hielten, hatten es einfach: und bei uns in den Geisteswissenschaften sahen damals die Mädchen entschieden schicker aus als die noch wenigen Naturwissenschaftlerinnen.

Kommilitonen, die in keiner Verbindung waren, kamen nur auf Kähne, wenn sie dort einen Freund hatten. Meist hatten sie kein^{er} Wir waren auf dem Wasser mit ^{total} anderen Jungs zusammen, als auf dem Land. Wir lehnten auf den Brettern herum, eine Bierflasche in der Hand, und winkten den Bekannten an Land zu. Kein Wunder, daß da leiser Neid aufkam, "Die den scho wieder nix!"

Anfang des Sommersemesters hieß es: "Die Schwedinnen sind wieder da!" Die ganze frustrierte Kommilitonenschaft stürzte sich auf sie, gockelte herum, sprach von Eroberung.

Wir sahen uns das Ganze träumerisch vom Wasser aus an.

Stipendien -
Vergabepaxis

Es gab zu unserer Zeit keine Ordinaria. Wir Mädels mußten die Profs nehmen, wie sie waren. Ihre Thesen, ihre Sicht der Dinge. Selbst bei Texten, die von Frauenschicksalen handelten: Madame Bovary, fand ich, interpretierte der Wais völlig daneben. Er schätzte die französischen Romanautoren des 19. Jahrhunderts, Balsac, Flaubert, verachtete aber George Sand ("Vielschreiberin"), wiewohl sie von den beiden Zeitgenossen äußerst geschätzt wurde: als Künstlerin, als Frau, als Freundin.

Sie, die so viele Gesellschaftstabus aufgebrochen hatte - interessierte Prof. Wais null.

Durch Vermittlung ihrer Professoren erhielten meine ^{engsten} Freunde Stipendien, Ferienkurse, Auslandsaufenthalte vermittelt, die sie zweifellos verdienten. Ich nicht, wiewohl ich mich auch beworben hatte: "Sie sind noch zu jung!" hieß es oder "Wollen Sie sich das wirklich antun?" Wenn ich bejahte, dauerte es eine Weile und plötzlich war das Stipendium dann weg.

Was mich nicht erschütterte. Was mir eigentlich erst im Rückblick auffällt. War ich es doch gewöhnt, im Leben nichts aufzurechnen, sich für Dinge einzusetzen, ohne zu fragen, was es mir bringen würde.

at tun ... ich

Also beschloß ich, mir meine Reiserouten selber zusammenzustellen und Freunde mit Stipendien, wenn sie am Weg lagen, heimzusuchen.

Jürgen T., Assistent und "Schüler" Coserius, bekam im Wintersemester 64/65 ein Stipendium an der Sorbonne und ein Zimmer im Meison d' Allemagne der Cité universitaire.

Ich hatte beim Trampen den Juniorchef von Bizerba, Bizer hieß die Firma für Waagen und Schneidemaschinen aus Balingen, kennengelernt. Er verschaffte mir ein Zimmer in der Rue Jacques-Coeur an der Bastille. Mit dem Geld, das mir die achtwöchige "Merci"-Werbung eingebracht hatte, konnte ich das Elterngeld aufstocken. Nebenher gab ich Deutsch-Nachhilfestunden bei unwilligen französischen Abiturienten. Paris war bei Gott teurer als Tübingen. Im Sommer 1965 durfte Jürgen nach Urbino, Italien, zwei Jahre später nach Coimbra, Portugal. Letzteres ^{lag} nicht an meinem Weg, ersteres ja.

Ulrich W., ebenfalls Coseriu-Schüler, bekam 1964 ein Stipendium in Perugia, was praktisch auf meinem Weg nach Tunesien lag. Wir verlebten eine Traumwoche in Rom, weil mein Paß im Auto des Herrn mit dem ich getrampt war, liegengeblieben war. Danach fuhr er im Zug nach Tübingen zurück, ich im Flieger, das Ticket hatte ein römischer Freund geschenkt, wenn auch nicht ohne Hintergedanken: hoffte er doch, ich würde für ein, zwei Semester nach Rom ziehen, er würde schon für Alles sorgen.

Im Hotel Amilcar bei Sidi Bou Said in Tunesien, beim Lieblingskuschinchen, zerbrach ich mir am Swimming-pool den Kopf, für wen ich mich denn nun in Tübingen entscheiden müsse. Weil Monogamie in unserer Gesellschaft doch angesagt schien.

Der Römer kam nicht in Frage, wiewohl er im Geld schwamm als Chef von Mercedes und ganz brauchbare Liebesgedichte fabrizierte. Aber wer von den beiden anderen? Ich fand keine Lösung.

Paul M., von der Beißner'schen Germanistik kommend, kein Lover, aber ein guter Freund, bekam eine Stelle als Assistent d'allemand in Nizza, an einem Jungengymnasium in einem ehemaligen Zarenschloß. Als ich ihn besuchte, schmuggelte er mich über Feuerleiter und Balkon in sein Zimmer, weil Damenbesuch total untersagt war. Das war an Ostern 1966.

Sei es, daß "mein" Professor, Kurt Wais, nicht so geschickt war beim Aufspüren von Stipendien, sei es, daß er sich nicht darum kümmerte (obwohl sein Assistent auch immer welche bekam, der Dieter J.), d.h. es ihm egal ^{war} ~~war~~ seine Studentinnen außerhalb Tübingens ihr Wissen auftankten, ich jedenfalls habe nie ein Stipendium bekommen (obwohl ich durchaus fand, daß ich eines verdient gehabt hätte).

Um Bafög für die Uni Tübingen zu bekommen, hätten meine Eltern ihre Vermögensverhältnisse offenbaren müssen. Das wollten sie nicht, also blieb alles beim Alten. Wenn ich etwas Besonderes wollte, mußte ich es mir verdienen.

Reisen

Ob durch Karl Mays "Durchs wilde Kurdistan" inspiriert (Teilen der Reise bin ich später im Irak nachgefahren), durch "1001 Nacht" oder "Mehmet mein Falke" von Yaşar Kemal, irgendwie hatte es mir schon früh der Orient angetan, 1963 fuhr ich zweimal in die Türkei bis an die Grenze des kurdischen Gebiets. Das erste Mal war es eine am schwarzen Brett aushängende Mitfahrgelegenheit, das zweite Mal nahmen das "Schtäle",* eine Kommilitonin ^{und ich} ~~meine~~ Mutter mit in die Türkei. Sonderangebot: Zugfahrt Stuttgart-Istanbul und zurück für 120 Mark. Es wuchs sich zu einer Bildungsreise aus.

In den Sommerferien 1964 gab es ein volles Mädels-Programm: mit zwei früheren Klassenkameradinnen nach Perpignan, Südfrankreich, von dort aus mit einer Kommilitonin, Inge, nach Torremolinos zu einem Spanisch-Ferienkurs.

Wir lasen am Strand mit wechselnden Spaniern Szenen aus klassischen Theaterstücken. Unser Zimmer in der Calle de camas, so hieß sie tatsächlich "Straße der Betten" und das war garnicht so daneben, kostete 5 Mark, hatte kein Fenster, dafür aber Wanzen unter dem Kopfkissen, ^{denen} wir jeden Abend mit der Zahnbürste zu Leibe rückten.

Entführung

Danach lockte der Begriff 'Afrika'. Trampend machten wir uns auf Richtung Süden: Algeciras, Ceuta. Wir wollten über Tetouan nach Tanger und wieder nach Tübingen zurück.

* Christa, schwäb.

Zwei überaus charmante Marokkaner Ahmed und Abderrahim Ben Maklouf, nahmen uns in ihrem Auto von Ceuta aus mit. Wir waren vertrauensselig: der jüngere studierte Jura in Paris, der Ältere war Commissaire de police in Arbaoua bei Kser-El-Kebir, da konnte doch nichts...

Ist auch nicht, nur waren wir plötzlich entführt. Wollten sich die Ferien irgendwie erotisch gestalten, die beiden Brüder. Sie versuchten alles, was in ihren Kräften stand, von Alkohol über Drogen, uns doch gefügig zu machen. Es gelang ihnen nicht, aber wir schlotterten vor Angst. Hatten sie uns dem Dorf doch als ihre lieben Gäste vorgestellt. Und wir sprachen kein arabisch.

Mit einem ihrer Freunde gelang uns die Flucht nach Tanger. In Tübingen trudelten wir pünktlich zum Fest des Sommerbeginns ein. "Euretwegen haben wir auf unsere Zukunft im Harem verzichtet", scherzten wir und die Freunde wußten nicht recht, ob sie uns glauben sollten. War doch zu abenteuerlich!

Das Gefühl, daß mir nichts wirklich Schlimmes passieren könnte, begleitete mich auf allen Reisen. Auch auf der nach Teheran und Moskau.

Waffen-
schmuggel

Einen Münchner hatte ich - zwei Münchner hatten Schtäle und ich in Istanbul kennengelernt. Meiner hieß Hermann und war Medizinstudent.

Nachdem er mich in Paris an der ~~Estille~~ ^{Estelle} besucht und wir beschlossen hatten, nach Persien zu fahren, klappte es denn auch beim zweiten Anlauf: Autos von München nach Teheran überführen für eine eher obskure Import-Exportfirma aus dem Münchner Bahnhofsviertel. Kathibifar begleitete uns, zahlte ^{Essen, Übernachtung.} unterwegs. In Teheran sollten wir noch 300 Mark bekommen. Kurz vor der iranischen Grenze erfuhren wir von einem betrunkenen Kathibifar, daß wir nicht nur alte Mercedesse transportierten, nein auch Waffen. Für wen? Für die Kurden. Wir fragten nicht einmal, welche Kurden. Soweit waren wir noch nicht. Hermann sagte nur: "Das schaffen wir auch noch!"

Taten wir auch, aber nur weil ich mit dem iranischen Zöllner gar intensiv plauderte. So winkte er mein Auto durch, wo in der rechten Seitentür die Pistolen versteckt waren. Die übrigen beiden Autos wurden gnadenlos auseinandergenommen.

Das Schah-Teheran mit der Nordkette und dem Damawand in 80-km-Entfernung, mit seinen Museen, den schönen Menschen, der Freundlichkeit,

dem Gewurle und den Gerüchen in den Gassen, den Parks und Palästen verzauberten mich.

Jaffar, unser Autohändler, tat denn auch alles, mich zu verwöhnen: hatte er mich doch zum Eheweib auserkoren.

Einmal wartete Hermann über eine Stunde an der Mensa in Teheran und tobte los, als ich zu spät kam.

Was er bloß hat, dachte ich, ich habe den Antrag doch abgelehnt. Komische Männer!

Mit Zug und Flugzeug von Jerewan landeten wir ^{Wochen} später in Moskau, inspizierten Lomonossow-Uni, Galerien und das Kaufhaus GUM, deckten uns mit billigen (Sjatoslaw Richter) Klassik-Schallplatten ein, tauschten schwarz Geld. Taten versöhnt.

Im Zug zurück nach Deutschland, im Speisewagen, trafen wir auf Russen, die gut deutsch sprachen: Journalisten und Schriftsteller. Sie luden uns zu Cognac und Kaviar ein. Wir diskutierten die Vorzüge des jeweiligen Systems: da waren sie uns eindeutig überlegen. Wir brachten nur heraus: aber den Arbeitern geht's bei uns doch viel besser als bei euch! Sie kamen mit der Zauberformel: "Noch nicht!" In Warschau auf dem Bahnsteig verabschiedeten wir uns und konnten die Tränen nicht unterdrücken. So kluge Revolutionäre aber auch! Auch der Krimsekt und die gebratenen ^{Täubchen} waren nicht zu verachten, den es zum Frühstück im Erste-Klasse-Abteil gegeben hatte. Sawa Golowaniwskij hieß der bekannte Schriftsteller aus Kiew, der nach Ost-Berlin fuhr, um über seinen nächsten Roman aus der Nachkriegszeit zu recherchieren.

Das war doch eine andere Lebensart als ein einfacher Lehrer bei uns! Schriftsteller, das war's, dabei konnte man ja durchaus wissenschaftlich arbeiten, kam herum, lernte Leute kennen, brachte das Ganze dann in eine Form. Konnte berühmt werden oder nicht. Reich vielleicht weniger, wenn man seine Seele behalten wollte. Aber frei. Ich begann sogar bei einer Russin in Tübingen russisch zu lernen. "Hast gute Aussprache, brauchst aber mehr Geduld!"

Reisen mit Freunden waren zu der Zeit entschieden weniger aufregend als die mit Freundinnen. Ulrich und ich, Legen wir da doch eines Morgens im Zelt am Strand von Biarritz und hörten eine Sendung über den Einmarsch der Russen in Prag 68. Bald darauf fuhren wir dorthin und waren deprimiert: zerschlagene Hoffnungen, gleichgeschaltete Presse, Nieselregen.

Das war nicht der Sozialismus, wie ihn die Herren Schriftsteller dargestellt hatten.

Vielleicht war er ja auch nicht für jeden gleich. Für manche gleicher. Für die, die eben in der klassenlosen Gesellschaft auch erster Klasse fuhren und gebratene Täubchen und Krimsekt im Gepäck hatten.

Der erste Zweifel an Ideologien an sich begann an mir zu nagen. 1967, nach einem ausschweifenden Weißwurstfrühstück auf der Terrasse des Cafe Naß, wo gegen Abend entfernte Freunde mit einer Überraschung anrückten, die uns unbekannt war: LSD-Plättchen, die am nächsten Tag sehr unangenehme Auswirkungen hatten: ich hüpfte, da war ich ganz sicher, in der Bibliothek bis an die Decke hoch, gab mir aber Mühe, das vor den anderen zu verbergen, da beschloß ich: keine Drogen mehr, Alkohol reicht, 1967 also ging's nach München.

München

Ulrich war schon dort. Ich wohnte bei ihm in einem Zimmer gegenüber vom Englischen Garten. Beide arbeiteten wir an unserer Doktorarbeit. Er hatte seine Papierstapel auf dem Stehpult, ich auf dem einzigen Tisch. Wenn wir aßen, legte ich selbstverständlich die meinigen auf den Boden, holte sie später wieder hoch. War schließlich auch sein Zimmer.

Als wir später zusammenzogen, richtete ich mich nach ihm. Ganz selbstverständlich. Tippte nicht, solange er noch schlief, kochte, wenn er aus der Uni kam, wusch ab, machte das Abendessen, während die Tagesthemen liefen und diskutierte mit ihm über Linguistik, obwohl die mich nur am Rand interessierte.

Er war inzwischen Assistent von Prof. Stimm am Romanischen Institut in München geworden.

Das Angebot von Prof. Wais, in dem ich allmählich den alten Nazi entdeckt hatte, mich als Assistentin in seine Dienste zu stellen, hatte ich abgelehnt.

Vorteile,
Nachteile
als Studentin

Die Vorteile lagen auf der Hand: Als Studentin wurdest du zu allem Möglichen eingeladen. Aber die Einladung galt nicht der Studentin, sondern dem jungen Mädchen. An Vorteile als Studentin ("Quotenfrau") erinnere ich mich nicht. Das war damals noch kein Thema. Die Grünen gab es noch nicht.

~~Du bekommst Blumen-geschenkt, man-half dir in-den Mantel, wies dich-vorangehen, alles-Zeichen-von-Nicht-Gleichberechtigung.~~

Das störte uns jedoch nicht, wir wußten, wir waren die erste Generation von Frauen, die dabei waren, sich die gleichen Rechte zu nehmen wie sie die Männer seit Jahrhunderten, Jahrtausenden für sich usurpiert hatten.

Unsere Mütter hatten im Krieg bewiesen, daß sie den Männern ebenbürtig bis überlegen waren, hatten sich aber klaglos nach Rückkehr der Männer wieder in der zweiten Reihe ansiedeln lassen.

Das würde uns nicht passieren!

Es gab noch ein paar Übergangs-Ungerechtigkeiten, aber auch die würden mit der Zeit verschwinden, dachte ich, dachten wir. Dazu gehörten Szenen wie:

Professor Coseriu, im Schlepptau seinen Assistenten (meinen Freund) und ich begegnen uns auf der Treppe des Romanischen Seminars. Ich trug ein neues Kleid, Oberteil im gleichen blaurot-grauen Zickzackmuster wie die Strümpfe, er in einer seiner üblichen grauen Knautsch-Anzüge. Hält er doch an und spricht: "Gefällt Ihnen denn so etwas? Ich finde, Sie sehen unmöglich aus!"

Mir blieb die Spucke weg und der Freund schwieg. War offensichtlich primär "Schüler", dann erst mein Geliebter.

Doktorandenseminar bei Prof. Wais: er fragt etwas, ich antwortete, er scheint es nicht zur Kenntnis zu nehmen, fragt weiter dasselbe. Ein Kommilitone sagt dasselbe wie ich und Wais bricht in Begeisterung aus: Ja, genau, das sei es! Nur dadurch ließe sich der Text richtig interpretieren.

Das passierte nicht nur einmal. Hab' ich eine Tarnkappe auf, fragte ich mich, rede ich zu leise, hört man mich nicht? Oder wie oder was?

Obwohl nicht unmutig, stellte ich ihn trotzdem nicht zur Rede. Der war einfach so, sagten alle. Damit gab man sich zufrieden, zumal diese Ungerechtigkeit nicht anderen - für die ich mich eingesetzt hätte - sondern mir passierte. Und ich konnte so etwas locker übergehen.

Promotion
ja oder nein?

Im 6. Semester schlug Wais mir vor, doch eine Doktorarbeit bei ihm zu machen.

Vater war heftigst dagegen, Mutter war geschmeichelt. "Das braucht sie doch garnicht als Lehrerin!" - "Ein Titel kann später nichts schaden!" - "Soll ich ein Doktorandenstipendium beantragen?" fragte ich schüchtern. "Nein, nein", winkte er ab. "Sie wird sicher schnell machen!" versprach Mutter, "nicht wahr? Ich versprach."

An den 332 Seiten saß ich zwei Jahre, fast genauso lange an der Vorbereitung fürs Rigorosum, ein Jahr später erschien die Arbeit gedruckt.

Doch inzwischen hatten sich die Zeiten verändert: 1968 war gekommen und hatte uns in seinen Bann geschlagen.

1968

Es begann schleichend, plötzlich wurde über andere Themen geredet: nicht mehr über irgendein Studienthema, sondern über Gesellschaftsstrukturen und Weltpolitik, wobei Partei ergriffen wurde: gegen Amerika mit seinem schmutzigen Vietnamkrieg, gegen den Imperialismus als solchen, gegen den Kleinbürger allüberall. Für: die ausgebeuteten Länder der Dritten Welt, den Sozialismus als Weg zur klassenlosen Gesellschaft und die freie Liebe.

Letzteres war mir nicht neu, hatte aber gerade miterleben müssen, wie Einer meiner beiden Favoriten, beide Linkeisten und Romanisten, dem anderen meine Briefe zugeschickt hatte, was ich hochunmoralisch fand.

Dachte wohl, wenn ich ihn schon nicht nähme - er hatte übrigens einen Komplex, weil er einfacher Herkunft war, sein Konkurrent jedoch nicht - solle mich auch der andere nicht kriegen. Der hatte auch an dieser Wurfesendung zu kauen, ^{die Fortsetzung} vertagte unsere Liaison auf nach seinem Staatsexamen, wo ich ihn oben auf dem Schloß abholte, um sieben Kilo leichter, wir uns etwas in Richtung ewige Treue schwuren und beschlossen, dieses Tübingen, wo an jeder Ecke eine Erinnerung lauerte und auf dem Apfelberg seine Eltern, wir beschlossen also, dieses Tübingen mit dem weltmännischeren München zu vertauschen. Er fuhr voraus, machte Quartier sozusagen, während ich noch einen Schein, den letzten, machen mußte. In diesem Semester lernte ich Rainer W. kennen, Mitglied des SDS, in seinem langen schwarzen Pelzmantel des Großvaters.

Er stammte weder von oben noch von unten, Vater war ein biederer schwäbischer Lehrer, ~~gleichwohl~~ wie auch der Enkel, geniegestreift, kleinbürgerverachtend.

Er hatte eine hübsche, kluge, irische Frau ~~die~~ ^{Ruth, Beide} saßen an ihrer Doktorarbeit in Germanistik oder Anglistik. Sie wurden meine Lehrmeister in Richtung: revolutionär denken, revolutionär leben.

Sie stellten mir die Liste von Literatur zusammen, die die Basis jedes Revolutionärs zu sein hatte, ich las mit mehr oder weniger Interesse: Marx (außer dem Kommunistischen Manifest, das war schon feurig) und Lenin, na ja, Engels schon besser. Rosa Luxemburg auch nicht das Gelbe vom Ei, Stalin als Linguist dagegen erstaunlich. Aber Freud, Reich und Erich Fried waren mir irgendwie näher, da ging es um die revolutionäre Veränderung des Denkens, des Lebens und nicht um sture Ideologien.

Marxens Analyse ~~von Lohnarbeit und Kapital~~ war schon richtig, fand ich, aber woher wollte er wissen, wie's weiterging? So von wegen klassenlose Gesellschaft, vorher Arbeiter und Bauern, wieso sollten die soviel besser sein als Bürger? Also die Arbeiter und Bauern, die ich kannte, an denen hatte ich nie auch nur ansatzweise revolutionäres Potential entdeckt. Auch hier wieder, wie im Zug nach Berlin, die beiden Russen: das Zauberwort "noch nicht". Ja, wann dann?

Ich äußerte meine Zweifel nur vorsichtig, weil sie sofort als 'naiv' abgetan wurden. "Studier' erst die Klassiker!" hieß es. Spannender als die Theorie waren die Sonntagmorgen-Frühstücke bei meinem Paar: da kamen die wildesten SDS-ler zusammen, diskutierten nicht nur, sondern planten auch Aktionen. Wo welche Vorlesung gesprengt, wo wogegen demonstriert, wo wie und wer aufgeklärt werden mußte.

Ich wurde geduldet, aber nicht für eine Aufgabe eingeteilt: ich hatte noch viel zu lernen, mir ging die revolutionäre Begeisterung noch entschieden ab. Fürs Proletariat. Für die Weltrevolution.

Mir war es recht, erfuhr ich doch in Kissen ^{sowieso} brühwarm alles Wissenswerte von den 'Genossen.' Allein das Wort auszusprechen, gelang mir nur mühsam. Und demonstrieren, Slogans zu rufen, sich unterzuhaken und zu rennen war irgendwie nicht mein Ding. Dabei war ich mit dem Hirn voll dabei.

Jawohl, es war Zeit, daß die Macht Amerikas gebrochen wurde, daß ein Ende des Napalm- und Agent-Orange-Bombardierungen auf unschuldige Völker herbeigeführt wurde und in Deutschland endlich die alten Nazis in Lehre, Forschung, in Rechtsprechung, Wirtschaft und Politik aus dem Verkehr gezogen würden.

"Alles ist politisch!" hieß es.

Als wir dann versuchten, mit unseren Eltern über die Politik des Dritten Reiches zu reden, was sie daran begeistert hatte und wann die ersten Zweifel kamen, gab es überall Knatsch. "Lern' erst die Menschen kennen!" tobte mein Vater, "Das verstehst Du nicht!" Und als ich "warum?" fragte, wie ich immer warum' gefragt hatte, war er drauf und dran, mich zu schlagen. Nur die Mutter hinderte ihn daran: "Seid doch friedlich!" bat sie und spielte damit die traditionelle Rolle der Frau weiter: der Friedensstifterin zwischen den Polen. Dabei hätte eine knallharte Auseinandersetzung vielleicht mehr gebracht. Es sollte sie nie geben.

(Kein Wunder, daß ihr Lieblings-Weihnachtslied, unter dem Baum zu singen, wenn der Pfarrer vom Nachbardorf Stammheim bei uns auf dem Hof im 'guten Zimmer' gerade die Weihnachtsansprache gehalten hatte "Süßer die Glocken nie klingen" war, wo es hieß: "Segnet den Vater, die Mutter, das Kind")

Polit-
diskus-
sionen

Vom Thema: 'Veränderung der Gesellschaft' waren wir geradezu besessen. Beim allmonatlichen Trampen zu den Eltern brachte ich immer die Rede darauf, ob es dem Fahrer gefiel oder nicht. Wir hatten geradezu die Pflicht, das von den Medien und dem Hauptfeind der 'Bild'-Zeitung verzerrte Bild von wegen 'Chaoten', 'langhaarige Affen', 'Terroristen' zurechtzurücken.

Wir wollten doch das Beste für die Gesellschaft, waren bereit, alles dafür zu geben. Unseren Aufstieg, unsere Zukunft. Manche hörten sogar mit dem Studium auf, um sich ganz unseren gemeinsamen Idealen zu widmen.

Wir fühlten uns als Speerspitze einer neuen Weltweiten Bewegung, zu der auch so tolle Typen wie Che Guevara gehört ~~hätten~~ und waren überzeugt, nach uns ließe sich die Geschichte nie mehr zurückdrehen: nie mehr würde sich die Welt von Amerika, dem Imperialismus und dem Konsum beherrschen lassen! Nie mehr!

Außerdem waren wir ab sofort gleichberechtigt!

D.h., wir machten uns Gedanken über die "Emanzipation des Mannes".

Wer nicht so dachte, fiel aus dem engeren Freundeskreis.

Münchner
Demos

Während die Gesinnungsgenossen zu Professoren wie Jens und Bloch, die unserem Denken noch am nächsten standen liefen, zog ich endgültig nach München um. Jetzt kam auch für mich die Zeit, an Demos teilzunehmen, Ostern 68 Buchgewerbehaus, zweistündige Verhinderung der Auslieferung der "Bild"-Zeitung; Proteste gegen von der Polizei geschützte NPD-Veranstaltungen im Schwabinger Bräu, gegen die Anwesenheit von Polizisten in der Uni, gegen die Aufrüstung allgemein, die Atomkraft, Cruise Missiles, Wackersdorf, Volkszählung, Vietnamkrieg...

Was uns an der Presse zu unseren Demos zunächst verwunderte, dann ärgerte, dann als Ausfluß des Systems wahrgenommen: die Teil-

nehmerzahlen wurden halbiert, Gewicht mehr auf zertrümmerte Scheiben als auf das Anliegen der Demonstration gelegt.

Angebliche Rädelsführer wurden festgenommen und kriminalisiert: wie Rolf Pohle, dem, ein brillanter, engagierter Jurist, das Ablegen des zweiten Staatsexamens verwehrt wurde.

Die SDS-Aktionen waren männlich bestimmt. Erst bei den RAF-Leuten war es halb und halb: Baader, Meinhof, Ensslin, Heißler.

Die Gewissensfrage für uns: Wenn sie auf der Flucht bei dir läuteten, würdest du sie verstecken? Ja/nein? Wielange? Würdest du ihnen weiterhelfen, auch wenn du damit deine Karriere versaußt?

Wir gingen in Richtung: Weiterhelfen.

Widmung

Nebenher wurden unser beider Promotionen fertiggestellt. Ich widmete die ^{meine} "meinen Eltern und meinem Geliebten". Große Aufregung bei den ^{Tübinger} Prüfern: Eltern war okay, aber "Geliebter"! Das hatte es noch nicht gegeben, das sollte es auch nicht geben! "Verlobter" ja, oder "Freund". Aber so etwas Anstößiges wie "Geliebter"! Nein, nein, und nochmals nein!

Ich setzte es durch, hatte doch "68" unser Selbstbewußtsein erheblich gestärkt. Ließen wir uns doch von Professoren nicht mehr alles sagen, wo wir ihnen doch menschlich, so dachten wir, haushoch überlegen waren.

Das Rigorosum in Tübingen, beim Vater des Freundes war ein Horror: Man mußte Prüfling spielen, sein Leben vertrauensvoll in die Hände älterer Herren, die von 68 nichts hielten geben, sonst wäre alles vorher umsonst gewesen. Dachte man jedenfalls.

Bei mir ging es um "Substrat und Superstrat",

wann Eroberer oder Eroberte die Entwicklung einer Sprache bestimmten, oder so. Ein Thema, das mich null interessierte. Und das die Herren Lehrenden gnadenlos unpolitisch angingen, wo wir doch gerade politisch hochmotiviert waren.

Wenn es nicht "Asterix und Obelix" gegeben hätte, hätten wir doch nie erfahren, wie blutig die Römer Gallien erobert hatten.

"De bello gallico" wurde rein in Caesars Denkweise interpretiert. Seither bin ich gegen das Wort "Befriedung" allergisch.

Neid

Im Clo im Clubhaus gratulierte mir eine Kommilitonin zur bestandenen Promotion, fragte aber gleich leise nach: Wer von deinen beiden Freunden hat dir denn dabei geholfen?

Eine Geschlechtsgenossin. ^{fragte so was!} Mir blieb die Spucke weg.

Ein anderes Mal, bereits in München, wurde ich zur Kriminalpolizei in Schwabing gebeten. Was heißt 'gebeten', zitiert. Als ich den Raum betrat, riefen irgendwelche Jung-Polizisten: "Ah, da kommt die falsche Doktorin!"

Mich hatte jemand aus dem Haus angezeigt: Nina von Kikodze, Modell an der Akademie, Russin und gottbegnadete Geschichtenerzählerin.

In ihren Paß hatte sie denn als Beruf auch "Schriftstellerin" setzen lassen. Stellen, legen, setzen...

Ich zeigte meine Promotionsurkunde, der Kriminaler hielt sie gegen das Licht: "Ist aber leicht zu fälschen!"

- "Dann rufen Sie eben in Tübingen an!"

Das war ihm dann doch zu aufwendig.

"Wissen Sie, entschuldigte er sich, "wir müssen eben jeder Anzeige nachgehen".

Nix als Scherereien, dachte ich, bloß weil Nina - ja was denn? - sich in den Wahn verrannt hatte, ich wäre beim KGB oder weil sie die schönste Frau im Hinterhof (sie war da bereits über 70) bleiben wollte?

Ansonsten benutze ich den Dokortitel, wiewohl Teil des Namens, nur in seltensten Fällen: bei Tagungen, Kongressen, gegenüber Behörden, Brandschutz und Polizei. Nicht als Autorin oder am Briefkasten.

Habilitation
ja oder nein?

Als nach über sieben Jahren Feldforschung zu meinem Buch über die Türkenstraße (Fotos, Ausstellungen, Interviews auf Kassette festgehalten) das über 900-Seiten-Manuskript fertig war, kam mir die Idee, es als Habilarbeit in München bei "deutscher und vergleichender Volkskunde" einzureichen.

Es gab auch einen Professor, der es angenommen hätte, mich sogar vor seinen Studenten referieren ließ, die ganz begeistert waren, dem 'Geist' einer Straße auf die Spur zu kommen. Aber, meinte er, ich müsse mich dann noch auf die mündliche Prüfung vorbereiten und das koste mich noch 1 bis 2 Jahre, weil, dachte ich ketzerisch, dich jeder Professor nur nach seinem Spezialgebiet abfragen wird. Ein Jahr, zwei Jahre, war mir das die Mühen wert?

Und, kann ich davon ausgehen, fragte er noch sinngemäß, daß Sie sich dann nicht um eine Professur bewerben? Wir haben doch so wenig Stellen!

Und, dachte er, Sie wollen doch sicher den Jungen keine Stelle wegnehmen. Den jungen Männern, fügte ich innerlich dazu.

Da war ganz schnell der Wunsch nach einer Habilitation verflogen. Dafür bekam ich für mein Buch "Türkenstraße, Vorstadt und Hinterhof, eine Chronik, erzählt" im Jahr 2 000 den Ernst-Hoferichter-Preis.

Als ich 1990 wegen des Wortes "Kurdistan" im Gästebuch eines ^{türkischen} Vogel-parks wegen Separatismus und Terrorismus verfolgt, angeklagt und ins Gefängnis in Diyarbakir geworfen wurde, hieß es in den

Zeitungen: ich sei Soziologin ("die hätte das doch wissen müssen!") und hätte eine Professur an der Sorbonne.

"Wie die halbamtliche Nachrichtenagentur anadolu meldet" hieß es ganz neutral, dabei steckte dahinter der Geheimdienst, der aus welchen Gründen auch immer, sich diese vita gebastelt hatte.

Nach zehn Tagen kam ich, nach zwei Prozessen aus 'Mangel an Beweisen' frei - Genscher und Weizsäcker hatten sich eingesetzt - und wurde in Deutschland von männlichen Kollegen oft recht hämisch begrüßt. Am kokettesten sprach es ein Kollege von der Frankfurter Rundschau, für die ich regelmäßig geschrieben hatte, aus: "Wir mögen es nicht, wie du deinen Körper an die Spitze deiner Feder setzt". Das war das Ende meiner Schreibkarriere bei der FR.

Andere vermuteten eine "PR-Kiste der Schlumberger", ganz Schlaue mutmaßten, ich hätte Wallraff- mit dem ich eine Zeit befreundet und mit dem ich eine Aktion: die Entlarvung von Ex-Präsidenten Spínolas geplantem Putsch in Portugal und ein Buch dazu gemacht hatte- also -ich hätte Wallraff imitieren wollen, weil der sich ja auch in Griechenland angekettet hatte um auf das Unrechtssystem der Obristen aufmerksam zu machen und dann ins Gefängnis gekommen war. Als ob ich nicht selber... das hatte ich doch oft genug bewiesen... und als ob nicht jeder, der mit dem Thema 'Kurdistan' zu tun hatte, sich ein bißchen unbotmäßig verhielt, sonst hätte die Türkei ja schon recht behalten mit ihrer Behauptung, in der Türkei gäbe es nur Türken und nichts anderes.

Aus Protest dagegen hatte sich ^{Ende der 60-er Jahre} um Abdullah Öcalan die PKK, die kurdische Arbeiterpartei gegründet, die 1978 mit ihrem Guerrillakrieg gegen die türkische Armee begann.

Mit ihnen Kontakt gepflegt zu haben war ich angeklagt. Als ich freikam, nahm ich ja Kontakt auf: besuchte "Apo" in Damaskus, die Kurden in Syrien, die Kurden im Irak. ("Der brennende Dornbusch, Im verbotenen Land der Kurden" 1991) Setzte mich in Texten und Vorträgen für das Selbstbestimmungsrecht der Kurden ein.

(Wozu ich das ganze Studium freilich nicht gebraucht hätte)

Natur und Kultur und die diversen Vermischungen hatten es mir schon immer angetan: der Hof im Schwarzwald, Natur pur. Calw an der Nagold, viel Natur, wenig Kultur. Tübingen, das Universitätsstädtchen am Neckar: viel Kultur, eingebettet in Natur; München, Kultur an jeder Ecke und die gezähmte Natur(Englischer Garten) nicht weit.

Tübingen- München- Vergleich

Tübingen war Heimat, Studium generale und Stocherkahn. Historien-geschwängert Gassen und Gebäude: Hölderlinturm, Alte Aula, Stift und Eberhard-Ludwigs-Universität, Stiftskirche, Schloß und Rathaus. Voll eigener Erlebnisse: die Neckarinsel, die Neckargasse, ach was, jede Gasse, jede Kreuzung, Kammern, Kneipen und Hörsäle. Die Stadt gehörte uns, den Studenten, wiewohl nur ein Viertel der Bevölkerung, sie gehörte mir, weil ich nach Auslandsstudien und Abenteuerreisen gern wieder zurückkam. Tübingen war evangelisch, was mir trotz aller Kritik - später bin ich aus der Kirche ausgetreten - dann doch näher war als das katholische München.

Tübingen war Heimat, die trotzdem verlassen werden mußte, weil man sonst zu selbstzufrieden geworden wäre.

Wir durften lernen, soviel wir konnten, das Gelernte von uns geben. Wir waren auf dem Weg zur Spitze der gesellschaftlichen Hierarchie - das war vor 68 - danach: die Speerspitze der gesellschaftlichen Veränderung. Angst vor der Zukunft gab es nicht: "Notfalls können wir immer noch Strümpfe verkaufen!" hieß es leichtfertig.

Tübingen war das erweiterte Gewand, das ich trug, es war Teil von mir mit seinem Dialekt, seiner Mentalität. Es war die Stadt der kurzen Wege, wir gingen alles zu Fuß: von Lustnau bis zum Bahnhof, vom Deutschen zum Romanischen Seminar, vom Schwimmbad zum Osterberg.

Ansonsten war der Teil Tübingens jenseits des Neckar eine Ungegend. Wer dort wohnte, wurde aufrichtig bemitleidet. Beneidet wurden die, die auf einem der Verbindungshäuser wohnten: großzügige Villen im Herzen der Stadt. Dennoch hätten wir nie tauschen mögen: wie sie da in ihrem Wuchs mit den lächerlichen Kappen und Säbeln herumstolzierten, Ausdrücke wie "Fuxmajor" und "Salamander Reiben" todernst hervorbrachten, nein,nein,nein!

In Tübingen haben wir das Handwerk gelernt, wie geforscht und wie gelehrt wird. Wie man jahrelang an einem Thema sitzt und es zu Ende bringt: die Doktorarbeit.

Wenn auch zu Themen, die der Doktorvater ausgesucht oder zumindest gebilligt hatte und mit Methoden, die sich in den letzten Jahrhunderten männlicher Universität für Professoren und Studierende bewährt hatten: Themen und Methoden der Aufklärung, nicht der Romantik. Verstand, der sich Vernunft nannte gegen Gefühl, das als Sentimentalität abgetan wurde.

Nur war mir das damals noch nicht so klar.*

Tübingen hat mit den stärksten Liebesabenteuern aufgewartet: so glücklich und so unglücklich (Szene am Wehr: "da wollte ich mich vorhin hineinstürzen, weil du mich nicht...") war ich seither nie mehr: die zwei schönsten und klügsten Männer liebten mich.

Und ich ahnte noch nicht, daß die Entscheidung für den Einen mir den anderen immer fester ans Herz wachsen ließ. Wer immer es gewesen sein würde.

In Tübingen gab es keine Trennung: Leben und Lernen. Es war alles Eins.

* Da waren sich die Unis gleich, egal ob Eberhard-Karl (Tübingen) oder Ludwig-Maximilian (München)

In München dann sehr wohl. Die erschwinglichen Zimmer waren schon rechte Löcher, es gab nicht, wie in Tübingen um jedes Seminar Bänke im Grünen, München war die Stadt der langen Wege, ausgewichen wurde in den Englischen Garten, Gott sei Dank nicht sehr weit vom Romanischen Institut, sagte man jetzt.

Was Romanistik anging, konnte München mit Tübingen nicht gleichziehen, das Niveau war ein anderes, was mich nicht sehr tangierte weil ich sowieso an meiner Arbeit schrieb, aber über den Freund mitbekam, womit sich hier beschäftigt wurde.

Wenn man sich nicht verabredete, traf man keinen Bekannten einfach so. Außerdem mangelte es an denselben. Am Anfang kannten wir niemanden, in Tübingen alle, die uns wichtig erschienen.

Man war Studentin unter Studenten, nichts Besonderes, es gab soviele ~~noch~~ wichtigere Leute in der großen Stadt. Geld wurde auf einmal ^{lebensnotwendig:} München war teurer, es mußte dazuverdient werden.

Der Freund gab im Paukstudio Moos Nachhilfe, ich machte Befragungen für Infratest, oder arbeitete als Hostess auf Messen.

Meine Eltern beschlossen, nach München, zur einzigen Tochter zu ziehen: Mama hatte erreicht, was sie wollte, sie war endlich in der Großstadt. Vaters Wichtigkeit nahm im Quadrat der Entfernung vom Lande entschieden ab.

Das Danach

Neue Wichtigkeiten ergaben sich: Theater, Museen, Berge.

Wir waren inzwischen zusammengezogen, hatten eine Dachwohnung im Hinterhof der Türkenstraße gefunden, wo ich noch lebe, hatten eigene Küche, eigenes Bad. Luxus. Eine Art Ehe begann.

~~Im Hof~~ ^{der Türkenstraße} in der Werkstatt, trafen sich Künstler und Handwerker.

So hatten wir uns Schwabing vorgestellt, der Humus für Hergezogene, der Boden auf dem Aufmüpfiges gedieh: vom Simplicissimus, den Elf Scharfrichtern zu Faßbinder ^{und Polt,} dazwischen die Geschwister Scholl und Georg Elser, der Bürgerbräuattentäter, zu den Aktionen der 68-er in Uni und Akademie.

Wir wurden akzeptiert, fühlten uns wohl, wollten nicht mehr nach Tübingen zurück.

Ziemlich gleichzeitig beendeten wir unsere Promotionen. Obwohl ohne Staatsexamen, beziehungsweise gerade weil ohne, lehrte ich eine Zeit Latein an der Steiner-Schule, aber gerade das hatte ich eigentlich nicht gewollt, Caesar und die "Befriedung" Galliens.

Dann kam die Abendzeitung: Feuilleton und Fernsehseite als Freie,

dann der BR, "Notizbuch", später Feature.

Ich begann mit dem Bücherschreiben: von Europa über Lateinamerika in den Nahen Osten, zwischendurch als Auslandskorrespondentin für die Berliner taz nach Spanien.

Eine Zeitlang schrieb ich sowohl für die "Emma" (Frauen in Algerien) als auch für den "Playboy" (Lexikon des Islam, Geschichten aus der islamischen Welt, Faßbinder-Interview, Zadek-Portrait), wobei die Schwarzer-Damen um einiges unerträglicher waren (wie auch die damalige "Mona-Lisa"-Chefin Welser und ihre Crew, für die ich Filmchen gemacht hatte), als die fröhliche, linksorientierte Playboy-Redaktion in der nächsten Nachbarschaft.

Meine Idee war: Leute zu Wort kommen lassen, die sonst nicht gehört wurden. Deshalb fuhr ich dorthin (zur Guerrilla El Salvadors, zu den bolivianischen Mineros, zur kurdischen PKK, zu Menschenrechtsorganisationen und verfolgten Journalisten und Schriftstellern allüberall), blieb Monate dort, bewegte mich im Land, hörte zu, schrieb auf (was ich ja an der Uni hervorragend gelernt hatte) und brachte^s in eine Form.

Seit München allerdings hatte ich mich öfter kurzzufassen, mußte in beschränkter Zeit und lesbar das Wichtigste niederlegen lernen. Nach den Reisen kehrte ich gern "heim" in meine Idylle unter dem Dach und den Palmen unter dem Glasdach.

Bayerisch begann ich auch nicht ansatzweise zu lernen. Die bayerische Mentalität, je näher ich sie kennenlernte, gefiel nicht mehr so wie am Anfang, was nicht hieß, daß ich mit dem schwäbischen Geiz mich angefreundet hätte.

Nur Schwaben, die ich unterwegs auf einem der Kontinente traf, waren brauchbar. Die schwäbischen Stubenhocker, wiewohl um einiges gescheiter als der Bayer, sage ich mal, im Schnitt, dafür voller Komplexe, taugten mir immer weniger.

Trotzdem und weil die Lieblingskusine in der Nähe von Calw lebte, ergaben sich immer wieder Kontakte nach Tübingen.

Neulich war ich doch mit dem Kulturverein auf den Spuren von Hermann Hesse im Tessin.

Die Mitreisenden, schwäbisches Bildungsbürgertum, waren mir angenehm bekannt. Nur, daß auch nicht einer am Abend auf der Terrasse des Hotels in Lugano daran dachte, einmal eine Flasche Wein zu spendieren, fiel mir wieder unangenehm auf. Das mußte entgegen-

Dem mußte entschieden entgegengesteuert werden.

Hatte ja auch nur ein Elternteil, das schwäbisch war. Das andere hatte sich neben notwendiger Sparsamkeit eine gewisse pommersche Großzügigkeit bewahrt.

Denn geboren bin ich in Pommern, fing ich immer gern meine Lebensgeschichte an, das heute zu Polen gehört und morgen zur EG.



Kulisse Neckarfront



Heimat Alte Aula, Romanisches Seminar



Professorenstars: Wais, Coseriu, Wandruszka (v.l.)



Theater

Marivaux
'L' Epreuve '



Labiche: Gibier de potence

Jobben



Eiscafé Wilhelmstraße



Werbung Merci-Schokolade

Trampen



Stuttgart, Schloßgarten
Mit den Chefs von General Motors

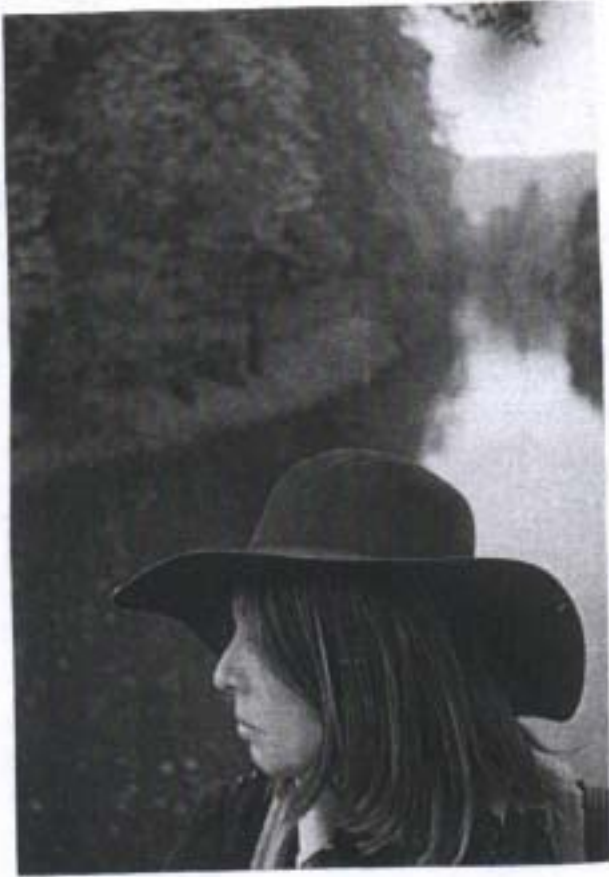
Lebende Bilder



Jungfrauenquelle



Reigen



Neckar, Mäuerle und sinkendes Schiff





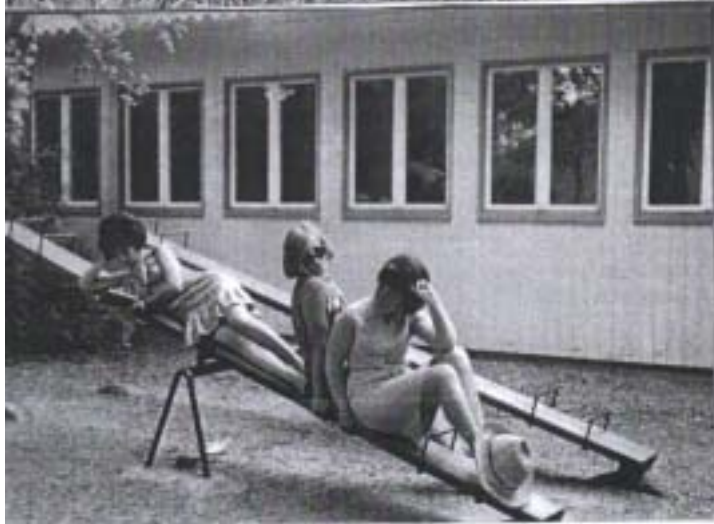




Mit Schuhfabrikantin



Mit Bäsle



Sonntagmorgen um Tübingen herum



Sommer im Gogen-Häuschen



Terrassenblick
auf Altstadt



auf Stiftskirche



Tramp-Abschied nach Bayern

Weißwurstfrühstück



+ Abschied von
Tübingen auf der
Terrasse vom Café Maß



1967

INHALT

Das Zuvor	1
Eltern, Flucht	1
Kindheit im Osten	2
Kindheit im Westen	3
Vater kommt	4
Schwarzwaldhof	5
Freie Zeit	6
Waldweg	7
Verhältnis zu 'Buben'	8
Erste Lieben	10
Zimmermädchen in London	12
Filmangebot	12
TÜBINGEN, Daten, Fakten	14
Wieso Tübingen?	14
Wieso Romanistik und Germanistik?	15
Universitäre Arroganz	16
Geld (I), Zimmer	16
Mitschüler	17
Geld (II), Kontakte	19
Klauen	20
Normaler Tag	20
Freizeit vor Ort	22
Stipendien-Vergabep Praxis	23
Reisen	25
Entführung	25
Waffenschmuggel	26
MÜNCHEN	28
Vorteile, Nachteile als Studentin	29
Promotion, ja oder nein?	30
1968	30
Politdiskussionen	32
Münchner Demos	33
Widmung	33
Neid	34
Habilitation, ja oder nein?	35
TÜBINGEN - MÜNCHEN, Vergleich	36
Das Danach	38
Fotos	41

Interview mit Martina Grupe

Das Interview wurde im Februar 2004
von Eva Bronner geführt.

- 1948 Am 25. Mai wird Martina Grupe in Hameln /
Niedersachsen geboren.
- 1954 Beginn der Schulzeit in Hameln.
- 1967 Martina Grupe legt in Düsseldorf die
Abiturprüfung ab.
- 1967 Beginn des Studiums der Fächer Psychologie,
Anglistik und Sport auf Lehramt in Tübingen.
- 1974 Referendariat in Tübingen.
- 1975 Beginn der Tätigkeit als Lehrerin am
Keplergymnasium in Tübingen.
- 1977 Wechsel an das Friedrich-Schiller-Gymnasium in Fellbach.
- 1978 Ernennung zur Studienrätin.
- 1978 Geburt der ersten Tochter Carolin.
- 1981 Geburt der zweiten Tochter Juliane.
- 1981 Erziehungszeit bis 1986.
- 1986 Wechsel an das Max-Planck-Gymnasium in Schorndorf.
- 1990 Ernennung zur Oberstudienrätin.
- 1998 Stellvertretende Schulleiterin am Max-Planck-Gymnasium in Schorndorf.
- 2002 Schulleiterin am Hölderlin-Gymnasium in Stuttgart (ehemaliges
Mädchengymnasium).



1) Schulzeit

Ich bin aufgewachsen in Hameln an der Weser, der Rattenfängerstadt. Als ich 16 Jahre alt war, hat mein Vater sich beruflich verändert und die Familie musste wegziehen. Da gab es kein Pardon! Ich wäre lieber in Hameln geblieben, weil ich dort meine erste große Liebe hatte und Freundschaften usw.

Ich fand es sehr unfair von meinem Vater, dass er derart als Patriarch aufgetreten ist, denn ich hätte in Hameln in kürzerer Zeit das Abitur machen können, auch weil es damals Kurzschuljahre gab. Aber ich musste mit nach Düsseldorf!

In Düsseldorf gab es damals aber gar keine geeignete Schule für mich, die die Sprachenkombination Englisch und Latein gehabt hätte. Nur ein Sozialwissenschaftliches Gymnasium, aber das war erst im Aufbau. Also musste ich ein Jahr zurück und das fand ich unglaublich verletzend. Ich war versetzt in die Oberstufenklasse 11 und musste wieder zurück in die Klasse 10. Ich fand das einfach unmöglich!

Insofern hatte ich auch keine Lust in Düsseldorf zu bleiben, als ich dann mein Abitur hatte. Ich hatte immer Hameln im Herzen getragen und da bin ich dann wahrscheinlich nach Tübingen gegangen, weil das ähnlich war.

Außerdem kam für mich auch eine Pädagogische Hochschule nicht in Frage. PH war damals das absolute Mädchenstudium. 90 % meiner Mitschülerinnen haben das PH-Studium gemacht. Entweder in Neuss oder in Duisburg.

Ich mochte das nicht. Ich wollte richtig studieren!

Ob ich das schaffe, wusste ich natürlich nicht. Ich war die erste aus der Familie, die überhaupt Abitur gemacht hat und ich konnte von meinen Eltern gar keine Hilfe erwarten, darüber, was es überhaupt heißt, zu studieren. Also, wenn ich mir das jetzt im Nachhinein überlege, war ich sehr mutig oder risikofreudig, denn bis ich dann in Tübingen war, hatte ich noch nie eine Uni von innen oder von außen gesehen.

Ich hab mich zuvor natürlich mit meinen Lehrern unterhalten. Sie meinten, ich kann studieren. Ich weiß noch, nach dem Abiball hab ich einen Lehrer, den ich bewundert habe - Philosophie hat der gemacht - den hab ich gefragt: "Meinen Sie, ich kann studieren mit den Kurzschuljahren? Schaffen wir denn das? Fehlt uns da nicht zu viel?" Und der hat gesagt: "Natürlich kannst du das!"

Ach so, noch was anderes möchte ich vorausschicken: Ich war immer nur auf Mädchenschulen seit der Grundschule. Also, Grundschule war ja noch gemischtgeschlechtlich, aber Gymnasium war damals getrennt. Das war einfach so. Ich hab 1967 Abitur gemacht und da gab es gar nichts anderes.

Insofern bin ich aus dieser Mädchengesellschaft heraus an die Uni gekommen.

2) Entscheidung für Tübingen, Ankunft und Zimmersuche

Dann bin ich nach Tübingen gegangen, weit weg von zu Hause, in eine kleinere Stadt und was wie gesagt wichtig für mich war. Dass es Tübingen wurde, war eher Zufall.

Ich hatte eine Schulfreundin von Düsseldorf, mit der ich beschlossen hatte: "Wir zwei machen das zusammen!" Die wollte auch studieren, Germanistik und Geschichte. Diese Freundin wollte damals beim Theater ein Volontariat machen und sie kannte den Intendanten hier in Tübingen. Insofern war's für uns dann klar, dass wir nach Tübingen gehen und nicht nach Freiburg. Sonst hätten wir gern auch Freiburg genommen. Aber sie könnte in Tübingen ihr Volontariat machen und in den Sommerferien dort arbeiten.

Sie war deshalb schon früher in Tübingen und ich hab sie gebeten, mir ein Zimmer zu besorgen, denn ich hab in den Sommerferien in Düsseldorf arbeiten müssen. Mein Vater hat mich sehr knapp gehalten und gesagt: "Also, dann musst du dir halt in den Sommerferien Geld verdienen."

Ich hatte ja null Ahnung, was es heißt, hier sich ein Zimmer zu besorgen! Und im Nachhinein, muss ich sagen, habe ich ihr damals schon Unmögliches zugemutet. Schon in der damaligen Zeit waren Zimmer knapp und ich hatte kein Auto - ich hatte zwar ein Fahrrad, aber Autos hatten nur ganz wenige, man ist ja alles gelaufen oder mit dem Fahrrad - und ich hatte ziemlich hohe Ansprüche.

Ich hatte so gedacht, also ein Zimmer sollte haben: Fließend Wasser, warm und kalt, und eine Zentralheizung und es sollte möglichst in Stadtnähe sein, denn ich wollte ja nicht aufs Dorf. Und viel Geld sollte es auch nicht kosten, denn ich habe, ich weiß es nicht mehr so genau, ungefähr 320 Mark gekriegt von meinem Vater.

Ja, und sie hat tatsächlich für mich ein Zimmer gefunden. Dort wohnten überwiegend Franzosen, da waren die französischen Kasernen in dem Gebiet und ich wohnte ganz oben bei Familie Brennenstuhl. Das waren ganz alte Leute. Auf mich machten die einen echt bäuerischen Eindruck. Es gab kein Toilettenpapier, sondern zerschnittenes Zeitungspapier. Und es war ein ganz winziges Zimmer. Das war, glaube ich, die umgebaute Terrasse. Es hatte sehr viele Fenster, war einfach so angebaut und hatte eine Jalousie zu deren Wohnzimmer, die war dann immer runtergelassen. Und vor dem Fenster stand ein Kleiderschrank und ein Bett und ein winziger Schreibtisch. Und wenn ich meinen Kleiderschrank aufmachte, kam ich nicht mehr durch.

Aber ich hatte wenigstens eine Bleibe und ich hatte eine Zentralheizung, warm und kaltes Wasser und es war finanziell günstig.

Die Vermieterin war eigentlich ganz nett, aber ich hab sie ganz selten verstanden. Die hat richtig schwäbisch gesprochen und ich hab da schon so meine Mühe gehabt. Das war ein richtiges Eintauchen ins Schwäbische. Da musste man sich reinfinden.

An den ersten Tag in Tübingen kann ich mich noch sehr gut erinnern.

Mein Vater hatte mich nach Tübingen gebracht mit einem oder zwei Koffern. Ich hab bei den Wirtsleuten geklingelt, die waren da und dann ist er gefahren.

Und stand ich da mit meinen Sachen, in einem völlig fremden Land. Ich war da ganz allein und die ersten zwei Tage, bis ich meine Freundin getroffen habe, waren schon hart.

Ich wollte zum Beispiel meine Sachen einrichten und fragte meine Vermieterin: "Könnte ich bitte die Bettwäsche haben?" Da sagte die Frau: "Ja, haben Sie denn keine Bettwäsche?"

Also, ich hatte wohl schon die Vorstellung von einem Hotel! Das war dann nicht weiter schlimm, die Frau hat mir dann schon was gegeben, aber ich war völlig unvorbereitet.

Wenn ich das vergleiche mit meiner Tochter, die jetzt nach Freiburg gegangen ist nach dem Abitur, also da ist es schon eine Hilfe gewesen, zu wissen, was man vorfindet. Wir waren vorher in Freiburg ein Wochenende und haben uns ein Hotelzimmer genommen und sind dann auf die Suche gegangen. Ich mochte ihr das einfach nicht zumuten, was mir damals passiert war. Denn im Grunde genommen, hat sich nichts geändert. Es war das gleiche Chaos bei der Wohnungssuche, das gleiche mit dem Zimmer. Man sucht irgendwo beim AStA, da sind Anschläge, dann nimmt man sich den Zettel und geht da zur Studentenvermittlung. Letztendlich kauft man sich eine Zeitung und dergleichen. Also, das ist nicht professioneller geworden als bei uns damals.

Da ich ja nun etwas anspruchsvoll war, habe ich mich dann erschrocken, als ich das Loch von meiner Freundin gesehen habe. Die wohnte in der Neuen Straße zur Untermiete. Ich hatte ja wenigstens einen separaten Eingang, aber sie musste immer durch die Wohnung der Vermieter. Also, so war die Wohnsituation.

3) Fächerwahl und Studienanfang

Bei uns gab es schon reichlich Probleme in der Familie, da krachte es heftig. Insofern habe ich gedacht, Psychologie liegt mir. Die Vorstellung, die man als junges Mädchen von der Welt und vom Leben usw. hat, und das Helfersyndrom, das bei mir wohl stark ausgeprägt war, das hat mich sehr umgetrieben.

Es gab damals diese Hefte zur Berufswahl und daran habe ich mich orientiert. Ich konnte mir ja nichts drunter vorstellen. Ich hatte meine mädchenhaften Vorstellungen von der

Psychologie - dass man sich mit der Seele beschäftigt und mit Freud dann in den höheren Semestern.

Ich habe meine Deutschlehrerin gefragt, ob sie meint, dass ich Psychologie studieren könnte. Ja, also die war begeistert! Aber mein Sozialkundelehrer hat gesagt: "Lassen Sie die Finger davon! Ich glaube, das ist nichts für Sie." Aber meine verehrte Deutschlehrerin sagte: "Das ist genau das, was du könntest!"

Na gut, dann habe ich gedacht: "Dann machst du Psychologie."

Das stand für mich so in Klasse 12/13 fest. An was anderes habe ich gar nicht gedacht. Mein Vater, der fand das unmöglich. Der hätte mich lieber was Richtiges studieren sehen. Was, das hat er mir nie so richtig gesagt. Vielleicht Lehrerin, aber PH, wie gesagt, das kam für mich nicht in Frage. Meine Mutter fand das, glaube ich, ganz gut.

Im Oktober 1967, als das Semester anfang, habe ich zuerst geguckt, wo das Psychologische Institut ist und dachte: "Okay, du studierst jetzt Psychologie!" Dann stand da ein Schild: "Aufnahmeprüfung für das Studium" – "Erstsemester-Treffen dann und dann" – "Test an dem Tag" und da "Testverfahren". Und da habe ich erst mal gestutzt.

Ich hab doch mein Abitur, das berechtigt mich doch zum Studium. Ich hab die allgemeine Hochschulreife und ich möchte Psychologie studieren und da gibt's doch kein NC und jetzt machen die eine Aufnahmeprüfung! Das hat mich richtig geschüttelt.

Aber ich musste dieses Aufnahmeverfahren machen. Das bestand aus einem Megatestverfahren im Psychologischen Institut und meine Vorstellung ist heute, dass es zwei Tage und drei Nächte dauerte. Also schlimmer als das ganze Abitur! So habe ich das empfunden. Und dann war noch ein Gespräch beim Professor. Das war Prof. Bergius damals und das Abiturzeugnis musste man auch vorlegen. Na gut, ich bin dann also in dieses Testverfahren rein und ich glaube, es waren zwei Säle voll.

Meine Freundin, die studierte Germanistik und Geschichte und hatte nichts dergleichen, die konnte gleich anfangen zu studieren. Die konnte sich auswählen, was sie machen wollte und ich ging dann erstmal durch dieses Testverfahren.

Na ja, schön und gut, ein paar Tage später hing eine Liste aus und ich war unter dem einen Drittel, das sie genommen haben. Ich war glücklich, denn ich durfte richtig anfangen! Ich durfte auch ins Experimentalpsychologische Praktikum I. Das war das Wichtigste, in dieses Praktikum reinzukommen. Die anderen mussten ein Semester warten oder haben aufgegeben. In diesem Praktikum musste man experimentieren, selber eine Versuchsreihe machen. Wirklich, ich wurde da richtig reingeschmissen und hab mich dann zusammengetan mit einer anderen Studentin, die eigentlich genauso hilflos war, nur die konnte sich da besser reinbegeben. Die kam aus einem Akademikerhaus, beide Eltern waren glaube ich Ärzte. Die wusste so ungefähr, wo es lang läuft.

Insgesamt war ich enttäuscht. Ich hatte falsche Vorstellungen, wie das Psychologiestudium in Tübingen abläuft. Ich bin mit meinen Träumereien auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt worden, was es wirklich heißt, Psychologie zu studieren und nicht nur sich schöngestig darüber zu informieren.

Dann war für mich im zweiten Semester die Frage: "Was machst du? Beißt du dich durch?" Das wollte ich nicht, doch um Gottes Willen, was machst du dann? Weil ich in den letzten zwei Jahren in der Schule immer gedacht habe, ich mach Psychologie, wusste ich jetzt nicht, was ich sonst machen sollte.

Ich habe dann überlegt, ob ich das ganze Studium schmeiße, weil ich mich fragte, ob ich überhaupt geeignet bin für ein Studium, ob ich damit nicht ganz allgemein überfordert bin. Und habe, weil ich gerne lese, mich gefragt, ob ich nicht Buchhändlerin werden soll. Ich bin dann in die Osiandersche Buchhandlung gegangen und habe eine Buchhändlerin ganz mutig gefragt, was sie denn von ihrem Beruf hält, ob sie mir raten würde, Buchhändlerin zu werden. Sie hat mir sehr ehrlich und nett erzählt, von der Arbeitsbelastung, den Zeiten, die man im Laden stehen muss und den geringen Verdienstmöglichkeiten. Und als sie dann hörte, dass ich studiere: "Um Gottes willen, nun sehen Sie bloß zu, dass Sie an der Uni bleiben! Schmeißen Sie das nicht hin. Sie werden schon noch was finden, was Sie da tun können." Das fand ich sehr hilfreich und war sehr dankbar.

Ich hab dann überlegt, was ich in der Schule immer gut konnte. Das ist das Naheliegende für viele. Auch heute noch ich sehe das bei den Schülern. Viele verlassen sich auf ihre Kenntnis von der Schule und deshalb habe ich dann Englisch und Sport studiert, weil ich das ganz gut in der Schule konnte und mir das Spaß gemacht hat.

Das habe ich dann wirklich mit Eifer studiert und war froh über diesen Wechsel.

Ich hatte nie das Gefühl, dass ich gescheitert bin oder wegen der Psychologie eine Niederlage erlitten hatte. Denn ich war ja nirgendwo durchgefallen, sondern habe einfach nur erkannt, dass Psychologie nichts für mich ist und rechtzeitig die Konsequenz gezogen. Ich bin jetzt Lehrerin und das macht mir wirklich Spaß. Das war die richtige Entscheidung!

4) Studentenbewegung

In Berlin haben die Frauen in der Studentenbewegung keine Rolle gespielt und ähnlich war es in Tübingen auch.

Ich kann mich eigentlich an keine Frau erinnern, die da mit auf dem Podium war oder sonst wie eine Rolle gespielt hat. Was die Fachschaften anging, das waren eigentlich auch alles

Männer. Wirklich alles eine Männersache, wie überhaupt die Gesellschaft zu der Zeit noch absolut von Männern gesteuert war. Ob es heute auch noch so ist, ist eine andere Frage. Wir Studentinnen sind da so mitgeschwommen und haben uns wichtig gefühlt, aber so richtig aktiv auf dem Podium oder so, daran kann ich mich nicht erinnern.

Ich bin dann auch allmählich auf Distanz dazu gegangen. Ich bin sehr höflich erzogen worden und mich hat das angewidert, diese Umgangsformen, die die hatten. Wie die über Menschen geredet haben, z.B. die Professoren. Und dass eine so völlige Distanzlosigkeit herrschte, dass man die nur einfach in Grund und Boden stampfen wollte. Das waren Männer, die viel Wissen hatten in ihrem Fach und da fand ich das einfach... So kann man mit Menschen nicht umgehen!

Und da war auch dieser Spruch: 'Wer zweimal mit der Selben...' Also da hab ich gedacht, das kann's ja wohl auch nicht sein. Selbst wenn wir die Pille nehmen, aber das ist nicht mein Ziel, eine von vielen zu sein und das auch noch schick zu finden. Da fühlte ich mich einfach unter Wert verkauft als Frau.

Und dann diese ganz linke Masche. Also, ich fand wirklich, das war eine Masche. Dass man so jede Form von Leistung ablehnte und sagte: "Wozu musst du das können?" Z. B. im Sport: "Wozu muss ich kraulen können, denn ich will's doch unterrichten. Hauptsache, ich hab die Ahnung in Methodik, aber wozu soll ich denn auch noch das selber beherrschen. Hauptsache, ich bin ein guter Lehrer." Und ich dachte: "Ihr seid ja nicht ganz bacha! Ich muss doch selber diese Erfahrung gemacht haben. Nur dann kann ich auch Schüler verstehen, die Schwierigkeiten haben."

Also, man lehnte das alles ab, man wollte das alles nicht mehr selber machen. Man versuchte die Methodik mit der Didaktik zu integrieren und auch mit der Praxis, aber mit der Praxis selbst hatte man es nicht so. Also, das war für mich dann nicht mehr nachvollziehbar.

Na ja, irgendwann beruhigt sich das dann. Dann fanden die Seminare wieder in der richtigen Art und Weise statt. Also, ich denke - ja, wir durften dann auch Gruppenreferate machen und das war natürlich auch eine schlaue Sache. Da konnte man natürlich nicht feststellen, wer hat jetzt mehr gearbeitet und wer nicht. Ich hab mit einer Freundin zusammen ein Referat gemacht und da haben wir beide die gleiche Note gekriegt. Also, so besonders fair fand ich das nicht. Wenn man z.B. einen Tanz entwickelt, dass man da zusammen was macht, ja, aber bei einer wissenschaftlichen Arbeit, da hört für mich das dann auf.

Aber das war so die Zeit. Man wollte da keine Klausuren mehr schreiben, sondern nur noch Gruppenreferate und das hat man dann ziemlich schnell durchschaut, dass das eine bequeme Art war, zu den Scheinen zu kommen.

Da hab ich mich immer rausgehalten und hab mich auch nicht aufstellen lassen für den AStA und dergleichen. Das war nicht mein Ding. Ich hab da keinen Sinn drin gesehen.

5) Frauenbewegung

Für die Frauenbewegung bin ich allmählich sensibilisiert worden. Erstens dadurch, das ich unter Mädchen und Frauen groß wurde und zweitens dadurch, dass ich sah, wie Männer sich verhalten und wie unfrei man sich doch als Frau in manchen Situationen fühlt.

Ich war geprägt durch das Elternhaus. Wir waren vier Mädchen zu Hause, also mit meiner Mutter zu fünft und ein Mann - und der Mann hat bestimmt. Ganz klassisch.

Meine Mutter war sehr unglücklich in dieser Ehe und als es dann auseinander ging und mein Vater dann auszog, war meine Mutter dann schon 50. Sie war Hausfrau gewesen, hat ganz früh geheiratet mit 19 zu Kriegszeiten und sie hat dann im Alter von 50 noch mal angefangen einen Beruf zu lernen. Sie hat angefangen in einer Buchhandlung zu arbeiten und hat dann eine Frau kennen gelernt, die sie gefragt hat, ob sie nicht die Ausbildung zur Bibliotheksassistentin machen wollte und das hat meine Mutter dann gemacht. Und hat in Düsseldorf im Haus der Kirche die Bibliothek geleitet. Ich habe immer bewundert, dass sie das gemacht hat!

Aber als wir Kinder noch klein waren, da hatte meine Mutter die Idee, Lehrerin zu werden. Es gab in Niedersachsen damals Hausfrauen, die konnten in der Zeit des Lehrermangels Grundschullehrerin werden ohne Studium, sondern einfach indem sie mitliefen mit Lehrerinnen und so eine praktische Ausbildung bekamen. Nach zwei Jahren machten die dann ein Examen und konnten dann in der Grundschule unterrichten. Das wollte meine Mutter gerne machen, aber mein Vater gesagt: "Wenn du das machst, dann lasse ich mich scheiden!" Damals gab's ja noch das Prinzip der Schuld. Wenn meine Mutter geschieden worden wäre, hätte sie keinen Unterhalt gekriegt. Mit vier Kindern hat sie es dann natürlich gelassen.

Also, das war Unterdrückung ersten Grades zu Hause. Da habe ich mir gesagt: "Das nicht mit mir!" Und insofern brauchte ich diese ganzen Frauenbewegungen nicht, um da aufzuwachen.

Das hat mich mein ganzes Leben lang begleitet und ich konnte mir in Beziehungen nie vorstellen, dass ich nur mitlaufe. Ich meine, das hat mich natürlich auch Beziehungen gekostet. Ich hätte es sehr viel bequemer haben können, aber das war nicht mein Weg. Und ich hatte eigentlich auch nie Lust, mich zu unterdrücken und hab dann für meine Rechte gekämpft.

Ich erinnere mich noch, im Sportstudium damals, da habe ich in Referat gehalten: "Der 800 Meterlauf bei den Frauen". Den gab es noch nicht bei den Olympischen Spielen, das entwickelte sich dann erst. Viele dachten, die Frauen schaffen das nicht und das habe ich dann zum Thema genommen.

Und später nach dem Studium, wollte ich meinen Beruf ausüben. Ich wollte auch ernst genommen werden, ich wollte gute Noten machen und da sind dann schon einige Beziehungen auf der Strecke geblieben.

Der Zusammenhang war wieder ganz klar. Ich merkte das sofort, wenn mir da irgend jemand mit Macho-Gehabe oder "Du kannst doch dann mal aufhören zu arbeiten und dann Kinder erziehen." Oder: "Wenn wir dann ins Ausland gehen..." - sprich er geht ins Ausland. Ja, und ich? Was mache ich dann? Ich krieg dann vielleicht eine Nebenstelle und kann dann sehen, dass ich irgendwo Englisch unterrichte. Aber wenn man nach Amerika geht, dann kann ich doch da gar nicht Englisch unterrichten und Sport schon gar nicht.

Das hab ich mir nicht bieten lassen, ich wollte da nicht kuschen.

Ich hab natürlich auch die ganze Frauenliteratur verschlungen. Das war dann aber schon später. In Tübingen war das eher ein bisschen verhalten. Aber auf jeden Fall wussten wir Frauen, dass wir das Studium fertig machen wollten. Das war mir ein Horror, während dem Studium ein Kind zu haben! Denn ich habe gewusst, das ist zu anstrengend, das schaffst du nicht. Mit Kind, dem Studium und dem Examen usw. und die Referendarzeit, also da habe ich mir ganz klar gesagt: "Also, so weit musst du schon selber sehen, dass du dein Examen hinter dich bringst!"

6) Berufstätigkeit und Gleichberechtigung

Ich hatte das Glück, dass ich die Referendarzeit in Tübingen machen konnte. Nachdem ich ein ganz gutes Examen gemacht hatte, hab ich eine Stelle am Tübinger Kepler-Gymnasium angeboten bekommen. Ich fühlte mich wirklich geehrt, dass ich in Tübingen bleiben konnte. Das war angenehm, die Schüler waren nett. Man sagt ja immer, das sind anstrengende Schüler oder eingebildet, aber das konnte ich gar nicht finden. Also, ich fand die unheimlich nett. Auch an der Schule habe ich mich ganz wohl gefühlt.

Da hab ich ein paar Jahre unterrichtet und habe dann meinen Mann kennen gelernt. Wir sind weggegangen aus Tübingen und ich habe danach in Fellbach unterrichtet. Ich bin verbeamtet worden auf Lebenszeit und dann anschließend erst schwanger geworden. Irgendwie hatte ich so dieses Sicherheitsbedürfnis. Ich wollte nie wie meine Mutter irgendwann dastehen ohne Beruf und mit Kindern.

Ich habe auch mit einem Kind noch weiter gearbeitet, also halb, das kann man ja als Lehrerin ganz gut. Beim zweiten Kind habe ich mal für ein paar Jahre pausiert. Ja, ich dachte, das ging mir dann doch über meine Kräfte mit zwei Kindern. Ich bin wieder in den Beruf eingestiegen, als die Kleine im Kindergarten war. Ich habe meinen Beruf immer ernst

genommen und habe auch immer versucht eine gute Lehrerin zu sein, neben dem Ganzen, was ich da so am Hut hatte.

Meine Ehe ging irgendwann in die Brüche und da kam dann die ganze Wut wieder hoch, weil die juristischen Regelungen, mit Unterhalt zahlen und Besuchsrecht und Namensrecht, also da spürt man als Frau doch die Männergesellschaft!

Ich war in der Zeit in einer Frauengruppe, weil ich dachte, man muss sich einfach gegenseitig stärken. Man muss Gleichgesinnte suchen. Das habe ich schon in der letzten Phase der Ehe gemacht, aber das wurde für mich noch wichtiger als die Ehe in die Brüche ging.

Wir haben Bücher gelesen, wir haben Themen bearbeitet, wir sind da sehr zielstrebig vorgegangen und haben das wirklich mit Ernst betrieben. Wir haben uns nicht über Rezepte unterhalten, sondern wir haben über Rosa Luxemburg gesprochen oder ähnliches.

Das war eine gute Zeit und ich habe da sehr nette Frauen kennen gelernt. Wir haben uns gegenseitig sehr geholfen und haben natürlich auch über Probleme, die wir im persönlichen Bereich hatten, gesprochen. Aber nicht so, dass man jetzt nur sich gegenseitig bejammert hat, sondern wir haben auch versucht, uns gegenseitig zu stärken. Das war eigentlich eine ganz gute Zeit.

Die ersten Studentinnen hier in Tübingen kamen ja von meiner jetzigen Schule, die damals noch Königin Charlotte-Gymnasium hieß. Ich finde es hochinteressant, dass ich an dieser Schule jetzt Schulleiterin bin. Das macht für mich Sinn, denn ich betrachte mich als Kämpferin für die Sache der Frauen in jeder Hinsicht.

Ich denke, dass es für Frauen wirklich wichtig ist, ihren Weg zu gehen und nicht aufzuhören und zu sagen, ich möchte eine Familie und Kinder und das war's dann.

Natürlich sollten auch Mütter sehr gebildet sein und viel Wissen haben, das sie dann an die Kinder weitergeben können. Ich finde es nicht umsonst, wenn Frauen nicht berufstätig sind und gebildete Mütter sind. Aber ich sehe mich da trotz alledem als Vorbild für die heutigen jungen Frauen und meinen Schülerinnen und auch für die Schüler, dass sie sehen, dass man auch als Frau und Mutter einen anspruchsvollen Beruf hat und Karriere macht.

Das sage ich auch den Referendarinnen und den Schülerinnen, ob sie es jetzt hören wollen oder nicht, denn dieser Traum von einer Familie ist verständlich und den Traum soll ja auch jede träumen, aber ich sage dann immer: "Schauen Sie mich an, ich habe meine zwei Kinder eigentlich alleine groß gezogen und habe immer versucht am Ball zu bleiben." Ich habe zwar mal halb gearbeitet, aber wenn es dann darauf ankam, dann habe ich mich nie gescheut, Verantwortung zu übernehmen. Einen Leistungskurs, auch obwohl ich kleine Kinder hatte. Auch ins Schullandheim zu gehen und dergleichen. Ich habe immer zeigen wollen, selbst ich als alleinerziehende Mutter, ich stehe hier gut da. Ich bin belastbar, ich kann das alles genau

so wie die Männer. Wir müssen nicht denken, dass wir Mütter nur den Tüttelkram machen in der Schule. Und ich wollte eine gute Lehrerin sein, mit guten Noten, so dass man Achtung vor mir hatte und nicht denkt: "Ach, die bereitet sich neben dem Kochbuch auf die Stunden vor."

Außerdem sage ich auch immer: "Es ist nie zu spät!" Ich habe es bei meiner eigenen Mutter erlebt, die mit 50 angefangen hat zu arbeiten.

Ich selbst bekam, noch bevor ich in Erziehungsurlaub ging, Unterrichtsbesuch für eine vorzeitige Beförderung zur Oberstudienrätin und habe das alles mit wirklich guten Noten gemacht. Ich hatte schon einen ganz dicken Bauch mit dem zweiten Kind und habe dann noch die Hockeystunde gemacht und das lief alles wirklich gut. Ich hätte das geschafft und das ist ja so das normale Ende einer Karriere: Oberstudienrätin.

Doch dann ging ich in Mutterschutz mit dem zweiten Kind. Ich habe mich dann erkundigt, ob man auch während des Erziehungsurlaubs befördert werden kann. Das war nicht ganz sicher. Auf jeden Fall gab es dann einen Beförderungsstop und ich war raus. Dann war das vorbei und vergessen und dann verfallen ja die Noten und ich war einfach abseits.

Dann habe ich 1986 wieder angefangen zu unterrichten und, ja, man fragt nicht gleich in der ersten Woche: "Wie steht's mit meiner Beförderung?"

Ich habe dann erst mal versucht, auf mich aufmerksam zu machen und dann habe ich mal angefragt beim Schulamt: "Nein, Sie mit Ihrem Jahrgang...", hieß es. Ich sage: "Ja, wie? Ich hab doch das alles schon gemacht. Wieso bin ich jetzt nicht an der Reihe? Das kann es ja jetzt doch wohl nicht sein!"

Aber die Bedingungen haben sich ja immer verschlechtert beim Staat. Das war einfach so. Ich habe mich beschwert: "Das ist ungerecht! Ich habe die Prüfung schon gemacht, ich bin Mutter - angeblich leistet man ja als Mutter so viel, man bringt so viel unter den Hut – und bringt Qualität mit."

Ja, das wird ja immer gesagt. Nach dem Erziehungsurlaub, da mussten wir auf eine Tagung, das waren alles Frauen, die für ein paar Jahre ausgestiegen waren. Dort hatte man uns gesagt, man freut sich auf uns an der Schule, weil wir jetzt so viel Erfahrung von zu Hause mitbringen. Die könnten wir in der Schule einbringen. Also, davon habe ich wenig gespürt. Im Gegenteil, man wurde nicht so ganz ernst genommen als Mutter. Ich sowieso nicht, weil ich geschieden war und zwei kleine Kinder... Ja, das ist dann so die Rabenmutter.

Na gut, aber immerhin, ich habe nachgefragt und dann hieß es: Nein! Ich fand das höchst ungerecht und habe dann über den Bezirkspersonalrat angefragt und habe dem gesagt: "Aus meiner Perspektive als Frau kann ich das nicht nachempfinden" und sie mögen da bitte mal nachfragen beim Oberschulamt.

Und dann habe ich auch Unterrichtsbesuch bekommen. Aber nur, weil ich aktiv wurde! Wenn ich mir das als kleines schüchternes Frauchen hätte gefallen lassen, dann hätte das noch lange gedauert.

Und deshalb muss ich sagen, dass muss man als Frau einfach lernen, vorstellig zu werden, um zu sagen: "So, ich will weiter!"

Ich habe die Oberrätin geschafft und als dann meine Kinder größer wurden und ich etwas mehr Luft hatte, da wurde die Stelle des stellvertretenden Schulleiters an meiner Schule frei. Da habe ich mir dann überlegt, ob ich das machen soll. Ich habe vorher schon Erfahrungen gesammelt im Personalrat, sowohl auf örtlicher Ebene an meiner Schule, als auch dann in Stuttgart im Bezirkspersonalrat und habe da angefangen, mich einzuarbeiten in Themen außerhalb des nur Unterrichtens, weil ich das interessant fand, wenn man nicht nur eingleisig fährt, sondern eben mehrere Dinge macht. Ich dachte: "Mein Gott, wenn du bis zu deinem Lebensende in Englisch Comprehension Texte korrigierst und Übersetzungen und Noten machst im Sport!" Ich habe gedacht, da muss es doch noch etwas anderes geben!

Also hatte ich meinen Horizont über die Personalratsarbeit schon erweitert und als dann die Stelle als stellvertretender Schulleiter frei wurde und der Schulleiter sagte: "Warum nicht? Bewerben Sie sich!", habe ich gedacht: "Wage es mal!"

Und dann habe ich die Stelle gekriegt. Fünf Bewerber waren wir und ich habe sie gekriegt. Eine andere Frau war auch noch da und trotzdem habe ich dann gehört: "Du bist das ja nur geworden, weil du eine Frau bist." Das hat mich dann enttäuscht, weil es von einer Ecke kam, von der ich das nicht vermutet hätte.

Frau Schavan hat Frauen ja ermuntert, sich zu bewerben. Es hieß von ihrem Ministerium immer, man möge sich bewerben, man möchte die Frauen unterstützen, dass sie wenigstens mal anfangen ihren Hut in den Ring zu werfen.

Und sie sollten auch nicht aufgeben, wenn sie die erste Niederlage erleben. Gut, ich hatte Glück, aber man erlebt das ja immer bei Frauen, dass sie sagen: "Das schaffe ich nicht. Ich habe da eine Niederlage erlebt, ich bewerbe mich nicht mehr." Wohingegen Männer sich so lange bewerben, bis sie diese Stelle irgendwie kriegen oder von höherer Stelle gesagt kriegen: "Lassen Sie es, Sie schaffen das ja sowieso nie." Aber das weiß man, dass Männer da nicht locker lassen und insofern habe ich einfach gedacht, ich probiere es mal.

Als ich dann die Stelle gekriegt habe, war ich mächtig stolz, weil ich mit meinem Hintergrund, also geschieden, alleinerziehend, nicht in der Kirche, da dachte ich, das war doch ein ganz schön großer Schritt. Und das hat mir auch großen Spaß gemacht.

Ich hab das für mich damals als höchste Stufe angesehen, schon mal Stellvertreterin zu sein, was ja eigentlich Männerdomäne ist. Ich habe mich da in ein Gebiet eingewagt, was

eigentlich Frauen in der damaligen Zeit nicht machten. Das war 1997, da gab es kaum eine stellvertretende Schulleiterin. Das war so, weil das Stundenplanmachen, das können angeblich nur Männer. Das ist etwas Mathematisches, das kapiert keine Frau. So wurde das immer gehandelt und deshalb gab es so wenige.

Noch davor, Mitte der 90er Jahre, da hatte unsere Frauenvertreterin an der Schule in einer Gesamtlehrerkonferenz gesagt: "Übrigens auf dem Oberschulamt gibt es eine Fortbildung von Frauen für Frauen und da wird man informiert, welche Karrieremöglichkeiten es gibt für Frauen in der Schule. Da können alle hin, die sich interessieren." Als ich das hörte, bin ich hin. Da waren einige Kolleginnen von Schorndorf und wir trafen uns dort wieder. Das war ganz witzig, weil niemand gesagt hatte: "Ich gehe dahin!", sondern man traf sich dort. Frauen sind ja eigenartig und Frau Kallenbach, die die Veranstaltung leitete, sagte dann auch: "Glauben Sie nicht, dass Frauen immer solidarisch sind. Frauen verhalten sich eher wie in einem Hummerkorb: Wenn die Erste versucht herauszukrabbeln, ziehen die anderen sie wieder hinunter." Und das stimmt auch. Wir sind nicht so nett untereinander, man muss da sehr viel tun, dass man Frauen findet, die es ertragen können, dass andere Karriere machen.

In dem Seminar wurden dann auch die Positionen Fachabteilungsleiterin, Fachleiterin am Studienseminar, Schulleiterin und Stellvertretende Schulleiterin vorgestellt. Seltsamerweise war meine Vorgängerin hier an der Schule, Frau Bulling da und hat die Position der Schulleiterin vorgestellt. Damals habe ich aber niemals gedacht, dass ich mal Schulleiterin werde. Schon gar nicht in Stuttgart. Das war so vielleicht 1995/96.

Als stellvertretende Schulleiterin habe ich mich absolut wohlgefühlt, vor allem weil ich den Schulleiter sehr geschätzt habe. Wir waren ein wirklich sehr gutes Team. Ich hoffe, er sieht das auch so. Ich habe das gerne gemacht und wäre da auch nie weggekommen. Ich habe gedacht: "Das ist es jetzt." Meine Kinder sind so langsam groß geworden und ich habe einen netten Freundeskreis gehabt, das Kollegium war nett usw.

Aber als sich mir dann die Chance bot, konnte ich nicht widerstehen und habe mich auf die Schulleiterstelle am Hölderlin-Gymnasium in Stuttgart beworben. Ich hatte in der Zwischenzeit Erfahrungen sammeln können, ich konnte mich testen, was es heißt Schulleitungsaufgaben zu erfüllen.

So hatte mein damaliger Schulleiter schon mal beim Oberschulamt angefragt, ob ich als stellvertretende Schulleiterin auch an einer anderen Schule das Abitur abnehmen könnte als Vorsitzende. Das durften nur Schulleiter machen. Aber er wollte so gern ins Schullandheim gehen mit seiner 7. Klasse. Und dann hat er mich gefragt: "Trauen Sie sich das zu?" Ich habe gedacht: "Jetzt oder nie! Also, wenn ich jetzt nein sage, dann traut er mir gar nichts

mehr zu!" Und ich habe mich natürlich auch geschmeichelt gefühlt, dass er das in Erwägung zieht und ich dachte: "Wenn der das von dir hält, dann sagst du ja."

Und dann musste man natürlich anfragen auf dem Oberschulamt. Das war ein Anliegen, die hatten so eine Frage überhaupt noch nicht gehört dort. Und ja, dann ging das. Und dann bin ich nach Waiblingen ans Staufer-Gymnasium und habe dort das Abitur abgenommen und das war dann für mich etwas, was ich schon mal gemacht hatte.

Mein Schulleiter hat mir hinterher gesagt, er hätte eigentlich jedes Jahr damit gerechnet, dass ich mich irgendwann doch mal bewerbe. Aber ich hatte das nicht vor.

Ja, und als ich dann die Chance bekam, da habe ich mir das natürlich reiflich überlegt und für mich war's dann nicht einfach meinem Schulleiter zu sagen, dass ich mich doch beworben habe.

Aber das war ganz witzig. Ich habe gesagt: "Ich möchte Sie sprechen. Können wir uns mal zusammensetzen?" Oft haben wir zwischen Tür und Angel oder in meinem Zimmer informell Gespräche geführt. Dann habe ich also mit ihm in seinem Zimmer gesessen und dann guckt er mich an und sagt: "Und welche Schule ist es?" Ich sage: "Wie?" – "Ja," sagt er, "ich glaub, jetzt möchten Sie sich bewerben." Irgendwie hat er das geahnt. Er wusste das wirklich nicht, aber er hat wohl gedacht, jetzt ist es an der Zeit, wenn sie so ein ernstes Gesicht macht. Vielleicht habe ich ein etwas schlechtes Gewissen gehabt, weil ich ihm ja zugemutet habe, dass er wieder ein halbes Jahr ohne Stellvertreterin ist.

Na gut, aber dann habe ich das ganze Bewerbungsverfahren durchgemacht. Ich wusste wenig über meine neue Schule. Ich hatte zwar gehört, dass es ein Mädchengymnasium war, aber sehr viel später erst erfahren, dass eben wirklich die ersten drei jungen Frauen, die in Tübingen studierten, von dieser Schule in Stuttgart kamen. Und das hat mich dann gefreut.

Es ist eine sehr interessante Aufgabe und ich fühle mich insofern wohl, als ich das Gefühl habe, ich kann jetzt mitgestalten und ich kann die Richtung angeben. Natürlich gibt es die eine oder andere Situation, die nicht schön ist oder manche Menschen haben Schwierigkeiten mit der Schulleitung, egal wer das ist. Aber ansonsten ist es für mich ein sehr schöner Beruf.

Sehr zeitaufwändig, also, das muss ich schon sagen! Wir sind ja gerade in einer Phase des Umbruchs in der Schullandschaft und das ist viel Arbeit. Die 25. Stunde, die die wissenschaftlichen Lehrkräfte ja jetzt bekommen haben, das hat natürlich auch uns zurückgeworfen in der Motivation. Das war nicht gerade sehr geschickt, aber so ist es. Nein, also das ist ein guter Beruf und meine Schule ist höchst angenehm.

Es ist ja eine kleine Schule. Also, wir kennen unsere Schüler wirklich. Ich kenne sie zwar nicht alle mit Namen, aber die meisten Schüler kenne ich vom Sehen und da hat man einen anderen Bezug zu den Kindern. Und auch die Schüler untereinander.

Wir haben ja ungefähr 250 Mädchen und 150 Jungen. Es gilt immer noch als Mädchenschule. Es wissen natürlich alle, dass auch Jungen bei uns sind, aber man verbindet es eher noch so, es ist das alte Mädchengymnasium in Stuttgart und das Eberhard-Ludwigs-Gymnasium ist das Jungengymnasium. Das bisschen Konkurrenz, die die Schulen haben, das ist noch aus der Geschichte zu verstehen. Und insofern macht es auch Sinn, dass man eine Schulleiterin wollte.

7) Bedeutung des Studiums

Wenn ich jetzt in meine Familiengeschichte gucke, dann finde ich, für mich selber war es ein großes Angehen überhaupt zu studieren. Also, das Abitur erst mal zu machen und dann den Sprung auf eine Uni zu wagen. Das waren so viele unbekannte Dinge. Dieses Studium zu machen, das hat mir einen unheimlichen Auftrieb gegeben und dann auch gute Noten zu machen. Ja, dass ich mich als Frau da bewiesen habe.

Ich hatte das Gefühl, da kannst du jetzt wirklich stolz darauf sein, das hat dir niemand gegebnet, du kommst nicht aus einem Akademikerhaushalt oder hast viel Geld im Hintergrund. So aus diesen Kreisen kommend, ich denke schon, dass man sich da leichter tut. Das hab ich doch gespürt bei Klassenkameraden, die damals aus Akademikerhaushalten kamen. Für die stand es ganz fest, dass die zum Studium gehen. Und die anderen sind immer auf die PH gegangen und das fand ich entmutigend.

Auf der Uni hat man dann Gleichberechtigung gespürt. Dass, wenn man sich nicht versteckt, man genauso erfolgreich sein kann als Frau. Ich habe erfahren, dass es niemanden interessierte, ob etwas eine Studentin oder ein Student geschrieben hatte. Auf der Mädchenschule habe ich immer ein bisschen das Abwertende gespürt, manche Dinge wurden nicht so ernst genommen auf der Mädchenschule. Das habe ich beim Studium nicht so empfunden. Da war man wirklich gleichberechtigt.

Ich war damals sehr froh, dass ich mir selber mein Leben planen konnte, dass ich studieren konnte. Ich habe eine sehr gute Ausbildung, die Beste, die man überhaupt machen kann und ich konnte mir mein Leben gestalten. Ich konnte das machen, was ich wollte. Ich war nicht abhängig von meinen Eltern oder von einem Mann, sondern wenn ich mal etwas machen wollte, dann hatte ich die Möglichkeit dazu.

Das hat mir eine unheimliche Freiheit gegeben und diese Freiheit habe ich ganz deutlich gespürt. Sowohl nach dem Abitur, als ich dachte: "Jetzt kannst du alles machen, was du willst. Dir steht wirklich alles offen!" Und auch dann, als ich mein Examen hatte und ich hätte überall hingehen können, das empfand ich als sehr befreiend.

Da tun mir heute die jungen Frauen oder jungen Leute, auch die Generation meiner Kinder schon ein bisschen leid, weil wenn die jetzt das Abitur machen, sie dieses Gefühl nicht mehr haben. Wenn wir so schwärmen von unserer Zeit und unserem Studium, dann gucken uns die mit großen Augen an, denn es war damals noch so, dass man dachte, ich hol mir den Mond vom Himmel und mir steht alles offen und wir waren ja nicht eingeschränkt. Es gab noch keine Akademikerarbeitslosigkeit und überhaupt, na gut, es gab auch mal eine wirtschaftliche Flaute, das war gerade als wir Abitur gemacht haben, aber das hat man gar nicht so richtig gemerkt.

Das war ein wunderbares Gefühl und ich finde es schade, dass das die Jugend heute nicht mehr hat. Dass die so viele Sorgen haben, erstens ja untereinander, da muss man immer der Beste sein, damit man überhaupt noch was erwischt und das ist dann auch keine Garantie. Selbst wenn man gute Noten hat, dann ist man unter Umständen schon überqualifiziert und das gab es bei uns nicht. Bei uns sind ein paar nicht ins Referendariat übernommen worden am Anfang, weil sie bei den ganz Linken dabei waren oder nachher sind nicht mehr die mit den wirklich schlechten Noten sofort übernommen worden vom Staat. Da hat man sie erst mal im Angestelltenverhältnis ein bisschen laufen lassen und dann haben die aber auch alle eine Stelle bekommen. Zu unserer Zeit, das waren goldene Zeiten und das hat einen natürlich beflügelt.

8) Bedeutung der Frauenbewegung

Wir sind zwar nicht so weit gekommen, wie wir es eigentlich wollten. Also, wir hatten ja sehr viel vor, mit der Gleichberechtigung in jeder Hinsicht. So weit sind wir nicht, wenn ich jetzt angucke, welche Schwierigkeiten Mütter heutzutage haben mit der Berufstätigkeit und wie wenige Frauen in Führungspositionen sind.

Da möchte ich nur wirklich alle Frauen darin bestärken, nicht nachzulassen diesen Weg zu gehen und nicht bei jeder Kleinigkeit an sich zu zweifeln und zu sagen: "Das schaffe ich nicht."

Das kann man alles schaffen und man muss vielleicht auch warten können, nicht gleich immer alles... Dieses Lied, das wir so geliebt haben: "Ich will alles, ich will alles und zwar sofort!" Das hatte durchaus seinen Sinn in der damaligen Zeit, als ich eine junge Mutter war, aber das Warten gehört auch dazu. Man muss wissen, wo ich was sofort haben will und wo ich einfach warten muss.

Insofern denke ich schon, dass ich so ein bisschen eine kleine Vorreiterrolle habe, gerade auch, weil mir das nicht alles in die Wiege gelegt wurde. Das ist ja doch auch ein Kampf gewesen und wir Frauen haben damals schon heftig gekämpft. Aber wir haben zusammen gekämpft. Das war damals schon ganz anders, heute habe ich nicht mehr das Gefühl, dass

die Frauen so wahnsinnig solidarisch sind, sondern das war in der damaligen Zeit. Wir waren uns einig, was wir wollten und das ging auch durch alle Schichten durch. Wir haben da alle miteinander an einem Strang gezogen. Die ganze Frauenbewegung, Alice Schwarzer und alle anderen, das war eine sehr wichtige Zeit und man darf da jetzt nicht ungeduldig werden. Wir haben da wirklich viel erreicht. Man sollte das jetzt nicht kleinreden wollen - selbst wenn wir noch weit entfernt sind von einer Gleichberechtigung heutzutage, das muss man ja wirklich sagen.

Aber ich glaube, man kann auch noch mit 40 oder 50 Jahren anfangen sich zu besinnen, wenn man nicht die Zeit vorher verschlafen hat. Das ist es, was ich den jungen Frauen mitgebe: Selbst wenn ihr vorhabt eine Familie zu haben, schön und gut, warum eigentlich nicht, das ist ja wunderbar, aber vergesst nicht, wenn die Kinder dann mal größer sind und aus dem Hause gehen, dass ihr dann auch noch da seid. Und dann muss ich doch wissen, was ich mit meinem Leben vorhabe und dann reicht es vielleicht nicht, meinem Mann die Hemden zu bügeln - so sehr ich meinen Mann lieben mag - und zu wissen, ich hatte mal studiert und hatte im Leben was anderes vor.

Elke Wörner

"Der Beginn des Frauenstudiums an der Universität Tübingen"

Meine Zulassungsarbeit und ihre Folgen

Am Institut für geschichtliche Landeskunde und historische Hilfswissenschaften war die Spannweite der Themen, die bearbeitet wurden, immer erstaunlich. Doch rechnete ich nicht damit, bei der Universitätsgeschichte zu landen, als ich mich um ein Thema für meine Zulassungsarbeit bemühte. Ich wurde an Volker Schäfer vom Universitätsarchiv verwiesen. Er gab sich überzeugt, dass nichts geeigneter für mich sei, als eine Darstellung des Beginns des Frauenstudiums zu verfassen, zumal doch das Jubiläum der Universität vor der Tür stand.

Noch war ich sehr skeptisch, denn aus der Perspektive des Jahres 1970 sah das Jubiläum 1977 gar nicht so nahe aus, aber es nützte nichts: Er nahm mich mit ins Archiv, ich durfte die vier dicken Aktenbündel, die in der Kartei unter Frauenstudium liefen, höchstpersönlich ausheben, und schon waren sie auf dem Weg in den Lesesaal der UB. Professor Decker-Hauff war's zufrieden.

Eigentlich hatte ich nichts gegen das Thema, aber meine Erfahrungen damit waren eher gering. Meine Mutter war Lehrerin und berufstätig, meine Schwester studierte auch gerade in Tübingen, und der einzige, der je daran gezweifelt hatte, dass ich studieren könne, war mein letzter Klassenlehrer am Gymnasium gewesen, der, wie ich von dritter Seite erfuhr, mir einen frühen Abbruch des Studiums prophezeite, weil er sich mich nur als Mutter vieler Kinder vorstellen konnte.

Literarisch hatte ich natürlich mit der Frage der Gleichberechtigung Bekanntschaft gemacht, denn meine Englischlehrerin wählte als Übungsdiktat einmal einen Text aus *The Mill on the Floss* von George Eliot, dessen Thema der unterschiedliche Erfolg von Maggie und Tom in Latein war, das sie trotzdem nicht lernen durfte. Selbstverständlich fand ich das ungerecht, aber es berührte mich nur bedingt, weil es ja schon so lange her war und mich nicht betraf. Insofern war es höchste Zeit für eine Bewusstseinsweiterung.

Und die setzte ein. Das Studium der Rektoramts-Akten entfaltete nach und nach seine Wirkung. Erst tat ich noch jeden Fall einzeln mit Kopfschütteln ab, aber auf Dauer kochte in mir die Empörung hoch. Dazu trugen am Anfang hauptsächlich die Bücher bei, die ich für den allgemeinen Überblick bestellt hatte. Sie kamen zwar nur langsam in kleinen Mengen, denn die Leitung der UB hatte die Anzahl der Fernleihen auf drei pro Tag begrenzt, und manche brauchten ein halbes Jahr oder länger, weil sie vom anderen Ende der Welt, aus Leipzig, so lange unterwegs waren, aber gerade deshalb konnte ich sie recht schnell durcharbeiten. Schneller zumindest als die Akten, denn die darin enthaltenen Schriftstücke bedurften zum Teil einer längeren Einlesephase. Alle ausgehenden Schreiben waren nämlich nur im Entwurf vorhanden, und das hieß, vor Einführung der Schreibmaschine am Ende des 19. Jahrhunderts, in Sütterlin. So dauerte es etwas länger, bis ich erkannte, dass sich ihr Inhalt nur in lokalen Details von dem der Bücher unterschied.

Woraus, fragte ich mich, als immer mehr Fakten die selbe Botschaft transportierten, leiten die Herren Professoren das Recht ab, der Hälfte der Menschheit – oder auch nur der deutschen Bevölkerung – genügend Intelligenz zum Studium abzusprechen? Es tröstete mich nicht einmal, dass es auch andere Stimmen gab, denn diese fanden in Deutschland, im Gegensatz zur Schweiz, kein Gehör.

Ein weiteres Ärgernis war die Ungerechtigkeit in der Behandlung einzelner Bewerberinnen. So sympathisch mir Maria von Linden auch erschien – was sich nach der Lektüre ihrer Erinnerungen noch verstärkte – so sah ich doch besonders sie als Musterbeispiel dafür an, dass man mit Protektion aus Regierungskreisen – ihr Großonkel war Minister gewesen – auch den Widerstand der Universität überwinden konnte. Betrachtet man dagegen das Schicksal der Ärztin Karoline Breitinger, fällt auf, dass sie trotz wiederholter intensiver Bemühungen, einen Fürsprecher zu finden, erst in fortgeschrittenem Alter erfolgreich war. Die Tatsache, dass die zweite Kammer des württembergischen Landtags bei der Behandlung ihrer Petition zwar wohlwollend, aber beschlussunfähig war, spricht für sich.

Überhaupt, Karoline Breitinger. Sie entsprach dem Bild der Frau, die als gebildete Berufstätige im öffentlichen Leben unentbehrlich war und für die die Frauenbewegung kämpfte. Maria von Linden trat in eine Laufbahn ein, die jeder Mann genauso hätte durchlaufen können. Karoline Breitinger dagegen war als Frau in einer Position, die nur eine Frau ausfüllen konnte, denn weibliche Ärzte haben – davon bin ich überzeugter denn je – eine andere Art von Berufung als ihre männlichen Kollegen. Davon mag es umso mehr Ausnahmen geben, je mehr Frauen diesen Beruf ergreifen – und es gibt schon viele Frauen, die um der Karriere willen sich männliche Denkweisen und Zielsetzungen aneignen – aber diejenigen, denen Berufung vor Karriere geht, übernehmen weitaus mehr soziale

Verantwortung, als der Karriere gut tut. Karoline Breitingers Arbeit war die beste Antwort auf die Frage vieler Männer, warum Frauen überhaupt einen Beruf ergreifen sollten.

Irgendwie hat sich die Frauenfrage – die ja auch heute noch eine Frage ist, und das nicht nur in anderen Kulturen – in meinem Hinterkopf eingenistet, und das hat mich wach gehalten. Wenn ich sie als Thema im Unterricht aufgriff, stellte ich fast immer fest, dass ich die erste war, die die Aufmerksamkeit der Schüler darauf lenkte. Die Reaktionen zeigten auch überdeutlich, wie weit unsere Gesellschaft noch von Gleichberechtigung entfernt ist.

Nach mehr als dreißig Jahren im Beruf kann man sich manchmal auch ein Lächeln nicht verkneifen, wenn Männer, egal ob Schüler oder Kollegen, entdecken, dass sie, weil Frauen anders sind, versuchen können, sich auf ihre Kosten zu profilieren. Das Lächeln verfliegt allerdings, wenn sie es tatsächlich schaffen.

Und bitter war es manchmal, sich selbst bei Sehnsüchten, Wünschen und Gedanken zu ertappen, die jeder Gleichberechtigung Hohn sprachen. Natürlich ist es viel bequemer, nicht für sich entscheiden zu müssen. Warum soll man denn nicht nachgeben, um einen Streit zu vermeiden, der nur böses Blut erzeugt und kein bisschen mehr bringen wird als das Dutzend zuvor zu dem Thema. Das Vorbild der Vorkämpferinnen ließ bei mir jedoch selten diese Bequemlichkeit zu, denn ihre Entschlossenheit hat sich mir ins Gedächtnis gebrannt.

So hat die Bearbeitung des Themas mich wider Erwarten geprägt. Mädchenbildung liegt mir besonders am Herzen. Nichts schmerzt mich mehr, als wenn Mädchen und Frauen die Intelligenz, mit der sie ausgestattet wurden, nicht in dem Maße nutzen, wie sie es zuließe, wenn sie die Freiheit, die sie als gebildete Persönlichkeiten genießen könnten, aufgeben, um sich dem Willen einer anderen Person unterzuordnen, die sie dafür versorgt. Ich mag nicht hören, wie sie sich von den Medien auf so genannte Frauenthemen reduzieren lassen. Ich bin zwar keine Kämpferin, aber ich versuche, wo ich kann, Einfluss zu nehmen.

Nesthäkchen in Tübingen

Marlies Beitz, geb. Koch

Nein, ich bin nicht das jüngste Kind unter vielen Geschwistern, ganz im Gegenteil: die ältere von zwei Schwestern, aber das tut nichts zur Sache.

Nesthäkchen hat mich auch auf das Studentenleben in Tübingen vorbereitet.

Als ich mich im Oktober 1966 – nach dem Abitur, dem ersten Kurzschul-Abitur in Baden-Württemberg, Umstellung des Schuljahresbeginns vom Frühjahr auf September – entschloss in Tübingen zu studieren, schien ein Traum in Erfüllung zu gehen: eine Studentin in Tübingen wie Nesthäkchen – mein großes Vorbild Nesthäkchen!

Nesthäkchen ist eine bedeutende literarische Figur: ein kleines verwöhntes Mädchen aus Berlin, aus einer Arztfamilie, mit älteren Brüdern, das größer wird und in Tübingen studiert und ihre großes Glück findet, eine eigene Familie gründet, Kinder und Enkel bekommt... Else Ury hat diesen Fortsetzungsroman geschrieben, der ähnlich wie die „Trotzkopf“-Serie ganze Generationen von Mädchen beeinflusst hat. (Von Else Urys traurigem Schicksal unter den Nazis habe ich erst viel später erfahren, aber da war mein Nesthäkchen-Traum schon längst geplatzt.)

Ich kann mich nicht mehr genau an Nesthäkchens Geschichte erinnern, habe später das Buch auch nicht mehr gelesen. Ein paar Details aus dem Band über die Studienzeit und das große Glück in Tübingen habe ich noch brühwarm in Erinnerung: die Fahrt von Berlin über Würzburg und Stuttgart nach Tübingen, die Zimmersuche zusammen mit einer Freundin, erste Vorlesungen, Wanderungen auf der Alb, gesellige studentische Feste am Neckarufer, wo sie einen Doktor in spe kennenlernt...

Und anno 1966 ging also ich frohen Mutes und mit klopfendem Herzen nach Tübingen, um die Welt zu erobern...

Es wurde eine grandiose Niederlage.

Ich stamme nicht aus einer Akademikerfamilie. Mein Vater war Eisenbahner. Meine kleinbürgerliche Herkunft aus einem eher bildungsfernen Milieu hat es nicht unbedingt nahegelegt, dass ich mal studiere. Aber ich war eine gute Schülerin, durfte die Oberschule besuchen (als erste in der Verwandtschaft), durfte an einem deutsch-französischen Schüleraustausch teilnehmen (auch ein politischer Neubeginn: zweite Gründung einer

Städte-Partnerschaft), durfte nach England reisen, um die Fremdsprache zu vertiefen. Das alles waren echt revolutionäre Schritte in meinem Kreis.

In der Schule bekam ich fast regelmäßig Preise für gute Leistungen. Das hat meine Eltern sicher gefreut, es war ihnen aber auch irgendwie unheimlich. Was sollte man mit einer Tochter tun, die anders ist als Generationen vorher? Zuerst mal eine Perspektive geben, ein ordentliches Berufsziel definieren: Lehrerin! Für eine Frau der einzig anständige Beruf, nur Lehrerin kam in Frage, alles andere war fremd, bedrohlich, erschreckend – wie hätte man etwa ein Medizinstudium finanzieren sollen? Also wurden frühzeitig die Weichen gestellt, z.B. in musikalischer Erziehung. Eine Lehrerin sollte eigentlich Klavier spielen können. Aber in einer Eisenbahnersiedlungswohnung kann man kein Klavier stellen, auch nicht bezahlen. Also kam als zweite Wahl die Geige in Frage. Jahrelang haben meine Eltern sich krummgelegt, um teuren Einzelunterricht zu bezahlen, meine Mutter musste jahrelang mein verzweifertes Üben ertragen (meine Töne auf der Geige erinnerten sie an das Gänsegeschnatter in ihrem Dorf, ein Konzert oder eine Oper hatte sie nie besucht). Erst als ich erwachsen war, habe ich mir eingestanden, dass die Geige für mich bzw. ich für die Geige absolut ungeeignet war, und dies Einsicht beendete meine musikalische Karriere abrupt. Schade nur für das hinausgeschmissene Geld, hart verdient von meinen Eltern, gut gemeint als Investition in die Ausbildung zur Lehrerin.

Und dann wurde meine persönliche Hochschule gebaut. Neubau der Pädagogischen Hochschule in Ludwigsburg – in den Monaten vor dem Abitur fuhr ich öfters mit dem Fahrrad in den Nachbarort, um den Baufortschritt „meiner“ Hochschule zu verfolgen. Bis an einem denkwürdigen Sommernachmittag – in der Pause des Physik-Praktikums – mir der Physiklehrer einen Floh ins Ohr setzte: „Was, du willst blooooß an eine PH? Du mit deinen Fähigkeiten, du musst doch richtig studieren. Du musst auch nach Tübingen!“ Damit packte er meinen Ehrgeiz. Ich stellte ausführliche und genaue Erkundigungen an – und entdeckte die Kleine Fakultas in Baden-Württemberg! Ein wissenschaftliches Lehrerstudium in nur 6 Semestern – das war überschaubar, kontrollierbar, finanzierbar, noch dazu weil ich Anspruch auf ein Stipendium hatte, und ein bisschen wollte ich noch dazuverdienen.

Damals hieß BaFög noch Honnef. Ich bekam am Anfang fast den Höchstsatz, nämlich 220DM von maximal 250DM. In den 60er Jahren, als eine Studentenbude (Dachkammer zur Untermiete) bloß 70DM kostete und ein eigenes Auto noch nicht üblich und das Freizeitverhalten und Anspruchsdenken anders waren, konnte man damals durchaus leben. Nach einem halben Jahr kam allerdings ein echter Schock: Mein Vater hatte Karriere gemacht, hatte mit 40 noch mühselig die Mittlere Reife nachgeholt und als Beamter den Gehobenen Aufstieg gewagt, um seinen Töchtern eine solide Ausbildung zu sichern.

Abendkurse neben der anstrengenden Arbeit und wochenlange Fortbildung in der Ferne hielt er durch und wurde schließlich durch höhere Gehaltsstufen belohnt – und wir alle durch nachträgliche Rückstufung meines Stipendiums bestraft. Von 220 auf 130 heruntergestuft und zwei Monate gar nichts als Übergang – das brachte meinen Vater dazu, persönlich nach Tübingen zu fahren und sich beim zuständigen Studentenwerk zu beklagen. Aber es half nichts, die Paragraphen waren stärker, das musste gerade er als Beamter einsehen. Und ich jobbte nicht bloß in den Semesterferien, sondern auch nebenbei, sparte mir wichtige Bücher vom Essen ab, fuhr an den Wochenenden mit der Bahn nach Hause, um mich satt zu essen und Wäsche zu waschen. Das eigentlich verlangte Auslandssemester für das Anglistik-Studium leistete ich als Aupair in einer englischen Familie, mit diesem mindestens dreimonatigen Aufenthalt in einem englischsprachigen Land war den Prüfungsanforderungen Genüge getan.



Im Oktober 1970 war schließlich das Abitur geschafft (außergewöhnlicher Termin wegen des Kurzschuljahrs und leichtere Prüfungsbedingungen) und ich fuhr nach Tübingen, um mich zu immatrikulieren und ein Zimmer zu suchen. Die Wahl der Studienfächer war kein Problem: die Lieblingsfächer aus der Schulzeit, die intensive Beschäftigung mit deutscher und englischer Literatur sollte nahtlos in das Studium von Germanistik und Anglistik einmünden. Mein Deutsch-Lehrer, der meine Literatur- und Theaterbegeisterung geweckt hatte und den ich wegen seiner originellen Bonmots bewunderte, machte mir Mut, als ich ihm etwas ratlos das umfangreiche Vorlesungsverzeichnis zeigte. „Schillers Dramen kennst du schon, such dir was Neues – und sieh zu, dass du bald ein Hauptseminar bei Beißner belegen kannst.“ Nach den erforderlichen Proseminaren schaffte ich es sogar, bei Meister Beißner ein Hölderlin-Seminar zu belegen. Das war aber schon bedeutend später, mitten im furchtbaren Prozess der Desillusionierung: mein verehrter Lehrer nur ein müder Abklatsch der Tübinger Professoren, seine Bonmots von den Meistern geklaut, aus dem Elfenbeinturm auf dem harten Boden der Realität gelandet...

Einführung in das Studium der neueren deutschen Philologie bei Frau Dr. Weischedel: ein hoffnungsvoller Versuch begann mit einem Schock. Mir wurde der Boden unter den Füßen weggezogen. „Sollen wir dazu eine Bibliographie zusammenstellen?“ fragte gleich in der ersten Stunde eine eifrige und mutige Studienanfängerin, aber die war nicht ich. Ich verkroch mich vor Scham und Angst, weil ich dieses Fremdwort noch nie gehört hatte.

Wen hätte ich fragen sollen? Nesthäkchen ließ mich im Stich. Ich befragte lieber Bücher als Kommilitonen. Die riesige undurchschaubare Masse fremder Studenten machte mir Angst. Die Anonymität der Massenuniversität machte mir Angst. Darauf hatten mich die Lehrer an meinem kleinen überschaubaren Gymnasium nicht vorbereitet. Zwar studierten außer mir immerhin noch 6 weitere Klassenkameraden in Tübingen, aber andere Fächer, in anderen Fakultäten. Ich hatte die wohlbehütete Klasse verlassen, stand im ungesicherten Gelände. Statt Nesthäkchen war ich Rotkäppchen und fürchtete mich nicht bloß vor dem bösen Wolf, sondern vor den fremden Dozenten und Professuren, vor Studenten und Studentinnen, vor höheren Semestern, vor den Klausuren und Zwischenprüfungen. Aus der guten Schülerin wurde eine mittelmäßige Studentin, Zwischenprüfung Deutsch 2-3, Zwischenprüfung Englisch 3-4, eine graue Maus in einer anonymen Masse. Gab es damals Tutoren? Ich verpasste die Beratung für Erstsemester, kannte das Wort und den Nutzen von Tutoren nicht, traute mich nicht ältere zu fragen. In der Familie, in der Verwandtschaft gab es niemanden, der mich hätte leiten können. Ich musste mich selber durchbeißen, und das kostete Kraft, verschleuderte Energie.

Einmal ging ich in die Sprechstunde von Herrn Professor Müller-Schwefe (später bekannt als „Schwafel-Müller“) im Englischen Seminar, weil ich eine kleine Frage hatte, wartete stundenlang geduldig oder verzweifelt – und der Professor war schockiert, dass sich eine unbedarfte Studienanfängerin zu ihm verirrt hatte. Er verwies mich an irgendjemanden, der mir irgendwie weiterhalf – und so robbte und stolperte und schlitterte ich irgendwie durch das Studium, biss mich durch bis zur Ersten Staatsprüfung für das Wissenschaftliche Lehramt in Baden-Württemberg.

Ich bestand die Prüfungen, sowohl in Englisch als auch in Deutsch, und konnte damit zum Referendariat an einem Stuttgarter Gymnasium zugelassen werden. Kleine Fakultas, wohlgemerkt, ein vorübergehender Sonderweg in Baden-Württemberg: Befähigung zu Lehramt an Unter- und Mittelstufen von Gymnasien, also bis einschließlich Klasse 10. Keine Oberstufe, kein Abitur. Macht nix, dann brauche ich schon keine Verantwortung für Prüflinge übernehmen, brauche nicht Studienwahl und Richtungsentscheidungen fürs ganze Leben zu verantworten, zu fördern oder zu verhunzen. Und eine Karriere zur Schulleiterin habe ich eh nicht vor.

Was habe ich während meines **Lehrerstudiums** studiert? Kleine Fakultas war schließlich eine Sackgasse, die keine außerschulischen Alternativen zuließ.

Wie habe ich mich auf meinen Lehrerberuf vorbereitet?

Mittelhochdeutsche Lyrik, Hartmann von Aue und Walther von der Vogelweide, Drama des Barock, Wesen und Funktion der Geistererscheinungen in Gryphius' „Cardenio und Celinde“, Hölderlins „Hyperion“ als Briefroman. Anglistik war konkreter, mit Übersetzungs-, Grammatik- und Phonetikübungen (sogar im Sprachlabor).

Universität Tübingen		
Stud. <i>phil. Marlier Koch</i>	Matr. Nr. <i>44385</i>	
<i>4.</i> tes Fachsemester	<i>4.</i> tes Hochschulsesemester	
Name des Dozenten	Genauere Bezeichnung der Vorlesungen, Übungen o. Seminare	Wochenst. Vorl. Ubg.
<i>Bausinger</i>	<i>Literatur zweiter Klasse</i>	<i>2</i>
<i>Beißner</i>	<i>Hölderlins Hyperion</i>	<i>2</i>
<i>Jens</i>	<i>Probleme der mod. dt. Literatur</i>	<i>1</i>
<i>Völler-Schulte</i>	<i>Geschichte des engl. Romans I</i>	<i>2</i>
<i>Keeley</i>	<i>Modern English Drama</i>	<i>1</i>
<i>Weiss</i>	<i>Englandkunde</i>	<i>2</i>
<i>Rittner</i>	<i>Geschichte u. Theorie der Schule</i>	<i>2</i>
<i>Mühle</i>	<i>Tiefenpsychologie I</i>	<i>2</i>
<i>Schäfer</i>	<i>Wahrnehmungssysteme</i>	<i>2</i>
<i>Gaus</i>	<i>Wechselbeziehungen zwischen den Humanwissen u. der Gesellschaft</i>	<i>1</i>
	<i>Conversation Class</i>	<i>1</i>
<p>Im SS/WS 1961 wurden die oben aufgeführten Lehrveranstaltungen belegt. Akademisches Rektoramt <i>K. Rittner</i></p>		

Und dann wurde ich – in einer Zeit, als die „antiautoritäre Erziehung“ und das Summerhill-Internat von A.S.Neill hochgehalten wurde und als es mit Schülerstreiks losging – an einem reinen Jungengymnasium auf 10- bis 16-jährige Schüler losgelassen.

Ging ich mit wehenden Fahnen unter?

Vielleicht überraschende Antwort: Nein, keineswegs.

An den Beruf, in den ich mehr oder weniger hineingedrängt wurde, zu dem ich aus Mutlosigkeit keine Alternative gefunden hatte, fand ich – nach mehreren Praxisschocks – sogar Gefallen. Er wurde mir zur Berufung.

Zwei Gründe sind dafür maßgeblich:

Erstens: Die Zeit um 1968 habe ich politisch bewusst und aktiv erlebt, hatte an Demonstrationen teilgenommen („Blast den Muff aus den Talaren!“) und rebellierte gegen Obrigkeit und Autoritäten, war zornig aus der Kirche ausgetreten. So hatte ich Verständnis und Sympathie für die aufmüpfige Jugend, weil ich selber noch aufmüpfig war und der Abstand im Lebensalter noch nicht so groß.

Zweitens: Im akademischen, kopflastigen, theoriebesessenen, elfenbeinturmhaftigen Studium an der ehrwürdigen Eberhard-Karls-Universität hatte es einen Lichtblick mit Praxisbezug gegeben, einen Dozenten namens Zifreund, der „Elementares Unterrichtstraining“ anbot. Dazu gehörte auch das „Micro-Teaching“, damals eine ganz neue Methode aus den USA, Training von Lehrerverhalten in kleinen Gruppen, aufgezeichnet von einer Videokamera und analysiert im Team. Das war eine harte Schule, die mir aber nicht nur Methodenbewusstsein, sondern auch Fähigkeit zur Selbstkritik vermittelte. Ohne dieses Training wäre ich im Dschungel der Schule untergegangen.

Damals habe ich mich auch bei einer Nachhilfe-Aktion des Studentenwerks engagiert: das Backofen-Projekt, Hausaufgabenbetreuung und Spielaktionen mit Kindern aus sozial schwachen Familien, die in einem sozialen Brennpunkt in der Tübinger Südstadt hausten, hinter den französischen Kasernen, neben dem heutigen Französischen Viertel.

Im Jahr 2003, nach meiner vorzeitigen Pensionierung, habe ich mich an meinem neuen Wohnort bei der Hausaufgabenbetreuung für Kinder ausländischer Eltern engagiert. Back to the roots...

Im Januar 1970 habe ich Tübingen verlassen, mit bestandenem Erstem Staatsexamen, desillusioniert und vereinsamt, von Selbstmordgedanken und Minderwertigkeitskomplexen geplagt, alkoholgefährdet, von einer Ärztin im Tabletten ruhiggestellt.

Besuche in der Universitätsstadt, die mir keine Chance gegeben hat, habe ich später kaum gemacht, hatte keine Freundinnen oder Freunde gefunden, geschweige denn einen Mann fürs Leben wie Nesthäkchen.

Ich besitze kein einziges Foto aus meiner Tübinger Zeit.

Sechs Jahre später habe ich mit Ehemann und Baby die Vermieter nochmals besucht, nicht wegen Studierinnerungen, sondern weil der Mann ein Lokführer war, den mein Vater eingestellt hatte.

Später galten die seltenen Besuche Picasso und anderen Künstlern in der „Kunsthalle“ oder internationalen Jazzfestivals auf dem Marktplatz oder den Stadtplanern von Französischem und Loretto-Viertel.

Die Universität habe ich seit Januar 1970 nicht mehr betreten.

Von April 1970 bis Juli 2002 habe ich ohne Unterbrechung, ohne Familienpause oder Beurlaubung die Fächer Deutsch und Englisch unterrichtet, zuerst mit vollem, später mit

halbem Lehrauftrag. Kleine Fakultas hat dann bedeutet, dass ich – wegen dem verkürzten Studium und Referendariat ohne Zulassungsarbeit – weniger Geld verdient habe als die meisten Kollegen, zum Ausgleich aber 4 Wochenstunden mehr unterrichten durfte. Die Möglichkeit des „Bewährungsaufstiegs“ habe ich nicht genutzt, die Bedingungen waren mir zu zynisch. Mein Kampf gegen diese Ungerechtigkeit war vergebens, denn die Herren und Damen Studienräte ließen sich für die Sache einer unbedeutenden Minderheit nicht mobilisieren, nicht mal in der Gewerkschaft. Die „Schmalspur-Akademiker“ wurden nicht immer ernstgenommen...

Ende 2002 wurde ich nach immerhin 32 Dienstjahren frühzeitig pensioniert. Aus gesundheitlichen Gründen.

Aber das ist eine ganz andere Geschichte...

Bericht von Carola Franke-Höltzermann M.A.

Nach 12jähriger Schulzeit hatte ich im Sommer 1972 gemeinsam mit meinen Mitschülern der Klasse 12 S am Philanthropinum in Dessau /DDR das Abitur abgelegt.

Da ich keinen Studienplatz für mein Traumfach Innenarchitektur bekommen konnte, wurde ich, wie so viele Mitschüler "umgelenkt". Schließlich sollte jeder im Arbeiter- und Bauernstaat die Möglichkeit haben zu studieren. Nach Neigungen wurde nicht viel gefragt, die Bestrebung war freie Plätze (zumeist an Fachschulen), die sonst keiner freiwillig annehmen wollte, zu besetzen.

Im Herbst nahm ich notgedrungen ein Studium der Ingenieurökonomie für Baustofftechnologie in Apolda/Thüringen auf. Hier trafen, bis auf einige "verirrte Männer", vornehmlich junge Frauen zusammen, die eigentlich fast alle etwas anderes hätten studieren wollen und "umgelenkt" worden waren.

Uns erwartete ein geregelter Tagesablauf mit verschultem System, mit obligatem Stundenplan ohne Alternativen, Unterbringung in Drei-Bett-Zimmern, Gemeinschaftsduschen und Etagenküche in geschlechtlich getrennten Wohnheimen.

Oft fuhren wir mit dem Eilzug in das benachbarte Weimar zu Ausstellungen und zum Einkaufen. Irgendwann habe ich in einem der "Westzüge" das sogenannte Zuglaufschild geklaut mit der Wegstrecke "Leipzig-Weimar-Erfurt-Frankfurt/Main und über mein Bett gehängt. Natürlich blieb das der Wohnheimleiterin auf einem ihrer unangemeldeten Zimmerkontrollgängen nicht verborgen und ich erhielt einen dicken Verweis in meiner Akte.

Aber das konnte mich auch nicht mehr beunruhigen, denn meine Mutter und mein Stiefvater in Dessau organisierten zu dieser Zeit schon sehr intensiv einen Ausreiseantrag mit dem Ziel der Familienzusammenführung. Da ich das Papier auch mit unterschrieben hatte, bespitzelte mich ein junger Stasi-Mitarbeiter auf eine ziemlich plumpe Art vor Ort. In der DDR galt man mit 18 Jahren als volljährig (in der BRD seinerzeit erst mit 21 Jahren).

Das Stasi-Gebäude lag gleich gegenüber der Fachschule und fast jeden Sonntag Abend musste ich nach meiner Familienheimfahrt daran vorbeilaufen. Nur einmal machte ich einen Umweg auf dem Weg zum Wohnheim. Meine Mutter rief den darauf folgenden Tag ganz aufgeregt an und ließ mich aus dem Unterricht holen: Unserem Ausreiseantrag war statt gegeben worden. Über die langwierigen Schikanen, die Arbeitsverbote meiner Eltern, die

Gespräche, die Packaktionen, die Wohnungsauflösung, die Behördengänge und Verabschiedungen möchte ich an dieser Stelle nicht weiter eingehen.

Am 23. November 1973 wurde ich nach eigener festen Willensbekundung und der Zahlung von 30 Mark Verwaltungsgebühr aus der Staatsbürgerschaft der Deutschen Demokratischen Republik entlassen und erhielt ein Ausreisevisum, samt einer 10 DM Banknote zum Kauf von Reiseverzehr.

Innerhalb einer Woche hatten wir Dessau zu verlassen. Die Reise ging einige Tage später mit Mutter, Stiefvater, Bruder und Dackel nach Ebingen (heute Albstadt) zu meinem Großvater.

Von Dezember 1973 an, arbeitete ich in einem der Läden des Großvaters und verkaufte Tabakwaren, Zeitschriften und nahm Lotto-Scheine entgegen. Leider funktionierte die Familienzusammenführung nicht so recht, denn der Stiefvater zog zu seinem Bruder nach Heidelberg. Meine Mutter wurde krank und ich hielt zunächst noch durch. Ich konnte mir aber nicht vorstellen, zukünftig tagtäglich im Laden zu stehen, Lotto-Scheine zu stempeln und die Bild-Zeitung zu verkaufen.



Irgendwann las ich in der dortigen Tageszeitung "... morgen letzter Tag der Einschreibung für das Sommersemester 1974 an der Universität Tübingen". Ich erschien aus Krankheitsgründen am 2. April nicht zu Arbeit und verließ, erstmals eigenmächtig und ausschließlich selbstinteressiert, Ebingen und fuhr mit dem Zug nach Tübingen. Was ich studieren wollte, überlegte ich mir auf der einstündigen Fahrt: Deutsch und Französisch.

Letzteres wohl aus dem einfachen Grund, irgendwann einmal in meine Traumstadt Paris zu kommen.

Das war die naive Vorstellungswelt eines, gerade aus dem Osten entlassenen, Mädchens!

In Tübingen angekommen, fragte ich mich in Richtung Universität durch. Spätestens auf der Neckarbrücke merkte ich, dass in dieser Stadt ein anderes Leben gelebt wurde: Die Stadt "pulsierte". Verrückte Typen liefen hier herum. Eine andere Stadt im Westen hatte ich bis dahin nicht gesehen. Es war Liebe auf den ersten Blick!

Ich schaute mich noch ein wenig im Bert-Brecht-Bau um und besorgte einige Informationen zu meinen Studienfächern.

Eine Woche später, am 11. April 1974, schrieb ich mich an der Universität Tübingen als Studentin für die Fächer Germanistik und Romanistik auf Lehramt ein.

Es war ein Sprung ins eiskalte Wasser!

Aber die schnelle Entscheidung für Tübingen und der Beginn des Studiums zu genau diesem Zeitpunkt, war für mein zukünftiges Leben der wohl wichtigste, selbstständigste und erhabenste Schritt. Damals realisierte ich das natürlich nicht so. Ich wusste in diesem Moment ja auch noch gar nicht, wie es weitergeht. Aber heute nach so vielen Jahren, kann ich das feststellen.

Einen Antrag für ein Wohnheimzimmer füllte ich aus und beim Bafög-Amt erhielt ich einen Haufen Formulare, der mich verwirrte und ängstigte. Das alles kannte ich ja bis dato nicht. Da ich wohl zu den "hilfsbedürftigen und orientierungslosen" Studenten gehörte, konnte ich nach einigen Telefonaten am selben Tag noch zufällig einen Wohnheimplatz erhalten. Eigentlich waren alle Wohnheimplätze um diese Zeit längst vergeben. Man hatte Erbarmen mit dem unwissenden ostzonalen naiven Mädchen.

Ich zog mit meiner Minimalausstattung, gepackt in eine Reisetasche, in das vorletzte Doppelzimmer im Erdgeschoss des "30/1" - das Wohnheim Wilhelmstraße 30/1 zwischen dem Clubhaus und der Ammer - ein.

W., Student der Pädagogik und nebenberuflicher Heimbetreuer, quartierte mich zu A. ins Zimmer, die nicht gerade begeistert war über ihre neue Mitbewohnerin. Ich hatte im Osten gelernt mich anzupassen und versuchte es erst mal auf diese Weise: Klein, bescheiden, ruhig, zurückgezogen. Das Zimmer war eingerichtet. Gleich neben der Eingangstür war eine Waschecke, gegenüber ein Wandschrank und ein alles einnehmendes Hochbett. Dann gab es im Zimmer noch für jeden ein Hängeregal mit zwei Brettern, zwei Tische und Stühle. Weitere persönliche Dinge fanden Platz in Obstkisten, die wir übereinander stapelten.

Im Wohnheim hatten etwa 26 Studenten Platz gefunden, fast alle in Doppelzimmern. Es gab eine Gemeinschaftsküche und getrennte Sanitärräume und im Eingangsbereich einen großen runden Tisch. Dort saß man, wenn einem das Zimmer zu klein geworden war und man Ansprache benötigte oder wollte. Von diesem Platz hatte man den Überblick, wer ein- und ausging.

Die zentrale Lage von 30/1 war absolut von Vorteil. Alles war gut zu Fuß zu erreichen, die Uni-Gebäude, Tengelmann, Osiander und die Kneipen. Alle Feste im Clubhaus konnte man zunächst inspizieren und bei Gefallen ohne Eintritt durch die Hintertüre besuchen. Die Wiese mit den Bäumen hinter dem Haus war ruhig und die Ammer plätscherte vor sich hin, mal mehr, mal weniger. Im Sommer lagen wir hier und lernten oder saßen am Ufer und ließen die Füße ins Wasser baumeln.

Im Wohnheim fand ich meine ersten Freunde, die mir halfen, mich in der westlichen Welt und im Uni-Alltag zurecht zu finden. Sie alle hatten sich schnell an meine dummen Fragen gewöhnt und unterstützten mich. Manchmal war es mir echt peinlich.

Hier trafen sich auch Typen, die man nie vergisst: G., eine griechische Doktorandin philosophierte über Dinge, die ich nicht verstand; ein chinesischer Kommilitone kochte stets um Mitternacht und zog deshalb oft den Unmut der restlichen Bewohner auf sich; W. studierte Alles und Nichts, lief immer im Schlurfschritt mit Hauspantoffeln herum und spielte zu unserer aller Freude ein Harmonium. Von ihm lernte ich die ersten schwäbischen Vokabeln, die er mich auch regelmäßig abfragte. M., Pfarrerssohn und Mathematikstudent teilte mit ihm in aller Freundschaft und Zuvorkommendheit das Zimmer. In einem Zimmer wohnte auch G., ehemaliger Jugendradmeister. Er war aus dem Osten abgeschoben worden und auch erst kurz da, studierte nun Medizin und machte viele Nachtwachen. Ich fand ihn sehr sympathisch und suchte seine Nähe, weil ich dachte, dasselbe Schicksal trägt sich zusammen besser. Aber meine Zimmergenossin hatte mehr Glück bei ihm, was die Stimmung in unserem Zimmer nicht verbesserte.

An manchem lustigen Abend beschloss man ganz spontan, entweder gleich ins Elsass zum Essen zu fahren oder ein verlängertes Wochenende zum Baden nach Spanien. Zu viert oder zu fünft besuchten wir sonntags diverse Eltern zum Mittagessen. Ich lernte auf einmal die Welt kennen und war so dankbar für die Bereitschaft der anderen, mich mit einzubeziehen.

Im Bert-Brecht-Bau begann ich mit dem Studium meiner beiden Fächer und zusätzlich mit der Latein-Büffelei. Ich musste das Kleine Latinum nachmachen, jeden Montagmorgen begann der Kurs um 7.15 Uhr im Hegelbau. Allerdings interessierte mich die Sprache überhaupt nicht (in der Schule hatte ich Russisch, Englisch und Französisch) und ich fand

einfach keinen Zugang zu ihr. Ich quälte mich endlos über einige Semester, schwänzte, setzte aus, ging zur psychologischen Beratung, fiel trotzdem durch alle Prüfungen und war dann irgendwann raus, wurde zu keiner Prüfung mehr zugelassen. Auch in Germanistik und Romanistik quälte ich mich mit Mediävistik- und Altfranzösisch-Seminaren, war aber dennoch hoffnungsvoll, dass alles nur seine Zeit brauchen würde.

Im Sprachlabor saßen dann Kommilitonen mit mir, die bereits als Au-Pair in Frankreich gearbeitet hatten. Mein Gott, sprachen die französisch! Was ein Au-Pair machte und wie man es wurde, das wusste ich bis dahin nicht. Nach ein paar Wochen sprach mich dann die Dozentin an und fragte, wo ich die Sprache gelernt hätte. "Na ja, im Osten, ich bin noch nie in meinem Traumland gewesen." Sie gab mir den Tipp, entweder ein Jahr Aufenthalt in Frankreich zu machen oder das Studienfach zu wechseln. Ersteres kam nicht infrage, weil ich ja gerade erst einmal von Ost nach West gewechselt war und das mir schon genügend Probleme bereitete. Ich war gerade dabei in der neuen Welt Fuß zu fassen. Also entschied ich mich für Fächerwechsel: Aber was sollte ich studieren?

A. studierte Kunstgeschichte, EKW (Empirische Kulturwissenschaft) und Soziologie. Letzteres war nicht mein Ding, die beiden anderen Fächer fanden schon eher mein Interesse. Obwohl niemand so richtig wusste, was die EKW'ler eigentlich in ihrem Schlossturm da droben so trieben. Vielleicht hat mich das auch gereizt. Ich begleitete A. zu einigen Seminaren und Vorlesungen und änderte dann zum 2. Semester meine Fächerkombination. Jetzt studierte ich Germanistik als Hauptfach, Kunstgeschichte und EKW als Nebenfächer. Dadurch erweiterte sich nicht nur mein intellektueller Horizont, sondern auch die geografische Begegnung mit Tübingen über den Brecht- und Hegelbau in der Wilhelmstraße hinaus in Richtung Burse und Schloss.

Hinzu kam, dass ich eine Arbeit als wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für Geschichtliche Landeskunde bekam. Es wurde von Hans-Martin Decker-Hauff geleitet, der Wilfried Setzler und Franz Quarthal als Assistenten und Herta Messemer als Sekretärin hatte. Auch die Stelle hatte A. mir vermittelt.

Von nun an gestaltete sich das Studium nicht mehr als Last, Pflicht und Qual, sondern als interessante, lohnenswerte und vielseitige Quelle des Lernens. Die Uni-Bibliothek wurde mir vertraut und flößte mir keine Angst mehr ein. W. schickte mich zum Bibliographieren und Bücher suchen und ich bestand meine Feuertaufen. Noch heute gehört das recherchieren zu meinen "Spezialitäten".



Arbeit am Stichwortverzeichnis zur Germania Benedictina

Ein Jahr nach meiner Immatrikulation hatte ich mich besser integriert, ich kannte mich in der Stadt aus und war nicht mehr zögerlich. Ich wurde zunehmend selbstsicherer und aufgeschlossener, fragte nach allem Neuen und beschloss meine Ost-Herkunft nicht mehr so in den Vordergrund zu stellen. Deshalb veränderte ich meine Aussprache weg vom anhaltinisch-berliner Dialekt.

Auch das Bafög-Amt erklärte sich nach einem halben Jahr Bearbeitungszeit bereit, mir den vollen Satz zu zahlen, nachdem es beschlossen hatte, die anrechenbaren 450 Mark des DDR-Verdienstes meiner Mutter nicht mehr in DM umrechnen zu wollen. Die Otto-Benecke-Stiftung für Spätaussiedler gab noch einen monatlichen Beitrag für die Anfangssemester dazu.

Im Februar 1975 erhielt ich auch vom Kultusministerium Baden-Württemberg die Bescheinigung, dass das DDR-Reifezeugnis anerkannt war und zur Vorlage bei der ZVS eingereicht werden könne. Davon habe ich letztendlich keinen Gebrauch mehr gemacht.



Landeskundler taufen Schorsch's Enten-Auto

Einige der 30/1-Mitbewohner zog es in andere Stadtquartiere. Der sich über eine lange Zeit bewährte Kreis von Freunden zerfiel. Auf Dauer war es einfach zu eng im Doppelzimmer und man konnte nicht ungestört lernen. Zu mir ins Zimmer wurde Cl. einquartiert. Mit ihr gemeinsam versuchte ich dann für ein Semester in einer privaten Untervermietung in der Vogtshaldenstraße das Wohn-Glück. Im Kellergeschoss lebte die Großmutter, im Erdgeschoss wir drei Studenten und darüber der Vermieter mit seiner Familie. Das Kinderzimmer lag genau über meinem ersten eigenen "kleinen Reich". Schon nach zwei Wochen ergaben sich unweigerlich Differenzen. Unsere Tagesrhythmen waren zu unterschiedlich. Oma meckerte, wenn mich gelegentlich zwei Studienkolleginnen besuchten und wir zusammenarbeiteten. Dafür tobte das Jungvolk sonntags um 6 Uhr in der Früh über mir herum. Einziger Vorteil war: Der Weg zum Sportinstitut war nah und ich ging fast täglich morgens zum Schwimmen hinüber.

Schließlich erreichte mich die Kunde, dass G. und R., zwei Freunde aus 30/1, eine nettes kleines Haus in der Käsenbachstraße gefunden hätten. Das Haus hatte in den 50er Jahren ein Pedell der Uni erbauen lassen, jetzt gehörte es seinen Erben und die waren echt schwäbisch. Das erste Mal kam ich direkt mit der schwäbischen Mentalität, vor allem mit der ausgeprägten Sparsamkeit, in Berührung. Nach jedem Satz sagte Herr Sch. "gell", was sich eigentlich anhörte wie "Geld".

Bisher waren alle acht Zimmer an männliche Studenten einzeln vermietet worden, weil jede junge studierende Frau ja ein "leichtes Mädchen" sei und der Vermieter schon die Erfahrung gemacht hätte, dass da Fenster kaputt gegangen sind, weil die Freier mit Steinchen geworfen hatten. Also fuhren unsere beiden Freunde mit den an einem Billig-Schmuck-Stand gekauften "Verlobungsringen" und einem von uns vier unterzeichneten "Verlobungsvertrag" zum Vermieter nach Neu-Ulm, befreiten den Schwaben von allen Unannehmlichkeiten und mieteten das ganze stadtnahe, kleine schnuckelige Haus mit Garten. Wiese, Obstbäume und Beete gehörten zum Haus, die wir bewirtschaften konnten. Und fortan erwuchs dort die Wohngemeinschaft Käsenbachstraße 25 mit acht Bewohnern. Nachdem ein Zaun um das Grundstück gebaut war, zogen noch Hund und Katze ein. Unsere schwäbischen Nachbarn betrachteten anfangs alles Tun argwöhnisch, wurden dann aber zunehmend freundlicher. 14-tägig wurden die typischen WG-Abende mit endlosen Diskussionen über Aufgabenverteilungen, Abrechnungen, Sauberkeitsanpassungen als Pflichtveranstaltung abgehalten. Nebenbei wurde zumeist gegessen oder gestrickt (von Männern und Frauen gleichberechtigt).



Haus Käsenbachstrasse 25

Es war wunderschön in diesem Haus. Ich lebte dort noch bis 1982, mein Sohn war schon anderthalb Jahre alt, als dann der Vermieter keine notwendigen Instandsetzungen mehr vornehmen, sondern "Geld sehen" wollte. Er verkaufte das Grundstück an eine Bauherrengemeinschaft. Was an plumper Architektur ohne Garten dann entstand, kann man heute noch sehen.

Unser Käsenbach-Haus war schon etwas Besonderes. Gerne kamen unsere Kommilitonen hierher, Arbeitsgruppen tagten sommers im Garten und winters in den kleinen Zimmerchen mit den stinkenden Ölöfen.



WG-Geburtstagsparty

Gemeinsame Kochzeremonien, heftige politische Diskussionen, Fragestellungen zu den gerade behandelten Themen in den Studien, Trost bei Liebeskummer, Musikhören, Streits, Ärgernisse. Das alles war vertreten und förderte das Gemeinschaftsgefühl und das Lernen von und in einer Gemeinschaft. Es gäbe viele Geschichten zu erzählen...



Lernen im Garten

Mit meinen drei Studienfächern und meiner allwöchentlichen Arbeit am Institut für Geschichtliche Landeskunde war ich währenddessen voll ausgelastet. Referate und Hausarbeiten waren zuhause zu verfassen. Zur Zwischenprüfung mussten nach dem Grundstudium die erbrachten Scheine vorgelegt werden; Prüfungen an sich gab es nicht.

Bis zum Wintersemester 1976/77 galt Germanistik noch immer als mein Hauptfach. Die Hürde zum Kleinen Latinum konnte ich trotz der drei Kurse und dem zweimaligen Antritt zur Prüfung nicht überspringen.

Es war Zeit für die weitere Zukunft des Studiums ernsthaft zu überlegen, was zu tun sei. Der erste Schritt war der Wechsel des Hauptfaches und somit auch des angestrebten Studienabschlusses. Im März 1977 schrieb ich mich um und studierte von nun an Kunstgeschichte im Hauptfach.

Wir waren wohl die erste Generation von Studierenden im Fach Kunstgeschichte, die nicht direkt zur Promotion schreiten durften, sondern unterlagen der gerade neu in Kraft getretenen Magisterprüfungsordnung.

Diese ermöglichte mir später, aufgrund anderer Sprachkenntnisse, mit einer Ausnahmegenehmigung zur Prüfung zugelassen zu werden und das Latein-Problem endlich zu begraben.

Ab dem Sommersemester 1979 lebte ich von Erspartem, denn die Bafög-Zahlungen wurden regulär beendet. Gleichzeitig meldete ich mich zum Magisterexamen an. Ende des gleichen Jahres gab ich meine Magisterarbeit "Edvard Munch und sein erster Berlin-Aufenthalt" ab, an der ich nahezu zwei Jahre recherchiert, gearbeitet und geschrieben hatte.



In meinem Zimmer

Im Sommer 1980 schloss ich nach elf Semestern Kunstgeschichte und je zehn Semestern Germanistik (Neuere Literatur) und Empirische Kulturwissenschaft mein Studium ab. Für die insgesamt zehn Spezialgebiete hatte ich vier Monate Vorbereitungszeit für die schriftliche und drei Monate für die mündlichen Prüfungen. Am letzten Prüfungstag, dem 23. Juni 1980, hatte ich auch gleichzeitig einen Vorstellungstermin bei meiner ersten Arbeitsstelle, dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg.

Rückblickend auf einzelne Seminare oder Vorlesungen inhaltlich einzugehen, gelingt mir nach den vielen Jahren verständlicherweise nicht mehr.

Was aus meiner Tübinger Studienzeit noch im Gedächtnis ist, sei hier stichpunktartig angefügt:

- Die Erarbeitung der Festschrift zum 500-jährigen Universitätsjubiläum in der Landeskunde 1976/77 mit den anschließenden Festlichkeiten. In diesem Zusammenhang auch die Vorbereitungen, Präsentation und Führungen zur Ausstellung der Kunsthistorischen Sammlung der Universität Tübingen in der Kunsthalle. Ich hatte mich besonders um die sogenannte Professorengalerie gekümmert.

- Die vollen Hörsäle im Kupferbau, wenn Walter Jens, Marcel Reich-Ranicki, Hans-Martin Decker-Hauff und Hermann Bausinger ihre Vorlesungen hielten.

- Meine ersten Kunstgeschichts-Referate bei dem Dozenten, der mir den Weg wies, mich motivierte und alsbald einem Ruf nach Wuppertal folgte: Donat de Chapeaurouge.

-Die große Holland-Exkursion der Kunsthistoriker im September 1979 mit Konrad Hoffmann und Monika Wagner.



Holland-Exkursion der Kunsthistoriker 1979

- Decker-Haufts wunderbaren Erzählungen über die württembergischen Königshäuser in den Kaffeepausen. Er erzählte stets so, als wäre er selbst dabei gewesen.

- Der autofreie Sonntag in Tübingen.

- Meine Fahrstunden in und um Tübingen und auf der Schnellstrasse nach Reutlingen.

- Die unruhige Zeit der großen Terroristenfahndung auch in und um Tübingen in den Jahren 1976/77. Auf dem Weg nach Bebenhausen kam ich in die Fahndungskontrolle und mein Käfer-Auto wurde genau inspiziert, umkreist von Polizisten mit Pistolen im Anschlag.

- Unser Besuch bei einer Gerichtsverhandlung in Stammheim

- Walter Jens' Worte zum Tode von Gudrun Ensslin im Festsaal. Sie hatte Jahre zuvor auch hier in Tübingen studiert.

- Der Streik und die Demonstrationen zum Radikalenerlaß und dem Berufsverbot 1975 und 1976 mit großem Polizeiaufgebot.



Die Eberhard-Karls-Universität wurde über Nacht zur
Ernst-Bloch-Universität umbenannt, 1978

- Das traditionelle Mai-Singen der Burschenschaften, die Pfeifkonzerte und das Eierwerfen.
- Lange Abende im Boulanger und bei Frau Unckel, Ausflüge ins Bergcafé Reusten.
- Viele Freundschaften, von denen einige noch bis heute halten (Danke!) und große Lieben.
- Aufführung des WAR-Requiems von Benjamin Britten in der Stiftskirche.
- LTT- und Zimmertheater-Besuche.
- Stocherkahn-Fahrten.
- Die Gärtnerei Huttenlocher in der Käsenbachstrasse, bei der ich manchmal Blumensträuße binden durfte.
- Unser selbstinitiiertes und –organisiertes Käsenbach-Strassenfest.
- Lange Spaziergänge, allein, mit Hund oder Freunden.
- Patientin in der Frauenklinik im Sechs- oder sogar Acht-Bett-Saal. (?)
- Fachschaftsabende der Kunsthistoriker.

- Mensa-Essen mit obligatem Nachtisch eines Hanuta's und Flugblätter sammeln.

Es waren wunderbare Studienjahre in Tübingen. Ich wollte sie nicht missen.

Und so ging mein Leben dann weiter:

- 1980-1988 Wissenschaftliche Angestellte im Bereich der Listeninventarisierung beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Tübingen-Bebenhausen
- 1981 Geburt des Sohnes, Gründung der Kindergruppe "Schleifmühlenweg"
- 1983 Umzug in die Käsenbachstrasse 19
- 1985 Umzug nach Ammerbuch-Reusten
- 1986 Hochzeit
- 1988 Geburt der Tochter
- 1989 Umzug nach Ostfildern-Ruit
- 1988-1991 Erziehungsurlaub
- 1990/91 Katalogtexte zur Ausstellung Edvard Munch-Holzschnitte, Städtisches Kunstmuseum Spendhaus, Reutlingen
- 1996-2002 freie Mitarbeiterin für den Bereich Archiv und Öffentlichkeitsarbeit im Architekturbüro Behnisch, Behnisch & Partner, Stuttgart-Mitte
- 1991-2003 Angestellte für den Bereich Archiv und Öffentlichkeitsarbeit im Behnisch & Partner, Stuttgart-Sillenbuch



Mutter mit Tochter 2002

Geologie-Studium 1989 – 1995

Bericht einer ehemaligen Geologie-Studentin

Zum Studium bin ich über einen kleinen Umweg gekommen. Denn eigentlich sah ich darin zunächst nicht meine Zukunft, als ich das Abitur in der Tasche hatte. Erst recht wollte ich nicht nach Tübingen. Dort hatte ein Großteil meiner Familie studiert, für meinen Lebensweg aber wollte ich neue Fußstapfen setzen und Fremdsprachen-Korrespondentin werden. Ein Jahr als Au-pair in Paris war der erste Schritt in diese Richtung.

Meine „Rebellion“ währte jedoch nur kurz. Noch während meines Frankreich-Aufenthalts setzte sich meine Faszination für die Erde, für Gesteine und ihre Entstehung durch, die ich schon in der Schulzeit gehegt hatte. In meiner Freizeit besuchte ich an der Sorbonne Vorlesungen zu Landeskunde und Mineralogie und fing an Fachliteratur zu lesen. Bald stand mein Entschluss fest, in Tübingen Geologie zu studieren und damit die „Tradition“ der Familie fortzusetzen: Sowohl meine Großeltern als auch mein Onkel waren dort am Geologischen Institut gewesen, und schon als Kind hatte mich beeindruckt, wenn sie von ihren Exkursionen und Auslandstätigkeiten erzählten.

Mein Vater hat sich über meine Entscheidung sehr gefreut und ermöglichte mir das Studium finanziell, wofür ich ihm sehr dankbar bin. Denn es war eine schöne Zeit, und ich möchte sie nicht missen, auch wenn ich heute nicht als Geologin arbeite.

Als ich im Sommersemester 1989 anfang, Geologie zu studieren, waren wir zwei Frauen – zwei von fünf Erstsemestern insgesamt. Später kam noch eine weitere Studentin dazu, damit hatten wir einen Frauenanteil von fünfzig Prozent erreicht, auf den wir immer sehr stolz waren. Denn das spiegelte keinesfalls die Regel wider: Im Wintersemester fingen damals normalerweise rund vierzig Erstsemester an, darunter gab es im Schnitt drei bis vier Studentinnen. Frauen waren also deutlich unterrepräsentiert am Institut und wurden, so hatte ich zumindest das Gefühl, deshalb besonders beäugt.

Dass ich während meines Studiums aufgrund meines Geschlechts Nachteile erfahren hätte, kann ich allerdings nicht sagen. Das Institut war wie eine große Familie, man kannte sich durch alle Semester hinweg und auch der Kontakt zu den Professoren war sehr gut. Bei der Auswahl für Seminare, Exkursionen und Kartierkurse wurde nach meiner Erfahrung kein Unterschied zwischen Männern und Frauen gemacht. Jedenfalls habe ich immer dort einen

Platz bekommen, wo ich wollte. Um mir für Ausrüstung, Exkursionen und Auslandspraktika Geld zu verdienen, habe ich - wie viele andere auch - verschiedene Hiwi-Jobs am Institut angenommen. Auch da wurden keine Unterschiede gemacht. Die Tätigkeiten reichten vom Proben aufbereiten und Karten zeichnen über Bibliotheksdienste bis hin zur Betreuung von Gesteinskunde-Kursen. Gerade letzteres hat mir besonders Spaß gemacht - am meisten in unserem „Frauen-Kurs“: Geleitet wurde er von einer Doktorandin, betreut von einer Freundin und mir. In keinem anderen Kurs habe ich, was Vorbereitung und Vermittlung von Inhalten betrifft, ein so produktives Miteinander erlebt wie in diesem.

Was jedoch fehlte, waren Vorbilder auf höherer Ebene. Eine Professorin oder Assistentin gab es zu meiner Studienzeit in Tübingen nicht. Da waren einige Doktorandinnen, aber nach oben hin schien eine unsichtbare Grenze zu verlaufen. An der Fakultät hatte sich ungefähr zu der Zeit, als ich anfang mit Studieren, eine Frauenkommission gebildet, die versuchte, dies zu ändern. Ich kann mich noch an einen Erfolg erinnern, der während meines Studiums gefeiert wurde: Die Kommission hatte bewirkt, dass in Stellenausschreibungen die Aufforderung an Frauen, sich zu bewerben, eingeflossen war mit dem Vermerk, die Fakultät sei bemüht, den Frauenanteil zu erhöhen. Außerdem war sie in Berufungskommissionen vertreten, allerdings nur als beratendes Mitglied.

Die Frauenkommission hatte außerdem eine Vitrine im Gang zum Hörsaal zur Verfügung gestellt bekommen, die sie zunächst mit Informationsmaterial über sich selbst und Veranstaltungen für Frauen bestückte. Diese Vitrine war bewusst in Lila-Tönen gehalten, was bei den männlichen Kommilitonen immer wieder Anlass zu Witzeleien bot. Ich weiß noch, dass ich mich maßlos darüber aufgeregt habe und mich in zahlreichen Gesprächen mit den Witze-Reißern auseinander gesetzt habe. Es wurden meist ernste Diskussionen daraus, die ich sehr positiv in Erinnerung habe.

Später hatte eine Doktorandin die Idee, die Vitrine für eine Wechsellausstellung über Frauen in der Geologie zu nutzen. Die Recherchen, an denen ich mich zum Teil auch beteiligt habe, zeigten immer wieder, dass hinter bekannten Wegbereitern der Geologie oft Frauen steckten, die selbst große Forscherinnen waren und ihre Männer in ihrer Arbeit unterstützten, aber selbst nie in der Literatur Erwähnung fanden. Dass die Frauenkommission darauf aufmerksam machte, hat mir sehr gut gefallen, zu den jeweiligen Ausstellungseröffnungen kamen leider fast nur Studentinnen und Doktorandinnen.

Richtig aktiv in dem Gremium, dessen Vorsitzender im übrigen immer der jeweilige Fakultätsleiter, also damals stets ein Mann, war, wurde ich selbst erst gegen Ende meines Studiums. Zu der Zeit gab es viele Studentinnen und Doktorandinnen mit kleinen Kindern,

und wir haben versucht, einen Wickel- und Aufenthaltsraum für sie zu bekommen. Da es damals einige räumliche Umstrukturierungen gab, hatten wir zwischenzeitlich sogar Erfolg und richteten im ersten Stock einen solchen Raum mit Matratzen, Wickeltisch und ein paar Spielsachen ein. Der Gebäudetrakt, in dem sich der Raum befand, sollte allerdings zu Labors umgebaut werden, und als der Umbau anstand, war es auch nichts mehr mit dem Raum. In einem Nebengebäude, zwei Straßen weiter, bekamen wir in einem kleinen ungenutzten Bad Platz für eine Wickelaufgabe, das war alles. Enttäuscht hat mich allerdings, dass die Unterstützung von Studentinnenseite nicht besonders groß war. Auf unseren Aufruf, sich als Interessentinnen für einen Aufenthaltsraum zu melden, bekamen wir bloß zwei Rückmeldungen – obwohl es viele gab, die den „Übergangsraum“ nutzten. Die Gegenargumente der Raum-Planer waren somit verständlich.

Auch wenn es keine direkt nachweisbaren Nachteile für Studentinnen gab, vermittelten mir doch immer wieder kleine Begebenheiten das Gefühl, man müsse besonders gut sein oder ein besonderes Verhalten an den Tag legen, um als Frau auch fachlich akzeptiert zu werden. Bei einer Exkursion habe ich zum Beispiel erlebt, dass sich der Dozent nur mit männlichen Studenten unterhielt. Selbst als ich Fragen stellte, beantwortete er diese, indem er die Kollegen ansah. Das hat mich sehr frustriert. Und ab und zu machten im Institut Sprüche die Runde, wonach Frauen doch lieber Kinder kriegen sollten anstatt Geologie zu studieren. Selbstverständlich war das nicht die Regel, aber solche Kleinigkeiten pieksten, und ich habe peinlichst genau darauf geachtet, keine Schwäche zu zeigen. Im Nachhinein ärgert mich das, und ich finde das auch nicht den richtigen Weg. Zumal ich bei Praktika in den USA und Frankreich erlebt habe, dass das Verhältnis zwischen den Geschlechtern völlig unverkrampft sein kann.

Die Geologie ist mittlerweile mein Hobby geworden. Denn als sich 1995 mein Studium dem Ende näherte, sah es für Geologen auf dem Arbeitsmarkt immer schwärzer aus. Also beschloss ich, mich umzuorientieren. Trotzdem habe ich das Studium nie bereut, ich würde auch heute wieder das Fach wählen.

4.1

Gertrud Schwend-Üxküll (1867-1901)

von Corinna Schneider

Am 17. Mai 1867 wurde Gertrud Baronesse Üxküll-Gyllenband in der Festung Dünamünde bei Riga geboren. Sie war das fünfte Kind des Ingenieuroffiziers Reinhold Baron von Üxküll (+ 1890) und seiner Frau Marie, geborene von Boehlingk (+ 1881).¹

Mit vierzehn verlor Gertrud ihre Mutter. In den folgenden Jahren besuchte sie eine Töchterschule in Riga, die sie mit der Oberlehrerinnenprüfung abschloss, die sie allerdings an einem Knabengymnasium in Riga ablegen musste.

Der Tod ihres Vaters 1890 beendete das bis dahin gepflegte Familienleben für Gertrud. Sie begab sich auf eine Auslandsreise und blieb schließlich in Genf. Dort widmete sie sich weiterhin ihrer Ausbildung. Zunächst an einer Kunstschule, doch eine Augenschwäche verhinderte die Fortsetzung der Kunstausbildung. Nicht entmutigt legte sie am Mädchengymnasium in Genf die Reifeprüfung ab, um sich als ordentliche Studentin an der Universität Genf immatrikulieren zu können.

Gertrud studierte dann Philosophie, Geschichte und Literatur und schloss das Studium mit der Lizentiatsprüfung "Licenciée ès Lettres" ab. Während des Studiums engagierte sie sich für die Rechte der Frauen und erkämpfte als Vorsitzende der Genfer Studentinnenkorporation für die Studentinnen eine Vertretung im Universitätsrat, die ihnen bis dahin verwehrt worden war und die sie auch zunächst selbst wahrnahm. Während ihrer Studienzeit in Genf lernte sie ihren späteren Mann Friedrich Schwend (1871-1934) kennen. Von Genf zog Gertrud zur Ausführung einer größeren wissenschaftlichen Arbeit nach Paris an die Sorbonne. Doch ihr Herzfehler verhinderte einen längeren Aufenthalt in Paris.

¹ Zur Lebensgeschichte von Gertrud Schwend-Üxküll und ihrem Wirken für das erste Stuttgarter Mädchengymnasium vgl. Mascha Riepl-Schmidt: Die ersten 40 Jahre des Hölderlin-Gymnasiums - einst Württembergs erstes "Mädchengymnasium". In: 100 Jahre Hölderlin-Gymnasium-Stuttgart (ohne Datum), S. 21-47, besonders S. 32-36. Und der Nachruf auf sie in "Der Frauenberuf, Blätter für Fragen der weiblichen Erziehung, Ausbildung, Berufs- und Hilfstätigkeit, hrg. vom schwäbischen Frauenverein", Stuttgart, IV. Jg. Nr. 4 vom 26. Januar 1901, S. 20f.

So siedelte Gertrud nach einem Erholungsurlaub an der See im Winter 1898 nach Stuttgart über, wo sie als Privatlehrerin Französisch unterrichtete. Vor allem widmete sie sich jedoch der Gründung des Mädchengymnasiums, bei der sie von ihrer Kusine Gräfin Olga von Üxküll-Gyllenband, der Palastdame ihrer Majestät der Königin Charlotte von Württemberg tatkräftig unterstützt wurde.² Denn das Gymnasium sei es, welches den Mädchen allein den "Zugang zu allen Fakultäten der Universität, namentlich zum Studium der Philologie, der Medizin und des Rechts, die zunächst allein den Frauen eine Berufsstellung sichern" öffnete. "Und dann, für diejenigen Mädchen, die nicht die Absicht haben, eine akademische Laufbahn einzuschlagen, ist das Gymnasium, ..., fraglos eine Anstalt, die im höchsten Maße >>eine sichere allgemeine, religiös-sittliche und ästhetische Bildung<< gewährt."³ Nach der Gründung am 17. April 1899 übernahm sie die Leitung des Mädchengymnasiums und erteilte unentgeltlich Unterricht in Französisch. Im gleichen Jahr am 30. Juli heiratete sie Dr. Friedrich Schwend, der am Mädchengymnasium das Fach Geographie unterrichtete. Weiterhin war Gertrud Schwend-Üxküll in der Frauenbewegung aktiv und bereitete mit einem Beitrag über den Verein Frauenbildung – Frauenstudium in der Zeitschrift "Der Frauenberuf" vom 7. Juli 1900 die Gründung einer Stuttgarter Abteilung dieses Vereins vor.⁴ Sie stellte die Ziele des Vereins und seine reichsweite Arbeit vor und schloss den Artikel mit Überlegungen zur Gründung einer Abteilung in Stuttgart: "Auch in Stuttgart und anderen Städten Württembergs zählt der Verein eine Anzahl von Mitgliedern, die sich aber noch nicht zu einer Ortsabteilung zusammengeschlossen haben. Und doch wäre gerade für Württemberg, wo mit der Gründung eines Mädchengymnasiums ein bedeutsamer Schritt in der Entwicklung des Mädchenschulwesens gethan worden ist (...) von großem Wert, wenn eine Ortsgruppe dieses Vereins gegründet und allen, denen Mädchenbildung am Herzen liegt, besonders auch nicht selbst im Lehramt Thätigen, Gelegenheit geboten würde ihre Erfahrungen und Ansichten auszutauschen." In der Anmerkung der Redaktion wird die formale Vorgehensweise erklärt, dass zur Gründung einer Abteilung eine Mindestzahl von 25 Mitgliedern nötig wäre. Des Weiteren wird darauf hingewiesen, dass Frau Schwend-Uxküll täglich zwischen 2 und 3 Uhr in der Allenstraße 29 I bereit sei, weitere Auskunft zu erteilen.

² Zur Gründung des Mädchengymnasiums vgl. unter der Rubrik "Historischer Überblick" den Beitrag "Das Stuttgarter Mädchengymnasium als Wegbereiter für das Frauenstudium in Tübingen" von Melanie Stelly.

³ Gertud von Üxküll, Das Mädchengymnasium in Stuttgart In: Zeitschrift für weibliche Bildung in Schule und Haus, Organ des Deutschen Vereins für das Höhere Mädchenschulwesen, Leipzig 1899, Bd. 27 S. 472-476, hier S. 476.

⁴ Gertrud Schwend-Uxküll, Der Verein Frauenbildung-Frauenstudium In: „Frauenberuf, Blätter für Fragen der weiblichen Erziehung, Ausbildung, Berufs- und Hilfstätigkeit“, Hrsg. vom Schwäbischen Frauenverein, Stuttgart, 3 Jg, Nr. 41 vom 7. Juli 1900, S. 229f.

Am 14. November 1900 war es soweit, die Gründungsversammlung der Stuttgarter Abteilung des Vereins Frauenbildung – Frauenstudium (eine Nachfolgeorganisation des Frauenvereins Reform) konnte stattfinden. Zu Anfang zählte die Ortsgruppe 80 bis 100 Mitglieder. Sie wählten noch auf der Gründungsversammlung Gertrud Schwend-Üxküll zur Vorsitzenden. In der Folge unterstützte die Stuttgarter Abteilung das Mädchengymnasium und seine Ziele tatkräftig – z.B. in der Frage der Immatrikulation der ersten Abiturientinnen an der Universität Tübingen⁵. In der Notiz über die Gründung im Verbandsorgan "Der Frauenberuf" vom 17. November 1900 nennt Schwend-Üxküll die Aufgaben des Vereins: "Aufgabe der zu gründenden Abteilung sei die Vereinigung gebildeter Männer und Frauen, um darüber zu beraten, ob die vielfältigen Anforderungen, welche das Leben von heute an die Frau stellt, sich decken mit den Mitteln, welche ihr zu ihrer Ausbildung geboten werden."⁶ Doch schon wenige Monate später war das Leben der "edlen, hochherzigen Stifterin"⁷ des Mädchengymnasiums und der Kämpferin für die Frauenbildung zu Ende. Im Alter von nur 33 Jahren wurde Gertrud Schwend-Üxküll aus "ihrem reichen Arbeitsfelde" abberufen. Am 15. Januar starb sie an den Folgen ihres schweren Herzfehlers. "Der Verlust der hochbegabten Frau, die aus so reichem Geistes- und Gemütsleben schöpfte, um ihrem Geschlecht zu nützen, wird sicherlich in allen vorwärts- und aufwärtstrebenden Frauenkreisen tieffschmerzlich empfunden werden." Damit schloß Anna von Gottberg-Rheinsberg ihren Nachruf auf Gertrud Schwend-Üxküll im Centralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine vom 1. Februar 1901.⁸

⁵ Vgl. unter der Rubrik "Dokumente" auf dieser Homepage, die Eingabe des Vereins vom 27.2.1904 an die Universität Tübingen das Frauenstudium betreffend.

⁶ In: "Frauenberuf, Blätter für Fragen der weiblichen Erziehung, Ausbildung, Berufs- und Hilfstätigkeit", hrg. vom Schwäbischen Frauenverein, zugleich Publikationsorgan verschiedener Frauenvereine u. a. des Vereins Frauenbildung - Frauenstudium, Abteilung Stuttgart IV Jg. Nr. 8 vom 17.11.1900.

⁷ So betitelt Leontine Hagmaier, ihre Nachfolgerin als Leiterin des Mädchengymnasiums, Gertrud Schwend-Üxküll anlässlich der ersten Abiturfeier 1904: Die erste Promotion des Stuttgarter Mädchengymnasiums, Reden von Hermann Planck und Leontine Hagmaier. In: "Frauenberuf, Blätter für Fragen der weiblichen Erziehung, Ausbildung, Berufs- und Hilfstätigkeit", hrg. vom Schwäbischen Frauenverein Nr. 13 vom 26 März 1904. (Auch als Separatdruck, Stuttgart 1904)

⁸ Centralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine, Berlin, 2. Jg. Nr. 21 vom 1. Februar 1901, S. 165.

Leontine Hagmaier (1862-1931)

von Corinna Schneider

Am 17. Februar 1862 wurde Leontine Hagmaier in Krautheim an der Jagst geboren. Als Tochter des Schlossverwalters Heinrich Hagmaier (1835-1906) in Donaueschingen und seiner Frau Natalie Schnurrer (1837-1908) wuchs sie in einem großen Geschwisterkreis auf. Zunächst erhielt sie die übliche Ausbildung: Seit 1868 besuchte sie die Volksschule, nebenbei lernte sie ab dem 10. Lebensjahr Latein in Privatunterricht. Nach der Beendigung der Volksschule mit 14 Jahren wurde sie ebenfalls privat von zwei Lehrern des Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums, Prof. Dr. Lorenz Straub und Prof. Ludwig Majer, auf das Abitur vorbereitet. So konnte sie 18-jährig im Jahr 1880 als erste Frau am Eberhard-Ludwigs-Gymnasium in Stuttgart und damit als erste Frau in Württemberg überhaupt das Abitur ablegen. Sie soll damit sogar die erste Frau in Deutschland gewesen sein, die diese Prüfung an einem öffentlichen Gymnasium für Jungen abgelegt hat.⁹

In der Folge besuchte sie das Lehrerinnenseminar an der "Prieserei"¹⁰ und bestand 1882 in Karlsruhe die "Höhere Lehrerinnenprüfung". Danach war sie im Elsass und in England als Lehrerin tätig. 1890 gründete sie in Altkirch im Elsass, dem Wohnort ihrer Eltern, eine private Mädchenrealschule, die auf das gymnasiale Examen vorbereitete. Noch im selben Jahr übernahm Hagmaier die Leitung des „Prieserschen Instituts“ in Stuttgart, an dem sie selbst ausgebildet worden war.

Nach dem frühen Tod der Gründerin des Mädchengymnasiums Gertrud Schwend-Üxküll, wurde Leontine Hagmaier 1901 mit dessen Leitung betraut. Im Rechenschaftsbericht des Mädchengymnasiums 1900/1901 stand dazu: "Die schwierige Aufgabe, eine würdige Nachfolgerin zu gewinnen, wurde nach eingehenden Beratungen im Schoße des Verwaltungsrates in der Weise gelöst, dass von Ostern ab die Vorsteherin des v. Prieserschen Instituts, Fräulein L. Hagmaier, neben ihrer bisherigen Stellung zugleich die

⁹ Zu Leontine Hagmaier vgl. Mascha Riepl-Schmidt: Die ersten 40 Jahre des Hölderlin-Gymnasiums - einst Württembergs erstes "Mädchengymnasium". In: 100 Jahre Hölderlin-Gymnasium-Stuttgart (ohne Datum), S. 21-47, besonders S. 40-42 und Karin de la Roi-Frey, Schulidee: Weiblichkeit. Höhere Mädchenschulen im Königreich Württemberg, 1806 bis 1918, Diss. Tübingen 2003, S. 152f mit Anm. 30 auf S. 427 und S. 250.

¹⁰ Die „Prieserei“, auch „Priesersches Institut“ genannt, ist die „Fortbildungsanstalt für Töchter höherer Stände in Stuttgart, die 1870 von Sophie von Prieser gegründet worden war. Vgl. Karin de la Roi-Frey, Schulidee: Weiblichkeit. Höhere Mädchenschulen im Königreich Württemberg, 1806 bis 1918, Diss. Tübingen 2003, S. 149-152.

Leitung des Mädchengymnasiums übernimmt, so jedoch, daß beide Anstalten ihre volle Selbständigkeit behaupten und auch die finanzielle Verwaltung getrennt bleibt". Ihre "wissenschaftliche Vorbildung und bisherige Berufstätigkeit" seien eine "Gewähr" für die "gedeihliche Fortentwicklung des Mädchengymnasiums".¹¹

Zunächst wirkte Leontine Hagmaier also an beiden Lehranstalten für Mädchen in Stuttgart, was durch die räumliche Nähe auch leicht möglich war – die "Prieserei" lag in der Moserstraße 12, Hof an Hof mit dem Mädchengymnasium, das sich in der Urbanstraße 42 befand.

In ihrer Rede auf der Entlassungsfeier des ersten Abiturjahrgangs am 20. März 1904 betonte Leontine Hagmaier wie wichtig die Gymnasialbildung für Frauen sei und welcher Verdienst der Frauenbewegung gebühre, die das erste Mädchengymnasium in Württemberg gegründet habe: "Es ist nicht zu rechtfertigen und muß in seinen Consequenzen zu Mißverhältnissen führen, wenn ein Teil der menschlichen Gesellschaft die höchsten Bildungsmittel besitzt, der andere geradezu künstlich in Unmündigkeit und Unwissenheit gehalten wird. Und unter allen Umständen glaube ich, daß der Einfluß der verständnisvollen und gebildeten Frau und Mutter innerhalb des Familienkreises von geradezu unabsehbarer Bedeutung ist. Von diesen Erwägungen ist die Frauenbewegung getragen, die auch das Mädchengymnasium ins Leben gerufen hat. Sie will in erster Linie die Frau erwerbsfähig machen, daß sie in und durch die Arbeit ihres Lebens froh werden kann."¹²

Nachdem ein Umzug des Mädchengymnasiums, das 1909 in Königin Charlotte-Gymnasium umbenannt worden war, auf Grund seiner Größe nötig wurde, gab Leontine Hagmaier die Leitung der „Prieserei“ ab. 1912 siedelte das Königin Charlotte-Gymnasium in ein eigenes neues Gebäude in die Hölderlinstraße 28 um.

Anlässlich des 25jährigen Jubiläums der Schule wurde Leontine Hagmaier 1924 vom Oberschulamt zur "Oberstudiendirektorin" ernannt und war damit die erste Frau in Deutschland, die diesen Titel trug. Von dieser hohen Ehre und Anerkennung für eine Frau zeigte sich Hagmaier in ihrer nüchternen und unprätentiösen Art jedoch wenig beeindruckt, wenn man den Zeitzeuginnen Glauben schenken darf. "Aber die Schülerinnen waren stolz

¹¹ (zitiert nach Riepl-Schmidt, Anm. 1).

¹² Die erste Promotion des Stuttgarter Mädchengymnasiums, Reden von Hermann Planck und Leontine Hagmaier. In: "Frauenberuf" Nr. 13 vom 26 März 1904. (Auch als Separatdruck, Stuttgart 1904).

auf ihr Fräulein Hagmaier", wie Thilde Wendel zu ihrem 100. Geburtstag 1962 in der Stuttgarter Zeitung schrieb.¹³

Fünf Jahre später im Mai 1929 ging sie aus Alters- und Gesundheitsgründen mit 67 Jahren in Pension. Bei ihrer letzten öffentlichen Rede bekannte Leontine Hagmaier: "Ich habe mich stets bemüht, der Anstalt eine Mutter zu sein". Und das war sie gewesen. Gertrud Stockmayer, die zum ersten Abiturjahrgang gehörte und 30 Jahre zuvor die Nachfolgerin von Gertrud Schwend-Üxküll zunächst nur als ‚Stiefmutter‘ empfangen hatte, betonte in ihrem Nachruf 1931 den mütterlichen Sinn von Leontine Hagmaier, der sich auch auf die Verfolgung der Lebensläufe ihrer Schülerinnen erstreckte. Leontine Hagmaier war eine der "zwei mütterlichen Frauen, die ihre warme lebendige Seele für ihre Schule einsetzten".¹⁴

Die letzten zwei Jahre ihres Lebens verbrachte sie ganz in der Nähe der Schule, in der in der Nachbarschaft gelegenen "Villa Ehni". Dorthin war sie 1920 gezogen, als die von ihr bewohnten Räume in der Schule für den Unterricht gebraucht wurden. Am 9. August 1931 verstarb Leontine Hagmaier unerwartet in Eckwälden bei Boll an einem Herzschlag. "Mit ihr verliert das Land Württemberg eine seiner bedeutsamsten Frauenpersönlichkeiten, eine Pädagogin großen Formats, einen Menschen von seltenem Ausmaß des Geistes und der Seele"¹⁵ schrieb "Die Frau, Beiblatt zum Stuttgarter Neuen Tagblatt " in ihrem Nachruf auf Leontine Hagmaier am 12. August 1931.

¹³ Thilde Wendel, Vorbildliche Frau und Lehrerin. Zum 100. Geburtstag von Leontine Hagmaier. In: Stuttgarter Zeitung vom 16. Februar 1962.

¹⁴ Gertrud Stockmayer, Persönliche Erinnerungen an Leontine Hagmaier in: Beiblatt zum Stuttgarter Neuen Tagblatt, Die Frau, Nr. 16, Mittwoch 12. August 1931, S. 6

¹⁵ Nachruf auf Oberstudiendirektorin Leontine Hagmaier in: Beiblatt zum Stuttgarter Neuen Tagblatt, Die Frau Nr. 16, 12.8.1931, S. 6 von J.L.

Hedwig Dinkel (1885-1977)

von Corinna Schneider

Hedwig Dinkel¹⁶ wurde am 5. Dezember 1886 in Friedrichshafen als Tochter des Kollaborators (Lehrer ohne Fachstudium) der Lateinschule in Weinsberg geboren. Sie wurde zunächst von ihm privat unterrichtet, bevor sie mit neun Jahren als einziges Mädchen in die Lateinschule aufgenommen wurde. 1899 wechselte sie auf das gerade gegründete Mädchengymnasium nach Stuttgart. Dort war sie mit 12 Jahren die Jüngste – und die einzige, die mit dem für den Schuleintritt vorgesehenen Alter ihre Gymnasialzeit begann. Außer Lateinkenntnissen brachte sie wenig an Vorbildung mit. Dennoch konnte sie 1904 nach der regulären Schulzeit ihre Abiturprüfung wie ihre drei Mitschülerinnen Anna Stettenheimer, Gertrud Stockmayer und Martha Vollmöller als Externe am Cannstatter Knabengymnasium (heute Johannes Kepler Gymnasium) ablegen.

Der Studienwunsch war Hedwig bereits klar. Auf der Abiturfeier am 20. März 1904 "schoß es leidenschaftlich aus [ihrer] Kehle: 'Medizin!' Da lächelte die Königin Charlotte von Württemberg, die die Frage nach dem Studienwunsch gestellt hatte und meinte: ‚So jung und Medizin studieren - das wirkt sehr komisch!‘"¹⁷

Hedwig Dinkel war jedoch sehr zielstrebig in der Verwirklichung ihres Ziels. Nach dem Abitur begann sie ihr Medizinstudium zum Wintersemester 1904/05 zunächst in München, wechselte jedoch schon im folgenden Jahr zum Sommersemester 1905 nach Tübingen. Nach dem Physikum im Jahr 1907 wechselte sie noch einmal für zwei Semester nach München. 1908 kehrte sie endgültig nach Tübingen zurück und legte im Herbst 1909 nach fünf klinischen Semestern als erste Württembergerin im Land die medizinische Staatsprüfung ab. "Sie durfte sich ihres Königreichs erste hausgemachte Ärztin nennen und mit gut 22 Jahren auch weit und breit die jüngste".¹⁸ Nach ihren medizinischen Praktika wurde Hedwig am 8. September 1911 mit einer Arbeit zur "Differentialdiagnose zwischen Pseudoleukämie und Lymphosarkomatose" zur Dr. med. promoviert. Danach konnte sie

¹⁶ Vgl. die biographischen Daten auf den Seiten der Freien Universität Berlin "Dokumentation: Ärztinnen im Kaiserreich" unter Braun-Dinkel, Hedwig, Ärztin, <http://www.fu-berlin.de> und Johanna Bleker, Sabine Schleiermacher, Ärztinnen aus dem Kaiserreich, Lebensläufe einer Generation, Weinheim 2000, S. 239 u. ö.

¹⁷ Lothar Dinkel, Hedwig Dinkel und die Frauenbildung in Württemberg. In: Jahrbuch für schwäbisch-fränkische Geschichte Bd. 32 (1999), S. 265-278, hier S. 274.

¹⁸ Nach Lothar Dinkel, wie Anm. 2 S. 276.

noch vor ihrem Urlaub ihren ersten Blinddarm im Chirurgischen Krankenhaus in Stuttgart-Cannstatt operieren. Der dortige Assistenzarzt Dr. Heinrich Braun hielt seine neue Kollegin auch im Urlaub mit der zufrieden stellenden Fieberkurve des Patienten über die geglückte Operation auf dem Laufenden. Ein Jahr später verlobten sie sich und heirateten im Jahr 1912. Nach der Heirat schied Hedwig Dinkel-Braun aus dem öffentlichen Dienst aus – zuletzt hatte sie neun Monate im Säuglingsheim Berg gearbeitet – und widmete sich der Praxis ihres Mannes und später ihren Kindern. Während des ersten Weltkrieges, als ihr Mann als Marinearzt in Norddeutschland war, arbeitete sie wieder im Cannstatter Chirurgischen Krankenhaus als Assistentin bei Dr. Grosse, da viele ehemalige Kollegen im Krieg waren. Nach dem Krieg kehrte sie mit ihrem Mann in ihre gemeinsame Praxis zurück. Seit 1925 ließ sich Hedwig Dinkel-Braun, die inzwischen in Cannstatt eine populäre Ärztin geworden war, bei der Kassenärztlichen Vereinigung als Assistentin ihres Mannes führen. Nach dem zweiten Weltkrieg erforderte es der Gesundheitszustand ihres Mannes, dass sie sich die offizielle Zulassung als "Praktische Ärztin in Gemeinschaftspraxis" holte. Bis 1956 praktizierte Hedwig Dinkel-Braun, inzwischen siebzigjährig, in Cannstatt. Zu ihrem 90. Geburtstag wurde ihr als Würdigung ihres verdienstvollen Ärztinnenlebens vom Vorstand der Landesärztekammer Baden-Württemberg die Albert-Schweitzer-Medaille verliehen.¹⁹ Ein gutes Jahr später, am 18. Dezember 1977, verstarb Hedwig Dinkel-Braun mit 91 Jahren. Sie war die einzige unter den ersten Absolventinnen des Stuttgarter Mädchengymnasiums, die – trotz Ehe und Mutterschaft – ihren Beruf bis ins hohe Alter ausübte. Ihre Tochter Dr. med. Anneliese Braun folgte ihr in ihrem Beruf und wurde Kinderärztin in Cannstatt.

¹⁹ W. Kraus, Frau Dr. med. Hedwig Braun mit der Albert-Schweitzer-Medaille ausgezeichnet. In: Ärzteblatt Baden-Württemberg 32 (1977), S. 22.

Anna Stettenheimer (1884-1953)

von Corinna Schneider

Anna Stettenheimer, Tochter des Stuttgarter Kaufmanns Albert Stettenheimer (1850-1900) und seiner Ehefrau Clara Weil (1863-1921), wurde am 21. Juni 1884 in Stuttgart geboren. Wie Martha Vollmöller wechselte sie vom Olga-Stift auf das 1899 neu gegründete Mädchengymnasium. Sie gehörte damit dem ersten Schülerinnenjahrgang an und bildete zusammen mit Hedwig Dinkel, Gertrud Stockmayer und Martha Vollmöller den ersten Abiturjahrgang des Stuttgarter Mädchengymnasiums. Nach ihrem Abitur konnte sie sich im Sommersemester 1904 als eine der ersten drei ordentlichen Studentinnen ins Matrikelbuch der Universität Tübingen einschreiben.

Zunächst begann sie ein Medizinstudium, wechselte jedoch später zur Physik und promovierte 1907 mit der Arbeit "Eine absolute Messung des Zeemanphänomens" im Fachgebiet Magnetische Felder an der Universität Tübingen.²⁰ 1911 bis 1912 unterrichtete Anna Stettenheimer als Oberlehrerin für Naturwissenschaften an ihrer alten Schule, dem Stuttgarter Mädchengymnasium.²¹

Am 14. September 1912 heiratete sie in Mainz den Philosophen und Phänomenologen Adolf Bernhard Philipp Reinach²². Als verheiratete Frau konnte sie nach bestehender Gesetzeslage nicht mehr im öffentlichen Dienst als Lehrerin tätig sein. In Göttingen wohnte sie mit ihrem Mann im Steinsgraben 28 und engagierte sich im Verein Frauenbildung – Frauenstudium, in dem sie zusammen mit Nelli Courant die Beratungsstelle für akademische Berufe leitete.²³ Adolf Reinach war in Göttingen nach seiner Habilitation Assistent bei Edmund Husserl (1859-1938) und prägte bis 1914 als glänzender Lehrer die Schule der "Göttinger Phänomenologie". Während dieser Zeit schloss Anna Reinach Freundschaft mit der Husserl Schülerin Edith Stein. 1914 zog ihr Mann als Freiwilliger in den Krieg. Während eines Urlaubsbesuches in Göttingen 1916 ließ sich das Ehepaar Reinach am 9. April in der

²⁰ Zu ihrer Studienzeit vgl. den Briefwechsel von Gertrud Stockmayer, Briefe einer Studentin (1899-1908) hrsg. von Edith Glaser (2004).

²¹ Mascha Riepl-Schmidt: Die ersten 40 Jahre des Hölderlin-Gymnasiums - einst Württembergs erstes "Mädchengymnasium". In: 100 Jahre Hölderlin-Gymnasium-Stuttgart (ohne Datum), S. 21-47, besonders S. 26.

²² Vgl. NDB 21 (2003), 343f (Karl Schumann). Ein Bild des Ehepaares aus der Göttinger Zeit in Maria Amata Neyer, Edith Stein. Ihr Leben in Dokumenten und Bildern, 1987, S. 21.

²³ Edith Stein, Aus dem Leben einer jüdischen Familie und weitere autobiographische Beiträge neu bearbeitet und eingeleitet von Maria Amata Neyer OCD. Fußnoten und Stammbaum unter Mitarbeit von Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz (2002), S. 253 mit Anm. 148.

St. Albanikirche durch die Taufe in die evangelische Kirche aufnehmen.²⁴ Im vorletzten Kriegsjahr fiel Adolf Reinach am 16. November 1917 bei Diksmuide in Belgien. Den schweren Schicksalsschlag ertrug Anna als gläubige Christin gefasst.²⁵ Zunächst blieb sie in Göttingen und lebte zeitweise mit ihrer Schwägerin Pauline Reinach und Edith Stein, die den Nachlass ihres Mannes sichtete, zusammen. Anna hatte entgegen den Anweisungen ihres Mannes seine Schriften über seinen Tod hinaus aufbewahrt.²⁶

1921 zog der spätere Theologe Erik Peterson als Untermieter bei ihr ein. Es entwickelte sich eine lange Freundschaft, die bis zu ihrem Tode hielt.²⁷ Anfang der 30er Jahre siedelte sie nach München-Bogenhausen über und verkaufte das Göttinger Haus. 1923 konvertierte Anna zum Katholizismus. Nach dem Tode ihres Mannes hatte Anna beschlossen, nicht wieder zu heiraten. Am Tag, der das Datum ihrer Silberhochzeit gewesen wäre, am 14. September 1937 wurde sie Oblatin der Benediktinerabtei Beuron und legte unter dem Namen Sylvia 1938 ihre Oblation ab. Trotz ihrer jüdischen Abstammung konnte sie bis 1942 in München bleiben. Der Beuroner Pater Hermann Keller, mit dem sie befreundet war, hatte beim Sicherheitsdienst Garantien für sie erwirkt: sie musste keinen Judenstern tragen und bekam auch keine jüdischen Lebensmittelkarten.²⁸ Nach einer Denunziation 1942 konnte sie mit Hilfe von Hermann Keller über Paris aus dem nationalsozialistischen Deutschland nach

²⁴ Edith Stein, wie Anm. 2, S. 197 mit Anm. 36.

²⁵ Die Begegnung Edith Steins mit Anna Reinach nach dem Weltkriegstod von Adolf Reinach war der Anlass, über die Konversion zum Christentum nachzudenken: "Der Jesuitenpater Professor Johannes Hirschmann, der Edith Stein kennen lernte, als sie schon Nonne ist und bei dem sie während ihrer Zeit im Karmel zu Echt in Holland Exerziten macht, schreibt in einem Brief vom 13. Mai 1950: "Schwester Theresia Benedicta [Edith Stein] unterschied selbst den Anlaß ihrer Konversion zum Christentum von ... ihrem Eintritt in die katholische Kirche. Der entscheidende Anlaß zu ihrer Konversion zum Christentum war, wie sie mir erzählte, die Art und Weise, wie die ihr befreundete Frau Reinach in der Kraft des Kreuzesgeheimnisses das Opfer brachte, das ihr durch den Tod ihres Mannes an der Front des ersten Weltkrieges auferlegt war. In diesem Opfer erlebte sie den Erweis der Wahrheit der christlichen Religion und ward ihr geöffnet." " aus Cordula Koepcke, Edith Stein. Ein Leben, (1991), S. 134.

Über den möglichen Einfluss von Anna Reinach auf Edith Stein gibt es ein einaktiges Theaterstück von Paul Bower "A Search of Buried Treasure", das 2003 uraufgeführt wurde. Es ist im Internet nachzulesen: <http://hebrewcatholic.org/HCLives/Stein-St-Edith/asearchforburied.html>.

²⁶ Karl Schuhmann and Barry Smith, Adolf Reinach: An Intellectual Biography. In: K. Mulligan (ed.), Speech Act and Sachverhalt: Reinach and the Foundations of Realist Phenomenology, 1987, S. 1-27, hier Anm. 80 und S. 27 und Edith Stein, Selbstbildnis in Briefen, Erster Teil 1916-1933 (2000), S. 26 + 46.

²⁷ Vgl. Barbara Nichtweiß, Erik Peterson. Neue Sicht auf Leben und Werk (21994). Zu Anne Reinach besonders S. 236-238 u. ö. Erik Peterson hat seiner "alten Freundin" in der Schrift "Als ich gestorben war" (Privatdruck als Festgabe für die Freunde des Kösel-Verlags, München, Weihnachten 1957) ein kleines Denkmal gesetzt. Briefe von Anna Reinach an Erik Petersen werden in der "Bibliotheca Erik Peterson" an der Universität Turin aufbewahrt.

²⁸ Nach Nichtweiß, wie Anm. 6, S. 237 mit Anm. 309. Im Nachlass ihres Mannes Adolf Reinach in der Bayerischen Staatsbibliothek in München befindet sich unter der Signatur Ana 379.E ein kleiner Nachlass von Anna Reinach aus dem Zeitraum 1947-1953.

San Sebastian in Spanien flüchten. Dort führte sie ein mühsames und ärmliches Leben als Erzieherin. 1950 kehrte sie nach Deutschland zurück und lebte bis zu ihrem Tod am 29. Dezember 1953 in München.²⁹ Wenige Monate vor ihrem Tod erschien im Juli 1953, das von ihr wieder herausgegebene Hauptwerk ihres Mannes unter neuem Titel: "Zur Phänomenologie des Rechts, die apriorischen Grundlagen des bürgerlichen Rechts" bei Kösel in München.

²⁹ Edith Stein, Selbstbildnis in Briefen, Zweiter Teil 1933-1942 (2000), S. 26 mit Anm. 35.

4.4.2

Gertrud Stockmayer 1880-1963

von Corinna Schneider und Melanie Stelly

Gertrud Stockmayer³⁰ wurde am 4. Februar 1880 in Stuttgart als Tochter des Juristen Eugen Stockmayer (1850-1908) und seiner Frau Alwine Luise Hartmann (1855-1924) geboren. Der Vater Eugen Stockmayer unterstützte als Stuttgarter Gemeinderat den Ausbau der Gymnasialbildung für Mädchen und war später als erster besoldeter Bürgermeister Stuttgarts u. a. für Schulen und Soziales zuständig. Er förderte die akademische Ausbildung seiner vier Kinder, neben Gertrud waren dies Wolf (1881-1933), Schüler C.G. Jungs und Deutschlands erster jung'scher Psychotherapeut, Erich (1883-1965), Jurist und Komponist und Elsbeth (1885-1975), Künstlerin³¹.

Ihre Schulbildung begann Gertrud Stockmayer 1888 im Stuttgarter Königin-Katharinen-Stift. Ab 1894 besucht sie die Höhere Töchterschule von Paula Rotherth in Stuttgart. Nach Abschluss der Schule 1896 besuchte sie als Hörerin zur Vertiefung ihrer Bildung vom Wintersemester 1897/98 an für fünf Semester Vorlesungen in der philosophisch-pädagogischen Abteilung an der Technischen Hochschule in Stuttgart. Sogar Rechts- und Verwaltungsgeschichte belegte sie und rief damit Verwunderung bei dem Verwaltungsbeamten in Stuttgart hervor, der sie als Hörerin einschrieb. Aber da sie die Erlaubnis von Prof. Huber hatte, war die Sache klar. Während dieser Zeit genoss sie die Unterstützung ihres Vaters, der ihr durch seine beruflichen Beziehungen zu den Professoren der Technischen Hochschule Stuttgart den Weg ebnete. 1899 konnte sie durch den Einfluss ihres Vaters als Bürgermeister sogar eine Stelle als Bibliothekarin der Stadt Stuttgart antreten. Doch dies blieb Episode. "Schwester Elsbeth Stockmayer merkte in ihrem autobiographischen Rückblick dazu an:>> Mein Vater hatte seine ältere Tochter zur Bibliothekarin bei der Stadt gemacht [...] Der Neid ließ aber die Anstellung meiner Schwester

³⁰ Zur Lebensgeschichte von Gertrud Stockmayer vgl. Mascha Riepl-Schmidt: Die ersten 40 Jahre des Hölderlin-Gymnasiums - einst Württembergs erstes "Mädchengymnasium". In: 100 Jahre Hölderlin-Gymnasium-Stuttgart (ohne Datum), S. 21-47, besonders S. 26 und Gertrud Stockmayer, Briefe einer Studentin (1899-1908), hrsg. und mit einem Nachwort von Edith Glaser versehen, Königstein/Taunus, 2004.

³¹ Gertrud Stockmayer, Briefe einer Studentin, wie Anm. 11, S. 244 Anm. 72; Auskunft von Eleonore Baumann, Enkelin von Gertrud Stockmayer.

nicht zu, sodass der Vater die Tochter bitten musste, zurückzutreten. Nun wollte sie ins Mädchengymnasium, obwohl sie über das Alter der unteren Klassen hinaus war. <<³²

In der Hoffnung, nach einem Studium doch noch ihren Berufswunsch Bibliothekarin verwirklichen zu können, trat sie 1902 bereits zweiundzwanzigjährig in das 1899 gegründete Stuttgarter Mädchengymnasium ein. Aufgrund ihrer Vorbildung kam sie zu Hedwig Dinkel, Anna Stettenheimer und Martha Vollmöller in die Klasse und gehörte so 1904 zum ersten Abiturjahrgang des Mädchengymnasiums.

Im Sommersemester 1904 immatrikulierte sie sich nach bestandem Abitur in Tübingen für Philologie und Geschichte. Das Studium schloss sie im August 1908 mit der Promotion „Über das Naturgefühl in Deutschland im 10. und 11. Jahrhundert“³³ ab.

Nach ihrer Promotion heiratete sie am 5. September 1908 den gleichaltrigen Arzt Dr. Walther Pfeilsticker (1880-1969)³⁴, den sie im Studium kennen gelernt hatte. Gertrud Stockmayer-Pfeilsticker widmete sich von diesem Zeitpunkt an bewusst ihrer Familie. Drei Töchter kommen zur Welt: Gerlint (* 10.09.1909), Ortrun (*20.06.1912) und Mechthild (* 05.10.1919). 1920 wurde Walther Pfeilsticker Vorsitzender des neu gegründeten Vereins für württembergische Familienkunde in Stuttgart, dessen Bücherei von Gertrud betreut wurde. Die Ehe endete am 29. Dezember 1924 durch Scheidung. Die finanziellen Engpässe, die dies mit sich brachte – Gertrud konnte sich aus standesgemäßen Gründen nicht dazu entschließen einer Erwerbsarbeit nachzugehen – führten dazu, dass ihren Töchtern das Studium versagt blieb und diese früh berufstätig werden mussten.³⁵

Gertrud Stockmayer-Pfeilsticker engagierte sich nach der Scheidung auf sozialem Gebiet, beispielsweise im Nationalen Frauendienst und in der Frauenbewegung. Dem Mädchengymnasium blieb sie als Vorsitzende des Ehemaligenvereins ihr Leben lang verbunden. Im Alter von 83 Jahren starb Gertrud Stockmayer-Pfeilsticker 1963 in Ravensburg.

³² Nach Gertrud Stockmayer, Briefe einer Studentin wie Anm. 11 S. 272.

³³ Studentinnenakte von Gertrud Stockmayer im Universitätsarchiv Tübingen Signatur 40/223,29.

³⁴ Zu Walther Pfeilsticker (*18.7.1880, + 7.4.1969), Frauenarzt und Genealoge vgl. Baden-Württembergische Biographien Bd. 1 (1994), S. 254-266 (Hans-Ulrich Frhr. v. Ruepprecht). Walther Pfeilstickers wichtigstes Werk ist das Neue Württembergische Dienerbuch, das 1957-1975 herauskam. Die Manuskripte der von ihm erstellten Stammbäume zu seiner Familie und der seiner Frauen liegen im Hauptstaatsarchiv Stuttgart Signatur J 64.

³⁵ Nach Mascha Riepl-Schmidt, Der unaufhaltsame Sieg des "emanzipierten Unwesens" In: Schlösser Baden-Württemberg 4 (2004), S. 27-29, hier S. 29.

4.4.3

Martha Vollmöller (1883-1955)

von Corinna Schneider und Melanie Stelly

Die Tochter des Stuttgarter Textilfabrikanten Robert Vollmöller (1849-1911) und seiner Ehefrau Emilie Behr (1852-1894) wurde am 24. März 1883 in Stuttgart-Vaihingen in einen großen Geschwisterkreis hinein geboren. Unter ihren vier Brüdern und vier Schwestern traten neben dem Fabrikanten und Nachfolger seines Vaters Rudolf auch künstlerische Persönlichkeiten hervor, so ihr Bruder Karl, der später mit Karl Zuckmayer zusammen den Film "der Blaue Engel" mit Marlene Dietrich drehte, und ihre ältere Schwester Mathilde, die spätere Malerin Mathilde Vollmoeller-Purrmann (1876-1943).³⁶

Martha wechselte wie Anna Stettenheimer von der Höheren Töchterschule, dem Olga-Stift, auf das neu gegründete Stuttgarter Mädchengymnasium. Dort legte sie von den ersten Absolventinnen 1904 das beste Abitur ab und schrieb sich danach zusammen mit Anna Stettenheimer und Gertrud Stockmayer an der Universität Tübingen für das Medizinstudium ein. Nach zwei Semestern brach sie ihr Studium jedoch ab³⁷ und heiratete am 7. Oktober 1905 in Stuttgart den Tübinger zweiten Prosektor der Anatomie Dr. med. Friedrich Wilhelm Albert Müller (1873-1933).³⁸

Fortan widmete sich Martha ihrer Familie. Am 21. September 1906 kam ihre Tochter Anna Elisabeth in Tübingen zur Welt, danach ihre drei Söhne Ernst Albert Friedrich, geboren am 12. Juni 1908, Karl Robert, geboren am 21. März 1912 und Hans Friedrich, geboren am 11. November 1913. 1924 folgte Müller einem Ruf an das Anatomische Institut in Graz. Nach seinem Tod im Jahr 1933 kehrte Martha mit ihren drei Söhnen nach Stuttgart zurück. Sie lebte in Stuttgart in der Nähe ihrer um den Firmensitz der Textilfabrik Vollmöller³⁹ gruppierten

³⁶ Zu Mathilde Vollmoeller-Purrmann vgl. Barbara Glauert-Hesse (Hrsg.), Briefwechsel 1906-1914 zwischen Rainer Maria Rilke und Mathilde Vollmoeller, Frankfurt a. M., 1993 und Mathilde Vollmoeller-Purrmann (1876-1943) Lebensbilder einer Malerin, Speyer, 2001.

³⁷ Studentinnenakte von Martha Vollmöller im Universitätsarchiv Tübingen Signatur 40/237,90.

³⁸ Müller (*27.6.1873 in Berlin, + 23.4.1933 in Jena auf Besuchsreise) wurde 1908 außerordentlicher Professor der Anatomie in Tübingen und 1917 erster Prosektor. Vgl. Alma Kreuter, Deutschsprachige Neurologen und Psychiater, ein biographisch-bibliographisches Lexikon von den Vorläufern bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, Bd. 2 (1996), S. 995.

³⁹ Vgl. zur Textilfabrik Vollmoeller: Kyra Stromberg. 75 Jahre Vollmoeller. Von den "Unaussprechlichen" zum Petticoat. Vom Trikot zur Sportswear. Darmstadt, 1957, darin zu Martha S. 24.

Großfamilie. Am 13. April 1955 verstarb Martha Müller geb. Vollmöller im Alter von 72 Jahren im Tropengenesungsheim in Tübingen.⁴⁰

⁴⁰ Zu Martha Vollmöller vgl. Mascha Riepl-Schmidt: Die ersten 40 Jahre des Hölderlin-Gymnasiums - einst Württembergs erstes "Mädchengymnasium". In: 100 Jahre Hölderlin-Gymnasium-Stuttgart (ohne Datum), S. 21-47, besonders S. 26.

Bertha Reinhardt (1866-1944)

von Corinna Schneider

Bertha Julie Reinhardt wurde am 21. März 1866 als drittes von sieben Kindern in Hohenasperg als Tochter des Generals August von Reinhardt (1827-1907) und seiner Frau Emilie Widenmann (1836-1923) geboren. Ihre Geschwister waren der ältere Bruder Wilhelm (1862-1917) und die ältere Schwester Luise (* 1864), sowie die jüngeren Schwestern Marie (* 1867) und Sofie (*1874) und die jüngeren Brüder Ernst Friedrich (*1870) und Gustav Walther (1872-1930).⁴¹ Ihre Mutter war die Tochter des Tübinger Professors für Staats- und Forstwirtschaft Wilhelm von Widenmann (1898-1844).

Ihre Schulzeit verbrachte Bertha – wie in jener Zeit für höhere Töchter üblich – auf dem Königin-Katharinen-Stift in Stuttgart. Anschließend besuchte die Sechzehnjährige das Höhere Lehrerinnenseminar⁴² in Stuttgart und legte nach zwei Jahren mit achtzehn Jahren im Juni 1884 ihre Dienstprüfung als Lehrerin ab. Zunächst war sie als Krankheitsvertretung an ihrer alten Schule tätig und unterrichtete von Oktober 1884 bis März 1885 am Königin-Katharinen-Stift. Danach ging Bertha Reinhardt nach England und unterrichtete von 1886 bis 1889 als Sprachlehrerin an einer privaten höheren Mädchenschule in London. Von England aus besuchte sie Frankreich, um ihre Französischkenntnisse zu verbessern und studierte unter anderem an der Sorbonne in Paris⁴³. Nach vier Jahren Fortbildung im Ausland kehrte Bertha Reinhardt 1890 nach Deutschland zurück. Von Ostern 1890 bis Juni 1890 hatte sie eine Stellung als Krankheitsvertretung am Olgastift in Stuttgart, bevor sie ihre erste Stelle als Lehrerin an der Höheren Mädchenschule in Schwäbisch Hall antreten konnte. Damit war sie 1892 eine von neun Absolventinnen des höheren Lehrerinnenseminars in Stuttgart, die an einer öffentlichen Schule eine Anstellung gefunden hatten. Insgesamt hatten seit 1874 ca. 300 Frauen die Ausbildung zur Lehrerin an höheren Mädchenschulen durchlaufen. Bevor sie staatlich angestellt wurden – die "Wartezeit" betrug durchschnittlich 11 Jahre – mussten sie

⁴¹ Vgl. Das Buch der Familie Köstlin. Im Auftrag des ersten Familientages (12. Mai 1929) herausgegeben von Maria Köstlin. Gedruckt in Stuttgart, Kohlhammer Verlag, S. 111f und zu Walther Reinhardt, der später preußischer Kriegsminister wurde NDB 21, S. 363 (Bruno Thoß).

⁴² StAL E 202/Bü333. 2031 Nr. 1284.

⁴³ Staatsarchiv Ludwigsburg E 203/I, Bü 1284 Nationalliste der Lehrerin Berta Reinhardt, angestellt an der höheren Mädchenschule in Schwäbisch Hall vom 2. Jul 1900.

im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen jedoch eine mehrjährige Tätigkeit als Lehrerin in einer Familie oder an einer Privatschule nachweisen.⁴⁴

Mit dem Ziel, den zweijährigen wissenschaftlichen Fortbildungskurs für Lehrerinnen in Göttingen zu besuchen, der von der Abteilung III (Angelegenheiten der Lehrerinnen) des deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen ins Leben gerufen worden war⁴⁵, ließ sie sich 1898 für zwei Jahre beurlauben. Als Abschluss war die Prüfung zur Oberlehrerin nach der neuen preußischen Prüfungsordnung vom 31. Mai 1894 geplant. Doch schon zu Beginn des Kurses musste Bertha Reinhardt den Besuch der Vorlesungen wegen Krankheit unterbrechen und ins elterliche Haus nach Stuttgart zurückkehren. Sie konnte den Kursus nicht vollständig ablegen und ihre Ausbildung zur Oberlehrerin nicht beenden. Dennoch nutzte sie die Beurlaubung für ihre Fortbildung und studierte nach ihrer Gesundung in Göttingen und später je ein Semester in Genf und am Polytechnikum in Stuttgart. Die Schlaflosigkeit sei ihr aus dieser Zeit ihr Leben lang geblieben, berichtete ihre Biographin Klara Hähnle in ihrem Nachruf.⁴⁶ Nach weiteren vier Jahren in Schwäbisch Hall wurde Bertha Reinhardt 1902 Lehrerin an der Höheren Mädchenschule in Tübingen, an der schon ihre jüngeren Schwestern Sofie und Marie tätig waren.

Marie Reinhardt war seit 1896 in Tübingen als Lehrerin an der höheren Mädchenschule tätig. Marie, geboren am 8. September 1867 in Hohenasperg, besuchte die höhere Mädchenschule in Ulm, Ludwigsburg und Heilbronn und in den Jahren von 1884-1886 das Lehrerinnenseminar in Stuttgart. Nach bestandener Prüfung 1886 wurde sie Lehrerin an der Privatschule in Backnang und verbrachte ein Jahr in der französischen Schweiz. Danach war sie 5 Jahre Lehrerin an der „Prieserei“, einer höheren Mädchenschule in Stuttgart bis sie Ostern 1896 nach Tübingen wechselte. Bereits im Wintersemester 1897/1898 bemühte sie sich zusammen mit ihren Kolleginnen Lina Tritschler und Ottilie Storz um die Zulassung zu einer Vorlesung des Tübinger Historikers Prof. Dr. Busch über die Geschichte im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation.⁴⁷ Während ihrer ganzen Tübinger Zeit bildete sich Marie an der Universität in den Fächern Geschichte, Kulturgeschichte und Astronomie als

⁴⁴ Karin de La Roi-Frey, *Schulidee: Weiblichkeit – höhere Mädchenschulen im Königreich Württemberg 1806 bis 1918*, 2003 S. 313. Die neun Absolventinnen, die es in eine öffentliche Anstellung geschafft hatten waren: Berta Berini, Julie Conz, Julie Frisch, Anna Hughes, Marie Kober, Anna Krauß, Agnes Pfarr, Bertha Reinhardt und Lydia Strölin.

⁴⁵ Staatsarchiv Ludwigsburg E 203/I, Bü 1284 Brief von Bertha Reinhardt an die königliche Kommission für die höheren Mädchenschulen mit der Bitte um ein zweijährige Beurlaubung vom 12. Januar 1896.

⁴⁶ Berta Reinhardt (1866-1944), Ein Lebensbild von Klara Hähnle. In: *Mitteilungsblatt der Lehrerinnen-Vereinigung Nordwürttemberg-Nordbaden* Nr. 8. (1949) S. 1-8, hier S. 2.

⁴⁷ UAT 117/204 Antrag zur Zulassung zum Besuch der Vorlesung von Herrn Prof. Busch vom 28. 10.1897 und UAT 117/1377.

Gasthörerin weiter. Am 4. September 1902 heiratete sie den angehenden Pfarrer und ehemaligen Tübinger Theologiestudenten Karl Hermann Faulhaber (1877-1926) in Cannstatt. Mit ihm verließ sie 1908 Deutschland. Die Familie Faulhaber wanderte nach Brasilien aus. Dort wurde Karl Hermann Faulhaber zunächst Pfarrer und Direktor der Kolonie Neu-Württemberg und später Mitbegründer der deutschen Kolonie Porto Felice in Süd-Brasilien.⁴⁸

Auch ihre acht Jahre jüngere Schwester Sofie war Anfang 1900 Lehrerin in Tübingen an der höheren Mädchenschule und besuchte wie ihre Schwester Marie als Gasthörerin die Universität. Noch als Malerin hörte sie im Wintersemester 1899/1900 eine kunstgeschichtliche Vorlesung über Malerei und Bildhauerei bei Prof. Dr. Lange. Auch für das Wintersemester 1900/01 und das Wintersemester 1901/02 war sie als Gasthörerin bei Prof. Dr. Lange im Immatrikulationsverzeichnis der Universität verzeichnet. Wie lange sie Lehrerin in Tübingen war ist nicht bekannt. Im Dezember 1907 heiratete sie Paul Merz, der Repetent am Theologischen Seminar in Tübingen war und später Pfarrer in Nagold und Gymnasiallehrer in Schwäbisch Hall wurde. Paul Merz fiel im 1. Weltkrieg am 2. August 1915 vor Warschau als Leutnant der Landwehr. Nach seinem Tod war Sofie Reinhardt zunächst als Wohlfahrtspflegerin tätig und lebte später im Hause ihres verwitweten Bruders Walther Reinhardt in Berlin.⁴⁹

Als Bertha Reinhardt 1902 nach Tübingen gekommen war, wurde sie also von ihren Schwestern Marie und Sofie empfangen. Die Problematik der Mädchenbildung in Württemberg war ihr vertraut. Als Mitglied des Vereins Frauenbildung – Frauenstudium und des Lehrerinnenvereins in Württemberg war sie darum bemüht, Verbesserungen der Ausbildungsmöglichkeiten für Mädchen zu erreichen. So verwundert es nicht, wenn sie sich am 12. Februar 1904 an Gertrud Stockmayer wandte, die sich zusammen mit den anderen ersten Stuttgarter Abiturientinnen um die Immatrikulation in Tübingen bemühte, um ihre Hilfe anzubieten. "Der Verein Frauenbildung – Frauenstudium müsste sich doch energisch ihres Falls annehmen. Die hiesigen Mitglieder desselben haben den Gedanken gefasst, möglichst schnell in ihrer Sache tätig zu sein. Da sich unsere Mitglieder hauptsächlich aus Dozentenkreisen rekrutieren, jedenfalls diesen Kreisen sehr nahe stehen, könnte hier vielleicht mit sehr klarem Erfolg etwas geschehen als von Stuttgart aus. Zwar sind die

⁴⁸ Das Buch der Familie Köstlin. Im Auftrag des ersten Familientages (12. Mai 1929) herausgegeben von Maria Köstlin. Gedruckt in Stuttgart, Kohlhammer Vlg., S. 63 + 111.

⁴⁹ Neben dem Buch der Familie Köstlin. S. 112 vgl. Universitätsarchiv Tübingen 117/1378. Paul Merz war 1905-1906 ebenfalls Hörer an der Universität Tübingen (Universitätsarchiv Tübingen 259/1372).

Mitglieder hier noch nicht zu einer eigenen Abteilung organisiert, – es lagen bis jetzt keine lokalen Sonderinteressen vor – doch könnte jetzt gerade ihre Sache zum Anlaß eines Zusammenschlusses werden".⁵⁰ Die Bitte der Stuttgarter Abteilung des Vereins unter ihrer Vorsitzenden Mathilde Planck am 27. Februar 1904 genügte jedoch bereits, um nach zähem Ringen die Immatrikulation von Frauen in Tübingen zu ermöglichen.⁵¹

Für Bertha Reinhardt kam jedoch die Möglichkeit des Frauenstudiums zu spät. Zumal sie die Zugangsvoraussetzung des Abiturs nicht besaß. Ihrem wissenschaftlichen Interesse konnte sie nur als Gasthörerin nachgehen. Seit dem Sommersemester 1904 bis zu ihrer Pensionierung 1926 hörte sie zahlreiche Vorlesungen an der Universität vor allem im Fach Geschichte.⁵²

Im Anschluss an den Vortrag von Mathilde Planck, der Vorsitzenden der Stuttgarter Ortsgruppe des Vereins Frauenbildung – Frauenstudium, am 1. Dezember 1904 über "Die Bedeutung des Berliner internationalen Frauenkongresses" wuchsen die Mitglieder des Vereins in Tübingen von 29 auf 45, wie die Lokalzeitung in der folgenden Woche berichtete. Der Gründung einer Abteilung in Tübingen stand nun nichts mehr im Weg. Sein einziges Ziel, "die Erschließung der auf wissenschaftlichen Studien beruhenden Berufe für das weibliche Geschlecht", versuchte der Verein durch Petitionspolitik sowie "Aufklärung der öffentlichen Meinung durch Wort und Schrift, durch Mitteilung in der Tagespresse, sowie durch Veröffentlichung von Flugblätter u.s.w."⁵³ zu erreichen. Die Stuttgarter Abteilung freute sich darüber, dass nun auch „in der württembergischen Universitätsstadt der Gedanke der äußeren und inneren Selbstständigkeit der Frauen, dem unser Verein dient, nunmehr planmäßig verfolgt werden kann“⁵⁴. Die Abteilung Tübingen trat besonders mit zahlreichen Einzelvorträgen führender Vertreterinnen der Frauenbewegung an die Öffentlichkeit. Zudem konnte Bertha Reinhardt als Vorsitzende des Vereins in Zusammenarbeit mit einzelnen

⁵⁰ Bertha Reinhardt an Gertrud Stockmayer am 15.2.1904. In: Gertrud Stockmayer, Briefe einer Studentin, hrsg. von Edith Glaser, Königstein/Taunus 2004, S. 17ff.

⁵¹ Vgl. die Beiträge „Das Stuttgarter Mädchengymnasium als Wegbereiter für das Frauenstudium in Tübingen“ und „Die allergnädigste Genehmigung von 1904: Zulassung von Frauen zum ordentlichen Studium in Württemberg“ beide von Melanie Stelly auf der Homepage unter der Rubrik „Historischer Überblick“.

⁵² Sie war in folgenden Semestern als Gasthörerin eingeschrieben: SS 1904, WS 1904/05, WS 1906/07, SS 1907, WS 1907/08, SS 1908, WS 1908/09, WS 1910/11, SS 1912, WS 1914/15. Vgl. Universitätsarchiv Tübingen 259/1634.

⁵³ Beide Zitate aus "Das Mädchen-Gymnasium in Karlsruhe" begründet vom Verein "Frauenbildungs-Reform", eröffnet am 16. September 1893. Amtlicher Bericht über Entstehung, Eröffnung und Organisation der Schule. Weimar 1894 S. 15f. zitiert nach Edith Glaser: Hindernisse, Umwege, Sackgassen, Die Anfänge des Frauenstudiums in Tübingen (1904-1934), Weinheim 1992, S. 216.

⁵⁴ Frauenberuf. Blätter für Fragen der weiblichen Erziehung, Ausbildung, Berufs- und Hilfstätigkeit, Stuttgart 7. Jg. (1904) vom 17.12.1904. Die Zeitung Frauenberuf war auch Organ der Stuttgarter Abteilung Frauenbildung - Frauenstudium.

Universitätsprofessoren in den Jahren 1904 bis 1913 jedes Semester eine Vorlesungsreihe für "Damen und Herren gebildeter Stände" organisieren.⁵⁵ Die Themen reichten dabei von Richard Wagner, über populäre Astronomie und Renaissance bis zur Chemie im Haushalt. Die Vorträge brachten in der Regel aktuelle Debatten nach Tübingen, so zum Beispiel Marianne Weber am 25. Januar 1910, die über die „Probleme der Ehereform“ sprach, oder auch Elly Heuss-Knapp, die am 15. Juli 1914 über „Die Hausfrau nach dem bürgerlichen Gesetzbuch“ berichtete.

Der Höhepunkt der Vereinsgeschichte war die Ausrichtung der 13. Jahreshauptversammlung des Vereins Frauenbildung – Frauenstudium, die vom 25. Mai bis 27. Mai 1911 in Tübingen stattfand. Die Tübinger Ortsgruppe unter der Leitung von Bertha Reinhardt hatte den Kongress organisiert. Am 25. Mai 1911 konnte Bertha Reinhardt die Versammlung vor ungefähr 200 Personen im Museum, am Lustnauer Tor, eröffnen. Der Saal war prächtig mit Garten- und Feldblumen geschmückt. In ihrer Eröffnungsrede zog die Vorsitzende Bertha Reinhardt Bilanz über die Arbeit des Vereins und bemerkte: "Viele unserer Forderungen, zumal auf dem Gebiete des höheren Bildungswesens haben sich hier [Tübingen] so voll verwirklicht, wie wir es vor 10 Jahren noch gar nicht hoffen wagten. Einen wirklichen Widerstand, besonders in der Sache des Frauenstudiums gab es hier überhaupt nicht zu brechen. Weit hinauf lassen sich die Spuren verfolgen, daß es den Frauen in Tübingen vergönnt war, am Brunnen der Weisheit mitzuschöpfen. Und es ist und bleibt eine geschichtliche Freude zu wissen, daß bei der Gründung der Universität eine Frau in edelstem Eifer und persönlicher Opferwilligkeit mitgewirkt hat, das Werk zu schaffen. Klar und deutlich nennt Eberhard in der Stiftungsurkunde seine Mutter Mechthild als seine Mitarbeiterin an dem Werk, und wir haben die Belege, daß sie nicht nur zur Dotation der ersten Lehrstühle auf einen bedeutenden Teil ihres Widums verzichtete, sondern daß sie in der Tat die geistige Vermittlerin zwischen ihrem Sohn und der neu aufblühenden Hochschule gewesen ist. Es ist interessant zu forschen, wie diese geistvolle, natürliche und herzensfröhliche Frau – an der Wende zweier Seiten stehend – die neue durch den italienischen Humanismus in Süddeutschland einziehende Kultur mit Feuereifer erfaßte und sich und ihre Umgebung und ihre gelehrten Freunde mit diesem neuen Leben erfüllte. Mir ist

⁵⁵ Vgl. die Aufstellung bei Edith Glaser: Hindernisse, Umwege, Sackgassen, 1992 S. 218 mit Anm. 429 und 430.

das Bild dieser Fürstin, wie es in die Geschichte Tübingens verwoben ist, wie ein Stück Symbolik, wie ein ferner Gruß für unseren heutigen Abend."⁵⁶

Welche Bedeutung der Jahreshauptversammlung beigemessen wurde, zeigte sich an der Teilnahme von Oberstudienrat Dr. Friedrich Schwend, als Vertreter des Kultministeriums, Abteilung für höhere Schulen, Prof Dr. Heck, Rektor der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Prof Dr. von Rümelin, Kanzler der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Polizeihauptmann Lempp, als Vertreter des Oberbürgermeisters, sowie die Rektoren Prof. Knapp, Krimmel (Vorstand der Oberrealschule) und Dr. Stahlecker. Allen angeführten dankte Bertha Reinhardt am Schluss ihrer Eröffnungsrede für ihr Erscheinen.

Im Anschluss an Bertha Reinhardt begrüßte Rektor Heck die Versammlung. Er überbrachte Glückwünsche der Universität und betonte, wie sehr er sich freue hier zu sein, da er schon seit geraumer Zeit die Bestrebungen des Vereins Frauenbildung – Frauenstudium mit Sympathie verfolge. Er hob den politisch unabhängigen Charakter des Vereins hervor. "Ihren Bestrebungen ist auch schon sehr viel gelungen, namentlich was die Oeffnung des Unterrichtswesens und der Universität für die Frauen anbelangt. Wir sehen hier in Tübingen in jedem Semester mit großer Freude die Zahl der weiblichen Studierenden wachsen, und ich glaube, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo auch Frauen in Deutschland der Zutritt zum Lehrkörper möglich sein wird, wie es in anderen Ländern bereits der Fall ist."⁵⁷

Im Namen der an der hiesigen Universität immatrikulierten Damen ergriff danach Fräulein Hähnle⁵⁸ das Wort. Sie bemerkte, dass die segensreiche Wirkung des Vereins für die Zulassung der Frauen zur Universität von der "jetzigen studierenden Generation ... bisweilen gar nicht mehr so zu schätzen" gewusst wird "oder [sie] nimmt es vielmehr als etwas Selbstverständliches hin." "Die jetzige Generation heimst ohne Kampf die Früchte ihrer Arbeit [des Vereins Frauenbildung – Frauenstudium] ein. Im laufenden Semester sind 43 Studentinnen an der hiesigen Universität voll immatrikuliert. Das ist ein Beweis dafür, was sie auf diesem Gebiet bereits errungen haben."⁵⁹

⁵⁶ Zitiert nach dem Bericht in der Tübinger Chronik Nr. 121 vom Freitag den 26. Mai 1911, Weitere Ausführung zu dem Kongreß ebenda. Vgl. auch die Ausführungen in Edith Glaser, Hindernisse, Umwege, Sackgassen, 1992 S. 218-221.

⁵⁷ Tübinger Chronik Nr. 121, 26. Mai 1911.

⁵⁸ Klara Hedwig Hähnle, geb. 15.5.1882 in Mergentheim, 1907-1908 Höhrerin in Tübingen, 1910-1911 als extraord. Studentin der Neuphilologie in Tübingen immatrikuliert. Lehrerin in Tübingen an der höhreeren Schule für Mädchen. Nach dem Tode Bertha Reinhardts veröffentlichte sie ein Biogramm und Nachruf im Mitteilungsblatt der Lehrerinnen-Vereinigung Nordwürttemberg-Nordbaden Nr. 8. (1949), 1-8. Studentenakten Klara Hähnle im Universitätsarchiv Tübingen 259/737 und 258/6332.

⁵⁹ Tübinger Chronik Nr. 121, 26. Mai 1911.

Die Tübinger Abteilung des deutsch-evangelischen Frauenbundes überbrachte durch Frau Marie von Froriep⁶⁰ Grüße. Beide Vereine würden in Tübingen immer Hand in Hand arbeiten und gegenseitige Förderung erfahren.

Am nächsten Tag fand der öffentliche Vortrag von Helene Lange im bis zum letzten Platz besetzten großen Museumssaal statt. Sie sprach über das Thema "Zwischen sechzehn und achtzehn". Nach kurzer Begrüßung durch die Vorsitzende des Gesamtvereins Adelheid Steinmann stieg Helene Lange mit der Frage „Was machen wir mit unseren Mädchen zwischen 16 und 18?“ in ihre Rede ein. Helene Lange berichtete von den Frauenschulen in Preußen, deren Lehrinhalte sie kritisierte. Die Frauenbewegung solle die Frauenschule aber trotz des Misslingens in Preußen nicht von ihrer Agenda streichen, sondern mit neuen Zielen weitere Versuche wagen.

Am Freitag dem 26. Mai fand die Jahresversammlung statt. Dort begrüßte die Gesamtvorsitzende Adelheid Steinmann⁶¹, es sprach Prof. Dr. Friedrich Schwend⁶² von der Ministerialabteilung für die höheren Schulen über die Veränderungen im Mädchenschulwesen in Württemberg. Danach überbrachte Dr. Eugen Stahlecker, Rektor und Vorstand der höheren Mädchenschule in Tübingen, im Auftrag des württembergischen Zweigvereins für das höhere Mädchenschulwesen Grüße und betonte, dass ihr Verein es voll anerkenne, dass der Verein Frauenbildung und Frauenstudium die Stellung der Mädchenschule und der Lehrerinnen gehoben habe.

Den Abendvortrag an diesem Tag hielt Gertrud Bäumer über die "Aufgaben der Gebildeten im öffentlichen Leben". Sie "übte zwar nicht solch scharfe Kritik an den Studentinnen wie zuvor Klara Hähnle an ihren Kommilitonen, mahnte aber, 'sich nicht fern zu halten von der Frauenbewegung und vom öffentlichen Leben überhaupt, sondern durch ihre Mitwirkung des Uebeln steuern zu helfen.'"⁶³

Bereits im nächsten Jahr fuhr Bertha Reinhardt nach Berlin, um den deutschen Frauenkongress vom 27. Februar bis 1. März 1912 zu besuchen. Da der Kongress in die Schulzeit fiel, benötigte Bertha Reinhardt eine Beurlaubung, die ihr gewährt wurde. Ihr

⁶⁰ Ehefrau von August von Froriep (1849-1917), Prof. für Anatomie in Tübingen, Enkel des schon 1808-1815 als Chirurg und Anatom in Tübingen wirkenden Prof. Ludwig von Froriep. Aus: Hundertfünfzig Jahre Anatomie auf dem Österberg von Klaus D. Mörike. In: Tübinger Blätter 71/1984. Vgl. NDB Bd. 5, S. 663; NDB Bd. 22, S. 208.

⁶¹ Nachzulesen in Tübinger Chronik Nr. 122 vom 27. Mai 1911, Titelseite. Dort wird auch von der Natalie von Milde-Stiftung berichtet, deren Vorsitzende Fräulein Dr. von Lengefeld mitteilte, dass schon 2 Stipendien von je 500 M. auf drei Jahre vergeben wurden. Zu Natalie von Milde (1850-1906) vgl. NDB 17, 505f.

⁶² Friedrich Schwend war der Ehemann, der 1901 verstorbenen Schulgründerin des Stuttgarter Mädchengymnasiums Gertrud Schwend-Uexküll.

⁶³ Nach Edith Glaser, Hindernisse, Umwege, Sackgassen, 1992, S. 220.

Urlaubsgesuch begründete sie damit, dass sie der Frauenbewegung einen großen Ansporn und eine vertiefte Erkenntnis der Verantwortlichkeit in ihrem Berufsleben verdanke. Auch nehme sie als Vorsitzende der Abteilung Tübingen des Vereins Frauenbildung – Frauenstudium an der Arbeit, die der fortschreitenden Entwicklung des weiblichen Bildungswesens diene, regen Anteil.

Nach 1911 arbeitete die Ortsgruppe Tübingen vor allem für die Verbesserung der höheren Mädchenbildung in Württemberg und versuchte Einfluss auf die Reform derselben zu nehmen. Bei der Verbandstagung des Vereins 1912 stand die Koedukationsfrage, zu der u.a. der Leiter der Odenwaldschule Paul Geheeb geladen gewesen war, auf der Tagesordnung.⁶⁴ Die Reform der Mädchenbildung wurde im April 1914 durch die Veröffentlichung neuer Lehrpläne geregelt. Im Anschluss daran beschloss die Mitgliederversammlung der Ortsgruppe Tübingen, die inzwischen auf 94 Mitglieder angewachsen war, am 27. Mai 1914 eine Neuorientierung in der Vereinsarbeit.

Bei dieser Gelegenheit resümierte die Vorsitzende Bertha Reinhardt die Arbeit der vergangenen Jahre und kam zu dem Schluss, dass "durch die Zulassung der Mädchen zu den höheren Knabenschulen viele andere Wege" nun offen stünden und "die engeren Aufgaben zu einem gewissen Abschluß gebracht"⁶⁵ worden seien. Die Ortsgruppe wandte sich zukünftig vor allem sozialen Aufgaben zu und brachte dies auch durch eine Änderung des Vereinsnamens zum Ausdruck: Er nannte sich nun "Verein für Frauenbildung und Frauenarbeit", blieb aber eine Abteilung des Vereins „Frauenbildung – Frauenstudium“. Bertha Reinhardt legte ihre Arbeit als Vereinsvorsitzende nieder, ihre Nachfolgerin wurde Frau E. Schmidt. Als zweite Vorsitzende blieb Bertha Reinhardt jedoch noch bis mindestens 1918 dem Verein erhalten.⁶⁶ Die neue Tätigkeit scheint auch von den Vereinsmitgliedern angenommen worden zu sein, da sich die Mitgliederzahlen nicht groß änderten. Noch 1927, im letzten Jahr seines Bestehens, hatte der Verein 80 Mitglieder.⁶⁷

⁶⁴ Tübinger Chronik 23. Mai 1912.

⁶⁵ Tübinger Chronik 30. Mai 1914 zitiert nach Edith Glaser, Hindernisse, Umwege, Sackgassen, 1992, S. 221.

⁶⁶ Vgl. Jahresbericht des Vereins Frauenbildung – Frauenstudium und seiner Abteilungen, 1918, S. 47.

⁶⁷ Die Zahlen stammen aus dem Jahrbuch der Frauenbewegung, ab 1915 Jahrbuch des Bundes Deutscher Frauenvereine, Berlin. Im Einzelnen hatte die Ortsabteilung Tübingen des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium die folgenden Mitgliedszahlen: 1912: 88 Mitglieder (Vorsitzende Bertha Reinhardt, Neckarhalde 36), 1914: 94 Mitglieder, 1915, S. 174: 97 Mitglieder (Vorsitzenden E. Schmidt, Hölderlinstr. 31), 1927/1928: 80 Mitglieder (Vorsitzende Frau Baerlocher). Im Jahrbuch 1928-31 ist die Abteilung Tübingen nicht mehr verzeichnet.

Die Tätigkeit der Tübinger Ortsgruppe bis 1914 schätzte Edith Glaser so ein: "Die politisch wirkungsvolle Phase des Vereins "Frauenbildung – Frauenstudium", zumindest die der Tübinger Ortsgruppe, war mit der Reform des höheren Mädchenschulwesens in Württemberg 1914 beendet; ein Großteil der ursprünglichen Vereinsziele waren realisiert worden. Mit Beginn des Ersten Weltkrieges traten andere Sorge und Nöte in den Mittelpunkt. Die engagierteste Frau des Vereins Bertha Reinhardt, hatte sich bereits in den letzten Vorkriegsjahren aus dem aktiven Vereinsleben zurückgezogen. Es war vor allem ihr Verdienst gewesen, daß die Tübinger Ortsgruppe in der kleinstädtischen Öffentlichkeit großes Ansehen genoß. Die zahlreichen Vorträge über die Ziele der Frauenbewegung sowie die öffentlichen Vortragszyklen, für die sie Tübinger Professoren gewinnen konnten, trugen mit dazu bei, der Etablierung des Frauenstudiums in Tübingen den Weg zu bahnen."⁶⁸

Für die Tübinger Studentinnen wurde sie jedoch vor allem auch durch ihr ganz praktisches Engagement zu einer überaus wichtigen Persönlichkeit. Die Bedeutung Bertha Reinhardts für die Tübinger Studentinnen beschreibt ihre Biographin Klara Hähnle folgendermaßen: "Für die Zulassung von Frauen zur Universität hatte sie all die Jahre her vom Verein Frauenbildung – Frauenstudium aus durch Vorträge und durch Eingaben an Landtag und Regierung gekämpft. 1904 wurden die Schülerinnen des Mädchengymnasiums zum Studium zugelassen. (...) Bertha Reinhardt empfing die Studentinnen mit offenen Armen. Zu ihr kamen sie, wenn sich irgendwelche Schwierigkeiten erhoben. Daß weibliche Wesen die Universität betraten, war ja ein unerhörter Einbruch in eine jahrhundertealte Tradition. Manchen Professoren erschien es damals als eine ganz unmögliche Zumutung, Frauen unter ihren Zuhörern zu haben. Wenn wir in Tübingen offene Türen fanden, verdanken wir es in hohem Maße Bertha Reinhardts Einfluß. Sie kannte die meisten Professoren persönlich und glich Missverständnisse und Gegensätze aus, ehe sie zu Streitigkeiten wurden."⁶⁹

Noch vor dem 1. Weltkrieg baute Bertha Reinhardt auf Ihrem Anwesen „Viehweidle“ ein Haupthaus und später einige Gartenhäuschen. Sie vermietete darin Zimmer an Studentinnen, die oft Schwierigkeiten hatten, eine bezahlbare Unterkunft zu bekommen. Im „Viehweidle“ bot Bertha Reinhardt den Studentinnen viel mehr als nur bewohnbare Zimmer. Sie schuf eine Gemeinschaft, in der die Studentinnen auch ideelle Unterstützung fanden. Es wurde diskutiert – über das Studium, aber auch über Fragen der Lebensgestaltung und

⁶⁸ Edith Glaser, Hindernisse, Umwege, Sackgassen, 1992, 221.

⁶⁹ Klara Hähnle: Berta Reinhardt (1866-1944) In: Mitteilungsblatt der Lehrerinnen-Vereinigung Nordwürttemberg-Nordbaden Nr. 8 (1949), S. 4.

vieles andere mehr. Während der wirtschaftlichen Notzeiten nach dem ersten Weltkrieg wurde der große Garten bestellt und Vieh gehalten, um die Studentinnen auch mit Lebensmitteln zu versorgen.

Zu ihrem 60sten Geburtstag am 21. März 1926 erschien in der Württembergischen Lehrerinnenzeitung die Widmung "Unsrer Bertha Reinhardt zum 60 Geburtstag" von Hedwig Dieterle.⁷⁰ Dort wurde eine große Schar an Gratulantinnen aufgezählt, ehemalige Schülerinnen der höheren Mädchenschule in Hall, der Lehrerinnenverein, den sie mit aus der Taufe gehoben hatte, die Schar der Schülerinnen der Tübinger Mädchenrealschule und die akademische Jugend, die „in Berta Reinhardts schönem Garten und rosenumwachsenen weißen Haus, auf dem ‚Vieweidle‘... nicht bloß sonnige Stunden reiner und edler Jugendfreude erlebt, sondern Trost und Rat in allen Nöten [des] Leibes und der Seele, heimatliche Wohnung und mütterliche Pflege gefunden [habe]“ Darüber hinaus kamen die Gratulationen auch aus den Vereinen Frauenbildung – Frauenstudium, dem Verein für das höhere Mädchenschulwesen, dem Verein Volkswohl und von den Freunden aus der demokratischen Partei, die sie alle tatkräftig und mit schöpferischer Arbeit unterstützte.

Der 60ste Geburtstag bezeichnet auch das Jahr ihres Rückzuges aus dem Schulleben. Vermutlich hatten sie gesundheitliche Probleme dazu bewegt, vorzeitig in den Ruhestand zu gehen. Nach langer schwerer Krankheit starb Bertha Reinhardt mit 78 Jahren am 21. September 1944 in Tübingen. „Leben war für sie Wirken. Oft sagte sie in ihrer Krankheitszeit: ich will ich selbst bleiben. Das bedeutet: ich will nicht aufhören zu wirken. Ihr Sein erfüllte sich im Wirken“.⁷¹ So versuchte sie auch über ihren Tod hinaus zu wirken. In ihrem Nachlass bestimmte sie, dass bis 30 Jahre nach ihrem Tod die Zimmer auf Ihrem Anwesen nur an Studentinnen vermietet werden durften, eine Regelung, an die sich ihre Erben strikt hielten. Zu ihrem 79. Geburtstag, der am 27. März 1945 gewesen wäre, erschien eine einspaltige Widmung im neugegründeten Tübinger Tagblatt mit dem Titel "Erinnerungen an Bertha Reinhardt". „Mit ihr ist eine Persönlichkeit aus Tübingen hinweggegangen, die für viele Studentinnen und Studenten, Frauen und Männer der Inbegriff des freien, edlen, geistig-gesellschaftlichen Lebens der Universitätsstadt war.“⁷² Ein ausführliches Lebensbild wollte

⁷⁰ Württembergische Lehrerinnenzeitung 6 Jg. 5/1926 S. 162.

⁷¹ Klara Hähnle, Berta Reinhardt (1866-1944). Ein Lebensbild. In: Mitteilungsblatt der Lehrerinnen-Vereinigung Nordwürttemberg-Nordbaden 8 (1949), S. 6.

⁷² Tübinger Tagblatt vom 19.3.1945.

Klara Hähnle veröffentlichen, doch verhinderte ihr plötzlicher Tod die Fertigstellung und Drucklegung. Eine gekürzte Fassung des Lebensbildes konnte dann 1946 in dem Mitteilungsblatt der Lehrerinnen-Vereinigung Nordwürttemberg-Nordbaden erscheinen.⁷³

⁷³ Klara Hähnle, Berta Reinhardt (1866-1944). Ein Lebensbild. In: Mitteilungsblatt der Lehrerinnen-Vereinigung Nordwürttemberg-Nordbaden 8 (1949), S. 1-8. Mit einem Vorwort von Vera Vollmer. Klara Hähnle war 1920-1933 und 1946 bis zu ihrem plötzlichen Tod 1948 Vorsitzende des Württembergischen Lehrerinnenvereins, den Bertha Reinhardt mitbegründet hatte.

Karoline Breitinger (1851-1932)

von Corinna Schneider

Karoline Breitinger⁷⁴ wurde am 4. Mai 1851 in Künzelsau als jüngste Tochter des örtlichen Kupferschmiedes Heinrich Breitinger geboren. Sie war die jüngste von sieben Geschwistern und verlor schon 1855 ihre Mutter. Nach dem Tode ihres Vaters 1871 lebte sie bei ihrem älteren Bruder in Salzburg, Österreich. Mit dem väterlichen Erbe von über 7000 Gulden konnte sie ihren weiteren Lebensweg bestreiten.⁷⁵

Von 1881 bis 1886 besuchte sie das Pädagogium in Linz und absolvierte eine Ausbildung zur Lehrerin, die sie 1886 erfolgreich mit dem Erwerb der Lehrbefähigung für Volks- und Bürgerschulen abschloss. Auf Betreiben ihrer Verwandten kehrte Karoline Breitinger 1886 nach Württemberg zurück, um im selben Jahr in Markgröningen das Lehrerinnendiplom für Volksschulen zu erwerben. Doch es hielt sie nicht in Württemberg und auch der Lehrerinnenberuf schien nicht das Richtige für sie zu sein.

Mit 38 Jahren konnte sie 1889 beginnen ihren Traum, Ärztin zu werden, zu realisieren. Karoline Breitinger siedelte nach Zürich über und besuchte vom Sommersemester 1889 an naturwissenschaftliche Vorlesungen an der medizinischen Fakultät Zürich, nachdem sie zuvor Prüfungen vor der Maturitätskommission in den Fächern Deutsch, Latein, Mathematik und Naturgeschichte abgelegt hatte. Diese Prüfung wurde ihr jedoch nicht als schweizerisches Abitur anerkannt. Ein Anrecht auf Prüfung und Promotion erwarb sie mit der Prüfung vor der Maturitätskommission zu Beginn ihres Studiums nicht. Dennoch konnte sie nach vier Jahren Studium der Naturwissenschaften in Zürich zum Sommersemester 1891 von Zürich nach Bern wechseln und dort ihr Studium der Medizin schließlich mit der Promotion abschließen. Im November 1896 wurde ihre Promotion mit einer Arbeit über den Kindsmord von der medizinischen Fakultät Bern angenommen.⁷⁶ Die Wahl des

⁷⁴ Vgl. die biographischen Daten auf den Seiten der Freien Universität Berlin "Dokumentation: Ärztinnen im Kaiserreich" unter Breitinger, Karoline, Ärztin, <http://www.fu-berlin.de>. und Johanna Bleker, Sabine Schleiermacher, Ärztinnen aus dem Kaiserreich, Lebensläufe einer Generation, Weinheim 2000, S. 239f u. ö.

⁷⁵ Vgl. Barbara Jost, Karoline Breitinger - erste württembergische Ärztin. In: Stadt Esslingen, Frauenbeauftragte (Hrsg.), Frauen leben Geschichte. Ein Weg durch Esslingen, Esslingen 1996, S. 108-113.

⁷⁶ Karoline Breitinger, Über den Kindsmord, dessen verschiedene Arten und die Mittel seiner Verhütung, Bern, Diss. Med. v. 11.11.1896.

Dissertationsthemas „Über den Kindsmord, dessen verschiedene Arten und die Mittel seiner Verhütung“ ist bemerkenswert, da "Frauenthemen" damals noch nicht üblich waren. Wohl wissend, dass sie mit ihrem ausländischen Doktordiplom nicht ohne weiteres in Deutschland als Ärztin würde arbeiten können, bemühte sich Karoline Breitinger noch von Bern aus um die Möglichkeit, in Tübingen das Staatsexamen ablegen zu können.

Bereits im März 1896 brachte sie ihr Gesuch, in Tübingen als Hörerin zu den Medizinischen Staatsexamensfächern zugelassen zu werden, sowohl an der Universität Tübingen, als auch beim König von Württemberg vor. Schon die erste Stellungnahme der medizinischen Fakultät vom 31. März 1896 zeigte, wo die Schwierigkeiten lagen. Ohne prinzipiell auf die Frage der Zulassung von Frauen zum Medizinstudium einzugehen, stellte die Medizinische Fakultät fest, dass Karoline Breitinger die formalen Voraussetzungen für die Zulassung zum medizinischen Staatsexamen fehlten. Sie habe kein Reifezeugnis eines deutschen humanistischen Gymnasiums, das für die Zulassung zum Medizinstudium notwendig sei. Für die Zulassung zum Staatsexamen bräuchte sie außerdem noch neun Semester Studium an einer reichsdeutschen Universität und die bestandene Vorprüfung für Ärzte.⁷⁷

Das ausländische Studium und das Doktorexamen aus Bern wurden nicht berücksichtigt. Nach Eingaben ans Ministerium für Kirchen- und Schulwesen wurde ihr zwar die Möglichkeit des Hörerinnenstatus angeboten, doch zugleich darauf hingewiesen, dass Hörerinnensemester nicht auf die Zulassung zum Staatsexamen angerechnet werden würden. Noch im gleichen Jahr bemühte sich Karoline Breitinger erneut um die Zulassung zum Staatsexamen, diesmal über ein Gesuch beim Innenministerium. Erneut wurde die Medizinische Fakultät um ein Gutachten gebeten und das Ergebnis war das Gleiche wie noch im März. Da sie an die bestehenden Gesetze gebunden seien, die das Reifezeugnis eines humanistischen Gymnasiums, neun Semester Studium und die bestandene ärztliche Vorprüfung forderten, könnten sie Frau Breitinger nicht zum Staatsexamen zulassen. Dies bestätigte der Erlass des Innenministeriums vom 12. Januar 1897, doch zugleich wurde ihr ausdrücklich erlaubt, den ausländischen Dokortitel zu führen. Allerdings musste sie darauf hinweisen, dass sie nicht in Deutschland approbiert sei.

Endlich konnte sich Karoline Breitinger im März 1897 in Esslingen als praktische Ärztin niederlassen. Ihr Haus zierte ein Schild mit der Aufschrift "Dr. med. diplom. in Bern", um dem ministerialen Erlass genüge zu tun. Die fehlende deutsche Approbation bereitete ihr immer

⁷⁷ Rupp, Elke: Der Beginn des Frauenstudiums an der Universität Tübingen, Tübingen 1978, S. 44-51 hier S. 44. und Sonja Hosseinzadeh: Karoline Breitinger. In: Ulrich Fellmeth (Hrsg), Margarete von Wrangel und andere Pionierinnen. Die ersten Frauen an den Hochschulen in Baden und Württemberg, St. Katharinen, 1998, S. 215-218.

wieder Schwierigkeiten und führte sogar zu Anklagen bei Gericht, dass sie zu unrecht den Dokortitel führe. Zudem durfte sie keine Medikamente verschreiben. Bis 1907 bemühte sich Karoline Breitinger vergeblich darum, das medizinische Staatsexamen an einer reichsdeutschen Universität ablegen zu dürfen. Das fehlende Abitur ließ sie immer wieder scheitern und sogar eine Petition an den württembergischen Landtag zusammen mit 1400 Unterschriften Esslinger Frauen, die ihre langjährige, vorwurfsfreie Praxis unterstützten, verfehlte das Ziel, ihr eine Sondergenehmigung zur Immatrikulation an einer Universität zu verschaffen.⁷⁸ 1905 kam ihr dann eine Änderung der Prüfungsvorschriften im Medizinstudium zugute, denn nun wurden auch Oberrealschulabiturientinnen zum Studium zugelassen. Seit dem Wintersemester 1905/1906 studierte Karoline Breitinger – inzwischen 54 Jahre alt – in Straßburg wieder Medizin. Doch erst nach weiteren Sondergenehmigungen wegen ihres fehlenden Abiturs konnte sie am 24. Februar 1908 die ärztliche Vorprüfung und ein Jahr später das Staatsexamen ablegen. Nun hatte sie ihr Ziel erreicht, sie war in Deutschland approbierte Ärztin. Nach der Arbeit in verschiedenen Krankenhäusern bis 1911 kehrte sie nach Esslingen zurück und praktizierte dort noch zwanzig Jahre. Am 6. September 1932 verstarb sie mit 81 Jahren in Esslingen.

Im Jahr 1975 wurde Karoline Breitinger in Esslingen 43 Jahre nach ihrem Tod im Zuge der Eingemeindung von Zell und Berkheim eine Straße gewidmet. Die auf dem Hegensberg befindliche Gartenstraße erhielt den Namen Breitingerstraße. Zu Recht bedauert Frau Jost in ihrem Beitrag für das Frauengeschichtsbuch der Stadt Esslingen die Tatsache, dass die Straße nicht den Namen Karoline-Breitinger-Straße erhielt.⁷⁹

⁷⁸ Detaillert vgl. Hosseinzadeh und Rupp wie Anm. 4.

⁷⁹ Barbara Jost wie Anm. 2.

Maria Caroline Bidlingmaier (1882-1917)

von Corinna Schneider

Am 31. März 1882 wurde Maria Caroline Bidlingmaier in Laufen als eines von acht Kindern des Schullehrers und späteren Oberlehrers Christoph Bidlingmaier (* 1832) und seiner Frau Maria Wöhr (* 1840) geboren. Die beiden jüngsten Schwestern Maria und Johanna (* 1885) waren lebenslang eng verbunden. Sie besuchten gemeinsam die Schule in Laufen und legten die mittlere Reife ab. Danach machten sie miteinander "das Maturum in Heilbronn"⁸⁰ und eine Ausbildung zur Volksschullehrerin.

Gemeinsam begannen sie ihr Studium in München im Wintersemester 1910/11, Johanna belegte Medizin und Maria Staatswissenschaften. Nach zwei Semestern studierte Maria in Freiburg im Breisgau weiter und wechselte schließlich im Sommersemester 1914 an die Universität Tübingen. In Tübingen studierte sie bei dem renommierten Staatswissenschaftler Prof. Carl Fuchs und promovierte ein Jahr später bei ihm als erste Doktorandin mit einem Frauenthema: "Die Bäuerinnen in zwei Gemeinden Württembergs, Kleinaspach in den Löwensteiner Bergen und Lauffen". Der Ansatz und das methodische Vorgehen ihrer Dissertation, in der sie qualitativ und quantitativ den Einfluss der Rationalisierung in der Landwirtschaft auf die Bäuerin in einer Gemeinde mit Industrie und Verkehr in der Nähe einer größeren Stadt (Lauffen am Neckar) und einer Gemeinde ohne Industrie (Kleinaspach) untersuchte, wurde wegweisend für nachfolgende kulturwissenschaftliche Studien.

Nach ihrer Promotion arbeitete Maria Bidlingmaier in Berlin bei der Zentraleinkaufsgesellschaft. Doch schon am 22. Januar 1917 erlag sie im Alter von 35 Jahren einer schweren Lungenentzündung in Stuttgart.

Den Druck ihrer Dissertation hat Maria Bidlingmaier nicht mehr erlebt. 1918 gab ihr wissenschaftlicher Lehrer Carl Fuchs die Arbeit heraus und schloss sein Vorwort mit den Worten: „Ihr früher Tod ist ein grosser Verlust für die Heimat und besonders für die schwäbische Bäuerin, die auf dem Gebiet der ländlichen Wohlfahrtspflege noch viel von ihr hätten erwarten dürfen. Sie war ein prächtiges Menschenkind – Ehre ihrem Andenken!“

⁸⁰ Vgl. Christel Köhle-Hezinger, Maria Bidlingmaier (1882-1917), Staatswissenschaftlerin und Bäuerinnenforscherin. In: Frauen im deutschen Südwesten, Hrsg. von Birgit Knorr und Rosemarie Wehling, Stuttgart 1993, S. 249-255 mit weiterführender Literatur.

Die Kulturwissenschaftlerin Christel Köhle-Hezinger nahm sich mehr als 70 Jahre später ihrem Andenken an und gab die Doktorarbeit von Maria Bidlingmaier 1990 mit einem Nachwort, Anmerkungen und Literaturhinweisen, sowie einem dokumentarischen Anhang als Nachdruck der Ausgabe von 1918 wieder heraus.

Vera Vollmer (1874-1953)

von Corinna Schneider

Vera Vollmer wurde am 9. Mai 1874 als Tochter des königlichen Oberschlossinspektors Robert Vollmer (1836-1892) und der Hofdame und Vorleserin der Königin, Olga Theresa Wagner (1840-1906), in Stuttgart geboren. Von 1881 bis 1890 besuchte sie das Königin-Katharinenstift in Stuttgart. Danach lebte sie zu Hause und lernte Haushaltsführung, Kochen, Weiß- und Kleidernähen. Von 1896-1899 ließ sie sich am höheren Lehrerinnenseminar in Stuttgart zur Lehrerin für höhere Mädchenschulen ausbilden. Anschließend war sie bis 1919 im Schuldienst tätig. Sie unterrichtete beispielsweise von 1905-1907 am Königin-Katharinen-Stift, ihrer alten Schule.

Nachdem 1906 Frauen, die das Lehrerinnenseminar erfolgreich abgeschlossen hatten, die Möglichkeit eröffnet wurde, ein Universitätsstudium aufzunehmen, ließ sich Vera Vollmer für die Jahre 1907 bis 1910 beurlauben. Ihr größter Wunsch zu studieren konnte nun in Erfüllung gehen. Seit dem Wintersemester 1907/1908 studierte sie in Tübingen Deutsch, Englisch, Französisch, Geschichte, Geographie, Psychologie und Pädagogik. 1910 schloss sie das Studium mit der ersten Dienstprüfung ab. Das darauf folgende Referendarjahr absolvierte sie am Königin-Katharinen-Stift und mit dem Ablegen der zweiten Dienstprüfung 1911 beendete sie die universitäre Ausbildung zur Lehrerin.

Von Ostern 1912 - Ostern 1914 übernahm sie die Leitung des Prieser'schen Instituts, einer höheren Mädchenschule in Stuttgart. Daneben blieb sie wissenschaftlich tätig und erwarb 1914 als erste Frau im Fach Germanistik an der Universität Tübingen den Dokortitel. Am 28. Mai 1914 wurde Vera Vollmer "summa cum laude" mit ihrer mediävistischen Arbeit „Die Begriffe der Triuwe und der Staete in der höfischen Minnedichtung“ bei Hermann Fischer promoviert.⁸¹ Noch bis 1921 blieb sie als Hauptlehrerin für die Oberklassen an der Königin-Charlotte-Realschule im Schuldienst tätig.

Am 26. April 1921 wurde Vera Vollmer als erste Frau ins württembergische Kultusministerium als Regierungsrätin und Referentin für das Mädchenschulwesen berufen. Bis 1942 kämpfte sie auf ihren drei wesentlichen Arbeitsfeldern – Weiterbildung der schulentlassenen Mädchen, Ausbau des höheren Mädchenschulwesens und Staatliche

⁸¹ Vgl. Gerd Simon: Zur Geschichte des Deutschen Seminars der Universität Tübingen, ohne Datum auf: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeschDtSeminar.htm>.

Ausbildung von Fachlehrerinnen – um Verbesserungen, Einrichtung von Schulen und Gründung von Seminaren. Rückblickend schrieb sie 1950 über ihre Tätigkeit: "Dies scheint mir heute noch die Hauptaufgabe auf weiblichem Gebiet zu sein: die Frauen aller sozialen Schichten sollten auf ihrem Gebiet gebildeter sein"⁸².

Ihr war es gelungen, systematische Ausbildungen für Berufe wie Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen und Jugendleiterinnen mit vergleichbaren Anforderung und Abschlüssen durchzusetzen. Ungelernte Arbeiterinnen und Hausfrauen konnten sich in einem einjährigen Kurs, der so genannten Frauenschulklasse, weiterbilden und neben der praktischen Ausbildung in Hauswirtschaft auch über die Rolle der Frau in der Gesellschaft nachdenken. Die Ausbildung der Hauswirtschafts- und Handarbeitslehrerinnen nahm sie, in dem von ihr gegründeten hauswirtschaftlichen Seminar in Kirchheim/Teck, selbst in die Hand.

Aufgrund des Kriegsausbruchs blieb Vera Vollmer über die Ruhestandsgrenze in ihrem Amt, erst 1942 gab sie ihre Tätigkeit auf. Bis zu ihrem Tod 1953 blieb sie beratend, wissenschaftlich und publizistisch tätig. Am 3. April 1953 starb Vera Vollmer, die "Wegweiserin der Mädchenbildung", wie sie in einer Würdigung ihres Lebens genannt wurde, in Stuttgart mit 88 Jahren.⁸³

⁸² Nach Ingrid Retzlaff-Mahlstedt, Vera Vollmer (1874-1953), Frauen aller Schichten sollten gebildeter sein. In: Frauen im deutschen Südwesten. Hrsg. von Birgit Knorr und Rosemarie Wehling, Stuttgart 1993, S.242-248, hier S. 242.

⁸³ Mascha Riepl-Schmidt, Vera Vollmer, Sofie Reis, Helene Reis - Frauenbildung und Frauenstudium. In: Mascha Riepl-Schmidt, Wider das verkochte und verbügelte Leben, Frauenemanzipation in Stuttgart seit 1800, Stuttgart 1990, S. 183-197, hier S. 192f.

Vgl. auch Ilse Brehmer und Karin Ehrich. Mütterlichkeit als Profession? Lebensläufe deutscher Pädagoginnen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, Bd. 2 Kurzbiographien, Pfaffenweiler 1993, S. 276-278.

Hildegard Gauger (1890-1975)

von Corinna Schneider

Hildegard Gauger wurde am 5. April 1890 in Böblingen als Tochter des Stadtpfarrers Samuel Gauger und seiner Ehefrau Hedwig Josenhans geboren. Ihre Schulbildung erhielt sie seit 1897 an der höheren Mädchenschule in Stuttgart. Bevor sie 1909 mit der Ausbildung zur Sprachlehrerin in Stuttgart begann, verbrachte sie ein Jahr in der französischen Schweiz. Nach ihrem Examen in Frankfurt am Main 1911 wirkte sie zunächst als Sprachlehrerin an Stuttgarter Mädchenschulen.

Aber schon 1913 wagte sie, trotz einer früh aufgetretene Gehbehinderung, den mutigen Schritt nach England, wo sie sich in London und Oxford dem Studium der englischen Sprache und Kultur widmete. In Oxford erwarb sie den Certificate of Proficiency in Written and Spoken English mit Auszeichnung. Zurück in Deutschland übernahm sie 1915 eine Lehrervertretung an der Realschule in Metzingen, bevor sie mit dem Besuch des Höheren Lehrerinnenseminars in Stuttgart 1916 begann. Nach dem Erwerb des Examens im Jahr 1918 hatte sie die formale Voraussetzung an einer Universität zu studieren. Das Studium der Neuphilologie konnte sie beginnen, nachdem sie das Graecum und Latinum nachgeholt hatte. Sie studierte in Tübingen und Berlin und beendete ihr Studium 1922 sowohl mit dem Staatsexamen als auch mit dem Dokorexamen. Der Titel ihrer Doktorarbeit lautete: "Das Adverb als Gefühlsträger im Englischen und Deutschen".

Zunächst war der Beruf der Lehrerin ihr Ziel. Sie legte nach dem Referendariat 1923 das zweite Staatsexamen ab. Anschließend trat sie jedoch nicht in den Schuldienst an einem Gymnasium ein. Ihr Doktorvater Wilhelm Franz, an dessen berühmter Shakespeare-Grammatik sie mitarbeitete, holte sie als Assistentin und Lektorin nach Tübingen. Hier widmete sich Hildegard Gauger besonders der Lehrer- und Lehrerinnenausbildung. Während ihrer mehr als 20 Jahre währenden Wirkung als Assistentin an der Universität reiste sie fast jedes Jahr zu Studienzwecken und zum wissenschaftlichen Austausch nach England. "Der Schwerpunkt und ihre Stärke lag in einer streng philologisch fundierten, aber kultur- und

religionsgeschichtlich ausgerichteten Anglistik, die dem Verständnis der englischen Kultur und des englischen Persönlichkeitsideals dienen sollte."⁸⁴

Am 15. März 1944 gelang es Hildegard Gauger, sich mit der Arbeit "Die politische Redekunst Englands" zu habilitieren. Doch auch danach blieb ihr die Anerkennung ihrer wissenschaftlichen und lehrenden Tätigkeit an der Universität verwehrt. Zwei Monate nach ihrer Habilitation wurde sie zur planmäßigen Studienrätin ernannt und am 19.12.1947 zur planmäßigen Oberstudienrätin ohne Schulverpflichtung befördert. Gleichzeitig wurde sie zur außerplanmäßigen Professorin ernannt und erhielt somit das Recht, den Professorentitel zu führen. Das war zunächst die ganze Anerkennung für ihre nach der Dispensierung des Lehrstuhlinhabers der englischen Philologie 1945 übernommene Seminarleitung. Hildegard Gauger musste noch einmal drei Jahre warten, bis sie am 1. April 1950 zur außerordentlichen Professorin für Englische Philologie ernannt wurde. Damit war sie die erste Professorin in Tübingen.

Die letzte Weihe allerdings, die Ernennung zur ordentlichen Professorin, erreichte sie nicht mehr. Denn schon sechs Jahre nach ihrer Ernennung zur außerordentlichen Professorin wurde sie altershalber entpflichtet. Doch auch nach ihrem Ausscheiden aus dem Amt blieb sie mit ihren Schülern und Kollegen verbunden, die immer noch ihren Rat und ihre Hilfe suchten und erfuhren. Am 24. November 1975 starb Hildegard Gauger in Tübingen in ihrem 86. Lebensjahr. Im Jahr 1990 erinnerte Gerhard Müller-Schwefe an diese ungewöhnliche Frau, in der sich die "auf Wahrheit verpflichtete wissenschaftliche Akribie und aus christlicher Gesinnung erwachsende Tatkraft und Hilfsbereitschaft" aufs trefflichste vereinte.⁸⁵

⁸⁴ Gerhard Müller-Schwefe, Zur Erinnerung an Tübingens erste Professorin - Hildegard Gauger (geb. 1890). In: Tübinger Universitätszeitung 43 (16.7.1990), S. 19f.

⁸⁵ Gerhard Müller-Schwefe, Hildegard Gauger. In: Baden-Württembergische Biographien 2 (1999), 150-151.

Weitere Quellen waren: Jutta und Walter Rebmann, Die erste Tübinger Professorin - Hildegard Gauger (1890-1975). In: Frauenwege in Böblingen - Frauenporträts aus 7 Jahrhunderten, Böblingen 2000. (Im Internet einzusehen: <http://www.frauenbeauftragte.boeblingen.de/index.htm> unter Rubrik Archiv/Frauenwege...) und Universitätsarchiv Tübingen 155/2114 und 193/1886.

Sophie Ehrhardt (1902-1990)

von Bernd Grün

Sophie Ehrhardt (geb. 31.10.1902; gest. 02.10.1990), Anthropologin, erlangte als „Zigeunerforscherin“ eine traurige Berühmtheit: Unter der Leitung von Robert Ritter (1901-1951) war sie im „Dritten Reich“ im Auftrag des Reichsgesundheitsministeriums an der Erfassung, Kategorisierung und Selektion von Tausenden von „Zigeunern“, vor allem deutschen Sinti, beteiligt, die später größtenteils deportiert und in Konzentrationslagern ermordet wurden. Nach 1945 betreute sie Dissertationen und publizierte Aufsätze, die auf diesem, unter menschenunwürdigen Umständen gewonnenen Material basierten. Erst nach Protesten von deutschen Sinti wurde der Öffentlichkeit Ehrhardts Verstrickungen in die NS-Verbrechen bewusst.

Sophie Ehrhardt forschte auf allen möglichen Gebieten der Anthropologie⁸⁶. Sie beschäftigte sich mit der Vererbung von physischen Eigenschaften (über „Ringelhaare“⁸⁷ und über die „Deckfalte am menschlichen Auge“⁸⁸), mit der „rassischen Zusammensetzung“ von Regionen und Volksgruppen (Estland⁸⁹, Baltikum und Ostpreußen⁹⁰, Dobrudscha (Rumänien)⁹¹, Deutsches „Volk“⁹²), mit den Zusammenhängen bestimmter biometrischer Eigenschaften zum Nachweis von Verwandtschaftsverhältnissen für Vaterschaftsgutachten (v.a. die Hautleisten der Handflächen⁹³). Daneben forschte Ehrhardt auf dem Gebiet der

⁸⁶ Die nun folgende Zusammenstellen von Forschungsarbeiten von Sophie Ehrhardt stellt eine Auswahl dar. Sie hat insgesamt um die 50 Veröffentlichungen aufzuweisen.

⁸⁷ EHRHARDT (1932): Ringelhaare in der Familie E., in: ANTHROPOLOGISCHER ANZEIGER 8 (1932), Heft 3/4, S. 294-296.

⁸⁸ EHRHARDT (1951): Die Deckfalte am menschlichen Auge, in: ZEITSCHRIFT FÜR MORPHOLOGIE UND ANTHROPOLOGIE 43 (1951), S. 163-172.

⁸⁹ EHRHARDT (1933): Rassenzusammensetzung des estnischen Volkes, in: VOLK UND RASSE 6 (1933), Heft 4 und 6, S. 143-148 u. S. 190-198. EHRHARDT (1990): Setukesen. Eine Bevölkerungsgruppe zwischen Esten und Russen im südöstlichen Estland, in: HOMO 40 (1990), S. 159-175.

⁹⁰ EHRHARDT (1939): Zur Rassenkunde und Rassengeschichte der Baltischen Länder und Ostpreußens, in: Baltische Lande, Leipzig 1939, S. 87-166.

⁹¹ EHRHARDT (1934): Die Deutschen in der Dobrudscha, in: VOLK UND RASSE 8 (1934), Heft 8, S. 228-234. EHRHARDT (1937): Tataren in der Dobrudscha, in: VERHANDLUNGEN DER GESELLSCHAFT FÜR PHYSISCHE ANTHROPOLOGIE 8 (1937), S. 88-116.

⁹² EHRHARDT (1940): Das deutsche Volk, in: Hans REITER (1940) Hg.: Carl Flüggés Grundriss der Hygiene, bearbeitet von Eduard Boecker, 11. Auflage, Berlin, S. 11-22.

⁹³ Dieses Thema behandelte sie in ihrer unveröffentlichten Habilitation (vorhanden in der Universitätsbibliothek Tübingen), die 1950 angenommen wurde: EHRHARDT (1950): Morphologisch-genetische Untersuchungen am Hautleistensystem der Hand.

Evolutionsbiologie (über den Zwischenkieferknochen bei Menschenaffen⁹⁴) und der prähistorischen Anthropologie, indem sie sich an der Bestimmung von Skelettfunden bei zahlreichen archäologischen Ausgrabungen beteiligte (Skelettfunde der Urnenfelder- und Hallstattkultur⁹⁵). Dabei war sie während ihrer ganzen Wirkungszeit eine Vertreterin einer rassistischen, wertenden Anthropologie und einer radikalen „Rassenhygiene“⁹⁶, wobei sie auf diese Weise nicht nur auf „Zigeuner“ und „Juden“, sondern auch auf die „Vertreter der gelben und vorderasiatischen Rasse“⁹⁷ abzielte.

Sophie Ehrhardt wurde am 31. Oktober 1902 in Kasan (Russland) geboren, wo ihr Vater, der Pharmazeut Emil Ehrhardt (geb. 1867 in Wenden/Lettland) eine Apotheke betrieb. 1904 starb ihr Vater und ihre Mutter, Karoline Ehrhardt, geborene Thomson (geb. 1865 in Reval/Estland), zog mit ihren Kindern – Sophie Ehrhardt hatte eine zwei Jahre ältere Schwester – nach Dorpat (Estland) und eröffnete dort ein „kunstgewerbliches Geschäft“. Die Balten-Deutsche⁹⁸ Sophie Ehrhardt hatte Estland später häufig als ihre „Heimat“ bezeichnet. Nach der Vorschule (1909-1911) wechselte sie für ein Jahr an eine Privatschule und besuchte dann von 1912 bis 1916 ein russisches Privatgymnasium, und ab 1916 ein privates Mädchengymnasium, wo sie 1921 das Abitur ablegte. Ab Wintersemester 1921/22 studierte Ehrhardt an der Universität Dorpat Zoologie und wurde Mitglied einer akademischen Verbindung: des „Vereins deutsch-baltischer Studentinnen“ in Dorpat. 1926 schloss sie ihr Studium mit dem Magisterexamen ab. Ihre Abschlussarbeit beschäftigte sich mit der „Entwicklung der Sacralwirbel beim Hühnchen“⁹⁹. Zum Sommersemester 1927 kam Sophie Ehrhardt – ursprünglich als Austauschstudentin – nach München, wo sie an der dortigen Universität wiederum Zoologie studierte; der estnische Magisterabschluss wurde in Deutschland wohl nicht anerkannt. Ab Anfang März 1928 arbeitete sie zugleich an der statistischen Abteilung des Anthropologischen Instituts und an der Anthropologischen Staatssammlung. Im Juli 1930 wurde sie promoviert, ihre Dissertation hatte die Arbeitsteilung

⁹⁴ EHRHARDT (1931): Über das Verwachsen der Sutura incisiva bei Orang Utan und Hylobates, in: ANTHROPOLOGISCHER ANZEIGER 7 (1931), Heft 3/4, S. 106-116.

⁹⁵ Arbeiten zur prähistorischen Anthropologie machen gut ein Drittel aller ihrer Arbeiten aus. Ihre längste zusammenhängende Publikation: Sophie EHRHARDT / Peter SIMON (1971): Skelettfunde der Urnenfelder- und Hallstattkultur in Württemberg und Hohenzollern, (Naturwissenschaftliche Untersuchungen zur Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern 9), Stuttgart. (64 Textseiten, sowie Tabellen und Abbildung im Anhang)

⁹⁶ Siehe folgenden Aufsatz, auf den ich weiter unten genauer eingehen werde: EHRHARDT (1934): Das Bild des deutschen Menschen, in: ZEITSCHRIFT FÜR ÄRZTLICHE FORTBILDUNG, Jahrgang 1934, S. 259-265.

⁹⁷ EHRHARDT (1935): Die Dobrudscha als Einfallstor gelber und vorderasiatischer Rasse, in: ARCHIV FÜR RASSEN- UND GESELLSCHAFTS BIOLOGIE 29 (1935) 1. Heft, S. 42-56.

⁹⁸ Die deutsche Staatsbürgerschaft erhielt Ehrhardt am 24. Januar 1935 in München.

⁹⁹ Diese Arbeit blieb unveröffentlicht.

bei bestimmten Ameisenarten zum Thema.¹⁰⁰ Hatte sie bis 1930 in wissenschaftlicher Hinsicht noch vorwiegend zoologisch gearbeitet, folgte jetzt, von Juni 1930 bis Ende Oktober 1935, als Assistentin des Leiters des Münchner Anthropologischen Instituts, Theodor Mollison¹⁰¹ (1874-1952), eine intensive Beschäftigung mit zahlreichen Fragen der Anthropologie und Rassenkunde. Sie unternahm Forschungsreisen ins Baltikum und in die Dobrudscha (Rumänien), nahm an Ausgrabungen teil und veröffentlichte zwischen 1931 und 1935 zahlreiche Aufsätze in renommierten Fachzeitschriften wie „Volk und Rasse“ und „Anthropologischer Anzeiger“. Es waren in wissenschaftlicher Hinsicht ihre produktivsten Jahre¹⁰², zudem war sie gleichzeitig auch am Aufbau der anthropologischen Schausammlung des Münchner Instituts beteiligt.

1934 folgte ein deutliches Bekenntnis zur Rassenpolitik und zur radikalen Rassenhygiene des „Dritten Reichs“. In einem Aufsatz in der „Zeitschrift für ärztliche Fortbildung“ betonte sie das Recht des deutschen Volkes, „bewußt Rassenpolitik sowie Auslese“ zu treiben und nannte auch die Opfer einer solchen Selektionspolitik: die „geistig Minderwertigen“, die Kinder von farbigen französischen Soldaten im Rheinland („Rheinlandbastarde“) und vor allem die Juden: Es gelte, die „langsame aber stete Einsickerung des jüdischen Blutes in das deutsche“ zu verhindern.¹⁰³

Durch ihre zahlreichen Aufsätze hatte sie sich in der rassenkundlichen „Szene“ einen Namen gemacht und darin im nationalsozialistischen Sinne durchaus Linientreue bewiesen. Der im „Dritten Reich“ vielleicht bekannteste und auflagenstärkste der Rassenkundler, Hans F.K. Günther (1891-1968), genannt „Rassen-Günther“, holte Ehrhardt zum 1. November 1935 an sein Berliner Universitätsinstitut für „Völkerbiologie, ländliche Soziologie und Bauertumsforschung“. Günther hatte bereits 1922 im Auftrag des Lehmann-Verlages als Privatgelehrter die „Deutsche Rassenkunde“ geschrieben und wirkte in erster Linie durch seine weit verbreitete „Rasseneinteilung“ des deutschen Volkes. Günther trug wesentlich zur

¹⁰⁰ EHRHARDT (1931): Über Arbeitsteilung bei Myrmica- und Messor-Arten und einige biologische Beobachtungen an diesen Ameisen, in: ZEITSCHRIFT FÜR MORPHOLOGIE UND ÖKOLOGIE DER TIERE 20 (1931), 4. Heft, S. 755-812. Ihr Doktorbetreuer war der weltbekannte Bienenforscher Karl Ritter von Frisch (1886-1982), der 1973 den Nobelpreis für Medizin und Physiologie erhielt.

¹⁰¹ Ernst KLEE (2003): Das Personenlexikon zum „Dritten Reich“. Wer war was vor und nach 1945?, Frankfurt/Main, S. 414-415.

¹⁰² Von den insgesamt 49 Veröffentlichungen Ehrhardts zwischen 1931 und 1980, waren allein mindestens 13 Resultat ihrer Münchner Assistentinnenjahre (1930-1935).

¹⁰³ EHRHARDT (1934): Das Bild des deutschen Menschen, in: Zeitschrift für ärztliche Fortbildung, Jg. 1934, S. [um die 265]. Zitiert und kommentiert bei: Hans-Joachim LANG (1998): „Ein schöner Einblick in die Forschungsarbeit“. Vorbereitende Beiträge Tübinger Wissenschaftler für die Zwangssterilisation und Ermordung deutscher Sinti, in: HÄGELE (1998), S. 75-90, hier: S. 79.

Popularisierung der Rassenkunde und Rassenhygiene bei und beeinflusste auch NS-Parteigrößen. Er war der erste nationalsozialistische Wissenschaftler, für den 1930 ein Lehrstuhl (an der Universität Jena) eingerichtet wurde. Als Mitglied des einflussreichen „Sachverständigenbeirats für Bevölkerungs- und Rassepolitik“ des Reichsinnenministeriums war er im „Dritten Reich“ wesentlich an der Ausgestaltung des „Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ beteiligt und befürwortete die zwangsweise Sterilisierung von den Besatzungskindern im Rheinland („Rheinlandbastarde“). Zudem betätigte er sich als „rassenkundlicher Gutachter“ im besetzten Polen.¹⁰⁴ Für Ehrhardt bedeutete der Wechsel von München nach Berlin auch eine Hinwendung zur kulturwissenschaftlich-soziologischen Rassenkunde von Günther und eine (vorläufige) Abwendung von der vorwiegend „messenden“, physischen Anthropologie von Theodor Mollison.¹⁰⁵ Sie verrichtete für Günther vor allem Hilfsarbeiten und assistierte bei seinen Forschungen und Lehrveranstaltungen. In dieser Zeit sind von Ehrhardt kaum Originalarbeiten erschienen, sie zehrte vielmehr noch von den bereits durchgeführten Forschungen. Anscheinend plante sie eine „große bevölkerungs- und rassenkundliche Untersuchung“ in Estland und Lettland, die angeblich wegen der dortigen politischen Verhältnisse nicht durchgeführt werden konnte.¹⁰⁶ Seit 1937 versuchte Günther von Berlin wegzukommen und sein Institut ins „ruhigere“ Freiburg zu verlegen. Ehrhardt suchte sich eine neue Anstellung, weil das Institut verkleinert werden sollte und damit wahrscheinlich auch ihre Stelle weggefallen wäre. Zum 1. Oktober 1938 begann sie als wissenschaftliche Angestellte bei der „Rassenhygienischen und bevölkerungspolitischen Forschungsstelle des Reichsgesundheitsamts“ in Berlin. Hier war Sophie Ehrhardt bis 1942 als Mitarbeiterin des berüchtigten „Zigeunerforschers“ Robert Ritter¹⁰⁷ an den anthropologischen Untersuchungen von Zehntausenden deutschen „Zigeunern“, vor allem Sinti, beteiligt. Die meisten von ihnen wurden, auch aufgrund der von Ritter und seiner Forschungsstelle vorgenommenen Einteilung in verschiedene Gruppen von „Zigeunern“ und „Zigeunermischlingen“, deportiert und ermordet.¹⁰⁸ Eigenständig erfasste sie

¹⁰⁴ Elvira WEISENBURGER (1997): Der „Rassepapst“. Hans Friedrich Karl Günther, Professor für Rassenkunde, in: Michael KIBENER / Joachim SCHOLTYSECK (1997) Hg.: Die Führer der Provinz. NS-Biographien aus Baden und Württemberg, Konstanz, S. 161-199.

¹⁰⁵ Zur Geschichte der „Biologischen Anthropologie“: Uwe HORFELD (2003): Geschichte der Biologischen Anthropologie in Deutschland: von den Anfängen bis zur Nachkriegszeit, Stuttgart.

¹⁰⁶ Sophie Ehrhardt: Lebenslauf [verfasst 1957, anlässlich der Ernennung zur außerplanmäßigen Professorin] (Universitätsarchiv Tübingen: 126a/92a)

¹⁰⁷ Zu Biographie Ritters: Anka OESTERLE (1998): Verwischte Spuren – Robert Ritter. Eine biographische Rückblende, in: HÄGELE (1998), S. 34-74.

¹⁰⁸ Zur „Zigeunerpolitik“ und „Zigeunerforschung“ im „Dritten Reich“ siehe beispielsweise: Joachim S. HOHMANN (1991): Robert Ritter und die Erben der Kriminalbiologie. „Zigeunerforschung“ im Nationalsozialismus und in Westdeutschland im Zeichen des Rassismus. Wolfgang AYAß (1995):

im Frühjahr 1940 und im Herbst 1941 knapp tausend „Zigeuner“ in Ostpreußen, die zumeist gegen ihren Willen von der Polizei vorgeführt wurden.¹⁰⁹ Nach eigenen Angaben führte Ehrhardt zudem 1938 und 1939 in den Konzentrationslagern in Sachsenhausen und Dachau und 1940 im Ghetto in Litzmannstadt (Lodz) an Juden anthropologische Untersuchungen durch.¹¹⁰

Zum 1. April 1942 wechselte Ehrhardt als wissenschaftliche Assistentin ans Rassenbiologische Institut Tübingen – nach eigenen Angaben wollte sie nun endlich wieder an einer Universität forschen¹¹¹. Andere behaupteten, dass sie nach Tübingen ging, weil ihre hauptsächlichen „Forschungsobjekte“, die „Zigeuner“ Ostpreußens, nun erfasst und deportiert waren.¹¹² Der Direktor des Tübinger Instituts, Wilhelm Gieseler¹¹³ (1900-1976), betonte, dass sich Ehrhardt gerade durch ihre Tätigkeit für das Reichsgesundheitsamt für Tübingen qualifiziert habe, da man in seinem Institut anscheinend „dauernd“ Gutachten über „Juden und Zigeuner“ für das Reichssippenamt und die Gesundheitsämter erstellen müsse.¹¹⁴ Zudem kannte Gieseler Sophie Ehrhardt seit 1927: Während ihres Studiums war Gieseler Assistent am Anthropologischen Institut München gewesen. Bis zum Ende des

„Asoziale im Nationalsozialismus, Stuttgart. Michael ZIMMERMANN (1996): Rassenutopie und Genozid. Die „nationalsozialistische Lösung der Zigeunerfrage“, Hamburg. Guenter LEWY (2001): „Rückkehr nicht erwünscht“. Die Verfolgung der Zigeuner im „Dritten Reich“, München / Berlin. Yaron MATRAS / Hans WINTERBERG / Michael ZIMMERMANN (2003) Hg.: Sinti, Roma, Gypsies. Sprache – Geschichte – Gegenwart, Berlin.

¹⁰⁹ Siehe folgenden maschinenschriftlichen Text, der von Ehrhardt etwa 1980 verfasst wurde: Kurzer Reisebericht über meine Untersuchungen an Zigeunern in Ostpreußen (Universitätsarchiv Tübingen: 288/5)

¹¹⁰ Siehe Ehrhardts Angaben in der „Stammliste“, die sie am 21.05.1942 anlässlich ihrer Anstellung in Tübingen vorlegte (Universitätsarchiv Tübingen: 126a/92a) Der Zweck dieser Erhebungen ist nicht bekannt.

¹¹¹ Siehe unter anderem die entsprechende Stelle in einem Gedicht, das sie anlässlich ihrer Habilitation 1950 in der „Forelle“ in Tübingen vortrug: „Nun ging ich zu Herrn RITTER ins Reichsgesundheitsamt / Wo ich als Zigeunerforscherin eine Stelle fand / Obwohl ich viel Reisen schon früher unternommen / War es nun richtig zum Wandern gekommen / Ganz Deutschland bereist' ich nun kreuz und quer / Gesehn hab' ich viel / erlebt noch mehr / Doch lebte ich eigentlich nicht im Glück / Ich sehnte mich nach der Hochschul' zurück / Da kam ein Brief von Herrn GIESELER / Daß in Tübingen einen Stelle übrig wär' / Ich kündigte freudig und zog alsbald / In das Tübinger Städtchen, hinter'm Schönbuchwald.“ (Universitätsarchiv Tübingen: 288/5)

¹¹² Reimar GILSENBACH (1988): Wie Lolitschai zur Doktorwürde kam, in: Feinderklärung und Prävention. Kriminalbiologie, Zigeunerforschung und Asozialenpolitik, Berlin 1988, S. 101-134, zu Ehrhardt: S. 105 (Bildunterschrift).

¹¹³ Zur Biographie Gieselers: Hans-Peter KROENER (1998): Von der Rassenhygiene zur Humangenetik: das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik nach dem Kriege, Stuttgart u.a., S. 150-173. Uwe HOßFELD (1998): Menschliche Erblehre, Rassenpolitik und Rassenkunde (-biologie) an den Universitäten Jena und Tübingen 1934-1945: Ein Vergleich, in: Eve-Marie ENGELS / Thomas JUNKER / Michael WEINGARTEN (1998) Hg.: Ethik der Biowissenschaften. Geschichte und Theorie. Beiträge zur 6. Jahrestagung der DGGTB in Tübingen 1997, Berlin, S. 361-392.

¹¹⁴ Gieseler an den Tübinger Rektor (Otto Stickl), 23.12.1941 (Universitätsarchiv Tübingen: 126a/92a)

„Dritten Reichs“ war Ehrhardt wohl vor allem mit der Anfertigung von erbbiologischen Vaterschaftsgutachten beschäftigt. Im Herbst 1942 machte sie eine Forschungsreise nach Estland.¹¹⁵

Nachdem Wilhelm Gieseler vor allem wegen seiner Mitgliedschaft bei der SS seines Amtes enthoben und ab Mitte November 1945 in Balingen interniert wurde¹¹⁶, hielt Ehrhardt bis zur Berufung von Günther Just¹¹⁷ (1892-1950) im Juli 1948 den Betrieb des „Anthropologischen Instituts“ aufrecht, versah die Lehre – u.a. drei anthropologische „Meßkurse“ für Medizinstudierende 1947 und 1948 – und betreute einige Dissertationen. Nach dem überraschenden Tod von Just am 30. August 1950 war sie wiederum als „Aushilfsleiterin“ gefragt. Formal waren verschiedene Professoren mit der „stellvertretenden Leitung“ betraut, mangels Fachkenntnisse überließen diese Ehrhardt aber weitgehend die Entscheidungen.¹¹⁸ Im Juli 1948 kündigte Just die Habilitation von Ehrhardt für das Wintersemester 1948/49 an, um diese „zu einer noch engeren Mitarbeit an der Forschungs- und Lehrtätigkeit des Instituts“ zu bringen. Besonders durch ihre „genaue Kenntnis der umfangreichen Institutssammlungen [sei sie] für die Betreuung derselben gegenwärtig geradezu unentbehrlich“.¹¹⁹ Wegen Arbeitsüberlastung konnte sie ihre Habilitation über „Morphologisch-genetische Untersuchungen am Hautleistensystem der Hand“ erst zu Beginn des Wintersemesters 1949/50 einreichen. Die Habilitationsvortrag behandelte „Die Bedeutung der Hautleistensystems in der Kriminalistik und im erbbiologischen Gutachten.“ Die Medizinische Fakultät nahm die Habilitation an, und der Kleine Senat beantragte im Februar 1950 beim Kultusministerium eine Dozentur für Ehrhardt, nicht ohne anzumerken, dass sie in einigen ihrer Arbeiten „dem schematischen [...] Gebrauch des Begriffes „Rasse“ in allzu optimistischer Auffassung zugeneigt“ gewesen sei, aber inzwischen die „äusserste Kompliziertheit der Probleme erkannt“ habe.¹²⁰ Die Ernennung zur Dozentin erfolgte noch im gleichen Jahr, am 2. September. Aber erst über ein Jahr nach dem Tod von Just war Ehrhardts Finanzierung vorerst gesichert: der Stellvertretende Leiter des Anthropologischen

¹¹⁵ Die Ergebnisse veröffentlichte sie erst 1990: EHRHARDT (1990): Setukesen. Eine Bevölkerungsgruppe zwischen Esten und Russen im südöstlichen Estland, in: HOMO 40 (1990), S. 159-175.

¹¹⁶ Gieseler verblieb dort bis zum September 1948. (KRÖNER (1998), S. 150.)

¹¹⁷ Zur Biographie von Just: KRÖNER (1998), S. 151-153.

¹¹⁸ Zwischen 1945 und 1948 waren der Vorgeschichtler Peter Goessler und der Tropenmediziner Ludolph Fischer stellvertretende Leiter, zwischen 1950 und 1955 der Zahnmediziner Hans-Hermann Rebel.

¹¹⁹ Günther Just an das Rektorat der Universität Tübingen, 23.07.1948 (Universitätsarchiv Tübingen: 126a/92a)

¹²⁰ Kleiner Senat der Universität Tübingen an das Kultusministerium Württemberg-Hohenzollern, 17.02.1950 (Universitätsarchiv Tübingen: 126a/92a).

Instituts, der Zahnmediziner Hans-Hermann Rebel, beantragte im November 1951 für Ehrhardt eine planmäßige Assistentenstelle, da sie „alle erforderlichen Vorlesungen und ausserdem einen zweisemestrigen Kurs“ abhalten würde und zudem die Aufsicht der Institutsverwaltung übernommen habe. Nachdem Gieseler 1955 wiederum die Leitung des Instituts übernommen hatte¹²¹, wurde die Stelle von Ehrhardt endgültig etatmäßig abgesichert: Am 12. April 1957 erfolgte die Ernennung zur außerplanmäßigen Professorin und einige Monate später, am 1. Juli, die Einweisung in eine Diätendozentur. Neben der Betreuung und Begutachtung zahlreicher Dissertationen und der Abhaltung von Lehrveranstaltungen, nahm sie sich im Winter 1958/59 Zeit für eine mehrmonatige Forschungsreise nach Indien. Sie sollte auf Einladung der Universität Poona anthropologische Untersuchungen an der indischen Bevölkerung vornehmen, vor allem an Fischerfamilien in der Nähe von Bombay, und die frühgeschichtlichen Skelette von Langhnaj und Nevasa anthropologisch untersuchen. Auch wenn Ehrhardt, trotz der Bittschreiben von Gieseler, die Kosten ihrer Reise vom Kultusministerium nicht vollständig erstattet bekam, war ihr Aufenthalt in Indien ein voller Erfolg; es entstanden mehreren Publikationen.¹²²

Es ist in der Sekundärliteratur die Rede davon, dass Sophie Ehrhardt 1947 von Robert Ritter und seiner Assistentin Eva Justin¹²³ einen großen Teil der anthropologischen Unterlagen erhielt, die diese 1944 von Berlin nach Marienberg (auf der Schwäbischen Alb, südlich von Reutlingen) gebracht hatten.¹²⁴ Über einen Teil davon muss sie aber schon davor verfügt haben, da zwei Tübinger Studentinnen bereits im Sommer 1944 mit Dissertationen am Anthropologischen Institut begannen, die Messdaten von „Zigeunern“ verwendeten.¹²⁵ Ehrhardt selbst veröffentlichte 1956 eine Studie, die auf 2183 „Zigeunermessungen“ aus der

¹²¹ Zur Nachkriegsgeschichte und den langen Diskussionen um die Wiedereinsetzung von Gieseler: KROENER (1998), S. 150-173.

¹²² EHRHARDT (1964): Die Hautleisten der Palma der Fischerbevölkerung von Son Kolis bei Bombay, in: VII. Internationaler Kongress der Anthropologen und Ethnologen, 3.-10.08.1964, 2, S. 313-319. EHRHARDT (1963): Frühneuzeitliche Skelette aus Langhnaj in Gujarat, Vorderindien, in: ZEITSCHRIFT FÜR MORPHOLOGISCHE ANTHROPOLOGIE 54 (1963), S. 151-162. EHRHARDT (1964): Über prähistorische menschliche Skelettfunde in Vorderindien, in: ZEITSCHRIFT FÜR MORPHOLOGISCHE ANTHROPOLOGIE 56 (1964), S. 33-52.

¹²³ Zur Biographie Eva Justins: GILSENBACH (1988).

¹²⁴ So etwa: WINTER (1988): Kontinuitäten in der deutschen Zigeunerforschung und Zigeunerpolitik, in: Feinderklärung und Prävention. Kriminalbiologie, Zigeunerforschung und Asozialenpolitik, (Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik 6), Berlin 1988, S. 135-152, hier: S. 144. Ehrhardt selbst behauptete in einem Interview 1983, „sie habe das Material 1947 aus Winnenden bei Stuttgart“ erhalten. (EHRHARDT (1998): Kommunisten und Homosexuelle. Wie Sophie Ehrhardt ihre Vergangenheit bewältigte, in: HÄGELE (1998), S. 91-93, hier S. 92.)

¹²⁵ Es handelt sich um Hannelise Duvernoy (Fingerleisten bei Zigeunern Mitteldeutschlands, Diss. 1946) und Annelore Oertle (Über die Hautleisten der Handflächen bei Zigeunern, Diss. 1945). Zu den Arbeiten: WINTER (1988), S. 145 (Anmerkung 69).

Berliner Zeit und auf den Handabdrücken von 307 Juden basierte, machte aber zumindest im Titel die Herkunft ihres Materials nicht kenntlich.¹²⁶ Seit Ende der 1960er Jahre veröffentlichte sie mehrere Aufsätze, in denen sie die Materialien offen auswertete, u.a. in der Zeitschrift „Homo“ einen Artikel über „Zigeunerschädel“¹²⁷ und 1974 in einem Sammelband über „Handfurchen bei Zigeunern“¹²⁸. 1980 war zudem eine Untersuchung zur Anthropometrie verschiedener deutscher Zigeunergruppen fertig, die wahrscheinlich nicht mehr erschien.¹²⁹ Zwischen 1966 und 1970 erhielt Ehrhardt zudem Fördergelder der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) in Höhe von 61.680 DM für das Projekt „populationsgenetische Untersuchungen an Zigeunern“. Die Förderung wurde nicht etwa aus inhaltlichen Gründen eingestellt, sondern weil die Arbeitsberichte nicht zur Zufriedenheit der Forschungsgemeinschaft ausfielen.¹³⁰

Nach der Emeritierung von Wilhelm Gieseler, der das Anthropologie Institut bis 1969 geleitet hatte, bestand der neue Direktor, Horst Ritter (geb. 1931), darauf, dass Ehrhardt das Material nicht weiter verwendete. Sie ließ es daraufhin ans Anthropologische Institut nach Mainz bringen.¹³¹ Als sie dieses 1980 nach Tübingen zurückholen ließ, da es in Mainz angeblich „nicht sicher gewesen sei“¹³² und sie dies ans Bundesarchiv meldete, wurde ihre Beteiligung an den „Zigeunerforschungen“ im „Dritten Reich“ bekannt. Noch hatte dies aber zu keinen praktischen Konsequenzen geführt. Hierzu bedurfte es noch einer öffentlichkeitswirksamen Aktion: Am 1. September 1981 besetzten 18 Sinti die Tübinger Aula, wo die Materialien lagerten, und forderten die sofortige Überführung der Akten ins Bundesarchiv, was noch am gleichen Tag im Auftrag der Universitätsleitung geschah.¹³³ Über die Vorgänge und den Umgang mit dem „Zigeunermaterial“ fand in Tübingen im

¹²⁶ Es handelt sich um: EHRHARDT (1956): Wirbelmuster in den Interdigitalräumen der Palma beim Menschen, in: ZEITSCHRIFT FÜR MORPHOLOGISCHE ANTHROPOLOGIE 47 (1956), S. 316-330. (WINTER (1988), S. 144.)

¹²⁷ EHRHARDT (1969): Zigeunerschädel, in: HOMO 20 (1969), S. 95-110.

¹²⁸ EHRHARDT (1974): Handfurchen bei Zigeunern. Palmar Flexion Creases of Gypsies, in: Wolfram BERNHARD (1974) Hg.: Bevölkerungsbiologie: Beiträge zur Struktur und Dynamik menschlicher Populationen in anthropologischer Sicht. (Ilse Schwidetzky zum 65. Geburtstag, Stuttgart, S. 265-269.

¹²⁹ In einem 1980 verfassten Literaturverzeichnis von Ehrhardt fand sich dieser Titel an letzter Stelle, noch ohne Angabe des Erscheinungsortes: „Anthropometrische und daktyloskopische Untersuchungen an deutschen Zigeunergruppen. Vergleich mit Nichtzigeunern und anderen Zigeunergruppen“. (Universitätsarchiv Tübingen: 288/5)

¹³⁰ Siehe: LANG (1998), S. 89.

¹³¹ Es bestanden wohl Kontakte zu Ilse Schwidetzky (1907-1997), die von 1961 bis 1975 das Mainzer Institut leitete. Sophie Ehrhardt steuerte einen Beitrag für ihre Festschrift zum 65. Geburtstag bei.

¹³² So Sophie Ehrhardt in einem Interview aus dem Jahre 1983. (EHRHARDT (1998), S. 92.)

¹³³ Zu den Vorgängen siehe ausführlich: WINTER (1988), S. 146-148. Siehe auch: LANG (1998), S. 88-91; Utz JEGGLE (1998): Geschichts-Bilder, in: HÄGELE (1998), S. 178-180.

Wintersemester 1981/82 eine Podiumsdiskussion in der Neuen Aula statt.¹³⁴ Warum wurde Ehrhardt erst so spät öffentlich zur Rede gestellt? Wahrscheinlich hatte sich ihr bereits 1942 vollzogener Wechsel vom Reichsgesundheitsamt nach Tübingen und die Tatsache, dass sie bis in die 1960er Jahre hinein keine „Zigeunerforschungen“ unter eigenem Namen veröffentlichte, für sie ausgezahlt: Sophie Ehrhardt wurde auf diese Weise lange nicht mit den Verbrechen an den „Zigeunern“ in Verbindung gebracht – im Unterschied zu Ritter und Justin, die Ende der 1940er und Anfang der 1950er Jahre mehrfach angeklagt wurden.¹³⁵

Der „Zentralverband der deutschen Sinti und Roma“ stellte 1981 Strafantrag gegen Ehrhardt wegen „Verdachts der Beihilfe zum Mord“. Für die strafrechtliche Aufarbeitung der „Zigeunerforschungen“ von Robert Ritter und seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern nach 1945 war die Frage zentral, ob diese wussten, dass die von ihnen erfassten und eingeteilten „Zigeuner“ tatsächlich ermordet werden sollten oder dies gar selbst forderten. In einem Bericht an die DFG 1940 schlug Ritter und seine Forschungsgruppe beispielsweise die Internierung in Arbeitslagern und die zwangsweise Sterilisierung vor.¹³⁶ Von einer Ermordung der Selektierten war nicht die Rede, und es fand sich auch kein schriftlichen Beleg hierfür. Dies veranlasste mehrere Gerichte in Prozessen nach 1945 dazu, Ritter von einer strafrechtlich zu verfolgenden Schuld an der Ermordung freizusprechen.¹³⁷ Auch wenn man Sophie Ehrhardt durchaus glauben kann, dass sie mit der Ermordung dieser Bevölkerungsteile und Volksgruppen nicht unmittelbar zu tun hatte, so hat sie doch aus eigener Überzeugung daran mitgewirkt, diese Mitmenschen, die sie Zeit ihres Lebens als „minderwertig“ und „primitiv“ ansah, zu selektieren und einer menschenunwürdigen Behandlung, die bekanntermaßen eine Internierung und zwangsweise Unfruchtbarmachung beinhaltete, zuzuführen. Der 1981 gestellte Strafantrag gegen Sophie Ehrhardt wurde von der Stuttgarter Staatsanwaltschaft 1982 zurückgewiesen, da nach dem Auschwitz-Erlass vom 29. Januar 1943 von Himmler die Sinti allenfalls „kriminalpräventiv“ als „Asoziale“ verfolgt worden seien. Ein weiteres staatsanwaltschaftliches Ermittlungsverfahren gegen Ehrhardt wurde im März 1983 eröffnet, aber 1986, nach einer Beschwerde des Verbandes der deutschen Sinti, endgültig zurückgewiesen.¹³⁸ Sophie Ehrhardt selbst reagierte auf die seit 1981 erhobenen Vorwürfe mit einer kompletten Verdrängung. Als sie 1983 von der niederländischen Zeitschrift „Heidens“ in einem Interview mit der Aussage konfrontiert wurde,

¹³⁴ Nach Auskunft von Sophie Ehrhardt wurde sie dabei von „kommunistischen Studenten“ angegriffen (EHRHARDT (1998), S. 93.)

¹³⁵ Über die verschiedenen Prozesse: WINTER (1988) und WINTER (1991).

¹³⁶ LANG (1998), S. 84-85.

¹³⁷ Über den Ablauf der verschiedenen Prozesse: WINTER (1988) und WINTER (1991).

¹³⁸ LANG (1998), S. 88-91.

ihr langjähriger Chef Robert Ritter habe „eine große Rolle gespielt [...] bei der Verfolgung der Zigeuner“, erwiderte sie: „Damit hatte Ritter nie etwas zu tun, das ist völlig ausgeschlossen. Ritter mochte die Zigeuner. Er wollte, daß sie in Freiheit umherziehen. Er fand, daß sie auf diese Weise am sichersten waren.“¹³⁹

Abschließend muss die Frage nach dem Ablauf von Ehrhardts akademischer Karriere gestellt werden. Als nachteilig stellte es sich heraus, dass sie erst relativ spät, mit 28 Jahren, zu „ihrem Fach“, der Anthropologie, fand. Ihre Veröffentlichungsliste war beachtlich; mit wesentlich weniger Publikationen erhielt ihr langjähriger Tübinger Chef, Wilhelm Gieseler, 1934 ein Ordinariat und im Laufe des „Dritten Reichs“ Rufe an die bedeutenden Anthropologischen Institute in Berlin und München.¹⁴⁰ Zudem waren die persönlichen Kontakte von Ehrhardt hervorragend: Sie war Assistentin von einflussreichen Wissenschaftlern wie Karl von Frisch, Theodor Mollison, Hans F.K. Günther und eben Gieseler. So waren wohl auch bei Ehrhardt die „strukturellen Bedingungen“ für ihre ausgebliebene Karriere verantwortlich. Im „Dritten Reich“ wurden Frauen zwar als wissenschaftliche Hilfsarbeiterinnen gebraucht, aber nicht als „akademischer Nachwuchs“ behandelt, da sie gemäß der nationalsozialistischen Ideologie nicht für ein Ordinariat in Frage kamen. Ehrhardts Tätigkeit an der Berliner Universität bei Hans F. K. Günther erschöpfte sich dann fast ausschließlich in unselbstständigen Hilfstätigkeiten, von einer Habilitation war nie die Rede. So erstaunt es nicht, dass sie – da sie auf eine akademische Karriere ohnehin nicht hoffen konnte – eine gutbezahlte Stelle am Reichsgesundheitsamt annahm. In der Kriegszeit war aufgrund der zahlreichen Einberufungen von Assistenten und Professoren zur Wehrmacht der Bedarf an weiblichem akademischen Personal wieder größer geworden und Ehrhardt konnte an die Universität zurückkehren. Der Direktor des Tübinger Rassenbiologischen Instituts, Wilhelm Gieseler, erreichte beim Kultministerium, dass sie sich finanziell nicht verschlechterte, sodass sie zwischen 1942 und 1945 tatsächlich wesentlich mehr verdiente als die anderen Assistenten am Institut, Hans Fleischhacker und Gotthold Heckh.¹⁴¹ Aber auch in Tübingen kam ihre akademische Laufbahn zu kurz: Sie erging sich wiederum in Hilfsarbeiten, erstellte in erster Linie Vaterschaftsgutachten und hielt nach der Internierung von Gieseler und nach dem Tod seines Nachfolgers Günther Just fast

¹³⁹ EHRHARDT (1998), S. 91.

¹⁴⁰ KRÖNER (1998), S. 150.

¹⁴¹ Ehrhardt erhielt ein Gehalt von 7795 Reichsmark (monatlich), Heckh und Fleischhacker hingegen nur 5773 Reichsmark. (Hermann Schneider (Rektor der Universität Tübingen an den Dekan der Medizinischen Fakultät, 28.08.1945 (Universitätsarchiv Tübingen: 126a/92a))

im Alleingang den Betrieb des Instituts aufrecht. Erst 1950 erfolgte ihre Habilitation, und das in erster Linie, um für sie eine Dozentur beantragen zu können und ihre Zukunft am Tübinger Institut zu sichern, wo sie sich unentbehrlich gemacht hatte. Zu diesem Zeitpunkt wurde sie bereits nicht mehr „zum wissenschaftlichen Nachwuchs in dem Sinne gerechnet [...], dass sie für einen späteren Zeitpunkt eine selbständige Fachvertretung erstrebte“.¹⁴² Sie war in der Folgezeit meines Wissens tatsächlich nie für einen Lehrstuhl im Gespräch; die Tübinger Medizinische Fakultät betraute sie nach ihrer Habilitation nicht einmal mit der *kommisssarischen* Leitung des Anthropologischen Instituts. Ihre Ernennung zur Dozentin stand 1950 wegen ihres hohen Alter auf der Kippe¹⁴³. Sophie Ehrhardt widmete ihr Leben der Wissenschaft, die sie gewählt hatte, und seit 1942 dem Tübinger Rassenbiologischen/Anthropologischen Institut – als äußerliche Manifestation dieser Lebenseinstellung mag erwähnt werden, dass von 1942 bis 1962 zwei Institutsräume bewohnte.

¹⁴² Günther Just an den Dekan des Medizinischen Fakultät der Universität Tübingen, 03.11.1949 (Universitätsarchiv Tübingen: 126a/92a)

¹⁴³ Siehe die Tagebucheintragung Erhardts vom 27.06.1950: „Der Dekan lässt mir sagen, daß die Verzögerung [Der Ernennung zur Dozentin] mein Alter sei.“ (Tagebuchnotizen das Institutsleben betreffend von Sophie Ehrhardt, die in dieser Zeit im Schloß Hohentübingen wohnte (Universitätsarchiv Tübingen: 288/3)

Sekundärliteratur:

Wolfgang AYAB (1995): Asoziale im Nationalsozialismus, Stuttgart.

Sophie EHRHARDT (1998): Kommunisten und Homosexuelle. Wie Sophie Ehrhardt ihre Vergangenheit bewältigte [Interview mit Sophie Ehrhardt 1983], in: HÄGELE (1998), S. 91-93.

Raimar GILSENBACH (1988): Wie Lolitschai zur Doktorwürde kam, in: Feinderklärung und Prävention. Kriminalbiologie, Zigeunerforschung und Asozialenpolitik, (Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik 6), Berlin 1988, S. 101-134.

Ulrich HÄGELE (1998) Hg.: Sinti und Roma und wir. Ausgrenzung, Internierung und Verfolgung einer Minderheit, Tübingen.

Joachim S. HOHMANN (1991): Robert Ritter und die Erben der Kriminalbiologie. „Zigeunerforschung“ im Nationalsozialismus und in Westdeutschland im Zeichen des Rassismus, Frankfurt/Main.

Uwe HOßFELD (1998): Menschliche Erblehre, Rassenpolitik und Rassenkunde (-biologie) an den Universitäten Jena und Tübingen 1934-1945: Ein Vergleich, in: Eve-Marie ENGELS / Thomas JUNKER / Michael WEINGARTEN (1998) Hg.: Ethik der Biowissenschaften. Geschichte und Theorie. Beiträge zur 6. Jahrestagung der DGGTB in Tübingen 1997, Berlin, S. 361-392.

Uwe HOßFELD (2005): Geschichte der Biologischen Anthropologie in Deutschland: von den Anfängen bis zur Nachkriegszeit, Stuttgart.

Utz JEGGLE (1998): Geschichts-Bilder, in: HÄGELE (1998), S. 178-180.

Ernst KLEE (2003): Das Personenlexikon zum „Dritten Reich“. Wer war was vor und nach 1945?, Frankfurt/Main.

Hans-Peter KROENER (1998): Von der Rassenhygiene zur Humangenetik: das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik nach dem Kriege, Stuttgart u.a.

Hans-Joachim LANG (1998): „Ein schöner Einblick in die Forschungsarbeit“. Vorbereitende Beiträge Tübinger Wissenschaftler für die Zwangssterilisation und Ermordung deutscher Sinti, in: HÄGELE (1998), S. 75-90.

Guenter LEWY (2001): „Rückkehr nicht erwünscht“. Die Verfolgung der Zigeuner im „Dritten Reich“, München / Berlin.

Yaron MATRAS / Hans WINTERBERG / Michael ZIMMERMANN (2003) Hg.: Sinti, Roma, Gypsies. Sprache – Geschichte – Gegenwart, Berlin.

Anka OESTERLE (1998): Verwischte Spuren – Robert Ritter. Eine biographische Rückblende, in: Ulrich HÄGELE (1998), S. 34-74.

Elvira WEISENBURGER (1997): Der „Rassepapst“. Hans Friedrich Karl Günther, Professor für Rassenkunde, in: Michael KIBENER / Joachim SCHOLTYSECK (1997) Hg.: Die Führer der Provinz. NS-Biographien aus Baden und Württemberg, Konstanz, S. 161-199.

Mathias WINTER (1988): Kontinuitäten in der deutschen Zigeunerforschung und Zigeunerpolitik, in: Feinderklärung und Prävention. Kriminalbiologie, Zigeunerforschung und Asozialenpolitik, (Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik 6), Berlin 1988, S. 135-152.

Mathias WINTER (1991): Von Robert Ritter zu Hermann Arnold: zur Kontinuität rassistischer Ideologie in der deutschen „Zigeunerforschung“ und „Zigeunerpolitik“, unveröffentlichte Magisterarbeit.

Michael ZIMMERMANN (1996): Rassenutopie und Genozid. Die „nationalsozialistische Lösung der Zigeunerfrage“, Hamburg.

**(Bernd Grün, Institut für Ethik und Geschichte der Medizin der Universität Tübingen
bernd.gruen@uni-tuebingen.de)**

Elfriede Aulhorn (1923-1991)

von Corinna Schneider

Elfriede Aulhorn wurde am 8. Januar 1923 als Elfriede Andreae in Hannover geboren.¹⁴⁴ Nach dem Abitur in Hannover und dem einjährigen Arbeitsdienst, begann sie während des Zweiten Weltkrieges ihr Medizinstudium in Freiburg. Nach zwei Semestern wurde sie zum Kriegsdienst verpflichtet und bekleidete am Ende des Krieges die Position eines Sanitätsfeldwebels im Hamburger Luftschutzbunker. Nach einer Heimkehr nach Hannover, setzte sie ihr Studium in Göttingen fort. Noch während ihres Studiums heiratete sie 1947 den Physiologen Otfried Aulhorn¹⁴⁵. Gemeinsam bekamen sie eine Tochter Dietlinde. Doch schon eineinhalb Jahre nach der Hochzeit starb ihr Mann an den Spätfolgen einer schweren Verletzung am 15. April 1948.

Elfriede Aulhorn schloss 1950 ihr Studium in Göttingen mit dem Staatsexamen ab. Am 10. Oktober 1952 wurde sie mit ihrer Arbeit „Über Fixationsbreite und Fixationsfrequenz beim Lesen gerichteter Konturen“ summa cum laude promoviert. Zwei Jahre später konnte sie nach Tübingen kommen, um dort ihre Ausbildung an der Tübinger Augenklinik zur Augenärztin zu beginnen. Mit der Arbeit „Die Beziehung zwischen Lichtsinn und Sehschärfe“ habilitierte sie sich 1961. Sie bekam dafür den Karl-Liebrecht Preis.

Anschließend lehrte sie ab 1962 als Dozentin an der Tübinger Universität. 1963 wurde sie zur außerordentlichen Professorin ernannt und 1966 wurde sie in die Leitung der Abteilung „Pathologie des Sehens“ berufen.

Zuletzt wurde sie 1970 zur ordentlichen Professorin der Ophthalmologie in Tübingen ernannt und war damit die erste Frau in Tübingen, die ein Ordinariat innehatte und zugleich die erste Ordinaria im Fach Augenheilkunde in Deutschland. Vier Jahre später wurde ihr Lehrstuhl um das Fach Neuroophthalmologie erweitert. Bis zu ihrer Emeritierung im Jahr 1988 lehrte sie in Tübingen. Am 4. März 1991 verstarb Elfriede Aulhorn nach langer schwerer Krankheit in Tübingen.

¹⁴⁴ Das Biogramm stützt sich wesentlich auf H. Harms, Zum 10. Todestag von Elfriede Aulhorn. Ein bewegtes Leben, reich an beglückender Arbeit, aber auch belastet mit unsäglichem Leid. In: Zeitschrift für praktische Augenheilkunde 22 (2001), S. 391-393. Ihr Nachlass im Universitätsarchiv Tübingen (Signatur 651) wurde für diesen Beitrag nicht ausgewertet.

¹⁴⁵ Otfried Aulhorn (11.12.1917-15.04.1948) war der Sohn von Rudolf Ernst Aulhorn (1877-1929) und Elfriede Baldamus (1887-1964).

Zu ihrem Gedenken wurde 1996 von der „Gesellschaft zur Förderung der neuro-ophthalmologischen Forschung e.V.“ der „Elfriede-Aulhorn-Preis“ gestiftet und erstmals vergeben. In der Erinnerung an Elfriede Aulhorn soll die Forschung im Bereich der Physiologie und Pathophysiologie des Sehens sowie der Neuroophthalmologie gefördert werden.¹⁴⁶

¹⁴⁶ Vgl. die Homepage der Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft (DOG)
http://www.dog.org/dog/preise_aulhorn.html (4.4.2006).

Das Gleichstellungsbüro dankt der Historikerin Corinna Schneider (Verein Frauen & Geschichte Baden-Württemberg e.V.) für die zur Verfügungsstellung der Transkriptionen.

5.1

Die erste Anfrage einer Frau um Zulassung zum Studium an der Universität Tübingen¹

Anfrage von Alexandra Popowa an die Universität Tübingen vom 22. Juli 1873

(Aus: Universitätsarchiv 117/204, Spezialia 2)

„Hochgeehrter Herr Rector,

Da in Folge des russischen Ukas den russischen Damen das Studium an der Züricher Hochschule untersagt ist, sind wir gezwungen Zürich zu verlassen.

Euer Hochwohlgeboren werden zugeben, dass es für Frauen, welche bereits mehrere Jahre mit allem Ernst einem Lebensziel nachgestrebt haben, schwer ist dasselbe aufzugeben, deshalb wage ich auch, Euer Hochwohlgeboren die Bitte mir mitzutheilen, ob der hochlöbliche Senat der Universität Tübingen geneigt wäre einige der hier immatrikulierten russischen Frauen als Studenten aufzunehmen.

Wir sind bereit Zeugnisse und Dokumente, falls es erwünscht scheint, herbeizubringen und erlauben uns schließlich die Bemerkung, dass wenn der hochlöbliche Senat eine strenge Auswahl zu treffen für gut findet, es für die Aufgenommenen nur vortheilhaft sein kann. Wollen Euer Hochwohlgeboren mit wo möglich eine definitive Antwort auf meine Bitte senden, so werde ich dieselbe meinen Colleginnen mittheilen.

In tiefster Ehrfurcht
ergebenst
Alexandra Popowa

Adresse: Zürich Oberstraße, Palmhof.
Frl. Popowa², Stud. med.

¹ Vgl. dazu Elke Rupp, Der Beginn des Frauenstudiums an der Universität Tübingen, 1978, S. 25-27.
² Biographische Hinweise zu Aleksandra Popova, geboren 1853 und später als praktische Ärztin tätig finden sich im Russischen Biographische Archiv (RBA, R 377, 83-84). Vgl. Dejateli revoljucionnogo

Zürich. 22 Juli. 1873“

Bericht der Medizinischen Fakultät an das Rektoramt vom 31. Juli 1873

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 117/204, Specialia 1)

Bericht der medicinischen Fakultät auf die Anfrage in Betreff einer
Zulassung weiblicher Candidaten zur Doctorpromotion

Die medicinische Fakultät hat in ihrer gestrigen Sitzung mit 6 Stimmen gegen eine (die des Herrn v. Vierordt, der ausdrücklich als dissentirens genannt zu werden wünscht) beschlossen zu erklären, das sie keine Bedenken haben, auch weibliche Candidaten das Doctordiplom zu ertheilen, falls dieselben alle verlangten Ausweise geliefert und die Examina bestanden haben. Es soll übrigens auch diese Erklärung der anderen Frage, ob Frauen zum Studium in der hiesigen Facultät zuzulassen seien in keiner Weise präjudiciert werden.

Hochachtungsvoll

Prof. Liebermeister, z[ur] Z[eit] Dekan der med[izinischen] Fac[ultät]

Tübingen, 31Juli 1873

Mit Annotationen des Kanzler Rümelin

Auszug aus dem Senatsprotokoll vom 7. August 1873

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 47/34, S. 291-293)

§ 5

Herr Professor Säxinger referiert in Bertreff der Zulassung von Frauen zum Besuche der Vorlesungen an der hiesigen Universität.

Zunächst verliest der Herr Referent das Gesuch der Alexandra Popowa noch stud. in Zürich, theilt sodann das wesentliche des russischen Ukas mit, durch welchen den russischen

dvizenija v Rossii: bio-bibliograficeskij slovar ot predsestvennikov dekabristov do padenija carizma, Bd. 3 (1931), S. 1247.

Studentinnen der fernere Aufenthalt in Zürich untersagt würde, auch die Ausstellungen zu welchen ihr Verhalten Veranlassung gegeben hat.

An der Universität Zürich seien dermalen 112 Frauen immatriculirt, wovon studiren:

86 Medicin,

23 Philosophie,

1 Naturwissenschaft,

die überwiegende Anzahl seien Russinnen, blos 9 aus Deutschland.

Der Herr Referent will die Frage von der Zulassung der Frauen auf Universitäten für jetzt nicht prinzipiell entscheiden, sondern auf einen Bescheid an die Bittstellerin sich beschränken.

Die größere Mehrzahl der Studentinnen studieren Medicin, Frauen seien aber nach ihrer Gesamtorganisation zur Ausübung der praktischen Medicin nicht geeignet, weibliche praktische Geburtshelfer werden daher niemals aufkommen, insbesondere nicht weil den Frauen die nöthige physische Kraft fehle.

Im weiteren erkennt Herr Referent zwar den Anspruch der Frauen auf eine höherer Bildung als ein Naturrecht derselben an, doch sei das Wohl unserer Hochschule zunächst ins Auge zu fassen und diese würde unter allen Umständen einen seperaten Unterricht verlangen; ein gemeinschaftlichen Unterricht sei ohne Schaden der Hochschule nicht durchführbar.

Herr Referent kommt nun auf die Störungen welche ein gemeinsamer Unterricht nothwendigerweise mit sich bringen würde, ferner auf das moralische Verhalten der russischen Studentinnen zu sprechen. Auch diejenigen, welche ihnen bis jetzt das Wort geredet haben, müssen zugeben, dass es weniger der Drang nach Wissen sei, der sie nach Zürich geführt habe; auch dann haben sie der Regel nach eine ungenügende Schulbildung und gewöhnlich gar keine Gymnasialbildung erhalten, was den akademischen Unterricht erschweren bzw. unmöglich machen würde.

Separate Kurse unter Scheidung nach Geschlechtern hier einzuführen sei wenigsten für die medicinischen Fächer wegen Mangels des erforderlichen Unterrichtsmaterials unmöglich.

Dieser Grund würde allerdings an einer großen Hochschule in einer großen Stadt wegfallen und dort das Experiment überdies weniger gefahrvoll erscheine, weil die Befürchtung einer Verschlechterung der Moralität etwa entfernter läge, als auf einer kleinen Universität, wo häufigere Berichtungen sich nicht verhüten ließen.

Für jetzt habe in Deutschland das Bedürfnis der Eröffnung der Universitäten für Frauen sich noch nicht geltend gemacht; sollte dieses Bedürfnis je hervortreten, so werde der Staat für weibliche Gymnasien und weibliche Hochschulen zu sorgen haben.

Wenn die Statuten der hiesigen Universität die Theilnahme von Frauen auch nicht geradezu verbieten, so seien doch überall Männer vormals gesetzt und jene für Frauen also an sich ausgeschlossen.

Nunmehr verliest Herr Referent den Entwurf eines Antwortschreibens dahin lautend:
Das die Organisation unserer Universität sowie darzu äußere Verhältnisse die Zulassung von Frauen zum Besuch der Vorlesungen nicht ermöglichen, weßhalb auf das Gesuch nicht eingegangen werden könne.

Herr Professor Schönberg erörtert die Frage vom nationalökonomischen Standpunkte aus und stimmt im übrigen mit dem Herrn Referenten ganz überein.

Auch Herr Kanzler ist mit dem Referenten einverstanden, insbesondere auch damit dass die Frage für jetzt nicht prinzipiell entschieden werde. Er habe auch das formelle Bedenken, ob der Schlusssatz nicht eine veränderte Fassung erfahren sollte, etwa: man wisse das Gesuch nicht zu unterstützen. Dem Senat käme eine Genehmigung nicht zu, sondern das Ministerium müsste eine solche aussprechen, der Senat werde daher wo er nicht genehmigen könne auch nicht abweisen können.

Herr Professor Fittig wünscht die Frage schon jetzt definitiver und prinzipieller entschieden und beantragt Vorlage an das Ministerium. Es findet dieser Antrag jedoch keine Unterstützung. Nachdem die Herren Professoren Mandry und v. Kuhn sich mit dem Antrage des Herrn Referenten ganz so wie er vorliegt, einverstanden erklärt hatten, wurde derselbe sofort ohne weiteren Widerspruch einstimmig genehmigt.

Schreiben des akademischen Rektoramts an Fräulein Popowa vom 7. August 1873

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 117/204, Spezialia 5)

Das akademische Rektoramt an
Fräulein Alexandra Popowa in Zürich.

Im Namen des akademischen Senats theile ich Ihnen auf Ihre Anfrage vom 22. d[iesem] M[onats] mit, dass die Organisation unserer Universität sowie die äußeren Verhältnisse die Zulassung von Frauen zum Besuche der Vorlesungen nicht ermöglichen, weßhalb auf Ihr Gesuch nicht eingegangen werden kann.

Tübingen den 7. Aug[ust]1873
Saexinger

Annotationen:

Verweis auf das Protokoll des akadem[ischen] Senats vom 7. August 1873 § 5

Diesen Beschluß für einen prinzipiellen erklärt cf. Senatsprotokoll vom 21. März 1876 § 1.

Der Fall Berghaus – Grundsatzentscheidung der Universität Tübingen gegen das Frauenstudium 1876³

Anfrage von Julius Berghaus vom 15. März 1876 an den Kanzler der Universität

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 119/273)

Nizza den 15ten März 1876

Sr.[Seiner] Hochwohlgeboren, dem kg.[königlichen] Staatsrath, Kanzler der Eberhard-Karls-Universität, Professor Honorasius Herrn Doctor von Rümelin, Ritter hoher Orden.

Hochwohlgeborener Herr,
hochgeehrter Herr Staatsrath!

Euer Hochwohlgeboren wollen mir gütigst die Frage erlauben, ob es Ihrer althehrwürdigen Universität erlaubt sein dürfte, dass ein durchaus sittliches junges Mädchen, unter der Aufsicht eines sehr sittenstrengen Vaters, in Tübingen Medicin studiren, oder wenn nicht dies, einige Vorlesungen der philosophischen oder naturwissenschaftlichen Facultät besuchen, und welches die Bedingungen zum Empfang der Matricel oder auch zur außerordentlichen Inscription in diesem Falle wären; ferner ob sich in den Statuten irgend etwas findet, was die Immatriculation eines alten Akademikers von fünfzig Jahren und Amerikanischen Bürgers verbietet. - Eine in Amerika geborene Tochter von mir hat den sehnlichsten Wunsch, wie so viele der Landsmänninnen sich ihrem Geschlechte als Hebamme höhern Ranges und Kindsärztin zu widmen. Da es jedoch heißt, in Zürich und anders wo, sei unter dieser Art Damen der Ton nicht gerade sehr streng, so habe ich meine Augen besonders auf das sittsame Tübingen gerichtet. – Daß es nach amerikanischen Begriffen nicht ungewöhnlich ist, wenn ältere Männer sich fortwährenden, öffentlichen Studien hingeben, zeigt das rühmliche Beispiel Er.[Eueres] Hochw[ohlgeborenen] Edeln Veters in Cincinnati. So würde ich denn selbst meine Tochter in die Collegia begleiten und in Ruhe und Besonnenheit eines Amerikaners aller Ausschreitungen männlicher Studenten auszuweichen wissen. – Gleichzeitig bitte ich falls Abdrücke der Promotions-Ordnung in der philosophischen Fakultät vorhanden sind, um gütige unfrancirte Zusendung derselben.

Hochachtungsvoll

³ Vgl. dazu Elke Rupp, Der Beginn des Frauenstudiums an der Universität Tübingen, 1978, S. 27f.

Auszug aus dem Senatsprotokoll vom 21. März 1876

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 47/34, S. 485-487)

§ 1

Herr Professor Dr. Säxinger referiert über das Gesuch einer Dame um Zulassung zum Besuch von Vorlesungen an der hiesigen Universität.

Zunächst bespricht Herr Referent die Verhandlungen in demselben Betreff vom 7. Aug[ust] 1873 und bemerkt, dass er seither der Ansicht gewesen sein, daß die Frage unterm 7. Aug[ust] 1873 habe prinzipiell entschieden werden wollen, daß er aber inzwischen aus dem Protokoll die Überzeugung gewonnen habe, daß eine prinzipielle Entscheidung damals nicht habe gegeben werden wollen.

Herr Referent erörtert nun die Frage an sich und bemerkt, dass er zunächst beantrage den Beschluß vom 7. Aug[ust] 1873 für einen prinzipiellen zu erklären. Wenn jedoch der Senat dieses nicht belieben sollten, so werden jedenfalls folgende Ehrfordernisse aufzustellen sein:

1. Spezielle Einwilligung jedes einzelnen Docenten bei welchem die Dame eine Vorlesung hören will,
2. Gewährung der Erlaubnis in stets widerruflichen Weise,
3. Lieferung des Nachweises über die Vorbildung um prüfen zu können, ob akademische Vorlesungen mit Erfolg besucht werden können, Vorlegung eines Studienplans,
4. Cognition über die Persönlichkeit der Studentin, insbesondere ob für die Moralität eine Gefahr zu befürchten ist.

Was nun speziell das vorliegende Gesuch betreffe, so werde dasselbe vorderhand abweislich zu bescheiden sein, weil über den Bildungsgang der Bittstellerin, was und wie sie studieren wolle noch was sie bereits gelernt habe, jede Angabe fehle.

Herr Professor Thudichum äußert die Ansicht, dass Frauen jedenfalls nur nach Erfüllung der für Männer vorgeschriebenen Bedingungen d. h. nach erstandener Maturitätsprüfung zugelassen werden können, und beantragt eine prinzipielle Abweisung aus zu sprechen für den Fall, dass diesem Erforderniß nicht genügt sei.

Herr Prof. Degenkoll spricht sich mit aller Entschiedenheit gegen eine Zulassung von Frauen aus, ebenso auch dagegen, daß es von dem Willen des einzelnen Docenten abhängen soll, Frauen in seine Vorlesungen zuzulassen.

Herr Prof. Herzog ist gleichfalls für eine prinzipielle Abweisung, da unter den gegebenen Verhältnissen kein Grund vorliege, von der allgemeinen Regel abzuweichen.

Herr Kanzler erklärt sich, was den vorliegenden Fall betreffe mit dem Herrn Referenten einverstanden. Im übrigen hätte er nichts dagegen zu erinnern, wenn unter Zustimmung des betreffenden Docenten einzelnen Frauen Erlaubnis zum Besuch von Vorlesungen erteilt würde. Gesuche sollten von Fall zu Fall in widerruflicher Weise mit Zustimmung der Docenten entschieden werden; eine allgemeine Abweisung würde er bedauern.

Herr Professor Thudichum bemerkt, dass wenn eine Erlaubnis erteilt werde, voraussichtlich Gesuche oder wenigsten Anfragen ins ungemessen anwachsen würden. Nach statistischen Erhebungen befinden sich unter den Studentinnen blos 5 Deutsche, die übrigen seien Russinnen und Amerikanerinnen, wir haben keinen Grund diesen in ihren Extravagenzen Vorschub zu leisten.

Nunmehr fragt Herr Rektor: ob der Senat die Zulassung von Frauen zum Besuch von Vorlesungen prinzipiell abgelehnt haben wolle?

Diese Frage wird mit 16 gegen 9 Stimmen bejaht.

Zulassung von Maria Gräfin von Linden an der Universität Tübingen als Ausnahme

Ministerialerlass über die Zulassung zum ausnahmsweisen Studium vom 22. September 1892

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 117/204, Spezialia 16)

Das Ministerium des Kirchen – und Schul-Wesens
an den akademischen Senat in Tübingen

In der angeschlossenen Eingabe⁴ vom 28. Juli d[ieser] J[ahres] bittet die Gräfin Maria von Linden dahier, welche im Sommer 1891 die Maturitätsprüfung am Realgymnasium dahier bestanden hat und sich dem Studium der Mathematik und Naturwissenschaften zu widmen beabsichtigt, um die Erlaubniß, sich an der naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität immatrikulieren lassen zu dürfen.

Im Hinblick auf die besonderen Umstände des Falles wäre der unterzeichnete, vorbehaltlich der Einholung einer Allerhöchsten Willensmeinung, geneigt einer ausnahmsweisen Zulassung der Bittstellerin zu einzelnen bestimmten Vorlesungen (: Zoologie, Mineralogie, Physik, Mathematik :) die Genehmigung in dem Falle nicht zu versagen, wenn die betreffenden Lehrer sich zur Annahme der Gräfin als Zuhörerin bereit erklären, und die akademische Behörde keine formelle Einsprache hiergegen erheben würden.

Der akademische Senat wird beauftragt, nach Rücksprache mit der naturwissenschaftlichen Fakultät sich zu äußern.

Stuttgart, den 22. September 1892

Sarway

⁴ Die Anfrage von Maria Gräfin von Linden hat sich in der Akte nicht erhalten. Vgl. zum Fall Linden Elke Rupp, Der Beginn des Frauenstudiums an der Universität Tübingen, 1978, S. 32 –43 und die Erinnerungen von Maria Gräfin von Linden: Maria Gräfin von Linden, Erinnerungen der ersten Tübinger Studentin, Hrsg. von Gabriele Junginger, Tübingen 1991, 2. überarb. Aufl. 1998 unter dem Titel: "Erlebtes und Erstrebtes eines Sonntagskindes", die Erinnerungen der ersten Studentin in Württemberg.

Auszug aus dem Bericht der naturwissenschaftlichen Fakultät vom 24. Oktober 1892

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 117/204, Spezialia 17)

Die naturwissenschaftliche Fakultät

Tübingen, den 24. Oktober 1892

Äußerung betr[effend] Zulassung der Gräfin
Maria von Linden zu Vorlesungen
in der naturwissenschaftl[ichen]
Facultät

An das Kgl.[Königliche] Rektoramt
der Universität

Das Kgl.[Königliche] Rektoramt hat unter dem 24. Sept[ember] d[ieser] J[ahres] die Aufforderung an die naturwissenschaftliche Fakultät gerichtet, sich mit Rücksicht auf einen hohen Ministerial Erlaß vom 22. Sept[ember] über die Möglichkeit der Zulassung von Gräfin Maria von Linden zu Vorlesungen in der Zoologie, Mineralogie, Physik und Mathematik zu äußern. Die Fakultät beehrt sich diese Anfrage dahin zu beantworten, dass sie sich, so die Gräfin Linden das Reifezeugniß erworben hat und den Eindruck erachten, wissenschaftlichen Strebens weckt, mit ihrer Zulassung zum Studium im Allgemeinen einverstanden erklärt mit den schon in dem h[ohen] Erlaß vom 22. Sept[ember] angedeuteten Vorbehalte, dass jedem Einzelnen der in Frage kommenden Lehrer frei stehe, die Zulassung zu bestimmten Vorlesungen und Uebungen zu versagen, falls Unzuträglichkeiten befürchtet werden sollten.

Ehrerbietigst

Stahl

z. Zt. Decan

Auszug aus dem Senatsprotokoll vom 18. November 1892

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 47/36, S. 525-526)

§ 8

Herr Professor Dr. v. Jolly referiert über den Bericht der naturwissenschaftlichen Facultät betreffend das Gesuch der Gräfin Maria von Linden von Stuttgart um Zulassung zu Vorlesungen in der naturwissenschaftlichen Fakultät.

Zunächst wurde verlesen das Gesuch der Bittstellerin, der Ministerialerlaß vom 22. Septbr.[September] d[ieser] J[ahres] Zff. 3489, und der Facultätsbericht vom 24. vor[igen] Mts.[Monats].

Der Herr Referent ist geneigt das vorliegende Gesuch günstig zu behandeln, und trägt einen bezüglichen Berichtsentwurf vor.

Herr Kanzler erblickt in den früheren Berichten des akademischen Senats, in welchem ein entgegengesetzter Standpunkt eingenommen wurde, kein Hinderniß.

Herr Prof. v. Degenkolb sieht in dem vorgetragenen Bericht einen gewissen inneren Widerspruch. Er verlangt, dass das Prinzip aufrecht erhalten werde, wenn auch im vorliegenden Fall die Erlaubnis zum Besuch bestimmter Vorlesungen ausgesprochen werden könnte.

Herr Prof. Hugo v. Meyer kommt auf frühere ähnliche Fälle zu sprechen, verlangt unbedingte Aufrechthaltung des Princips und erklärt sich gegen den Antrag. Das Verlangen passe nicht in die Universität hinein, auch könne er nicht zugeben, dass eine Gewährung vom Ermessen des einzelnen Lehrer abhängig sei.

Weiter nehmen an der Debatte Theil die Herrn v. Herzog, Stahl, v. Thudichum, Brill, von Sigwart. Letzterer stellt den Unterantrag: die Gewährung soll nur als Versuch angesehen werden und lediglich keine Consequenzen haben; es solle keine allgemeine Entscheidung getroffen werden, sondern in jedem einzelnen Fall EntschlieÙung vorbehalten bleiben.

Der Antrag des Herrn Referenten wird mit dieser Maßgabe mit 10 gegen 8 Stimmen zum Beschluß erhoben.

Aus der Mitte der Minderheit wird verlangt, daß von diesem Stimmenergebnis im Bericht Ausdruck geschehe.

Bericht des Akademischen Senats vom 18. November 1892

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 117/204, Spezialia 18)

An das kgl.[königliche] Ministerium des K[irchen] u[nd] Schulwesens
Bericht des akademischen Senats
Bitte der Gräfin von Linden um Zulassung zu Vorlesungen betr[effend]

Tübingen, 18. November 1892

Durch h[ohen] Erlaß vom 22. September hat das kgl.[königliche] Ministerium uns mitgeteilt, dass es nicht abgeneigt sei die Gräfin Maria von Linden in theilweiser Gewährung eines von ihr an das Kgl.[Königliche] Ministerium gerichteten Gesuchs zu gewissen Vorlesungen der naturwissenschaftlichen Fakultät zuzulassen, wenn die betreffenden Lehrer damit einverstanden seien und die akademischen Behörden keinen formellen Einspruch erheben.

Zur Erledigung des uns hierdurch erteilten Auftrags beehren wir uns anbei einen der Zulassung der Bittstellerin günstigen Bericht der naturw[issenschaftlichen] Fakultät vom 24. v[origen] M[onats] vorzulegen und zu erklären, dass wir auch unsererseits gegen die Zulassung der Gräfin zu den Vorlesungen der hiermit einverständenen Lehrer der naturwissenschaftlichen Fakultät keinen Einspruch erheben, da die Bittstellerin Württembergerin ist, an einem württembergischen Gymnasium eine die Immatrikulation als ordentliche Studirende der unteren Fakultät begründende Reifeprüfung bestanden hat und nach dem erwähnten Bericht dieser Fakultät den Eindruck erachten wissenschaftlichen Strebens erweckt.

Wir beharren dabei grundsätzlich auf unseren bisherigen in unseren Bericht vom 22. Novbr.[November] 1888 dargelegten Standpunkt und halten uns durch vorstehende Äußerung für künftige Fälle nicht gebunden, auch heben wir noch hervor, dass gegenwärtiger Bericht mit einer Majorität von 10 gegen 8 stimmen beschlossen worden ist, welche letztere für Anwendung des früher ausgesprochenen Standpunktes auch auf den vorliegenden Fall eintraten.⁵

Das Gesuch der Gräfin v. Linden legen wir anbei geh[orsamst] wieder vor
Ehrebietig

F[unk]⁶

⁵ Dieser Abschnitt ist ein Einschub, der zum Teil wohl von Referent v. Jolly eingefügt wurde.

⁶ Prof. v. Funk, Prof. an der katholisch-theologischen Fakultät, war Rektor im Wintersemester 1892/1893 der Universität Tübingen.

Ministerialerlass über die königlichen Genehmigung des Studiums von Maria Gräfin von Linden vom 6. Dezember 1892

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 117/204, Spezialia 19)

Das Ministerium des Kirchen- und Schul- Wesens
an den akademischen Senat in Tübingen

Nachdem Seine Majestät der König vermöge Allerhöchster EntschlieÙung vom heutigen Tage den Unterzeichneten allergnädigst zu ermächtigen geruht haben, der Gräfin von Linden auf Ihr Gesuch um Immatrikulation an der Landesuniversität zu eröffnen, dass sie zu dem Besuch der Vorlesungen der Mathematik, Physik, Mineralogie und Zoologie auf der Universität Tübingen, mit dem von der naturwissenschaftlichen Fakultät gemachten Vorbehalt zuzulassen sei, dass es jedem einzelnen der in Frage kommenden Lehrer freistehe, die Zulassung zu bestimmten Vorlesungen und Übungen zu versagen, falls Unzuträglichkeiten nach seinem Ermessen zu befürchten sein sollten, wird der akademische Senat hiervon auf den Bericht vom 10. v[origen] Mts.[Monats] zur Besorgung des weiteren mit dem Anfügen in Kenntnis gesetzt, dass der Gräfin von Linden auf Ihre unmittelbar dahier eingereichte Eingabe vom 28. Juli d[iesem] J[ahres] von hieraus entsprechende Eröffnung gemacht worden ist.

Stuttgart, den 6. Dezember 1892

Sarway

[Anmerkung oben links]

Am 22. Dezember 1892 im akademischen Senat verlesen.

Hörerinnenliste von Maria Gräfin von Linden, WS 1894/95

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen, 117 / 1377)

Die Unterzeichnete Gräfin Maria von Linden, wohnhaft Uhlandstrasse 4
Beabsichtigt im Wintersemester 1894/95 folgende Vorlesungen u[nd] Übungen
zu belegen:

Organische Chemie	4 St.	Prof. Dr. Hufner
Entwicklungsgeschichte der Wirbeltiere	1 St.	Prof. Dr. Eimer
„ der Wirbellosen	1 St.	Priv.Doz. Dr. Hesse
Physicalisches Practicum	4 St.	Prof. Dr. Braun
Arbeiten im Laboratorium		Prof. Dr. Eimer

5.4

Die ersten Hörerinnen an der Universität Tübingen 1897⁷

Anträge der ersten Hörerinnen Marie Reinhardt, Ottilie Storz und Lina Treitschler (Lehrerinnen an der höheren Mädchenschule in Tübingen

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 117/204)

An den Kgl[öniglichen] akademischen Senat der Universität Tübingen

Tübingen, den 28. Oktober 1897

Einen hohen Senat

bitte die Unterzeichnete ergebenst um Zulassung zum Besuch der Vorlesungen des Herrn Professor Dr. Busch über Geschichte zum Zweck der weiteren Ausbildung.

Hochachtungsvollst

Marie Reinhardt⁸

Ottilie Storz (*19.4.1855) und Lina Treitschler (* 21.11.1866) stellten Anträge mit demselben Inhalt. Jedem Antrag war ein Lebenslauf und Prüfungszeugnisse beigelegt. Die Lebensläufe sind in der Akte enthalten.

Auszug aus dem Senatsprotokoll vom 4. November 1897

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 47/37, S. 97)

§ 7

Herr Professor Dr. von Jolly referiert über die Bitte dreier hiesiger Fachinstituts - Lehrerinnen um Zulassung zu den Vorlesungen des Herrn Professors Busch.

⁷ Vgl. zu den Hörerinnen in Tübingen von 1897-1902 Elke Rupp, Der Beginn des Frauenstudiums an der Universität Tübingen, 1978, S. 52-61.

⁸ Marie Reinhardt (* 8.9.1867) war eine Schwester von Bertha Reinhardt, der späteren Gründerin der Abteilung Tübingen des Vereins Frauenstudium - Frauenbildung, vgl. auch den Beitrag zu Bertha Reinhardt unter der Rubrik Biographien auf dieser Homepage.

Der Herr Referent gibt Auskunft über die in den Jahren 1888 und 1892 im akademischen Senat gepflogenen Verhandlungen über die Zulassung von Frauen zum Studium indem er die bezüglichen Senatsberichte verliest.

Gegen die Gewährung der vorliegenden Gesuche findet der Herr Referent nichts zu erinnern.

Herr Professor Lange wünscht eine prinzipielle Entscheidung über die Frage. Allseitig wird diesem widersprochen und eine Entscheidung von Fall zu Fall für angezeigt gehalten.

Ein Antrag im entsprechenden Sinn wird nicht gestellt.

Der vorgetragene Berichtsentwurf wurde ohne Widerspruch genehmigt.

5.5

**Der Weg zur ersten Immatrikulation von Frauen
an der Universität Tübingen im Sommersemester 1904⁹**

1.

**Anfrage der ersten Abiturientinnen des Stuttgarter Mädchengymnasiums an
die Universität Tübingen vom 4. Januar 1904**

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 117/204)

An den hohen Senat der kgl[königlichen]
Universität Tübingen

Bitte der Schülerinnen der obersten Klasse des Stuttgarter Mädchen-Gymnasiums um
Zulassung zur Immatrikulation an der kgl[königlichen] Württembergischen Universität
Tübingen.

Hoher Senat!

Unterzeichnete Schülerinnen der obersten Klasse des Stuttgarter Mädchengymnasiums, die
im März ihre Reifeprüfung ablegen werden, beabsichtigen im Sommer 1904 die Hochschule
zu besuchen und sich der philosophischen und der naturwissenschaftlichen bzw.
medizinischen Fakultät zuzuwenden. Da sie nun großen Wert darauf legen, die heimische
Universität besuchen zu können, so wagen sie an einen hohen Senat vorgebracht die Bitte
zu wissen, sie an der kgl[königlichen] Universität Tübingen zur Immatrikulation zuzulassen.

Stuttgart, den 4. Januar 1904

Ehrerbietigst:

Gertrud Stockmayer, Tochter des Rechtsanwalts und Gemeinderats Stockmayer in Stuttgart,
Martha Vollmoeller, Tochter des Kommerzienrats Vollmoeller in Stuttgart,
Anna Stettenheimer, Tochter des gest. Kaufmanns Stettenheimer in Stuttgart.¹⁰

⁹ Anmerkung zu den Transkriptionen: Der Zeilenumbruch wurde nicht im Original wiedergegeben, Abkürzungen wurden in eckigen Klammern im Text aufgelöst, Verwaltungsvermerke auf den Dokumenten wurden nicht mit wiedergegeben.

¹⁰ Vgl. die Biographien zu den drei Unterzeichnerinnen unter der Rubrik Biographien auf der Homepage: <http://www.uni-tuebingen.de/frauenstudium/>

2.

Ablehnungsnotiz des Akademischen Rektoramtes vom 7. Januar 1904¹¹

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 117/204)

K[önigliches] akademisches Rektoramt

Tübingen, den 7. Jan. 1904

An Frl. Gertrud Stockmayer Tochter des H. Rechtsanwalts u. Gemeinderats

Frl. Marta Vollmöller Tochter d. H. Commerzienrats

Frl. Anna Stettenheimer Tochter des. H. Kaufmanns

Stuttgart

Betreff: Gesuch um s. z. Zulassung zur Immatrikulation

Auf die Eingabe am 4. d[es] M[onats] habe ich Ihnen vorläufig mitzuteilen, daß nach den z[ur] Z[eit] geltenden Normen Ihre Zulassung zur Immatrikulation nicht möglich ist u[nd] daß eine Änderung derselben nur durch das k[önigliche] Ministerium der K.[irchen]-Sch[ulen]. Verfügt werden könnte. Im Lauf der nächsten Wochen wird sich übrigens der akadem[ische] Senat mit der Frage einer grundsätzlichen Neuordnung der Zulassung von Frauen zum akadem[ischen] Studium befassen u[nd] sein Anliegen dem zuständigen K[öniglichen] Ministerium unterbreiten. Nach Erhalt der Entschließung des Letzteren wird Ihnen wieder Eröffnung gemachten werden.

W.

¹¹ Ausführlich nachzulesen bei Melanie Stelly, Die allergnädigste Genehmigung von 1904: Zulassung von Frauen zum ordentlichen Studium in Württemberg in der Rubrik „Historischer Überblick“ auf dieser Homepage. Vgl. auch Elke Rupp, Der Beginn des Frauenstudiums an der Universität Tübingen, 1978 S. 62-69.

3.

Auszug aus dem Senatsprotokoll vom 4. Februar 1904

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 47/37, S. 404-405)

§ 2

Zum ersten Gegenstand der Tagesordnung betreffend Neuregelung der Bestimmungen über die Zulassung von Frauen zum Besuch von Vorlesungen referiert Herr Professor Dr. v. Jolly und trägt zunächst die bisher geltenden Zulassungsbedingungen vor. Er empfiehlt die Annahme eines verlesenen Berichts Entwurfs, in welchem er zur Regelung der Frage Anträge stellt und die Erhebung einer Gebühr von 3 M.[ark] pro Semester von denjenigen Studierenden welche mehr als 2 Vorlesung im Semester belegen vorschlägt.

Herr Professor Dr. v. Fischer wünscht diese Frage zurück zu stellen und mit der Änderung der Bestimmungen über die Zulassung zur Immatrikulation zu verbinden, ebenso Herr Professor Dr. Rienckel. Der Herr Referent u[nd] Herr Universitätsrat Bach erwidern hierauf. Bei der Abstimmung wird der Bericht des Herrn Referenten mit allen gegen 4 Stimmen angenommen.

4.

Bericht des akademischen Senates in Betreff des Frauenstudiums vom 4. Februar 1904

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 117/206,
enthalten im Ministerialerlass vom 22. Februar 1904)

Tübingen den 4. Februar 1904

Bericht des akadem[ischen] Senats

Frauenstudium betr[effend]

An das K[önigliche] Ministerium des K[irchen] – u[nd] Schulwesens in Stuttgart

Referent v. Jolly

Durch Erlaß des K[öniglichen] M[inisteriums] vom 24. Februar v[origen] J[ahres] ist das Rektoramt ermächtigt worden, solche weibliche Personen, die sich über ihre sittliche Führung genügend ausweisen, Reichsangehörige sind und die für die Prüfung als Ärzte, Zahnärzte oder Apotheker geforderte Schulbildung besitzen, als Hörerinnen zu akademischen Vorlesungen und Uebungen soweit zuzulassen, als die beteiligten Lehrer damit einverstanden sind.

Es entspricht der Billigkeit, daß Frauen gleicher Art, welche am Unterricht in andern Fächern unter gleichen Voraussetzungen teilnehmen wollen, in gleicher Weise behandelt werden, und es würde dadurch auch eine Vereinfachung des Geschäftsgangs erreicht. Wir stellen deshalb hiermit die ergebene Bitte in dem angegebenen Sinn geneigtest verfügen zu wollen.

Eine weitere Vereinfachung der Zulassung von Frauen zum Studium würde erreicht, wenn das Rektoramt ferner beauftragt würde reichsangehörige, gut beleumundete Frauen, welche ein Prüfungszeugnis für Lehrerinnen an einer Volksschule besitzen, im Einverständnis mit den zu hörenden Lehrern widerruflich zu Vorlesungen und Uebungen zu zulassen. Für die allgemeine Zulassung solcher Frauen spricht, daß an allen preußischen Universitäten Männer mit der Befähigung zum Dienst als Einjährigfreiwillige als außerordentliche Hörer zugelassen werden, und daß das Volksschullehrerzeugnis die Berechtigung zum Dienen als Einjährigfreiwilliger gibt. Wir erlauben uns auch diese Vereinfachung des Zulassungsverfahrens zu empfehlen.

Weitere allgemeine Bestimmungen über die Zulassung von Frauen zu Vorlesungen werden sich einstweilen nicht treffen lassen. Namentlich entziehen sich die bisher besonders häufig gewordenen Gesuche von Angehörigen hier ansässiger Familien um

Zulassung zu Vorlesungen einer allgemeinen Regelung. Aber es werden alle nicht nach den vorerwähnten Bestimmung zu behandelnden Gesuche, da sie zumeist keine größere Bedeutung besitzen, regelmäßig ohne Inanspruchnahme des K[öniglichen] Ministerium und des akademischen Senats erledigt werden können. Die Bescheidung wird zwar nicht dem Rektor übertragen werden können, da dessen jährlicher Wechsel zu ungleicher Behandlung führen könnte, wohl aber wird eine Kommission von Mitgliedern des Senats genügen. Als solche Kommission glauben wir den akademischen Verwaltungsausschuß empfehlen zu sollen, da sich die Bildung einer eigenen Kommission nicht verlohnen wird.

Selbstverständlich wäre in zweifelhaften Fällen die Entscheidung vom Verwaltungsausschuß dem Senat und von diesem dem K[öniglichen] Ministerium zu überlassen, und ebenso selbstverständlich könnten Gesuchstellerinnen, die vom Senat oder Verwaltungsausschuß abgewiesen werden, sich bei den höheren Instanzen beschweren.

Wenn eine Frau vom Verwaltungsausschuß oder einer höheren Instanz zu Vorlesungen einmal zugelassen ist, wird über ihre Zulassung zu weiteren Vorlesungen ebenso der Rektor entscheiden können, wie dieser gegenwärtig die Zulassung zu weiteren Vorlesungen verfügt, wenn erstmals das K[önigliche] Ministerium die Zulassung ausgesprochen hat.

Aus der angeführten Verfügung des K[önigliche] Ministeriums würde folgen, daß diesem in jedem Semester nach Abschluß der Immatrikulationen über alle Zulassung von weiblichen Personen vom Rektoramt zu berichten wäre.

Es entspricht der Billigkeit, daß die weiblichen Studierenden, welche zu Vorbereitung auf einen Beruf Vorlesungen hören, ähnlich Gebühren bezahlen, wie sie von den männlichen Studierenden zu entrichten sind. Aber da die weiblichen Studierenden nicht immatrikuliert werden, können von ihnen nicht wie von den männlichen Immatrikulations- u[nd] Exmatrikulationsgebühren erhoben werden, sondern es kann nur für jedes Semester eine Gebühr erhoben werden. Wenn man erwägt, daß für die Immatrikulation eines erstmals Immatrikulierten 17 M[ark] 50 und für die Exmatrikulation 5 M[ark], also zusammen 22 M[ark] 50, erhoben werden, dürften auf einen männlichen Studierenden durchschnittlich 3 M[ark] im Semester treffen, und es wird daher angemessen sein diesen Betrag von den zu belastenden weiblichen Studierenden in jedem Semester zu erheben. Um jedoch solche Frauen von Gebühren freizulassen, welche nur zur Erweiterung ihrer allgemeinen Bildung Vorlesungen hören, könnte bestimmt werden, daß die Gebühr nur zu entrichten ist, wenn mehr als 2 Vorlesungen im Semester belegt werden. Der Ertrag der Gebühren würde am besten in die Rektoratskasse fließen.

5.

Brief des Ministeriums für Kirchen- und Schulwesen an den Kanzler der Universität Tübingen vom 11. Februar 1904

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 119/273)

K[önigliches] Württ[embergisches]

Ministerium des Kirchen- und Schulwesens

Stuttgart, den 11. Februar 1904

An

Seine Hochwohlgeboren den Herrn Kanzler der Universität,
Staatsrat Dr. von Schönberg in Tübingen

Euer Hochwohlgeboren

beehre ich mich, den beiliegenden Bericht des akademischen Senats vom 4. d[iesem] M[onats] über Frauenstudium mit dem Ersuchen um gefällige Äußerung und Rückgabe mitzuteilen.

Ich vermisse in dem Bericht eine Andeutung der Gründe, aus denen der akademische Senat auch jetzt noch eine Immatrikulation von weiblichen Studierenden nicht befürworten zu können glaubt, wiewohl neustens eine solche Immatrikulation nach dem Vorgang der badischen Universitäten auch an den bayerischen Universitäten eingeführt worden ist (Ministerialblatt für Kirchen- und Schulangelegenheiten im Königreich Bayern von 1893 S. 367).

Im übrigen bin ich, wenn etwa zurzeit für die Universität Tübingen von einer Immatrikulation weiblicher Studierender abzusehen sein sollte, der vorläufigen Ansicht, daß gegen die Vorschläge des akademischen Senats, die ihrer allgemeinen Richtung nach immerhin auf eine erleichterte Zulassung der Frauen zum akademischen Studium abzielen, im wesentlichen nichts zu erinnern sein dürfte. Die Zuständigkeit des akademischen Rektorats für die Zulassung von Frauen als Hörerinnen wäre wohl so zu bestimmen, daß sie sich auf reichsangehörige Damen zu erstrecken hätte, die entweder die zur Aufnahme von ordentlichen oder außerordentlichen Studierenden in § 3 Ziff. 1 und § 4 Ziff. 1 der Vorschriften für die Studierenden geforderte Vorbildung nachweisen oder deutsche Prüfungszeugnisse über die erlangte Befähigung zum Lehrerinnendienst an höheren Mädchenschulen oder Volksschulen vorlegen.

Weizsäcker

6.

Bericht von Prof. v. Jolly an den Kanzler der Universität vom 14. Februar 1904

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 119/273)

Lieber Freund!

Es ist dir vielleicht am besten mit der umstehenden schriftlichen Rechtfertigung des Senatsberichts gedient. Ich stehe aber zu mündlicher Erläuterung gern zur Verfügung

14.2.

Dein Jolly

In dem Bericht vom Febr[uar] v[origen] J[ahres] hat sich der akadem[ische] Senat im Anschluß an einen Bericht der medicin[ischen] Fakultät dafür ausgesprochen, daß Frauen nur so weit zu Vorlesungen zugelassen werden, als die diese haltenden Lehrer damit einverstanden sind.

Er pocht aus den dort dargelegten Gründen auch jetzt noch auf diesem Standpunkt. Damit ist Immatrikulation von Frauen unvereinbar, da Immatrikulation Zulassung zu allen Vorlesungen u[nd] Uebungen bedeutet (Vorschriften f[ür] d[ie] Studierende 59)

Gegen die im Schluß des Ministerialschreibens enthaltene Verweisung auf § 3 u[nd] 4 der Vorschriften ist materiell nichts zu erinnern. Formell wäre es einfacher u[nd] daher verständlicher, wenn gesagt würde: die ein Reifezeugnis eines deutschen Gymnasiums, Realgymnasiums od[er] einer Oberrealschule oder deutsche Prüfungszeugnisse über die erlangte Befähigung zum Lehrerinnendienst an höheren Mädchenschulen oder Volksschulen besitzen.

7.

Ministerialerlass zum Frauenstudium vom 22. Februar 1904

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 117/206)

In Betreff des Frauenstudiums an der Universität Tübingen will das Ministerium bis auf weiteres folgendes angeordnet haben:

1. Weibliche Personen, die sich über ihre sittliche Führung und die erforderliche wissenschaftliche Vorbildung genügend ausweisen, können auf ein an das akademische Rektoramt zu richtendes schriftliches Gesuch gestattete als Hörerinnen zum Besuch einzelner akademischer Vorlesungen oder Uebungen zugelassen werden, wenn und solange die beteiligten Lehrer in diesen Besuch einwilligen.
2. Regelmäßig wird die auf bestimmte Vorlesungen etc. zu beschränkende Zulassung als Hörerin bei solchen reichsangehörigen Personen, die entweder die für die Aufnahme von ordentlichen oder (zum Studium der Zahnheilkunde und Pharmazie) von außerordentlichen reichsangehörigen männlichen Studierenden vorgeschriebene Vorbildung nachweisen oder deutsche Prüfungszeugnisse über die erlangte Befähigung zum Lehrerinnendienst an höheren Mädchenschulen oder Volksschulen vorlegen, vom akademischen Rektoramt, im übrigen, sofern es sich um die erstmalige Zulassung handelt, vom akademischen Verwaltungsausschuß verfügt. Eine Erstreckung der erteilten Zulassung auf weitere Vorlesungen etc. fällt regelmäßig in die Zuständigkeit des akademischen Rektoramts allein. In zweifelhaften Fällen entscheidet das Ministerium. Zum Widerruf einer Zulassung ist diejenige Behörde befugt, welche die Zulassung ausgesprochen hat.
3. Beschwerde gegen Verfügungen des akademischen Verwaltungsausschusses ist an den akademischen Senat, gegen solche des akad. Senats oder des akademischen Rektoramts an das Ministerium statthaft.
4. Die von den akademischen Behörden gewährten, verweigerten oder widerrufenen Zulassungen, ebenso die Fälle der von dem beteiligten Lehrer versagten oder widerrufenen Einwilligung zum Besuch einer Vorlesung etc. sind jedes Semester unter näherer Angabe der einschlägigen Verhältnisse dem Ministerium anzuzeigen.
5. Eine Hörerin hat im Semester, vorausgesetzt daß sei mehr als zwei Vorlesungen etc. belegt, eine in die Rektoratskasse fließende Gebühr von 3M zu entrichten. Hienach ist das Entsprechende zu besorgen.

Weizsäcker.

8.

Brief des Vereins Frauenbildung – Frauenstudium Abteilung Stuttgart an die Universität Tübingen vom 27. Februar 1904

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 117/204)

Stuttgart, den 27. Februar 1904

Bitte der Abteilung Stuttgart des Vereins Frauenbildung - Frauenstudium um Zulassung weiblicher Studierender zur Immatrikulation an der Universität Tübingen

Hoher Senat der Universität Tübingen!

Der unterzeichnete Verein bittet, es möchten Frauen, die eine Maturitätsprüfung abgelegt haben, an der Universität Tübingen zur Immatrikulation zu gelassen werden.

Das Bildungsstreben der weiblichen Jugend, wie der weit verbreitete Wunsch nach Ärztinnen und akademisch gebildeten Lehrerinnen, hat die badischen Universitäten schon vor mehreren Jahren veranlaßt, ihre Hörsäle den Frauen unter den gleichen Bedingungen wie den Männern zu öffnen. Da im vergangenen Herbste auch unser anderes Nachbarland Bayern, an seinen drei Universitäten erstmals Studentinnen zur Immatrikulation zugelassen hat, so glaubt sich der unterzeichnete Verein zu der Hoffnung und Bitte berechtigt, es möchte in Württemberg die Regelung des Frauenstudiums in demselben Sinne erfolgen. Es hat noch einen besonderen Grund, diese Bitte dem hohen Senat gerade im gegenwärtigen Augenblick zu unterbreiten.

Im März dieses Jahres werden die ersten Schülerinnen des Stuttgarter Mädchengymnasiums die Reifeprüfung ablegen, und sie hegen den Wunsch, im kommenden Sommersemester die Universität Tübingen zu beziehen. Es würde gewiß nicht nur von ihrem, sondern auch von weiten Kreisen des württembergischen Volkes schmerzlich empfunden, wenn den ersten württembergischen Abiturientinnen die Immatrikulation an der Universität des eigenen Landes verweigert und sie genötigt würden, zur Vollendung ihrer Studien die Gastfreundschaft des Auslandes in Anspruch zu nehmen.

Ehrebetigst

Für die Abteilung Stuttgart des Vereins Frauenbildung- Frauenstudium

Mathilde Planck¹²

Vorsitzende

Sofie Reis¹³

Schriftführerin

9.

Antwort des Akademischen Rektorates darauf vom 28. Februar 1904

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 117/206)

K[önigliches] akademisches Rektoramt

Tübingen, den 28. Februar 1904

Betreff: Zulassung weiblicher Studierender zur Immatrikulation

An die Abteilung Stuttgart des Vereins Frauenbildung – Frauenstudium Stuttgart

Auf die unterm 27. d[iesem] Monats an den akademischen Senat der Universität gerichtete Eingabe, habe ich Sie dahin zu bescheiden, daß nach einer vom 22. Feb[ruar] d[iesem] J[ahres]

vom K[öniglichen] Ministerium des Kirchen u[nd] Schulwesen erfolgten Neuregelung der Bestimmungen über die Zulassung von Damen zum akademischen Studium auch künftig hier Damen nicht immatrikuliert werden können.

Die Regelung des Frauenstudiums erfolgte in der Weise, daß weibliche Personen, die sich über ihre sittliche Führung u[nd] die erforderliche wissenschaftl. Vorbildung genügend ausweisen, auf ein an das ak[ademische] Rektoramt zu richtendes schriftliches Gesuch gastweise als Hörerinnen zum Besuch einzelner ak[ademischer] Vorlesungen oder Übungen

¹² Zu Mathilde Planck (1861-1955) vgl. Johannes Mehner, Mathilde Planck (1861-1955), Wenn etwas nötig ist, muß es getan werden. In: Frauen im deutschen Südwesten, hrsg. von Birgit Knorr und Rosemarie Wehling, (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs Bd. 20), Stuttgart 1993, S. 292-298 und Mascha Riepl-Schmidt, Mathilde Planck (1861-1955) in der Reihe Menschen aus dem Land der Landeszentrale für politische Bildung 8 / 2005 pdf unter: www.lpb.bwue.de/referat/puu/planck.pdf.

¹³ Zu Sofie Reis vgl. Mascha Riepl-Schmidt, Vera Vollmer, Sofie Reis, Helene Reis. Frauenbildung und Frauenstudium. In: Maja Riepl-Schmidt, Wider das verkochte und verbügelte Leben. Frauenemanzipation in Stuttgart seit 1800, Stuttgart 1990, S. 183-197.

zugelassen werden können, wenn u[nd] solange die beteiligten Lehrer in diesen Besuch einwilligen.

10.

**Brief des Vereins Frauenbildung – Frauenstudium Abteilung Stuttgart an das
Ministerium für Kirchen- und Schulwesen vom 27. Februar 1904**

(Aus: Universitätsarchiv 117/206)

Stuttgart, den 27 Februar 1904

Bitte der Abteilung Stuttgart des Vereins Frauenbildung – Frauenstudium um Zulassung weiblicher Studierender zur Immatrikulation an der Universität Tübingen

Kgl[önigliches] Ministerium des Kirchen- und Schulwesens!

Der unterzeichnete Verein bittet das kgl[önigliche] Ministerium des Kirchen- u.[nd] Schulwesens, bei dem Senat der Universität Tübingen dahin wirken zu wollen, daß Frauen, die eine Maturitätsprüfung abgelegt haben, zur Immatrikulation zugelassen werden.

Das Bildungsstreben der weiblichen Jugend, wie der weitverbreitete Wunsch nach Aerztinnen und akademisch gebildeten Lehrerinnen, hat die badischen Universitäten schon vor mehreren Jahren veranlasst, ihre Hörsäle den Frauen unter den gleichen Bedingungen wie den Männern zu öffnen. Da im vergangenen Herbste auch unser anderes Nachbarland, Bayern an seinen drei Universitäten erstmals Studentinnen zur Immatrikulation zugelassen hat, so glaubt sich der unterzeichnete Verein zu der Hoffnung und Bitte berechtigt, es möchte in Württemberg die Regelung des Frauenstudiums in demselben Sinne erfolgen. Es hat noch einen besonderen Grund, diese Bitte dem hohen Ministerium gerade im gegenwärtigen Augenblick zu unterbreiten.

Im März dieses Jahres werden die ersten Schülerinnen des Stuttgarter Mädchengymnasiums die Reifeprüfung ablegen, und sie hegen den Wunsch, im kommenden Sommersemester die Universität Tübingen zu beziehen. Es würde gewiss nicht nur von ihnen, sondern auch von weiteren Kreisen des württembergischen Volkes schmerzlich empfunden, wenn den württembergischen Abiturientinnen die Immatrikulation an der Universität des eigenen Landes verweigert und sie genötigt würden, zur Vollendung ihrer Studien die Gastfreundschaft des Auslandes in Anspruch zu nehmen.

Ehrerbietigst

Für die Abteilung Stuttgart des

Vereins Frauenbildung – Frauenstudium

Mathilde Planck, Vorsitzende

Sofie Reis, Schriftführerin

11.

**Weiterleitung des Schreibens an den Senat der Universität Tübingen durch das
Ministerium für Kirchen- und Schulwesen vom 7. März 1904**

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 117/206)

K[önigliches] Württ[embergisches] Ministerium
des Kirchen- und Schulwesens

Stuttgart den 7. März 1904

An das akademische Rektoramt
in Tübingen

Im Anschluß wird dem akademischen Rektoramt z [ur] K[enntnis] eine Eingabe der Abteilung Stuttgart des Vereins Frauenbildung - Frauenstudium vom 27. d[iesem] M[onats], worin um Zulassung weiblicher Studierender zur Immatrikulation an der Universität Tübingen gebeten ist, sowie eine von jenem Verein gelieferte Auskunft über die gegenwärtig die Reifeprüfung ablegenden Schülerinnen des Mädchengymnasiums in Stuttgart¹⁴ mit dem Auftrag zugefertigt, tunlichst bald eine Äußerung des akademischen Senats über die bezeichnete Eingabe herbeizu führen und hirher vorzulegen.

Sollte übrigens eine Bewertung und Äußerung des akad[emischen] Senats vor Beginn des nächsten Sommersemesters nicht zur ermöglichen sein, so hat zunächst das akademische Rektoramt darüber zu berichten, ob in solange, als die Immatrikulation weiblicher studierender an der Landesuniversität nicht für statthaft erklärt ist, bei den 3 zur Zeit die Reifeprüfung an dem Stuttgarter Mädchengymnasium ablegenden Schülerinnen, welche die Universität Tübingen zu beziehen wünschen, die vorläufige und gastweise Zulassung zum Besuch der für ihre Studien erforderlichen Vorlesungen und Übungen voraussichtlich keinem Anstande begegnen würde.

¹⁴ Dabei handelt es sich um eine Tabelle, in der die Namen der vier Abiturientinnen, ihr Geburtstag und Ort, Stand und Wohnort des Vaters, Konfession und die beabsichtigten Studien aufgelistet sind.

12.

**Antwort des Akademischen Senats auf den Erlass des Ministeriums
vom 24. März 1904.**

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 117/206)

An das K[önigliche] Ministerium des Kirchen- und Schulwesens

Bericht des akademischen Rektorats

Betreffend Frauenstudium

Tübingen, den 24. März 1904

Auf den Erlaß vom 7. März 1904

Beilagen: 3 Fakultätsberichte¹⁵

Der nebenbezeichnete hohe Erlaß lief erst unmittelbar vor der letzten Senatssitzung ein konnte also in dieser seine Erledigung nicht mehr finden. Um den zweiten Teil des erhaltenen Auftrags zu entsprechen habe ich ein Ausschreiben an die beteiligten drei Fakultäten gerichtet, worauf beiliegende Antworten eingelaufen sind. Zunächst kann also für die philosophische Fakultät – vorbehaltlich einer kleinen Einschränkung – mit Sicherheit, für die naturwissenschaftliche Fakultät mindestens mit höchster Wahrscheinlichkeit, für die medizinische Fakultät nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit die Frage der Zulassung zu allen Studiensachen bejaht werden.

¹⁵ Die Fakultätsberichte wurden nicht wiedergegeben, sind in der Akte enthalten.

13.

**Ministerialerlass zur gastweisen Aufnahme der Abiturientinnen an der
Universität Tübingen vom 28. März 1904**

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 117/206)

K[önigliches] Württ[embergisches] Ministerium des Kirchen- und Schulwesens

Stuttgart, den 28. März 1904

3 Beilagen.

Auf den Bericht vom 24. d[iesem] M[onats] und unter
Bezugnahme auf den Ministerialerlaß vom 22. d[iesem] M[onats]

In Anbetracht der obwaltenden besonderen Verhältnisse und der Dringlichkeit einer Entscheidung will das Ministerium angeordnet haben, daß die seitherigen Schülerinnen des Stuttgarter Mädchengymnasiums, Fräulein Gertrud Stockmayer, Tochter des Gemeinderaths in Stuttgart, Fräulein Martha Vollmöller, Tochter des Fabrikanten daselbst und Fräulein Anna Stettenheimer, Tochter des Kaufmanns daselbst, welche kürzlich die Gymnasialreifeprüfung mit Erfolg bestanden haben und – Fräulein Stockmeyer für das Studium der Litteratur und Geschichte, Fräulein Vollmöller für das Studium der Medizin, Fräulein Stettenheimer für das Studium der Naturwissenschaften – die Universität Tübingen zu beziehen wünschen, bis auf weiteres gastweise als Hörerinnen zum Besuch der für ihr Studium erforderlichen Vorlesungen und Übungen zuzulassen sind.

Die beteiligten sind hiervon schon verständigt worden. Im übrigen ist von dem Rektoramt das Weitere zu besorgen.

Wegen der Zulassung weiblicher Studierende zur Immatrikulation an der Universität Tübingen wird zunächst der Äußerung des akademischen Senats entgegengesehen.

Weizsäcker.¹⁶

¹⁶ Dieser Erlaß wurde der medizinischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Fakultät am 31. März 1904 zur Kenntnis weitergeleitet. Erhalten sind in der Akte auch die Stellungnahmen der drei Fakultäten zum Thema Frauenstudium, die hier nicht wiedergegeben werden.

14.

Bericht über die Beratung des akademischen Verwaltungsausschusses zum Thema Frauenstudium vom 28. April 1904

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 117/206)

Auszug aus dem Protokoll des akademischen Verwaltungsausschusses vom 28. April 1904

Seite 371

Anwesend: Rektor, Kanzler und 9 Mitglieder,

Abwesend: Niemand

§ 6

Herr Professor Dr. v. Jolly referiert ferner über die

Zulassung weiblicher Studierender zur Immatrikulation

und verliest zunächst den ergangenen Erlaß des K[öniglichen] Ministeriums, das zur Beratung dieser Frage veranlaßt hat.

Der Herr Referent glaubt, daß nun nichts anders übrig bleibe als die Frauen zu immatrikulieren, nachdem das K[önigliche] Ministerium die Immatrikulation wünsche. Er sei nun der Meinung zunächst über die heute ebenfalls zur Behandlung kommende Frage der Änderung der Immatrikulationsbestimmungen für männliche Studierende Bericht zu erstatten und nach ministerieller Erledigung dieser Frage einfach zu berichten, daß Frauen ganz unter denselben Bedingungen wie Männer zur Immatrikulation zugelassen werden können.

Herr Professor Dr. v. Bruns ist der Ansicht die Frauen strenger zu behandeln als die Männer und Frauen nur ordentlicher Weise zu immatrikulieren. In Freiburg habe man mit der Gleichbehandlung der Frauen üble Erfahrungen gemacht.

Das Hohe Kollegium beschließt hierauf, dem akademischen Senat zu empfehlen, bei dem K[öniglichen] Ministerium zu beantragen, Frauen nur rite zur Immatrikulation zuzulassen und diejenigen die die Bedingungen der ordentlichen Immatrikulation nicht erfüllen können, nach den seitherigen Vorschriften zu behandeln.

Herr Professor Dr. v. Fischer beantragt namens der philosophischen Fakultät den Zusatz, daß den Dozenten das Recht vorbehalten bleiben solle, in geeignet scheinenden Fällen die Zulassung zu bestimmten Vorlesungen zu verweigern.

Dieses Amandement wird mit 4 gegen 3 Stimmen angenommen. Der Herr Referent war inzwischen abgegangen.

15.

Auszug aus dem Senatsprotokoll vom 5. Mai 1904

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 47/37, S. 413-415)

§ 2

Herr Professor Dr. v. Jolly referiert über die Frage der Zulassung weiblicher Studierenden zur Immatrikulation, über welche im akademischen Verwaltungsausschuß vorberaten wurde. Von diesem wurde beschlossen, dem akademischen Senat zu empfehlen, sich damit einverstanden zu erklären, daß Damen künftig rite immatrikuliert werden mit dem Vorbehalt für die Docenten, in geeignet scheinenden Fällen die Zulassung zu bestimmten Vorlesungen zu verweigern. Der Referent rekapituliert zunächst die Verhandlungen und Entscheidungen der letzten Zeit und verliest den Erlaß des Ministeriums vom 28. März d[ieses] Jr[Jahres] Durch welchen die 3 diesjährigen Absolventinnen des Stuttgarter Mädchengymnasiums zum Besuch der für ihr Studium erforderlichen Vorlesungen u[nd] Übungen zugelassen wurden u[nd] gleichzeitig das hohe Kollegium zu einer Äußerung wegen der Zulassung weiblicher Studierender zur Immatrikulation aufgefordert worden ist. Die 3 Damen seien nun zugelassen worden ohne Rücksicht auf die seither verlangte Zustimmung der Lehrer, es werde daher zwecklos sein, die Bedenken des akademischen Senats gegen die Zulassung ferner geltend zu machen. Eine Remonstration sei völlig aussichtslos, weil der Herr Staatsminister jedenfalls unter einem gewissen Druck gehandelt habe, der weiter bestehe. Wenn man nun künftig die Absolventinnen des Stuttgarter Mädchengymnasiums zur Immatrikulation zulasse, so müssen man legither Weise auch alle reichsdeutschen Damen zulassen. Gegen das Verlangen der philosophischen Fakultät, den einzelnen Docenten für bestimmte Vorlesungen und Übungen ein Einspruchsrecht vorzubehalten, müsse er sich entschieden aussprechen. Der Herr Referent erklärt hiermit seinen Bericht in dem er sich für die Immatrikulierung aller Damen ausspricht, welche unter den die Aufnahme als ordentliche Studierende regelnden § 3 Ziffer 1 der Vorschriften für die Studierenden fallen.

Herr Professor Dr. v. Jürgensen erklärt, daß die medizinische Fakultät gegen die Zulassung von Damen nichts mehr einwende, daß sie aber nach wie vor dem festhalte, Ausländerinnen nur in beschränkter Weise zuzulassen und bezüglich derselben jedem Lehrer der medizinischen Fakultät ein Vetorecht vorzubehalten.

Herr Professor Dr. v. Neumann glaubt, daß der Ministerialerlaß nicht so zu verstehen sei, daß der akademische Senat sich heute schon über die Immatrikulation aussprechen müsse. Herr Professor Dr. v. Fischer hält an dem Verlangen der philosophischen Fakultät fest, während Herr Professor Dr. Döderlein sich auf Grund seiner praktischen Erfahrungen für die

bedingungslose Zulassung der Damen ausspricht, eine Einschränkung derselben sei nicht ganz der Wissenschaft würdig.

Herr Professor Dr. Rümelin kann sich mit keinem der beiden Anträge ganz einverstanden erklären und gibt zur Erwägung, ob nicht am Schlusse des Berichtsentwurfs der seitherige ablehnende Standpunkt des hohen Kollegiums erwähnt werden wolle.

Herr Staatsrat Dr. v. Schönberg hält die geschehene Auslegung des Ministerialerlasses seitens des Herrn Referenten für richtig und spricht sich gegen den Antrag der philosophischen Fakultät aus.

Nach einigen weiteren Äußerungen verschiedener Herrn wird sodann über den Antrag des Herrn Referenten abgestimmt und derselbe mit 15 gegen 5 Stimmen bei 3 Enthaltungen angenommen.

16.

Bericht des Akademischen Senats vom 5. Mai 1904

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 117/206)

Tübingen 5. Mai 1904

Bericht des akadem[ischen] Senats
das Frauenstudium betr[effend]

Zu dem Ministerialerlaß vom 28. März

An
das K[önigliche] Ministerium des K[irchen]- u[nd] Schulwesens in Stuttgart

Dem nebenbezeichneten h[ohen] Erlaß gemäß erlauben wir uns über die Immatrikulation weiblicher Studierender wie folgt zu berichten.

Indem das Ministerium die in jenem Erlaß genannten drei Damen zu den für ihre Studien erforderlichen Vorlesungen und Uebungen ohne Rücksicht auf die Zustimmung der zu hörenden Lehrer zugelassen hat, hat es den in unserem Bericht vom 4. Februar vertretenen und noch in dem Ministerialerlaß vom 22. Februar gebilligten Standpunkt aufgegeben und die genannten Damen immatrikulierten Studierenden gleichgestellt. Die Konsequenz gebietet, daß künftig die in gleicher Lage befindlichen Damen in gleicher Weise behandelt werden. Unseres Erachtens befinden sich in der gleichen Lage wie die jetzt zugelassenen Damen nicht nur die künftig das Stuttgarter Mädchengymnasium absolvirenden Württembergerinnen, sondern alle Damen, welche unter den die Aufnahme als ordentlicher Studierender regelnden 53 Zff. der Vorschriften für die Studierenden fallen, und es werden daher alle diese Damen ferner wie immatrikulierte Studierende zu behandeln sein. Wenn aber diese Damen wie immatrikulierte Studierende behandelt werden müssen, wird es am einfachsten sein, wenn sie auch wie Studierende immatrikuliert werden. Der Ministerialerlaß vom 22. Februar würde dann nur für die übrigen Studierenden Damen maßgebend bleiben.

17.

Ministerialerlass zur Immatrikulation von Frauen an der Universität Tübingen vom 17. Mai 1904

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 117/206)

K[önigliches] Württ[embergisches] Ministerium
des Kirchen- und Schulwesens

Stuttgart, den 17. Mai 1904

An den akadademischen Senat
in Tübingen

Auf den Bericht vom 5. d[iesen] M[onats]

Seine königliche Majestät haben am 1. d[iesen] M[onats] aller gnädigst zu genehmigen geruht, daß reichsangehörige weibliche Personen unter den gleichen Voraussetzungen und in der gleichen Weise, wie männliche Personen, an der Universität Tübingen, als ordentliche oder (: für das Studium der Zahnheilkunde und Pharmazie als außerordentliche:) Studierende immatrikuliert werden.

Hirzu wird bemerkt, daß aus der Immatrikulation für die beteiligten Frauen die gleichen Rechte und Pflichten, wie für die männlichen Studierenden, namentlich auch die Verbindlichkeit zur Bezahlung von Gebühren sich ergeben und, daß der Normalerlaß vom 22. Febr. 1904 N. 1128 in sofern eine Einschränkung erfährt, als die Bestimmungen desselben auf die in Ziff 2 eingangs erwähnten, fernerhin zu immatrikulierenden Personen nicht mehr zur Anwendung kommen können.

Darauf ist des Weitern zu besorgen, auch für die zur Zeit in Vorbereitung befindliche neue Fassung der in den Vorschriften für die Studierenden enthaltenen Bestimmungen über die Zulassung zu Universitätsstudien das Erforderliche vorzusehen und künftig in jedem Semester bei der Anzeige der Zahl der Studierenden sowohl die immatrikulierten wie die nur als Hörerinnen zugelassenen weiblichen Studierenden besonders hervorzuheben.

Zugleich will das Ministerium die nachträgliche Immatrikulation der an der Universität Tübingen Studierenden Damen, die schon als Hörerinnen zugelassen sind und die Voraussetzungen der Immatrikulation erfüllen, dem akademischen Rektoramt anheim gegeben haben.

Weizsäcker

18.

**Auszug aus den Vorschriften für Studierende an der Universität Tübingen vom
2. November 1904**

(Aus: Universitätsarchiv Tübingen 117/206)

§ 3

Als ordentliche Studierende werden Reichsangehörige aufgenommen, die das Reifezeugnis einer reichsdeutschen höheren Lehranstalt oder im Falle einer im Ausland empfangenen Vorbildung ein als gleichwertig anerkanntes außerdeutsches Reifezeugnis erlangt haben und zwar

- 1) für die beiden theologischen Fakultäten das Reifezeugnis eines Gymnasiums
- 2) für alle anderen Fakultäten das Reifezeugnis eines Gymnasiums oder eines Realgymnasiums oder einer Oberrealschule. Vgl. übrigen § 5.

Vorstehende Bestimmungen gelten auch für Frauen.

§ 4

Als außerordentliche Studierende werden, und zwar stets zunächst auf 4 Semester vorbehältlich einer etwaigen Zeitverlängerung, Reichsangehörige ohne Reifezeugnis im Sinne von § 3 aufgenommen, wenn sie entweder

- 1) einem Fache, für welches nach der betreffenden Prüfungsordnung Universitätsbesuch vorgeschrieben ist, sich widmen und die in dieser Prüfungsordnung festgesetzten Vorbedingungen des Universitätsbesuchs erfüllt haben oder
- 2) über eine zum Hören von Vorlesungen genügende Vorbildung sich ausweisen.

Die Bestimmungen zu Ziff. 1) finden auch auf Frauen Anwendung.

§ 13 Abs. 2

Frauen, soweit sie nicht nach § 3 oder § 4 Ziff. 1 aufgenommen werden, können bei genügender Vorbildung mit Zustimmung der betreffenden Lehrer als Hörerinnen zum Besuch von Vorlesungen ec. zugelassen werden, und zwar, wenn sie deutsche Prüfungszeugnisse über die Befähigung zum Lehrerinnendienst an höheren Mädchenschulen oder Volksschulen besitzen, durch den Rektor, in anderen Fällen durch den Verwaltungsausschuß Vorgenannte Personen sind den akademischen Vorschriften nur in Bezug auf die Vorlesungen und die Benützung der Institute unterworfen.

Plakate der Ausstellung „100 Jahre Frauenstudium an der Universität Tübingen 1904 - 2004“

Die für diese Veröffentlichung und die Homepage zusammengetragenen Informationen zum 100 jährigen Jubiläum des Frauenstudiums in Tübingen dienten zunächst einmal der Ausgestaltung einer Ausstellung im Bonatzbau der Universitätsbibliothek im Rahmen der Jubiläumsfeierlichkeiten im Sommersemester 2004 (22. April bis 25. Juni 2004). Im Folgenden werden die dabei entstandenen Ausstellungsplakate vorgestellt.

Beteiligt an der Projektgruppe, die diese Arbeit übernahm, waren die Vereine Frauen & Geschichte Baden-Württemberg e.V. (www.frauen-und-geschichte.de) und das Bildungszentrum und Archiv zur Frauengeschichte Baden-Württembergs BAF e.V (www.baf-tuebingen.de) sowie das Gleichstellungsbüro der Universität Tübingen (www.uni-tuebingen.de/gleichstellungsbeauftragte).

Namentlich: Corinna Schneider (Frauen & Geschichte), Dr. Christl Ziegler (BAF), Prof. Dr. Susanne Maurer (BAF, Frauen & Geschichte), Johanna Regnath (Frauen & Geschichte), Sonja Neubauer (Gleichstellungsbüro), Melanie Stelly (Gleichstellungsbüro), Susanne Weitbrecht (Gleichstellungsbüro) und die damalige Universitätsgleichstellungsbeauftragte Prof. Dr. Ingrid Hotz-Davies.

Die unordentlichen Anfänge des Frauenstudiums an der Universität Tübingen

- 1873 Erste Anfrage einer Frau bezüglich Immatrikulation an der Universität Tübingen von der Züricher Studentin Alexandra Popowa. Im selben Jahr folgen weitere Anfragen von Sinaida Okounekoff und Luise Dubinski. Die Gesuche werden abgelehnt.
- 1874 Erfolgreiche Anfrage von Lydia von Karganoff.
- 1876 Der Amerikaner Dr. Julius Berghaus bemüht sich um Zulassung seiner Tochter zum Studium. Erst anlässlich dieser Anfrage beschließt die Universität Tübingen die prinzipielle Ablehnung der Zulassung von Frauen zum Studium. Kurz darauf wird ein weiteres Gesuch von Lina Berger abgelehnt.
- 1882 Anonyme Denunziation, dass Prof. Eimer eine Zuhörerin in seiner Vorlesung geduldet habe. Das Ministerium für Kirchen- und Schulwesen rügt die Universität wegen des Vorfalls.
- 1888 Die Petition des Frauenvereins Reform, in der u.a. die Zulassung von Frauen zum Studium aller Fächer gefordert wird, wird im Senat behandelt und abschlägig beschieden. Eine Anfrage Maria Gräfin von Lindens auf Zulassung zur Promotion wird abgelehnt.
- 1892 Dem Gesuch Maria von Lindens auf Zulassung zum außerordentlichen Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften wird stattgegeben. Sie ist damit die erste Frau, die in Tübingen studiert.
- 1895 Maria von Linden promoviert als erste Frau an der Universität Tübingen.
- 1896 Die in Bern zur Dr. med. promovierte Karoline Breitinger bittet, um in Württemberg als Ärztin praktizieren zu dürfen, um Zulassung zu den Staatsexamensfächern an der Universität Tübingen. Dies wird mit der Begründung, sie habe kein Reifezeugnis, abgelehnt.
- 1897 Der Antrag auf Immatrikulation von Maria Gleiss wird abgelehnt. Die ersten drei Hörerinnen werden zugelassen. Bis 1904 erfolgt die Zulassung von 17 weiteren Frauen als Hörerinnen, eine Frau wird abgewiesen.

„Hochgeehrter Herr Rektor,

Da in Folge des russischen Ukas den russischen Damen das Studium an der Züricher Hochschule untersagt ist, sind wir gezwungen Zürich zu verlassen.

Euer Hochwohlgeboren werden zugeben, dass es für Frauen, welche bereits mehrere Jahre mit allem Ernst einem Lebensziel nachgestrebt haben, schwer ist dasselbe aufzugeben, desshalb wage ich an Euer Hochwohlgeboren die Bitte mir mitzutheilen, ob der hochlöbliche Senat der Universität Tübingen geneigt wäre einige der hier immatrikulierten russischen Frauen als Studentinnen aufzunehmen.

Wir sind bereit Zeugnisse und Dokumente, falls es erwünscht scheint, beizubringen und erlauben uns schließlich die Bemerkung, dass wenn der hochlöbliche Senat eine strenge Auswahl zu treffen für gut findet, es für die Aufgenommenen nur vortheilhaft sein kann.

Wollen Euer Hochwohlgeboren mir wo möglich eine definitive Antwort auf meine Bitte senden, so werde ich dieselbe meinen Colleginnen mittheilen.

In tiefster Ehrfurcht ergebenst

Alexandra Popowa

Zürich, 22. Juli 1873

„Das akademische Rektoramt an Fräulein Alexandra Popowa in Zürich.

Im Namen des akademischen Senats theile ich Ihnen auf Ihre Anfrage vom 22. d. M. mit, dass die Organisation unserer Universität sowie die äußeren Verhältnisse die Zulassung von Frauen zum Besuche der Vorlesungen nicht ermöglichen, weßhalb auf Ihr Gesuch nicht eingegangen werden kann.

Tübingen den 7. Aug. 1873
Saexinger“

Tübinger Bedenken gegen das Frauenstudium

„Im weiteren erkennt Herr Referent zwar den Anspruch der Frauen auf eine höhere Bildung als ein Naturrecht derselben an, doch sei das Wohl unserer Hochschule zunächst ins Auge zu fassen und dies würde unter allen Umständen einen separaten Unterricht verlangen; ein gemeinschaftlicher Unterricht sei ohne Schaden der Hochschule nicht durchführbar. (...) Für jetzt habe in Deutschland das Bedürfnis der Eröffnung der Universitäten für Frauen sich noch nicht geltend gemacht; sollte dieses Bedürfnis je hervortreten, so werde der Staat für weibliche Gymnasien und weibliche Hochschulen zu sorgen haben. Wenn die Statuten der hiesigen Universität die Theilnahme von Frauen auch nicht geradezu verbieten, so seien doch überall Männer vormals gesetzt und jene für Frauen also an sich ausgeschlossen.(...)“

Aus dem Senatsprotokoll vom 7. August 1873 zur Debatte über das Gesuch der Alexandra Popowa

„Und über diesen bleiben die Bedenken über das Zusammensein beider Geschlechter zumal in einer kleinen Universitätsstadt unüberwindlich, auch wenn wir von den besonders üblen Erfahrungen absehen wollen, welche hierüber in der Schweiz gemacht worden sind. Unseres Erachtens könnte es sich in Württemberg, wenn für gewisse Fächer ein akademischer Unterricht für Frauen eingerichtet werden wollte, um eine Gründung besonderer Anstalten handeln. Auf diese Frage aber glauben wir nicht eingehen zu sollen. Man könne nun nicht umhin darauf aufmerksam zu machen, welchen großen Zudrang und zwar vielleicht bedenklicher Elemente, das einseitige Vorgehen eines einzelnen Staates in dieser noch so unreifen Sache zur Folge haben müsste.“

Aus dem Bericht des Senatsreferenten vom 22. November 1888 zur Petition des Frauenvereins Reform

Erste Anfrage

396 Jahre Universitätsgeschichte vergingen, bevor sich die alma mater eberhardina carolina tuebingensis erstmals nachweislich mit der Frage der Zulassung von Frauen zum Studium zu beschäftigen hatte.

Mit einem Brief vom 22. Juli 1873 fragte Alexandra Popowa beim Tübinger Rektoramt an, ob es ihr und weiteren Russinnen möglich wäre, ihr in Zürich begonnenes Medizinstudium an der hiesigen Universität zu beenden. Der Senat votierte einstimmig gegen die Anfrage.

Allgemeine Regelung

Die im Fall Alexandra Popowa getroffene Entscheidung wurde 1876 - inzwischen gab es fünf weitere Anfragen zum Thema Frauenstudium - verallgemeinert. Ab dann hieß es klar: Frauen werden an der Universität Tübingen prinzipiell nicht zum Besuch von Vorlesungen zugelassen. Mit Verweis auf diese Entscheidung wurde dann auch 1888 eine Petition des Frauenvereins Reform mit der Bitte um Zulassung von Frauen zum Studium ohne weitere Diskussion vom Senat abgelehnt.

Analysiert man die Berichte und Protokolle zu den Senatsitzungen hinsichtlich der vorgebrachten Argumente gegen das Frauenstudium, so ist festzustellen, dass nicht vorrangig mit einer prinzipiellen Unfähigkeit der Frauen zum Studium argumentiert wurde. Statt dessen wurden formale Gründe angeführt, deren Grundtenor hieß: Wir sind nicht zuständig. Statt dessen müsse der Staat eine Regelung finden – am besten eine, die die Universität selbst nicht betrifft – und im übrigen seien speziell die Tübinger Bedingungen ungeeignet für das Frauenstudium.

Hörerinnen

Klar ist: Studentinnen wollte man keine, aber Hörerinnen? Als solche konnte man sich Frauen zumindest am Ende des 19. Jahrhunderts auch in Tübingen vorstellen. 1897 stellten drei Lehrerinnen der Tübinger Mädchenschule erfolgreich den Antrag auf Besuch einer Vorlesung des Historikers Prof. Busch. Bis zum Ende des Wintersemesters 1903/04 waren es insgesamt 20 Frauen, die einzelne Vorlesungen der Universität besucht hatten.

Wichtig war für die Zulassung als Hörerin weniger eine nachweisbare Vorbildung als das persönliche Wohlwollen der Professoren. Die Zulassung als Hörerin war jederzeit widerrufbar und das Einverständnis des Dozenten Bedingung.

Fazit

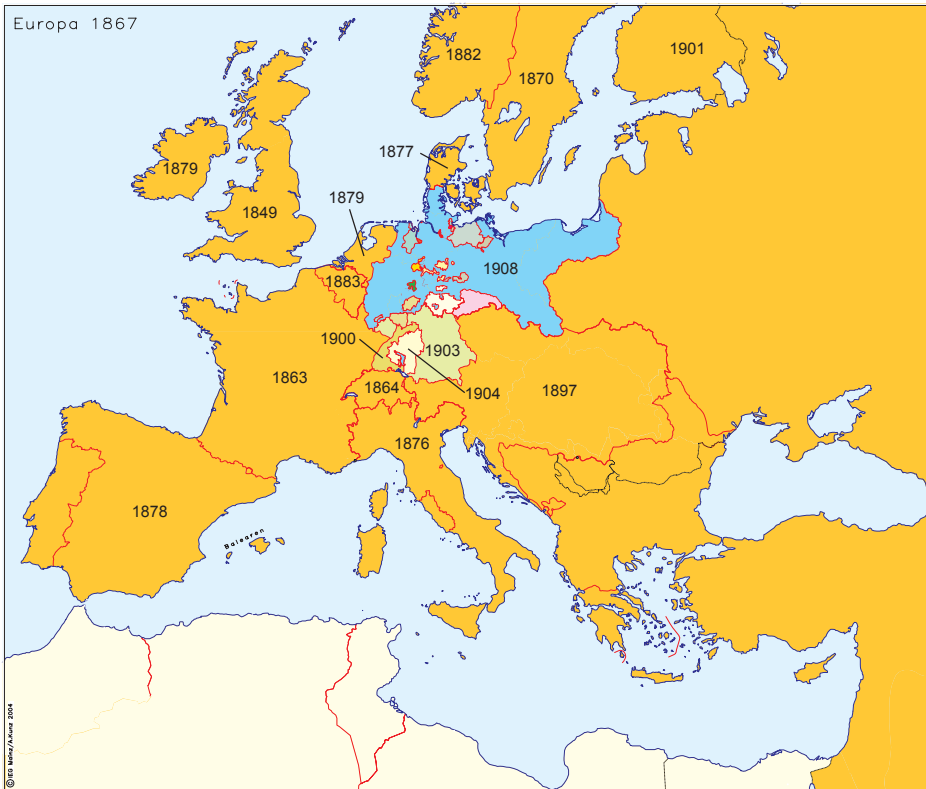
Festzuhalten bleibt, dass es stets nur einzelne Professoren waren, die sich vehement und kompromisslos gegen Frauen an der Universität aussprachen. Der Mehrheit der Professoren ging es zumindest seit Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr darum, die Frauen vollständig auszuschließen, sondern darum, die Kontrolle über ihren Zugang zu behalten. Und diese hatten sie - bis 1904.

1872 Der Münchner Prof. Dr. med. Theodor von Bischoff vertritt in seiner vielbeachteten Schrift „Das Studium und die Ausübung der Medizin durch Frauen“ die Meinung, Frauen seien Männern geistig unterlegen und daher zum Studium im allgemeinen und zum Studium der Medizin im besonderen untauglich.

1873 Ein Ukas (Erlass) des russischen Zaren droht allen Russinnen, die an der Universität Zürich studieren, Berufsverbot in Russland an. Viele russische Studentinnen wenden sich daraufhin - erfolglos - mit der Bitte um Immatrikulation an andere deutschsprachige Universitäten, wie z.B. Tübingen, Freiburg oder Heidelberg.

Die Anfänge des Frauenstudiums in Europa

Ein Blick über die Grenzen Württembergs



Beginn des Universitätsstudiums von Frauen in den europäischen Ländern

Die Daten markieren den Beginn des Frauenstudiums im jeweiligen Land. Aufgrund der mangelhaften Forschungslage ist eine einheitliche Bezugsgrundlage leider nicht möglich. Beginn des Frauenstudiums kann daher sowohl erste Hörerin, erste außerordentliche Studentin oder erste ordentliche Studentin bedeuten. Darüberhinaus markieren die Daten teilweise nur die Öffnung einzelner Fächer und nicht der gesamten Universität für Frauen.

Tübingen und die anderen deutschen Universitäten

Angesichts der ablehnenden Haltung der Universität Tübingen gegenüber dem Frauenstudium stellt sich die Frage, wie die Situation an anderen Universitäten war. Innerhalb Deutschlands befand sich Tübingen im 19. Jahrhundert in „guter“ Gesellschaft. Kein deutscher Teilstaat hatte das ordentliche Frauenstudium ermöglicht, bis 1900 das Großherzogtum Baden den Anfang machte. 1903 folgte Bayern und bereits 1904 Württemberg und damit die Universität Tübingen. Erst 1908/09 folgten Preußen und die anderen deutschen Teilstaaten.

Deutschland im internationalen Vergleich

Innerhalb Deutschlands zählt Württemberg damit zu den Vorreitern, doch ein Blick auf die nebenstehende Karte zeigt, dass im Jahr 1904 Frauen in den meisten europäischen Ländern bereits studieren konnten - zum Teil bereits seit einigen Jahrzehnten.

Es wundert daher nicht, dass viele deutsche Frauen sich mangels anderer Möglichkeiten auf das Abenteuer eines Studiums im Ausland einließen. Viele gingen nach Frankreich, das mit der allgemeinen Zulassung von Frauen zum Studium im Jahr 1863 den Anfang machte. Für die deutschen Frauen bedeutender war jedoch 1864 die Öffnung der Universität Zürich, die damit die erste deutschsprachige Universität war, die Frauen das Studieren ermöglichte. Bis zu 10 % Deutsche waren im Durchschnitt bis zur Jahrhundertwende unter den Züricher Studentinnen.

Deutsche Frauen haben also bereits vor 1900 studiert. Ein Studium war für sie damals jedoch - von wenigen Ausnahmen abgesehen - verbunden mit einem nur für wenige realisierbaren Auslandsaufenthalt, der zudem umfangreichen Privatunterricht zur Vorbereitung erforderte, da es in Deutschland noch keine Mädchenschulen gab.

Prof. Rümelin, Kanzler der Universität Tübingen im Jahr 1888:

„Die Tübinger Universität gehört zu den ungalantesten in Deutschland, insofern sie, womit ich selbst nicht einverstanden war, den Damen auch jeden Besuch ihrer Vorlesungen versagt. Einen Doktor des schönen Geschlechtes hat sie noch nie gemacht, und es ist mir auch von anderen deutschen Hochschulen aus den neueren Jahrzehnten kein Beispiel erinnerlich.“

- 1849 Großbritannien: Ladies College in Bedford Square, erstes Frauencollege an der Universität London (heute Bedford New College).
- 1863 Frankreich: Zulassung zu allen Fakultäten außer der theologischen an den Universitäten in Paris, Bordeaux, Toulouse, Lyon und Marseille.
- 1864 Schweiz: Zürich, erste Hörerinnen.
- 1867 Schweiz: Zürich, erste Immatrikulation in der Medizinischen Fakultät, 1868 folgt die Philosophische, 1872/1873 die Staatswissenschaftliche und 1908/1909 die Theologische Fakultät.
- 1869 Großbritannien: Benslow House, das 1873 als Girton College nach Cambridge übersiedelt.

- 1870 Schweden: Uppsala und Lund, Zulassung zur medizinischen Fakultät.
- 1872 Schweiz: Bern und Genf.
- 1873 Schweden: Zulassung zu allen Fakultäten.
- 1874 Großbritannien: London, Gründung der „London School of Medicine for Women“, die mit einem Frauenhospital verbunden ist. 1876 Zulassung zur medizinischen Prüfung bei den staatlichen Examinationsbehörden.
- 1875 Frankreich: Die erste Französin legt ein medizinisches Examen ab. Bereits 1898 praktizieren in Paris 77 Frauen. 1900 wird der Anwaltsberuf per Gesetz für Frauen geöffnet.
- 1876 Italien: Turin, Parma, Padua, Bologna, Pisa, Siena, Perugia, Rom und Neapel.
Schweiz: Lausanne.
- 1877 Dänemark: Kopenhagen.
- 1878 Großbritannien: Oxfords erstes Frauencollege.
Spanien: Madrid.
- 1879 Irland und Großbritannien: London University, Zulassung zu allen Universitätsabschlüssen, Immatrikulation aber erst 1882.
Niederlande: Utrecht, Amsterdam, Groningen und Leiden.
- 1882 Norwegen: Oslo.
- 1883 Belgien: Brüssel, Gent und Lüttich.

- 1889 Schweiz: Fribourg, Hörerinnen, ab 1905 Immatrikulation von Frauen.
- 1890 Schweiz: Basel.
- 1897 Österreich: Wien, Prag, Graz und Innsbruck, Zulassung zur philosophischen Fakultät, 1900 zur Medizinischen Fakultät, 1920 zur Juristischen Fakultät, 1923 zur Evangelischen Theologie, 1946 zur Katholischen Theologie.
- 1900 Baden: Immatrikulation von Frauen.
- 1901 Rußland: Bereits 1897 medizinisches Institut für Frauen in Petersburg und schon zuvor seit den 1860er Jahren spezielle, von Frauen gegründete und geleitete, Universitätskurse.
Finnland: Helsinki.
- 1903 Bayern: Immatrikulation von Frauen.
- 1904 Württemberg: Tübingen. Immatrikulation von Frauen.
- 1908 Preußen: Immatrikulation von Frauen.
- 1920 England: Oxford. Die Frauencolleges Lady Margaret Hall (1878), St. Anne's (1879), Somerville (1879), St. Hugh's (1886), St. Hilda's (1893) werden der Universität angegliedert. Davon konnten Frauen kein Universitätsexamen von Oxford erwerben.
- 1948 England: Cambridge. Die Frauencolleges werden der Universität angegliedert.

1833 USA.: Das neugegründete Oberlin-College in Ohio/USA läßt Frauen und Männer zum Studium zu. 1837 folgen als erstes Frauenseminar Mount Holyoke in South Hadley, Massachusetts, das 1888 College wurde. Fünf weitere Frauen-Colleges werden in der zweiten Hälfte des 19. Jh. gegründet.

1889 Schweden.: Sofia Wassiljewna Kowaleskaja (1850-1891) erhält nach vierjähriger außerordentlicher Tätigkeit an der Universität Stockholm eine ordentliche Professur für Mathematik und ist damit die erste Professorin in der modernen europäischen Wissenschaft. Sie hatte 1869/70 als Hörerin die Universität Heidelberg besucht und 1874 als erste Frau an der Universität Göttingen in Mathematik promoviert.

Die Petitionspolitik der Bürgerlichen Frauenbewegung

Mathilde Weber, Helene Lange und der Frauenverein Reform

- 1829 Mathilde Weber wird am 16. August in Tübingen geboren.
- 1848 Helene Lange wird am 9. April in Oldenburg geboren.
- 1888 Petition des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins mit der Bitte um Zulassung von Frauen zum Medizinstudium und zur wissenschaftlichen Lehrerinnenausbildung. Kurz darauf folgt eine Petition des Frauenverein Reform, in der die Zulassung von Frauen zum Abitur und zum Studium aller Fächer gefordert wird. Beide Vereine wiederholen ihre Petitionen in den folgenden Jahren bei verschiedenen staatlichen Stellen.
- 1891 Erste Verhandlung über das Frauenstudium im Deutschen Reichstag.
- 1893 Massenpetition des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins mit fast 60.000 Unterschriften an den Reichstag. Noch im gleichen Jahr gehen die Frauen zur Tat über. Das Mädchengymnasium in Karlsruhe wird gegründet - nach positiven Reaktionen der Badischen Regierung auf die Petitionen - und Helene Lange wandelt ihre seit 1889 bestehenden Realkurse für Frauen in Gymnasialkurse um.
- 1901 Mathilde Weber stirbt und erlebt damit nicht mehr, dass 1904 Frauen in Württemberg zum ordentlichen Studium zugelassen werden.
- 1923 Helene Lange erhält die Ehrendoktorwürde der Universität Tübingen. Sie stirbt 1930.



Mathilde Weber
Eine Tübinger Vertreterin der gemäßigten bürgerlichen Frauenbewegung

„Gewiss wären die Gesundheitsverhältnisse unserer jungen Frauen und Mädchen besser, wenn sie schon bei den leichtesten Anfängen von Frauenkrankheiten sich sogleich Rat bei einer Ärztin holen könnten. (...) Deshalb gebe man uns - weibliche Ärzte!“

„Eine Dame, mit der ich namentlich im Anfang meines Studiums sehr viel verkehrte und bei der ich sogar regelmäßig einmal in der Woche aß, war die bereits erwähnte Frau Professor Mathilde Weber, die Witwe des Nationalökonomens. (...) Frau Weber war ganz Frauenbewegung und versammelte in ihrem Haus nicht nur alle nach Tübingen gelangten berufstätigen, gelehrten und politischen Frauen, sondern war auch unablässig bemüht, diese Frauen zu ehren und ihnen zu helfen. (...) Sie gehörte keineswegs der extremen Richtung der Frauenbewegung an, sie wollte nur eine gerechtere Verteilung des Sonnenlichtes zwischen den Geschlechtern, und daß namentlich auch die akademische Sonne weibliche Wesen bescheinen sollte. Die Frau, die in das öffentliche Leben eintrat, sollte aber um Gotteswillen nichts vom „Blütenstaub“ verlieren und „Urbild der Weiblichkeit“ bleiben. So sehr Frau Weber nun meine Pionierarbeit anerkannte, sie konnte sich nicht damit abfinden, daß ich, die doch so lange auf meine Bubwerdung gewartet hatte, eben doch stark zur Verkörperung des „dritten Geschlechts“ neigte. Ich trug Jackenkleider mit steifem Kragen, Männerhüte, Schuhe, die in ihrer Massivität, Form und Größe ebenfalls an das Männliche grenzten, stand in bester Kameradschaft mit den Kommilitonen, ertöte nicht, wenn in den Vorlesungen von Männlein und Weiblein die Rede war, kurz - aus meinen Staubbeuteln war der Blütenstaub schon verfliegen oder nie in denselben gebildet worden. Reden um Reden über dieses Thema ließ ich bei bestem Appetit über mich ergehen, denn alles dies entsprang ja einer ideal gerichteten, grundgütigen Seele; aber an mir war eben Hopfen und Malz verloren.“

Maria Gräfin von Linden über Matilde Weber

„Es ist die Pflicht aller erhaltender Elemente, der jetzigen Gesellschaft, einer Umsturzpartei, wie sich die Frauenemanzipationspartei in ihren Konsequenzen darstellt, mit aller Macht entgegenzutreten, selbst wenn es nicht gelingen sollte, die Bewegung aufzuhalten, welche ebenso staatsgefährlich ist, und die jetzige Gesellschaft in gleichem Maße bedroht, wie die ähnliche Tendenzen verfolgenden Sozialisten und der Nihilismus“.

Gustav Walcher, 1890, Neffe von Mathilde Weber, Gynäkologe und Leiter der Landeshebamenschule in Stuttgart

„Denn unerschüttert steht eins auch in der neuen Zeit: der Gedanke, daß der höchste Beruf der Frau der Mutterberuf ist, insofern er den Beruf der Erzieherin des heranwachsenden Geschlechts in sich schließt. Nur törichte oder böswillige Auffassung macht es der Frauenbewegung zum Vorwurf, dass sie die Frau diesem höchsten Beruf entfremden wolle. Aber eben um ihm zu genügen, um dem Ausspruch Goethe's zu entsprechen, wonach die vorzüglichste Frau die ist, die den Kindern zur Not auch den Vater ersetzen kann, eben darum soll eine andere, tiefgründigere Erziehung, eine bessere geistige Ausbildung, eine strengere Gewöhnung zur Pflichterfüllung im Berufsleben oder im Dienst der Allgemeinheit die Frau schulen“.

Zitat aus dem Jahr 1893 von Helene Lange, einer Vertreterin der gemäßigten bürgerlichen Frauenbewegung; sie erhielt 1923 die Tübinger Ehrendoktorwürde.

Politik der Nadelstiche

Einen wichtigen, vorbereitenden Schritt auf dem Weg zum Frauenstudium stellte die Petitionspolitik der bürgerlichen Frauenbewegung auch in Württemberg dar. Obwohl bereits 1873 der Berliner Letteverein im Bundesrat eine Petition zur Zulassung von Frauen zum Apothekerberuf einreichte, begann die Petitionspolitik erst richtig Ende der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts. Zwei bedeutende bürgerliche Frauenvereine wirkten daran mit, wobei der Frauenverein Reform die radikalere und der Allgemeine Deutsche Frauenverein (ADF) die gemäßigtere Richtung vertrat.

Die Petition des ADF

Die bekannteste Petition wurde 1888 vom Allgemeinen Deutschen Frauenverein eingereicht und war an das preußische Abgeordnetenhaus gerichtet. Sie bat um Zulassung von Frauen zum Medizinstudium und zur wissenschaftlichen Lehrerinnenausbildung. Die Petition war mit zwei Begleitschriften versehen, die die Diskussion um das Frauenstudium stark beeinflussten.

In der wegen ihres Einbandes gemeinhin als „Gelbe Broschüre“ bezeichneten Schrift „Die höhere Mädchenschule und ihre Bestimmung“ forderte Helene Lange, die 1923 die Tübinger Ehrendoktorwürde erhielt, dass Mädchen in ethischen Schulfächern von Frauen unterrichtet werden sollten.

Die zweite Schrift „Ärztinnen für Frauenkrankheiten, eine ethische und sanitäre Notwendigkeit“ stammt von Mathilde Weber, einer Tübinger Vorkämpferin für Frauenbildung und Sozialreformen. Weber begründete die Notwendigkeit von Frauenärztinnen mit der anezogenen Scham der Frauen, die dazu führte, dass Frauen oft an ihren Leiden starben, weil sie sich einem männlichen Arzt nicht anvertrauen wollten.

Die Petition des Frauenvereins Reform

Später im Jahr 1888 wandte sich der Frauenverein Reform mit einer deutlich weitergehenden Petition an die Unterrichtsministerien Württembergs, Bayerns und Preußens. Hierin wurde nicht nur die Öffnung der Universitäten für Frauen für die Medizin und das Lehramt verlangt, sondern ganz generell die Zulassung von Frauen zum Abitur und zum Studium aller Fächer gefordert.

Auf Anweisung des württembergischen Ministeriums für das Kirchen- und Schulwesen wurde diese Petition vom Senat der Universität Tübingen auf die Tagesordnung gesetzt. Nach Verlesen des wenig positiven Berichtes des zuständigen Referenten wurde sie ohne weitere Diskussion abgelehnt.

Die Wirkung der Petitionspolitik

Die Frauenvereine setzten ihre Petitionspolitik auch in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts fort, schritten jedoch gleichzeitig zur Tat und schufen Einrichtungen, mit deren Hilfe Frauen das Abitur erlangen konnten. Diese Strategie führte - zumindest in Baden, Bayern und Württemberg - bald zum Erfolg. Ein Erfolg, der auf der bewusstseinsbildenden Wirkung der Debatten um die Petitionen aufbaute.

- 1865 Der Allgemeine Deutsche Frauenverein (ADF) wird in Leipzig gegründet. Eines seiner Ziele ist, die Bildungschancen für Frauen zu verbessern. Der ADF ruft 1879 einen Stipendienfonds zur Förderung des Frauenstudiums ins Leben. Aus diesem erhält durch Vermittlung von Mathilde Weber auch Maria Gräfin von Linden ein Stipendium.
- 1888 Der Frauenverein Reform wird unter Leitung von Hedwig Kettler gegründet. 1893 initiiert der Verein das Karlsruher Mädchengymnasium, um dessen Leitung es 1895 zu Auseinandersetzungen innerhalb des Vereins kommt. Ein Teil der Mitglieder spaltet sich daraufhin ab und gründet den Verein Frauenbildung - Frauenstudium, der für die Einführung des Frauenstudiums in Württemberg wichtig werden sollte.

Maria Gräfin von Linden

Die erste Studentin an der Universität Tübingen

- 1869 Maria von Linden wird am 18. Juli auf Schloss Burgberg bei Heidenheim/Brenz geboren.
- 1875 Besuch der Dorfschule.
- 1883 Wechsel auf das private Victoria-Pensionat in Karlsruhe. Neben dem regulären Unterricht nimmt sie Privatunterricht in Mathematik und Latein.
- 1887 Rückkehr ins Elternhaus und Beginn der Abiturvorbereitungen im Selbststudium.
- 1888 Erste Anfrage auf Promotion an der Universität Tübingen.
- 1891 Abitur mit Sondergenehmigung am Realgymnasium für Knaben in Stuttgart.
- 1892 Beginn des Studiums mit Sondergenehmigung an der Universität Tübingen. Sie belegt die Fächer Mathematik, Physik, Botanik und Zoologie und hört noch andere naturwissenschaftliche Vorlesungen.
- 1895 Promotion zum Doctor rer. nat. in Tübingen.
- 1896 Vertretung des Assistenten am Zoologischen Institut in Halle für ein Semester.
- 1897 Assistentenstelle am Zoologischen Institut der Universität Tübingen.
- 1899 Wechsel an die Universität Bonn.



Maria von Linden

oben auf einem Bild von 1902
unten: mit Kollegen vor dem Zoologischen Institut
der Universität Tübingen

„In Tübingen gab es im Jahr des Heils 1892 an Kultursensationen: einen Gepäckträger, eine Droschke und, nachdem ich nun glücklich in die Universitätsstadt eingezogen war, auch noch eine Studentin. Der guten Dinge waren es also drei geworden, und ich darf wohl diese letzte Sensation ohne Überhebung als die fürnehmste bezeichnen, denn Gepäckträger und Droschken gab es damals in vielen größeren Städten des Schwabenlandes, aber Studentin war ich die erste und einzige im ganzen Königreich. (...)“



Allein, trotz dieser großen Fortschritte nach der liberalen Seite und trotz meiner entschiedenen verbesserten Stellung gehörte ich genau besehen doch nicht zu den legitimen Kindern der Alma mater Eberhardina Carolina, denn es fehlte die standesamtliche Eintragung, die Immatriculation. Im Grund genommen war es ein jeder Gerechtigkeit höfinsprechendes Messen mit zweierlei Maß. Ich gehöre aber glücklicherweise nicht zu den Menschen, die sich nur im Schema F wohlfühlen können und so ließ ich mir auch über diese Unvollkommenheit des Lebens keine grauen Haar wachsen, sondern freute mich des Erreichten und dachte im Stillen: Schranken sind da, um übersprungen zu werden.“

Aus den Lebenserinnerungen Maria von Lindens

Die Tübinger Pionierin

12 Jahre bevor Frauen sich als ordentliche Studierende einschreiben konnten, erkämpfte sich Maria von Linden ein außerordentliches Studium an der Universität Tübingen. Wie andere Pionierinnen war auch sie privilegierter Herkunft und musste dennoch auf dem Weg zum Frauenstudium zahlreiche Schwierigkeiten überwinden.

Der schwierige Weg zum Abitur

Bereits von Kindheit an zeigte Maria von Linden ein besonderes Interesse an Naturwissenschaften. Wie anderen Mädchen ihrer Zeit und gesellschaftlichen Stellung stand ihr jedoch lediglich der Besuch einer höheren Töchterschule offen. Durch das dortige Lehrangebot nicht ausreichend gefordert, nahm sie zusätzlich Privatunterricht. Um studieren zu können, war aber das Abitur erforderlich. Nach langem Kampf und nur durch Vermittlung ihres Großonkels Josef Freiherr von Linden, Staatsminister in Württemberg, erhielt sie die Erlaubnis, die Reifeprüfung als Externe am Stuttgarter Realgymnasium für Knaben abzulegen. Sie bestand im Juli 1891 die Abiturprüfung, ein Ereignis, das großes öffentliches Aufsehen in Württemberg erregte.

Zulassung zum Studium

Bereits 1888 hatte Maria von Linden angefragt, ob eine Promotion an der Universität Tübingen möglich sei. Nach längerer Auseinandersetzung und intensiver Vermittlung ihres Großonkels Freiherr von Linden wurde die Anfrage prinzipiell bejaht, eine entsprechende Vorbildung jedoch vorausgesetzt. Nach bestandener Reifeprüfung stellte sie 1892 beim württembergischen Ministerium des Kirchen- und Schulwesens den Antrag, zum Studium zugelassen zu werden. Der Minister empfahl ihre Zulassung, ein Wunsch, dem der Senat der Universität Tübingen in einer denkbar knappen Abstimmung von 10 zu 8 Stimmen und unter ausdrücklicher Betonung, dass dies kein Präzedenzfall sein sollte, entsprach.

Im Dezember 1892 konnte Maria von Linden mit dieser Sondergenehmigung das Studium an der Universität Tübingen aufnehmen. Sie war damit die erste Studentin der alma mater eberhardina carolina, allerdings ohne immatrikuliert zu sein. Eine Sonderstellung, die sie als ungerecht empfund.

Willenskraft und Protektion vorausgesetzt

Maria von Lindens Beispiel zeigt eindrücklich die Schwierigkeiten, die Frauen auf dem Weg zum Studium zu überwinden hatten. Die an der höheren Töchterschule erworbene Bildung ließ sich nur mit einer höchsten Motivation und Willenskraft voraussetzenden privaten Vorbereitung so erweitern, dass es für die Hochschulreife ausreichte. Die Berechtigung, diese an einem Knabengymnasium ablegen zu dürfen, erforderte darüber hinaus einen langen zähen Kampf, der nur mit einflussreichen Fürsprechern zu gewinnen war.

Die Universität selbst erklärte sie zum Einzelfall ohne weitere Bedeutung und räumte den einzelnen Dozenten die Entscheidung über Maria von Lindens Zugang zu den Lehrveranstaltungen ein.

Antwort des Kanzlers Rümelin auf die Anfrage des Großonkels von Maria von Linden, ob seine Nichte an der Universität Tübingen promovieren könne:

„Tübingen, 17. III. 1888

Euer Excellenz, kann ich auf Ihre hochgeehrte Zuschrift leider nicht die Antwort geben, die meiner Neigung, den Wünschen von Damen stets entgegen zu kommen, entsprechen würde. (...) Ich wäre übrigens immer der Meinung, daß für ein Fräulein, das Lust hat, Doktorin genannt zu werden, das Mittel, einem Doktor ihre Hand zu bieten, jedenfalls viel leichter und bequemer wäre, als ein Examen rigorosum zu bestehen. Verehrungsvoll u. mit wärmster Empfehlung Euer Excellenz ganz ergebenster G. Rümelin“

Antwort Maria von Lindens an ihren Großonkel nach dem abschlägigen Bescheid des Kanzlers hinsichtlich ihrer Promotion:

„Schloß Burgberg, 21. III. 1888

Lieber Onkel! Für Deine freundlichen Zeilen sowie für den Brief des Herrn Kanzlers nebst Einlagen, danke ich vielmals. Das Schreiben des Letzteren scheint ja gerade nicht zu Gunsten der Durchführbarkeit meines Planes zu sprechen. (...) Letzterer scheint überhaupt mein Streben als Ausfluß kleinlicher Eitelkeit anzusehen, während ich nur die Befriedigung meines wissenschaftlichen Ehrgeizes darin suche. Überhaupt geht mein Streben dahin, mir das Diplom zu verdienen und es nicht der Liebenswürdigkeit der Fakultät zu verdanken, noch mich mit fremden Federn zu schmücken.“

- 1899 Maria von Linden ist an verschiedenen Instituten der Universität Bonn tätig, bis sie schließlich 1908 mit der Leitung des Laboratoriums des Hygienischen Instituts betraut wird. Sie bemüht sich vergeblich um eine Sondergenehmigung zur Habilitation. 1910 wird ihr eine Titularprofessur verliehen, die Lehrbefugnis und eine ordentliche Professur bleiben ihr jedoch verwehrt.
- 1933 Aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums wird sie in den vorzeitigen Ruhestand versetzt. Maria von Linden stirbt am 25. August 1936 in Schaan/Liechtenstein. Sie hinterlässt ein wissenschaftliches Werk von mehreren Monographien und fast 100 Aufsätzen in Fachzeitschriften.

Die allergnädigste Genehmigung von 1904

Zulassung von Frauen zum ordentlichen Studium in Württemberg

4. Januar 1904:

Zwei Monate vor ihrer Abiturprüfung bitten drei Schülerinnen des Stuttgarter Mädchengymnasiums den Senat der Universität Tübingen um Zulassung zum Studium.

7. Januar 1904:

Das Rektorat antwortet, dass ihre Immatrikulation derzeit nicht möglich sei, der Senat aber demnächst über geänderte Zulassungsbedingungen für Frauen beraten werde.

4. Februar 1904:

In einer Senatssitzung wird eine Neuregelung zur Zulassung von Hörerinnen beschlossen. Auf die Zulassung von Frauen zum ordentlichen Studium wird nicht eingegangen.

11. Februar 1904:

Der Minister für das Kirchen- und Schulwesen fragt beim Universitätskanzler an, welche Gründe gegen eine Immatrikulation von Frauen sprächen.

18. Februar 1904:

Der Kanzler antwortet, dass eine Immatrikulation mit dem Grundsatz, dass kein Dozent dazu gezwungen werden dürfe, Frauen in seinen Vorlesungen und Übungen zu dulden, unvereinbar sei.

22. Februar 1904:

Der Minister genehmigt den vom Senat gefassten Beschluss zur Zulassung von Hörerinnen.

25. Februar 1904:

Der Rektor teilt den Stuttgarter Schülerinnen mit, dass eine Immatrikulation nicht möglich sei, sie jedoch als Hörerinnen Zulassung zu allen Vorlesungen erhalten würden, deren Dozenten damit einverstanden seien.

27. Februar 1904:

Der die Abiturientinnen unterstützende Verein Frauenbildung – Frauenstudium wendet sich daraufhin mit einem Brief gleichzeitig an den Senat der Universität und an das Ministerium und fordert die Immatrikulation von Frauen.

28. Februar 1904:

Das Akademische Rektorat lehnt die Forderung mit Verweis auf „die derzeitigen Gepflogenheiten“ ab.

7. März 1904:

Das Ministerium verlangt eine Stellungnahme der Universität zur Eingabe des Vereins Frauenbildung – Frauenstudium.

24. März 1904:

Das Rektorat schreibt an das Ministerium zurück, dass die Frage auf der letzten Senatssitzung des Semesters nicht mehr besprochen werden konnte.

28. März 1904:

Das Ministerium ordnet die gastweise Aufnahme der drei Abiturientinnen an und fordert eine Entscheidung des Senats zur Immatrikulation von Frauen.

5. Mai 1904:

Der Senat der Universität Tübingen beschließt die Immatrikulation von Frauen, da es zwecklos sei, „die Bedenken des akademischen Senats gegen die Zulassung ferner geltend zu machen. Eine Remonstration sei völlig aussichtslos, weil der Herr Staatsminister jedenfalls unter einem gewissen Druck gehandelt habe, der weiter bestehe.“

17. Mai 1904:

Mit dem Erlass des württembergischen Königs wird die Entscheidung rechtskräftig.

7. Juni 1904:

Die ersten drei Frauen immatrikulieren sich an der Universität Tübingen.

„Seine königliche Majestät haben am 16. d. M. allergnädigst zu genehmigen geruht, daß reichsangehörige weibliche Personen unter den gleichen Voraussetzungen und in der gleichen Weise, wie männliche Personen an der Universität Tübingen als ordentliche (...) Studierende immatrikuliert werden.“

Erlass Nr. 3157 vom 17. Mai 1904



Anna Stettenheimer und Gertrud Stockmayer
Zwei der ersten drei Tübinger Studentinnen

„Endlich kam der große Tag, an dem die ersten weiblichen Studierenden immatrikuliert wurden.“

Der damalige Rektor der Universität, der Theologe Professor Haering, gestaltete den Akt besonders weihervoll. (...) In Talar und Barett nahm er in Gegenwart des damaligen Universitätsrats Bach und des würdigen Oberpedellen Walker, der später die Studentinnen mit einer Mischung aus väterlichem Wohlwollen und gütiger Herablassung betreute, die feierliche Handlung vor. Die weißgekleideten jungen Mädchen erschienen unter der Führung des blaubeackten Oberpedellen im Rektorzimmer, von dessen Wänden die Bilder alter Tübinger Professoren in Perücke und Zopf herabblickten.

Professor Haering hielt eine zu Herzen gehende Rede (...). Er fing damit an, was wohl die alten, eingerahmten Herren da oben sagen würden... Dann las der Pedell die Namen vor, und der Rektor gratulierte mit einem Händedruck; „Und jetzt, meine Damen, wünsche ich Ihnen von Herzen Glück.“ Es war allen sehr feierlich zumute.

In einem anderen Zimmer trugen die jungen Studentinnen ihre Namen in ein Album ein, jede erhielt einen Ausweis und die Immatrikel, und dann zogen sie strahlend mit ihren „Rolln“ nach Hause.

Damit war die „Straßenwalze der Frauenbewegung“ in Betrieb gesetzt, wie ein Professor sich im Scherz äußerte. Dieser Ausdruck machte den Mädchen solchen Spaß, daß sie sich von da an über ihre ganze Studienzzeit „die Straßenwalze“ nannten.“

Aus der Biographie Margarete v. Wrangells, erste Ordinaria Deutschlands und Tübinger Hörerin

Der Widerspenstigen Zähmung

Die Übersicht über die komplizierten Ereignisse, die zur Zulassung von Frauen führten, macht deutlich, dass die Universität Tübingen selbst alles andere als die treibende Kraft in dieser Sache war. Erst nachdem das Ministerium deutlich signalisiert hatte, dass es die Immatrikulation von Frauen wünscht, beugte sich die Universität.

Einfluß der Frauenbewegung

Es darf daran gezweifelt werden, dass das Ministerium ein eigenes Interesse daran hatte, das Frauenstudium durchzusetzen. Die Aussage über den „gewissen Druck“, unter dem der Staatsminister bei der Durchsetzung der Immatrikulation von Frauen gehandelt habe, zeugt davon, dass dem nicht so war. Jener Druck ging im wesentlichen von der Stuttgarter Ortsgruppe des Vereins Frauenbildung – Frauenstudium aus. Laut Gertrud Stockmayer haben aber auch die langjährigen Förderinnen des Mädchengymnasiums, die Palastdame Olga von Üxküll-Gyllenband und Königin Charlotte Druck auf den sich zunächst weigernden König Wilhelm II. ausgeübt.

Wirkung zeigten aber vermutlich auch die Bemühungen der Frauenbewegung, die jahrzehntelang mit bewunderswerter Ausdauer eine Diskussion über die Frauenbildung in Gang gehalten hatten, während sich gleichzeitig einzelne Frauen auf vielerlei Wegen ihre eigene Bildung erkämpften. Jedenfalls war der Widerstand der Universität trotz der klaren Ablehnung des ordentlichen Frauenstudiums letztlich nicht so groß, als dass gegen die Anordnung des Ministeriums weiter opponiert worden wäre.

Festzuhalten bleibt: Ohne den hartnäckigen Einsatz engagierter Frauen wäre es nicht zur Einführung des Frauenstudiums gekommen.

Günstige Rahmenbedingungen

1904 war die Situation in Württemberg günstig für die Öffnung des Studiums für Frauen.

Erstens hatten die Vorkämpferin Maria Gräfin von Linden und die nun schon routinemäßig, jedoch nicht in allzu großer Anzahl, an Vorlesungen teilnehmenden Hörerinnen dafür gesorgt, dass Frauen an der Universität Tübingen nicht mehr gänzlich neu und unvorstellbar waren.

Zweitens legten im März 1904 die ersten vier Schülerinnen des Mädchengymnasiums ihr Abitur erfolgreich ab, so dass nun vier Württembergerinnen ohne Sondergenehmigung und auf einem regulären, institutionalisierten Weg, auf dem ihnen viele weitere Frauen folgen würden, die Hochschulreife erlangt hatten.

Und drittens war Württemberg mit Baden und Bayern von zwei deutschen Teilstaaten umgeben, die Frauen bereits zum ordentlichen Studium zugelassen hatten.

Alle diese Bedingungen zusammen ermöglichten es, dass sich Gertrud Stockmayer, Anna Stettenheimer und Martha Vollmöller am 7. Juni 1904 als erste Frauen an der Universität Tübingen immatrikulieren konnten.

1900 Das Großherzogtum Baden ermöglicht als erster deutscher Teilstaat die Zulassung von Frauen zum Studium an den Universitäten Freiburg und Heidelberg, nachdem im Jahr 1899 die ersten Abiturientinnen das Mädchengymnasium in Karlsruhe verließen. Dabei gilt die Universität Freiburg aufgrund einer Rückdatierung von Immatrikulationen von Frauen ins Wintersemester 1899/1900 als die erste Universität in Deutschland, an der sich Frauen ordentlich immatrikulieren konnten.

1903 Das Königreich Bayern folgte als zweiter Teilstaat. Zum Wintersemester 1903/1904 konnten sich erstmals 30 Frauen an den bayrischen Universitäten Erlangen, München und Würzburg immatrikulieren. Das Abitur mussten Frauen aber – nach kostspieligem Privatunterricht – als Externe an einem Knabengymnasium ablegen.

Die allergnädigste Genehmigung von 1904

Zulassung von Frauen zum ordentlichen Studium in Württemberg

4. Januar 1904:

Zwei Monate vor ihrer Abiturprüfung bitten drei Schülerinnen des Stuttgarter Mädchengymnasiums den Senat der Universität Tübingen um Zulassung zum Studium.

7. Januar 1904:

Das Rektorat antwortet, dass ihre Immatrikulation derzeit nicht möglich sei, der Senat aber demnächst über geänderte Zulassungsbedingungen für Frauen beraten werde.

4. Februar 1904:

In einer Senatssitzung wird eine Neuregelung zur Zulassung von Hörerinnen beschlossen. Auf die Zulassung von Frauen zum ordentlichen Studium wird nicht eingegangen.

11. Februar 1904:

Der Minister für das Kirchen- und Schulwesen fragt beim Universitätskanzler an, welche Gründe gegen eine Immatrikulation von Frauen sprächen.

18. Februar 1904:

Der Kanzler antwortet, dass eine Immatrikulation mit dem Grundsatz, dass kein Dozent dazu gezwungen werden dürfe, Frauen in seinen Vorlesungen und Übungen zu dulden, unvereinbar sei.

22. Februar 1904:

Der Minister genehmigt den vom Senat gefassten Beschluss zur Zulassung von Hörerinnen.

25. Februar 1904:

Der Rektor teilt den Stuttgarter Schülerinnen mit, dass eine Immatrikulation nicht möglich sei, sie jedoch als Hörerinnen Zulassung zu allen Vorlesungen erhalten würden, deren Dozenten damit einverstanden seien.

27. Februar 1904:

Der die Abiturientinnen unterstützende Verein Frauenbildung – Frauenstudium wendet sich daraufhin mit einem Brief gleichzeitig an den Senat der Universität und an das Ministerium und fordert die Immatrikulation von Frauen.

28. Februar 1904:

Das Akademische Rektorat lehnt die Forderung mit Verweis auf „die derzeitigen Gepflogenheiten“ ab.

7. März 1904:

Das Ministerium verlangt eine Stellungnahme der Universität zur Eingabe des Vereins Frauenbildung – Frauenstudium.

24. März 1904:

Das Rektorat schreibt an das Ministerium zurück, dass die Frage auf der letzten Senatssitzung des Semesters nicht mehr besprochen werden konnte.

28. März 1904:

Das Ministerium ordnet die gastweise Aufnahme der drei Abiturientinnen an und fordert eine Entscheidung des Senats zur Immatrikulation von Frauen.

5. Mai 1904:

Der Senat der Universität Tübingen beschließt die Immatrikulation von Frauen, da es zwecklos sei, „die Bedenken des akademischen Senats gegen die Zulassung ferner geltend zu machen. Eine Remonstration sei völlig aussichtslos, weil der Herr Staatsminister jedenfalls unter einem gewissen Druck gehandelt habe, der weiter bestehe.“

17. Mai 1904:

Mit dem Erlass des württembergischen Königs wird die Entscheidung rechtskräftig.

7. Juni 1904:

Die ersten drei Frauen immatrikulieren sich an der Universität Tübingen.

„Seine königliche Majestät haben am 16. d. M. allergnädigst zu genehmigen geruht, daß reichsangehörige weibliche Personen unter den gleichen Voraussetzungen und in der gleichen Weise, wie männliche Personen an der Universität Tübingen als ordentliche (...) Studierende immatrikuliert werden.“

Erlass Nr. 3157 vom 17. Mai 1904



Anna Stettenheimer und Gertrud Stockmayer
Zwei der ersten drei Tübinger Studentinnen

„Endlich kam der große Tag, an dem die ersten weiblichen Studierenden immatrikuliert wurden.“

Der damalige Rektor der Universität, der Theologe Professor Haering, gestaltete den Akt besonders weihervoll. (...) In Talar und Barett nahm er in Gegenwart des damaligen Universitätsrats Bach und des würdigen Oberpedellen Walker, der später die Studentinnen mit einer Mischung aus väterlichem Wohlwollen und gütiger Herablassung betreute, die feierliche Handlung vor. Die weißgekleideten jungen Mädchen erschienen unter der Führung des blaubeackten Oberpedellen im Rektoratszimmer, von dessen Wänden die Bilder alter Tübinger Professoren in Perücke und Zopf herabblückten.

Professor Haering hielt eine zu Herzen gehende Rede (...). Er fing damit an, was wohl die alten, eingerahmten Herren da oben sagen würden... Dann las der Pedell die Namen vor, und der Rektor gratulierte mit einem Händedruck; „Und jetzt, meine Damen, wünsche ich Ihnen von Herzen Glück.“ Es war allen sehr feierlich zumute.

In einem anderen Zimmer trugen die jungen Studentinnen ihre Namen in ein Album ein, jede erhielt einen Ausweis und die Immatrikel, und dann zogen sie strahlend mit ihren „Rollen“ nach Hause.

Damit war die „Straßenwalze der Frauenbewegung“ in Betrieb gesetzt, wie ein Professor sich im Scherz äußerte. Dieser Ausdruck machte den Mädchen solchen Spaß, daß sie sich von da an über ihre ganze Studienzzeit „die Straßenwalze“ nannten.“

Aus der Biographie Margarete v. Wrangells, erste Ordinaria Deutschlands und Tübinger Hörerin

Der Widerspenstigen Zähmung

Die Übersicht über die komplizierten Ereignisse, die zur Zulassung von Frauen führten, macht deutlich, dass die Universität Tübingen selbst alles andere als die treibende Kraft in dieser Sache war. Erst nachdem das Ministerium deutlich signalisiert hatte, dass es die Immatrikulation von Frauen wünscht, beugte sich die Universität.

Einfluß der Frauenbewegung

Es darf daran gezweifelt werden, dass das Ministerium ein eigenes Interesse daran hatte, das Frauenstudium durchzusetzen. Die Aussage über den „gewissen Druck“, unter dem der Staatsminister bei der Durchsetzung der Immatrikulation von Frauen gehandelt habe, zeugt davon, dass dem nicht so war. Jener Druck ging im wesentlichen von der Stuttgarter Ortsgruppe des Vereins Frauenbildung - Frauenstudium aus. Laut Gertrud Stockmayer haben aber auch die langjährigen Förderinnen des Mädchengymnasiums, die Palastdame Olga von Üxküll-Gyllenband und Königin Charlotte Druck auf den sich zunächst weigernden König Wilhelm II. ausgeübt.

Wirkung zeigten aber vermutlich auch die Bemühungen der Frauenbewegung, die jahrzehntelang mit bewunderswerter Ausdauer eine Diskussion über die Frauenbildung in Gang gehalten hatten, während sich gleichzeitig einzelne Frauen auf vielerlei Wegen ihre eigene Bildung erkämpften. Jedenfalls war der Widerstand der Universität trotz der klaren Ablehnung des ordentlichen Frauenstudiums letztlich nicht so groß, als dass gegen die Anordnung des Ministeriums weiter opponiert worden wäre.

Festzuhalten bleibt: Ohne den hartnäckigen Einsatz engagierter Frauen wäre es nicht zur Einführung des Frauenstudiums gekommen.

Günstige Rahmenbedingungen

1904 war die Situation in Württemberg günstig für die Öffnung des Studiums für Frauen.

Erstens hatten die Vorkämpferin Maria Gräfin von Linden und die nun schon routinemäßig, jedoch nicht in allzu großer Anzahl, an Vorlesungen teilnehmenden Hörerinnen dafür gesorgt, dass Frauen an der Universität Tübingen nicht mehr gänzlich neu und unvorstellbar waren.

Zweitens legten im März 1904 die ersten vier Schülerinnen des Mädchengymnasiums ihr Abitur erfolgreich ab, so dass nun vier Württembergerinnen ohne Sondergenehmigung und auf einem regulären, institutionalisierten Weg, auf dem ihnen viele weitere Frauen folgen würden, die Hochschulreife erlangt hatten. Und drittens war Württemberg mit Baden und Bayern von zwei deutschen Teilstaaten umgeben, die Frauen bereits zum ordentlichen Studium zugelassen hatten.

Alle diese Bedingungen zusammen ermöglichten es, dass sich Gertrud Stockmayer, Anna Stettenheimer und Martha Vollmöller am 7. Juni 1904 als erste Frauen an der Universität Tübingen immatrikulieren konnten.

1900 Das Großherzogtum Baden ermöglicht als erster deutscher Teilstaat die Zulassung von Frauen zum Studium an den Universitäten Freiburg und Heidelberg, nachdem im Jahr 1899 die ersten Abiturientinnen das Mädchengymnasium in Karlsruhe verließen. Dabei gilt die Universität Freiburg aufgrund einer Rückdatierung von Immatrikulationen von Frauen ins Wintersemester 1899/1900 als die erste Universität in Deutschland, an der sich Frauen ordentlich immatrikulieren konnten.

1903 Das Königreich Bayern folgte als zweiter Teilstaat. Zum Wintersemester 1903/1904 konnten sich erstmals 30 Frauen an den bayrischen Universitäten Erlangen, München und Würzburg immatrikulieren. Das Abitur mussten Frauen aber - nach kostspieligem Privatunterricht - als Externe an einem Knabengymnasium ablegen.

Zwischen Benachteiligung und neuen Möglichkeiten

Studierende Frauen von 1904 bis 1933

- 1904 Der Studentinnenanteil liegt bei 0,2 %. Eine Tübinger Ortsgruppe des Vereins Frauenbildung – Frauenstudium wird gegründet.
- 1910 Der Verein Tübinger Studentinnen wird gegründet und zählt in seinen Anfangszeiten bis zu 85 % der Tübinger Studentinnen zu seinen Mitgliedern.
- 1911 Die 13. Hauptversammlung des Gesamtvereins Frauenbildung – Frauenstudium findet in Tübingen statt.
- 1915 Erste Promotion einer Frau an der Universität Tübingen von Maria Bidlingmaier über „Die Bäuerin in zwei Gemeinden Württembergs“.
- 1918 Die Zahl der Studentinnen versechsfacht sich im Laufe des Krieges von 50 auf knapp 300; der Studentinnenanteil liegt damit bei 11 %.
- 1919 Zulassungsbeschränkungen für Studentinnen zugunsten der Kriegsheimkehrer. Der Studentinnenanteil fällt wieder auf unter 7 %. Mit dem Ausbau des Stuttgarter Königin-Katharina-Stifts zur Mädchen-Oberrealschule kommt in Württemberg eine zweite Bildungseinrichtung hinzu, in der Mädchen regulär das Abitur machen können.
- 1923 Die Anglistin Dr. Hildegard Gauger und die Romanistin Dr. Luise Rebersberg werden an der Universität Tübingen angestellt. Sie sind in Tübingen die ersten Assistentinnen.
- 1926 Der Deutsche Akademikerinnenverband und seine Stuttgarter Ortsgruppe wird gegründet.
- 1929 Der Studentinnenanteil steigt auf über 10 %.
- 1933 Der Studentinnenanteil erreicht einen vorläufigen Höchststand von 14,6 %.

„In Heuschreckenschwärmen fallen die weiblichen 'Be-rechtigten' über die deutschen Universitäten her, seit-dem die männlichen Berechtigten in vielen Tausen-den sich aufgemacht haben, dem Vaterland Gut und Leben zu weihen. Während sich draußen die Elite der deutschen Männerschaft vor dem Feind verblutet, be-setzen daheim die Weibchen die Kollegienbänke, um die gelehrten Berufsarten zu feminisieren“

Chefredakteur der „Süddeutschen Conservativen Correspondenz“ im Mai 1916



Gertrud Stockmayer als Mitglied eines studentischen Theater-Ensembles, das anlässlich des Schiller-Jahres 1905 „Die Räuber“ aufführte. Gertrud Stockmayer übernahm dabei die Rolle der „Amalie“.

Rahmenbedingungen des Frauenstudiums

In den ersten dreißig Jahren sahen sich die Studentinnen mit Benachteiligungen konfrontiert; gleichzeitig eröffnete ihnen das Studium aber auch neue Möglichkeiten, die sie für sich zu nutzen verstanden.

Mit dem Wegfall der Zulassungsbeschränkungen zum Studium war jedoch noch nicht die Öffnung von akademischen Berufen für Frauen gegeben. Diese Schranken durchbrachen die Frauen erst nach und nach. So fiel erst im Jahr 1920 deutschlandweit das Habilitationsverbot für Frauen. In Tübingen wurde sogar bis 1944 keiner Frau diese Ehre zuteil. Auch Professorinnen gab es in dieser Zeit in Tübingen keine, lediglich zwei Assistentinnen.

Neben formalen Einschränkungen sorgte die ideologische Überhöhung der Mutterschaft dafür, dass die Berufstätigkeit von Frauen nur als Übergangs- und Notlösung akzeptiert war und Frauen in aller Regel mit der Heirat ihre Berufstätigkeit aufgaben.

Nachrangigkeit des Frauenstudiums

Diese Bewertung der Berufstätigkeit von Frauen hatte Rückwirkungen auf das Frauenstudium. Es wurde weit weniger ernst genommen als das von Männern. Folglich wurde in knappen Zeiten als erstes Frauen das Studium erschwert. Sei es, weil die Universität selbst - wie nach dem Ersten Weltkrieg geschehen - Zulassungsbeschränkungen für Frauen einführte, oder aber weil Eltern dem Studium der Söhne Vorrang gaben. Wenn Frauen trotzdem ein Studium beginnen konnten, waren sie materiell meist deutlich schlechter ausgestattet als ihre männlichen Kommilitonen.

Selbstverständnis der Studentinnen

Dennoch hielten es die Studentinnen zunehmend für selbstverständlich, dass Frauen studieren konnten. Das Selbstbewusstsein, das sie hieraus und aus der Tatsache zogen, dass ein Studienabschluss eine Leistung jenseits der Normalbiographie von Frauen war, trug wohl dazu bei, dass es in dieser Zeit nicht zu einer breiteren Politisierung gegen die Diskriminierung von studierenden Frauen kam und die Frauenbewegung nach dem ersten Weltkrieg an Bedeutung für die Tübinger Studentinnen verlor.

Diskriminierende Erfahrungen - die sie selbstverständlich machten - werteten die meisten Studentinnen ab den 20er Jahren als unbedeutende Einzelfälle und als Folge einer „schlechten Kinderstube“ der Diskriminierenden. Sie sahen darin keinen Grund, sich politisch zu engagieren.

Fazit

Studierende Frauen waren einer andauernden kritischen Diskussion in der Öffentlichkeit und vor allem während und nach dem Ersten Weltkrieg auch massiven Anfeindungen ausgesetzt. Unter diesen Bedingungen erforderte ein Studium von ihnen Mut, Kampfgeist und Durchsetzungsvermögen. Die Rahmenbedingungen in ihrer strukturell diskriminierenden Wirkung blieben zunächst eher ausgeblendet. Dies sollte sich erst Jahrzehnte später ändern.

„Es wird mir immer klarer, daß wir für ... keine Menschen sind, sondern Damen, keine Schülerinnen, nur Damen, also Geschöpfe untergeordneter Art.“

Vera Vollmer, Tübinger Studentin von 1907 - 1914 und erste Referentin im Kultusministerium Württembergs



„Wenn ich an meine Studienzeit in Tübingen zurückdenke, fällt mir sofort die 450-Jahr-Feier der Universität ein. 1927 wurde dieses Jubiläum begangen, damals war ich im dritten Semester. (...) Anlässlich des Jubiläums organisierten sie einen großen Umzug, dem ich mich zusammen mit einer Freundin angeschlossen habe. Lauter weiß gekleidete Mädchen waren wir – was für ein Anblick! So liefen wir gemeinsam durch die Altstadt.“

Eine ehemalige Studentin der Universität Tübingen

„Als sich zum Studium in die Neckarstadt Das erste Mägdlein einst gewagt hat, War das ein Staunen hier u. gucken. Ein spöttisch Lächeln u. verächtlich Achselzucken 'Ist's ihr Ernst mit dem Studium?', so hört man sie schreien, Die selber vor allem das Bier u. den Wein, Die Pferde, die Mädchen, den Wecker studieren Und selbst nicht viel Zeit im Kolleg verlieren. Eine zweite u. dritte kommen nach Und allmählich gewöhnt man sich an die Sach. (...) Und siehe da, mit jedem Jahr Mehr langsam sich die kleine Schar Man sieht sie in allen Fakultäten Ja selbst die Anatomie betreten. (...)“

Anfang eines Gedichts zum Begrüßungsabend des „Vereins Tübinger Studentinnen“ im Mai 1914

„Die Stiffler haben es natürlich gut gehabt. Die wurden gedrillt auf das Examen durch die Repetenten. Wir mussten uns eben allein vorbereiten. (...) Von der Frau ist dann noch mehr verlangt worden als von dem Mann. Das war eben die Meinung: Wir Frauen haben in allem besser zu sein, wenn wir schon studieren. Wir waren es tatsächlich. (...) Also stand man immer unter einem gewissen Leistungsdruck.“

Ehemalige Tübinger Studentin aus den 20er Jahren

1906 Frauen werden in Württemberg zur Dienstprüfung für das Lehramt zugelassen. Erst 1920 folgt deutschlandweit die Zulassung von Frauen zur Habilitation, 1922 die Zulassung von Frauen zu den beiden höheren juristischen Staatsexamen und 1928 die Zulassung zu den beiden kirchlichen Prüfungen.

1909 Mädchen dürfen in Deutschland höhere Knabenschulen besuchen - allerdings nur mit Ausnahmegenehmigung. Sie müssen ein höheres Schulgeld zahlen, ihre Zulassung ist jederzeit widerruflich und stets der Zulassung von Knaben nachgeordnet. Trotz der prinzipiellen Möglichkeiten für Mädchen, das Abitur abzulegen, bleiben sie somit diesbezüglich noch lange benachteiligt.

Erst unerwünscht, dann Lückenbüßerin

Studentinnen im Nationalsozialismus

- 1930 Der Leiter des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes (NSDStB), Reichsstudentenführer Baldur von Schirach, verfügt, dass keine Studentinnen mehr für den NSDStB für Hochschulgremien kandidieren dürfen. Für die Studentinnen wird die Arbeitsgemeinschaft Nationalsozialistischer Studentinnen (ANSt) als eigene Unterorganisation des NSDStB geschaffen.
- 1932 Gründung der ANSt in Tübingen.
- 1933 Verabschiedung des „Gesetzes gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen“, konkretisiert wird dieses Gesetz durch einen Erlass des Reichsinnenministeriums. Der Erlass schränkt die Zahl der Studierenden auf reichsweit 15 000 ein, der Frauenanteil daran darf 10% nicht übersteigen.
- 1934 Ein sechsmonatiger Arbeitsdienst wird für Studentinnen - nicht aber für Studenten - Immatrikulationsvoraussetzung.
- 1935 Es beginnt sich ein Akademikermangel abzuzeichnen.
- 1936 Der Reichserziehungsminister erläßt, dass jede Studentin ihr Pflichtenheft mit dem Nachweis der Teilnahme an Sportpflichtstunden und am Frauendienst vor Anfang des 6. Semesters vorzulegen hat. Der Frauendienst ist ein Äquivalent zum Wehrdienst, eine Vorbereitung auf den Kriegsfall. Eine persönliche Entscheidung Hitlers verbietet Frauen die Ausübung des Richter- und Anwaltsberufs.
- 1938 Aufgrund des Akademikermangels wird der Hochschulzugang für „Begabte ohne Reifezeugnis“ geöffnet.
- 1939 Der sechsmonatige Pflichtdienst muss nicht mehr vor dem Studium, sondern kann studienbegleitend absolviert werden. In der vorlesungsfreien Zeit ist es für alle Studentinnen Pflicht, Fabrik- oder Landdienst abzuleisten.
- 1944 Anordnung des Reichserziehungsministers, alle Studierenden zum Kriegseinsatz zu mobilisieren. Ausnahmen gelten vor allem für Studierende „kriegswichtiger“ Fächer.

„Wir wollen an dem augenblicklichen politischen Geschehen teilnehmen, weniger, um aktiv daran mitzuwirken, als um ein richtiges Verständnis dafür zu bekommen. Dieses wirkt sich dann in der Haltung und im Handeln der Einzelnen aus. Denn „politisch“ leben nicht nur die Menschen, die aktiv Entscheidungen für das Volk herbeiführen. Das ist fast ausschließlich Aufgabe der Männer.“

Erika Kunst, Führerin der ANSt Tübingen, Sondernummer 2 des Mitteilungsblatts und Anordnungen des Studentenführers, 17.-19.6.1938



Studentinnen lesen in der Lesecke „Mein Kampf“

„Unsere Zeit stellt 3 Forderungen an die Studentin: 1. Ihre wissenschaftliche Leistung muss der des Mannes gleichwertig sein, damit das Niveau der Hochschule nicht gefährdet wird. Im studentischen Reichsbewerkskampf hat die Frau schon in der verschiedensten Weise ihre Gleichwertigkeit gezeigt. 2. Ihre politische Einstellung, die sie schon durch die Erziehung im BDM erhalten hat, beweist sie als Studentin durch ihren Einsatz im Land- und Fabrikdienst und durch ihre Mithilfe im NSV. 3. Daneben darf die Studentin nicht die der Frau durch ihre Natur zugewiesene kulturelle Aufgabe vernachlässigen: Diese Gefahr besteht in den Jahren ihres Studiums in denen sie geistig das gleiche Betätigungsfeld hat wie der Mann. Später im Beruf scheiden sich die Aufgaben von Mann und Frau von selbst.“

Roswitha von Möller, Leiterin des Amtes Studentinnen Universität Tübingen, Sondernummer 3 des Mitteilungsblatts und Anordnungen des Studentenführers, 29.6.-2.7.1939

„Es galt ja als höchste Ehre und einziger Beruf der Frau Kinder zu gebären und großzuziehen. Da sind solche Frauen, wie wir das waren, die einen geistigen Beruf ergriffen haben, in zunehmendem Maße diffamiert worden. Man hat vor allem im Hinblick auf Lehrerinnen, auf unverheiratete Frauen, diesen wirklich diskriminierenden Begriff der ‚Intelligenzbestie‘ geprägt. Wir haben oftmals schlucken müssen bei öffentlichen Kundgebungen, (...) Da steht man da, arbeitet für diese jungen Leute und – dann wird man so heruntergesetzt, das war schlimm. (...) Wir sind immer abgezogen nach einer solchen Sache wie begossene Pudel, und haben kaum darüber gesprochen. Wissen Sie, das war wie eine Wunde für uns.“

Aus den Erinnerungen einer Lehrerin, Jg. 1917, die - vorher bereits berufstätig - während des Zweiten Weltkrieges in Tübingen studiert und promoviert hat

Die Frau als Gehilfin des Mannes

Von 1933 bis 1945 waren auch die Studentinnen an der Universität Tübingen konfrontiert mit einem Frauenbild, in dem die akademische Frau keinen Platz fand. Folgerichtig ergriff der Staat Maßnahmen zur Einschränkung des Frauenstudiums.

Maßnahmen gegen Studentinnen

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde die Zahl der zu vergebenden Hochschulzugangsberechtigungen für das Jahr 1934 auf reichsweit 15.000 festgesetzt. Der Anteil der Frauen daran sollte 10 % nicht übersteigen. Der beginnende Akademikermangel führte jedoch bereits ein Jahr später dazu, dass die Begrenzung des Frauenanteils wieder aufgehoben wurde. Unmittelbare Auswirkungen des Gesetzes oder dessen Aufhebung auf den Studentinnenanteil an der Universität Tübingen lassen sich nicht feststellen, da dieser bis 1939 steten Schwankungen um die 12% unterlag. Insgesamt läßt sich aber sagen, dass der kontinuierliche Anstieg des Studentinnenanteils in dieser Zeit gebrochen war.

Organisierte Studentinnen

Die Nationalsozialisten legten wenig Wert auf die Teilnahme von Frauen an der Hochschulpolitik. Die in Tübingen 1932 gegründete Arbeitsgemeinschaft Nationalsozialistischer Studentinnen, eine Unterabteilung des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes wollte Studentinnen zwar nationalsozialistisches Gedankengut nahebringen, die aktive Politik jedoch wurde im Einklang mit der herrschenden Ideologie den männlichen Studenten überlassen. Die Aktivitäten beschränkten sich somit im wesentlichen auf Gruppenabende, bei denen diskutiert, gesungen und vorgelesen wurde.

Studentinnen im Zweiten Weltkrieg

Mit dem Ausbruch des Krieges ließ sich die Frauenideologie der Nationalsozialisten in der Praxis noch weniger durchsetzen. Wie in anderen Bereichen mussten auch an der Universität Frauen die zum Kriegsdienst eingezogenen Männer ersetzen. Demzufolge veränderte sich im Laufe der Kriegsjahre das Geschlechterverhältnis der Studierenden dramatisch. Der Frauenanteil stieg und erreichte im Sommersemester 1944 einen Höchststand von 53,6 %. Dies lag nicht daran, dass die absolute Zahl der männlichen Studierenden sank, vielmehr verzehnfachte sich die Zahl der Studentinnen.

Fazit

Weder das von den Nationalsozialisten propagierte Frauenbild noch die Regelungen zur Begrenzung des Frauenstudiums konnten die Bildungsmotivation der Frauen nachhaltig verringern. Der Bedarf an Fachkräften und der zunehmende Ausfall der Männer durch den Krieg führten vielmehr dazu, dass die Frauen nicht nur ihren Anteil an den Studierenden halten konnten, sondern 1944 sogar die Mehrzahl der Studierenden stellten. Mit Ende des Krieges sollte sich dies aber schlagartig wieder ändern.



Studentinnen im ersten klinischen Semester vor der Frauenklinik der Universität, März 1938

- 1938 Das Mutterkreuz wird eingeführt, in Form und Art dem Orden der Soldaten (Eisernes Kreuz) nachgebildet. Das Bronzene Mutterkreuz wird für vier bis fünf Kinder verliehen, das Silberne Mutterkreuz gibt es für sechs bis sieben Kinder und das Goldene Mutterkreuz für acht und mehr Kinder. Voraussetzung ist „Deutschblütigkeit“ und „Würdigkeit“ der gesamten Familie.
- 1943 Durch die „Verordnung über die Meldung von Männern und Frauen für Aufgaben der Reichsverteidigung“ können von nun an nicht erwerbstätige Frauen im Alter zwischen 17 und 50 Jahren zu Arbeitseinsätzen herangezogen werden.

Mit beschränkter Aufenthaltsberechtigung

Frauen an der Universität Tübingen in der Nachkriegszeit

- 1945 Die Universität Tübingen wird zum Wintersemester 1945/46 wiedereröffnet. Für Studierende gibt es Zulassungsbeschränkungen, die insbesondere Frauen ausschließen.
- 1947 Die 1944 als erste Frau an der Universität Tübingen habilitierte Anglistin Dr. Hildegard Gauger wird anlässlich eines Rufes auf eine Vertretung eines Ordinariats in Rostock zur außerplanmäßigen Professorin ernannt.
- 1950 Prof. Dr. Hildegard Gauger erhält vom Kultusministerium mit Zustimmung der Universität Tübingen ein Extraordinariat. Sie ist bis zu ihrer Emeritierung 1957 stellvertretende Direktorin des Englischen Seminars. Dr. Sophie Ehrhard wird von der medizinischen Fakultät habilitiert.
- 1952 Dr. Maria Höfner, Dozentin für Orientalistik, wird von Wien nach Tübingen umhabilitiert.
- 1953 Aufhebung der Zulassungsbeschränkungen.
- 1957 Dr. Sophie Ehrhard wird zur außerplanmäßigen Professorin ernannt.
- 1954 Dr. Maria Höfner wird zur außerplanmäßigen Professorin ernannt. 1960 wird sie wissenschaftliche Rätin und 1964 Ordinaria.



Präparateherstellung für das Staatsexamen im Pharmakologisch-Chemischen Institut, 1958

Wiedereröffnung ohne Frauen?

Nach dem Krieg öffnete die Universität Tübingen als eine der wenigen unzerstörten Universitäten in Deutschland bereits zum Wintersemester 1945/46 ihre Pforten wieder für die Studierenden - allerdings nicht für alle gleichermaßen. Die Professoren waren sich - wie schon 1918 - einig, dass nun die Frauen für die kriegsheimkehrenden Männer zurückzustehen hatten.

Beschränkung des Frauenstudiums

Es wurden für die Studienzulassung Regelungen getroffen, die Frauen klar benachteiligten. Zugelassen wurde nur, wer aufgrund des Krieges mindestens zwei Jahre Studienzzeit verloren hatte. Kriegsteilnehmer und Kriegsversehrte wurden bevorzugt und zum Sommersemester 1946 wurden Frauen gar nicht neu zum Studium zugelassen.

Ob es nun diese Maßnahmen waren, die Frauen von der Universität Tübingen fern hielten oder andere Faktoren, Fakt ist, dass der Anteil der Studentinnen nach dem Krieg drastisch sank. Bereits im letzten Kriegsemester war er aufgrund der allgemeinen Mobilmachung von gut 50 % auf 37 % gesunken, nach dem Krieg sank er schnell auf fast 20 % ab. Die Zahlen blieben lange auf diesem niedrigen Niveau und stiegen erst Ende der 50er Jahre wieder langsam an. Wie bereits nach dem ersten Weltkrieg sank der Studentinnenanteil jedoch nicht wieder auf das Vorkriegsniveau ab.

Studium: vielleicht - Wissenschaft: nein

Als Wissenschaftlerinnen waren Frauen an der Universität noch weniger willkommen wie als Studentinnen. Zwar erreichten in der Nachkriegszeit die ersten Frauen an der Universität Tübingen die Habilitation und wurden sogar Professorinnen, jedoch war Tübingen im Vergleich zu anderen Universitäten damit spät dran. Zur Erinnerung: Bereits 1920 fiel das Habilitationsverbot für Frauen.

Zudem wurden habilitierte Frauen an der Universität Tübingen keinesfalls auf reguläre Professuren berufen. Drei Frauen habilitierten sich bis Ende der 50er Jahre in Tübingen: Prof. Dr. Maria Höfner (Orientalistik), Prof. Dr. Hildegard Gauger (Anglistik) sowie die wegen ihrer nationalsozialistischen Forschung heftig kritisierte Prof. Dr. Sophie Ehrhard (Biologie). Alle drei wurden erst nach langjähriger Arbeit an der Universität Tübingen zu außerplanmäßigen Professorinnen ernannt.

Kein Aufschwung für Studentinnen

Für Studentinnen konnten die vereinzelt Wissenschaftlerinnen kein Vorbild sein, eher noch hatten sie eine abschreckende Wirkung. Und auch die sonstigen Signale der Universität an sie waren deutlich: Mehr als eine beschränkte Aufenthaltsberechtigung hatten sie an der Universität Tübingen in der Nachkriegszeit nicht zu erwarten.

Sitzung des Grossen Senats am 23. Juni 1945

„2. „Wiedereröffnung“ der Universität
(...) Wichtig sei besonders die Frage, wer zu diesem Semester zugelassen werden solle. Die Kriegsteilnehmer hätten grosse Lücken in ihrer Vorbildung. Er empfehle aber nicht, sie durch eine Aufnahmeprüfung zu sieben, sondern neben ihrem Studium zu versuchen, die Lücke mit Hilfe von höheren Lehrern auszufüllen und erst nach 2 Semestern eine Prüfung mit ihnen zu veranstalten. Dagegen müsste das Frauenstudium gedrosselt werden, da sonst der Andrang zu gross würde. Wer nicht 2 Jahre durch den Krieg verloren habe, sollte nicht aufgenommen werden. (...)“



Eine Tübinger Doktorandin wird nach bestandem Rigorosum im Doktorwagen um den Verkehrspolizisten am Schimpfack gezogen

„Mein Doktorvater Hugo Kuhn, der Studentinnen genauso gefördert hat wie Studenten, der hat plötzlich, weil ich da großes Forschungsinteresse hatte, Sorge bekommen, ich könne an die Uni streben. Dann hat der einen unglaublichen Satz zu mir gesagt: „Knäblein, Sie wollen doch wohl nicht ein Leben lang einem Ordinarius helfen, seine Bücher zu schreiben. Gehen Sie in die Schule, da sind Sie selbständig.“

Mir wäre nicht im Traum eingefallen, an die Uni zu streben, weil ich wusste, das stehe ich gar nicht durch, diese lange Zeit ganz unbezahlter Stellen und diese Unsicherheit. Ich habe das da auch miterlebt in München, wie Frauen rausgejüngelt wurden. Das schien mir damals auch normal. Es ist ja auch „normal“ geblieben. Ich habe damals keinen Anstoß daran genommen, sondern hab eher anders herum gedacht: Ja, wie können die so töricht sein, über die Promotion hinaus an der Uni bleiben zu wollen.“

Prof. Dr. Doris Knab, Pädagogik - Professorin und ehemalige Frauenbeauftragte der Universität Tübingen

„Ich wollte gern bei der Wissenschaft bleiben. Mein Doktorvater hat mir auch gut zugeredet und mir sogar ein Forschungsstipendium verschafft. Da er aber als Apl. Professor kurz vor der Pensionierung stand, wurde mir nicht nur die jahrelang versprochene Assistentenstelle aus Rücksicht auf den Nachfolger verweigert, sondern der Institutsleiter erklärte mir, dass er mich zwar für ebenso gut halte wie seine männlichen Assistenten, aber als Frau müsse ich dreimal so gut sein, und das wäre doch wohl nicht der Fall - was ich zugeben musste. (...)

So habe ich schließlich bei der Pharmazeutischen Industrie eine mir angebotene Stellung als Pharmakognostin in der Phytoforschung angenommen. (...) Aber diese Begeisterung, die ich in Tübingen hatte, hatte ich leider nicht mehr in dem Maße, wenn auch die Arbeit mir Freude machte.“

Eine ehemalige Tübinger Pharmazie-Studentin

1949 Die Juristin Elisabeth Selbert setzt mit Hartnäckigkeit und der Unterstützung von vielen Tausend Frauen die eindeutige Formulierung des Paragraphen 3 Absatz 2 „Frauen und Männer sind gleichberechtigt“ im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland durch.

1953 Mit der Verabschiedung eines neuen Bundesbeamtengesetzes fällt der § 63. Nun müssen Beamtinnen bei ihrer Eheschließung nicht mehr aus dem Beruf ausscheiden.

Bildung als Bürgerrecht

Studentinnen nutzen die Öffnung der Hochschulen

- 1955 Beginn des Hochschulausbaus in Deutschland. An der Universität Tübingen steigt die Zahl der Studierenden zwischen 1955 und 1960 von 5.562 auf fast 8.000, d.h. um 44 %, an.
- 1959 Der Deutsche Ausschuss für das Erziehungs- und Bildungswesen in der BRD legt den „Rahmenplan zur Umgestaltung und Vereinheitlichung des allgemein bildenden öffentlichen Schulwesens“ vor.
- 1960 Der Wissenschaftsrat spricht sich in seinen „Empfehlungen zum Ausbau der wissenschaftlichen Einrichtungen“ für die Vergrößerung der Hochschulkapazitäten aus.
- 1965 Der damals noch in Tübingen lehrende Soziologie-Professor Ralf Dahrendorf veröffentlicht sein Buch „Bildung ist Bürgerrecht“, in dem er einen Modernitätsrückstand der deutschen Gesellschaft feststellt und für die Herstellung von Chancengleichheit durch eine aktive Bildungspolitik plädiert. Der Deutsche Bildungsrat, der Vorschläge zur Bildungsreform entwickeln soll, wird eingerichtet.
- 1968 Höhepunkt der Studentenbewegung, die die Gesellschaft und die Kultur in Deutschland nachhaltig verändert.
- 1969 Beginn der Neuen Frauenbewegung in Deutschland. In seiner Regierungserklärung vom Oktober 1969 erklärt Bundeskanzler Willy Brandt, dass seine Regierung Frauen mehr als bisher helfen will, ihre gleichberechtigte Rolle in Familie, Beruf, Politik und Gesellschaft zu erfüllen.
- 1971 Verabschiedung des Bundesausbildungsförderungsgesetzes (BAföG). Zwei Jahre später werden bereits 44,5 % der Studierenden durch das BAföG gefördert.
- 1976 Das Hochschulrahmengesetz wird verabschiedet. Es regelt erstmals länderübergreifend die Studienzulassung und die Personalstruktur.

„Bei den Mädchen (...) begegnen wir zugleich einer dritten Facette des Traditionalismus, der die Ausübung von Bürgerrechten begrenzt. Hier ist es das Fortwirken des sozialen Rollenbildes der Frau, das dieser die eigene Entfaltung in Bildung und Beruf verbietet und die Konzentration auf den Umkreis der häuslichen und familiären Pflichten nahe legt. Das ist ein einfältiges Bild, aber auch eines, dessen Wirkung nach wie vor so groß ist, dass sogar die Betroffenen es in allen wesentlichen Zügen protestlos übernehmen.“

Ralf Dahrendorf in „Bildung ist Bürgerrecht“, 1965

„Ich wollte studieren, aber ob ich das schaffe, wusste ich natürlich nicht. Ich war die erste aus der Familie, die überhaupt Abitur gemacht hat und ich konnte von meinen Eltern gar keine Hilfe erwarten, was es überhaupt heißt, zu studieren. Wenn ich mir das jetzt im Nachhinein überlege, war ich sehr mutig oder risikofreudig, denn bevor ich in Tübingen war, hatte ich noch nie eine Uni von innen oder außen gesehen.“

Martina Grupe, ehemalige Studentin der Universität Tübingen und heutige Schulleiterin des Hölderlin-Gymnasiums Stuttgart (ehemals Stuttgarter Mädchengymnasium)

„Aber bei den Germanisten damals im Hegelbau, da hab ich den Mund nicht aufgekyriegt. Die haben im Seminar geredet, als wüssten sie sowieso schon alles (...) So hab ich halt den Mund gehalten und versucht, rasend intelligent auszusehen (...) Ich hatte einfach immer das Gefühl von Bluff, viel mehr als die männlichen Studenten im Seminar, die waren ja immer so ernsthaft von sich überzeugt, also das ging mir total ab.“

Eine Tübinger Studentin Anfang der 60er Jahre

Die Debatte um Chancengleichheit

Nach der eher verhaltenen Entwicklung des Frauenstudiums in der Nachkriegszeit bot die in Deutschland Ende der 50er Jahre beginnende Bildungsexpansion den Frauen eine neue Chance. Angesichts des ökonomischen Aufschwungs Anfang der 50er Jahre galt es, neue Bildungsreserven zu erschließen. Dies führte in den 60er und 70er Jahren zu einer politischen Debatte um Chancengleichheit im Bildungswesen. Unter Bildungsforschern und Politikern bestand Konsens darüber, dass hinsichtlich der Bildung eine leistungsunabhängige und somit illegitime Auslese nach sozialer Herkunft und Geschlecht stattfand. Man sprach von der deutschen „Bildungskatastrophe“. Chancengleichheit unabhängig von sozialer Herkunft und Geschlecht wurde zum politischen Ziel erklärt. „Bildung als Bürgerrecht“ wurde zum Schlagwort der Debatte.

Ausbau der Universitäten

Der Anstieg der Studierendenzahlen begann bereits Ende der 50er Jahre. Der zweite drastische Anstieg vollzog sich dann ab Anfang der 70er Jahre. Zwischen 1970 und 1980 verdoppelte sich an der Universität Tübingen die Zahl der Studierenden nahezu von 11.979 auf 20.103. Der Frauenanteil stieg von 29,2% auf 37,8%. Studentinnen profitierten von der gesellschaftlichen Debatte um die Chancengleichheit und von der Einführung des BAföG. In nur neun Jahren (1973 - 1982) stieg der Studentinnenanteil an der Universität Tübingen von 30% auf 40%. Zum Vergleich: Der Anstieg von 20% auf 30 % hatte 25 Jahre (von 1948-1973) gedauert.

Frauen zwischen Tradition und Emanzipation

Das Frauenbild der 60er und 70er Jahre war widersprüchlich. Einerseits wurde Bildung und Berufstätigkeit für Frauen immer selbstverständlicher. Die Neue Frauenbewegung forderte gleiche Rechte für Frauen und Männer und stellte das traditionelle Frauenbild in Frage. Gleichzeitig existierte aber noch immer das Ideal der Hausfrau und Familienmutter, die ihren Beruf - oder ihr Studium - selbstverständlich mit der Heirat oder spätestens mit Geburt des ersten Kindes aufgibt. Auch sollte die Frau dem Mann keinesfalls beruflich Konkurrenz machen. An der Universität vermittelten die von Männern geprägten Strukturen Studentinnen oft das Gefühl der Nichtzugehörigkeit. Dies alles hinderte Frauen aber nicht daran, sich immer häufiger für ein Studium zu entscheiden.

Aufbruch der Frauen

Niemals zuvor und niemals danach sollte die Zahl der Studentinnen an der Universität Tübingen so stark ansteigen wie in den 70er Jahren. Die Debatte um Chancengleichheit, die Bildungsexpansion und die reformerischen gesellschaftlichen Kräfte, die die 68er-Bewegung und die Neue Frauenbewegung ausgelöst hatten, schufen ein Klima des Aufbruchs, das Frauen in nie gekannter Weise nutzen konnten.



Vollbesetzte Vorlesung im Chemischen Institut um 1960

- 1957 Der „Gehorsamspargraph“ § 1354 des BGB wird gestrichen. Der Ehemann hat nun nicht mehr die alleinige Entscheidungsmacht in ehelichen Angelegenheiten. Bis 1977 kann jedoch ein Ehemann seiner Frau die Erwerbstätigkeit verbieten, wenn er dies für unvereinbar mit ihren Pflichten im Haushalt hält.
- 1967 Der Studentinnenanteil in Deutschland liegt mit 24% am niedrigsten im Vergleich zu allen anderen Ländern der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG). Spitzenreiter ist Frankreich mit 42% Studentinnen.

Mit leidenschaftlichem Interesse

Neue Frauenbewegung und Wissenschaftskritik

- 1972 In Tübingen wird ein erstes Frauenzentrum eröffnet.
- 1975 Der Frauen-Treff, ein Vortragsclub, in dem sich vor allem die Ehefrauen Tübinger Professoren zusammenschließen, wird gegründet.
- 1977 Ruth-Eva Schulz-Seitz, eine der Mitorganisatorinnen des Frauen-Treffs, gibt die feministisch-kritische Zeitschrift „Wissenschaft und Zärtlichkeit“ heraus. Im gleichen Jahr ist der ASTa zum ersten Mal nur mit Frauen besetzt. Eine Uni-Frauengruppe erarbeitet anlässlich der Feier zum 500jährigen Bestehen der Universität eine Ausstellung zum Frauenstudium. Eine weitere Ausstellung zum Thema § 218 findet im Tübinger Schloss statt.
- 1978 Gründung der Tübinger Frauenakademie. Im Rahmen der ersten Tübinger Ernst-Bloch-Tage thematisieren Frauen des Sozialistischen Zentrums den Zusammenhang von „Naturbeherrschung und Frauenunterdrückung“, eine der frühen feministischen Analysen im Kontext der undogmatischen Linken.
- 1979 Eröffnung des Frauenbuchladens Thalestris. Frauen aus Freiburg und Berlin berichten über ihre Projekte „Frauen lernen gemeinsam“ und „FFBIZ – Frauenforschungs-, -bildungs- und informationszentrum“. Im Brecht-Bau tagt regelmäßig ein AK Women Studies.
- 1980 Die Frauengruppe der Alternativen Liste ruft zur Gründung eines Frauenforums auf.
- 1981 Erste - von Studentinnen organisierte - Frauen-Ringvorlesung ohne finanzielle Unterstützung durch die Universität.
- 1983 Erste Ringvorlesung zum Thema „Frauenforschung“ im offiziellen Studium Generale.



Exponat der Ausstellung der Uni-Frauengruppe in der Neuen Aula anlässlich der Feiern zum 500jährigen Bestehen der Tübinger „Alma mater“ im Jahr 1977

Studentinnen und die Neue Frauenbewegung

Der Aufbruch der Frauen in die Universität in den 60er und 70er Jahren wurde auch zum politischen Aufbruch. Bislang hatten Studentinnen die Strukturen der Universität und die Lehrinhalte nicht hinterfragt, sondern waren froh, überhaupt Zugang zum Studium bekommen zu haben. Im gesellschaftlichen Klima der Revolte der 60er Jahre änderte sich dies schlagartig. Studentinnen organisierten sich und gaben erste Impulse für die Neue Frauenbewegung. Diese Massenbewegung der Frauen, die sich zu Beginn der 70er Jahre im Zuge des Kampfes gegen den § 218 entwickelte, machte wiederum vielen Studentinnen erst bewusst, dass ihre persönliche Situation an der Universität mit ihrem Status als Frau in der Gesellschaft verknüpft war. Studentinnen und junge Wissenschaftlerinnen radikalisierten die linke Kritik an der „bürgerlichen Wissenschaft“ aus feministischer Perspektive und schufen sich selbstbestimmte Orte und Foren, um ihr leidenschaftliches Interesse an Erkenntnis zu verfolgen.

Autonome Bildungs(t)räume

Solche selbstbestimmten Orte waren zum Beispiel die Mitte der 70er Jahre beginnenden Sommeruniversitäten für Frauen in Berlin. Die Berliner Veranstaltungen, denen später noch viele weitere auf regionaler Ebene folgen sollten, gehörten zu den ersten herausragenden Öffentlichkeiten, die Frauen ausdrücklich für Frauen herstellten.

Auch Frauen aus Tübingen reisten einzeln oder in ganzen Studien- und Projektgruppen nach Berlin und waren dort mit eigenen Angeboten vertreten. Einige der in Berlin auftretenden Referentinnen gehörten zu den Begründerinnen der Tübinger Frauenakademie - einem Bildungsprojekt jenseits etablierter Institutionen und „männlich beherrschter Wissenschaft“, das einige Jahre lang im Tübinger Frauenzentrum in der Haag-gasse 34 verwirklicht wurde. Die Tübinger Frauenakademie war bundesweit einer der ersten Versuche, außerhalb der etablierten Institutionen Bildungsprozesse für Frauen in einem selbstbestimmten und nichthierarchischen Zusammenhang zu ermöglichen.

Innovationsfeindliche Institution

Dass sich Studentinnen vor allem außerhalb der Universität organisieren mussten, um ihrem Erkenntnisinteresse nachzugehen, lag an der anfänglichen Unfähigkeit der Institution, die innovativen Impulse der feministischen Wissenschaftskritik aufzunehmen. Erst langsam gelang es den Studentinnen z.B. durch die Organisation von Ringvorlesungen, die neuen Erkenntnisse in die Universität hineinzutragen. Die Kritik am wissenschaftlichen Androzentrismus hat sich in den letzten 20 Jahren stark ausdifferenziert und brachte in fast allen wissenschaftlichen Disziplinen neue Erkenntnisse. Der wissenschaftliche Mainstream in Deutschland nimmt die Gender-Forschung, wie sie inzwischen genannt wird, jedoch immer noch eher sporadisch zur Kenntnis. Im Gegensatz zu den USA, wo bereits in den 70er Jahren Gender Studies ihren Weg an die Hochschulen fanden, ist dies an deutschen Universitäten bislang eine Ausnahme geblieben. Die Universität Tübingen verfügt heute über zwei Professuren, die den Gender Studies gewidmet sind.

Aus dem Beitrag der Uni-Frauengruppe im „Schwarzheft“, in dem das 500-Jahre-Jubiläum der Universität Tübingen 1977 kritisch kommentiert wird:

„Dass studierende Frauen sich in der Universität auf einem ihnen fremden Territorium bewegen, dass ihre Erfahrungsformen und Sprechweisen quer zu denen des Wissenschaftsbetriebes liegen, dass die weibliche Sozialisation der Anpassung an die herrschenden Formen der Wissensaneignung und –vermittlung produktiv und unproduktiv im Wege steht, lässt sich nicht in einer Sprache darstellen, aus der diese Widersprüche bereits herausgefiltert sind. Wir wollen nicht von oben herab in fertigen Sätzen und scheinbarer Verfügung über den Gegenstand darstellen, was wir als Ambivalenz tagtäglich am eigenen Leib und Kopf erfahren. Vielmehr versuchen wir in den Texten, das Unfertige, Tastende und Sperrige – aber auch das Angepaßte! – solcher Aufbruchserfahrungen in Abgrenzung zu den herrschenden wissenschaftlichen Standards und ohne allzugroße Zugeständnisse an die verordnete Diktion zu dokumentieren. In die Texte ist daher nur eingegangen, wie wir selbst unsere Situation wahrnehmen: unser Unbehagen, unser Widerstand, unsere Vorstellungen, die unmittelbaren, gemeinsam verarbeiteten und vorsichtig verallgemeinerten Erfahrungen, die studierende Frauen an der Universität machen.“

„Wir haben außerhalb der Uni in den örtlichen Frauennetzwerken erst autonome Frauenpolitik gemacht und sind dann wieder in die Uni rein. So war der Weg bei uns. Nicht andersrum.“

„An die Diskussion über die erste Frauenringvorlesung kann ich mich noch gut erinnern: In der Fachschaftsräte-Vollversammlung haben die Männer gefragt, wieso sie nicht dazu dürfen. Es gab Riesendebatten wieso die Männer da nicht hindürfen und die Frauenringvorlesung wurde dadurch überall bekannt. Wir hätten dann ja auch immer 300 Frauen da. Das waren für's erste Mal, da dies an der Uni bis dahin kein Thema war, ziemlich viele. Ich bin der Überzeugung, es ging nur so gut mit Hilfe dieser Provokation. Wir haben dies als 'Marketing-Mittel', würde man heute sagen, eingesetzt, und es ist voll aufgegangen. Und dann waren bei den Vorlesungen immer drei, vier Männer und die durften auch bleiben, weil uns das eigentlich wurscht war.“

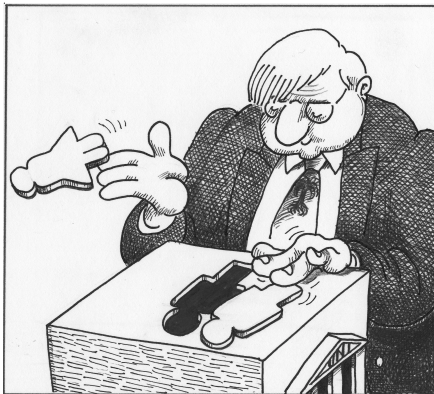
Irene Scherer, ehemalige Studentin der Universität Tübingen, Mitarbeiterin der Frauenakademie und spätere studentische Vertreterin in der Senatsfrauenkommission

- 1968 Auf einer Tagung des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) in Frankfurt stellt eine Vertreterin des Berliner „Aktionsrats zur Befreiung der Frau“ fest, dass die spezifische Ausbeutung von Frauen durch Männer dadurch tabuisiert werde, dass man einem bestimmten Bereich des Lebens den Namen „Privateben“ gebe. Da die Männer auf das Anliegen der Frauen nicht eingehen, kommt es zum legendären Tomatenwurf: Eine Studentin bewirft einen SDS-Mann mit einer reifen Tomate.
- 1976 In Berlin findet die erste Sommeruniversität für Frauen zum Thema „Frau und Wissenschaft“ statt. Die Frauenzeitschrift „Courage“ wird gegründet. Im Redakteurinnen-Team sitzen die Gründerinnen der „Weiberräte“ und des Sozialistischen Frauenbunds, ehemals „Aktionsrat zur Befreiung der Frau“.

Die Entdeckung der Langsamkeit

Studentinnen kämpfen für die Gleichstellung

- 1986** Der Präsident der Universität Tübingen, Adolf Theis, schlägt dem Senat die Wahl einer Universitätsfrauenbeauftragten vor. Die studentischen Vertreterinnen und Vertreter im Senat plädieren stattdessen für die Einsetzung einer paritätisch besetzten Senatskommission, die zunächst einen Frauenförderplan entwerfen soll. Der Senat beschließt die Einrichtung dieser Kommission.
- 1988** Am 15. Juni beschließt der Senat den Frauenförderplan – allerdings nur für sich selbst als verbindlich. Für die Fakultäten soll er nur Empfehlungscharakter haben. Titel des umkämpften Papiers: „Grundsätze des Senats der Universität Tübingen zur Frauenförderung mit dem Ziel der Beseitigung der für Wissenschaftlerinnen bestehenden Nachteile.“
- 1989** Im Januar wählt der Senat Prof. Dr. Doris Knab zur ersten Frauenbeauftragten der Universität Tübingen. Das Büro der Frauenbeauftragten wird eingerichtet.
- 1992** Der erste Evaluationsbericht der Senatskommission für die Förderung von Wissenschaftlerinnen und Studentinnen wird dem Senat vorgelegt. Die Studentinnen verfassen ein Sondervotum zum Beschluss des Senats, der die Empfehlungen der Kommission nur in modifizierter Form verabschiedet.
- 2001** Die vorletzte Fakultät beschließt einen eigenen Frauenförderplan und folgt damit der Empfehlung des Senats von 1988.



Das Berufungsspiel
Karikatur von Sepp Buchegger, veröffentlicht im Schwäbischen Tagblatt vom 20. Mai 1992

„Es ist kein Ruhmesblatt für die deutsche Universitätsreform, daß entgegen der Fairneß und der Vernunft der Gleichstellungsprozeß der Geschlechter durch Beauftragte und Kommissionen, letztlich sogar durch Eingriffe des Gesetzgebers erzwungen werden mußte, obwohl das Gleichberechtigungsgesetz der Bundes- und Landesverfassungen mindestens von gleicher Dignität war, wie das Postulat der Freiheit von Forschung und Lehre.“

Dr. h. c. mult. Adolf Theis, Präsident der Universität Tübingen von 1972-1995.

Die Politik mischt sich ein

Die Institutionalisierung der Gleichstellungspolitik an den Hochschulen begann in Deutschland Mitte der 80er Jahre. Sie wurde - wie schon die Zulassung von Frauen zum Studium - nicht von der Universität selbst betrieben, sondern von außen, in diesem Fall durch den Gesetzgeber, herbeigeführt.

Die Neue Frauenbewegung als Wegbereiterin

Aufgrund des politischen Drucks der Neuen Frauenbewegung und der von ihr angestoßenen Diskussion über Antidiskriminierungsgesetze wurde 1985 ein neuer § 2 Abs. 2 in das Hochschulrahmengesetz aufgenommen, der die Hochschulen gesetzlich verpflichtete, bei der Wahrnehmung ihrer Aufgaben auf die „Beseitigung der für Wissenschaftlerinnen und Studentinnen bestehenden Nachteile“ hinzuwirken.

Reaktion der Universität

Der Senat der Universität Tübingen beschloss daraufhin, eine Kommission mit der Erarbeitung eines Frauenförderplans zu beauftragen. Im Juni 1987 lag nach einjähriger intensiver Arbeit ein Entwurf vor, an dem Studentinnen maßgeblich mitgearbeitet hatten. In den nun folgenden heftigen und kontroversen Auseinandersetzungen um die Verabschiedung begannen Studentinnen zu einer treibenden Kraft der Institutionalisierung der Gleichstellungspolitik an der Universität Tübingen zu werden.

Statusgruppenübergreifende Kooperation

Ein Erfolgsfaktor für den Institutionalisierungsprozess an der Universität Tübingen war die statusgruppenübergreifende Kooperation von Frauen. Prof. Dr. Doris Knab, die im Januar 1989 vom Senat zur ersten Frauenbeauftragten der Universität Tübingen gewählt wurde, schätzte das Engagement und die Arbeit der Studentinnen und war von Anfang an bereit, sich mit diplomatischem Geschick „zwischen die Fronten“ zu stellen. Auf diese Weise konnten kontinuierlich Erfolge erzielt werden.

Die Entdeckung der Langsamkeit

Der Institutionalisierungsprozess der Gleichstellungspolitik ist seither stetig vorangetrieben worden. Verschiedene Maßnahmen und Förderprogramme wurden entwickelt und etabliert. An den Fakultäten wurden Frauenbeauftragte und Frauenkommissionen gewählt und Frauenförderpläne beschlossen. Das Büro der Frauenbeauftragten wurde eingerichtet. Es unterstützt die Arbeit in den Gremien und berät Studentinnen und Wissenschaftlerinnen. Die Frauenanteile auf den verschiedenen Ebenen der akademischen Laufbahn haben sich – wenn auch langsam – erhöht. Trotz dieser Erfolge ist die Universität aber nach wie vor weit von einer tatsächlichen Chancengleichheit für Männer und Frauen entfernt. Noch immer gelingt es nur sehr wenigen Frauen in die Spitzenpositionen der Wissenschaft vorzudringen. Studentinnen mussten in diesen Jahren immer wieder feststellen, dass die „Entdeckung der Langsamkeit“ zu den Haupterfahrungen institutioneller Politik gehört.



Studentinnen-Arbeitskreis über die Erörterung des Frauenförderplans in einem Fakultätsrat 1987:

„Die Reaktionen auf die Richtlinie waren sehr unterschiedlich. Einige Professoren waren sichtlich erregt. Sie meinten, wenn sie Frauen sehen wollten, gäbe es ganz bestimmte Orte, um sie sich anzuschauen. Ein anderer wollte sich sogleich als Frauenbeauftragter aufstellen lassen, da er sich nach langjähriger Ehe besonders dazu geeignet sah. (...) Nach den ersten unbedachten Äußerungen folgte am 25.11.1987 eine wohlüberlegte Stellungnahme, in der die Fakultät darauf abhebt, in ihren Ordnungen und Richtlinien seit Jahrzehnten keine Geschlechterdiskriminierung zu

kennen. Ihr gehe es nur um die Qualifikation. Und sie lehne Maßnahmen ab, die auf eine einseitige Bevorzugung eines Geschlechts abzielen.“

Uni-Frauen-Treff zur Erörterung des Berichts der Senatsfrauenkommission im Senat, Mai 1992

„Solange die Professoren nicht bereit sind, gleichberechtigt an gesellschaftlich nützlicher Arbeit – z.B. Hausarbeit und Kinderbetreuung – teilzunehmen, sollten sie entweder die Frauenförderung endlich aktiv unterstützen oder – im anderen Falle – besser die Klappe halten!“

1989 Konstituierung der Landeskonferenz der Frauenbeauftragten an den wissenschaftlichen Hochschulen Baden-Württembergs. Als erste Landessprecherin wird Prof. Dr. Doris Knab aus Tübingen gewählt. Ein Jahr später konstituiert sich die Bundeskonferenz der Frauenbeauftragten in Trier.

1999 Im 5. EU-Rahmenprogramm zur Forschungsförderung wird die Gleichstellung von Frauen und Männern in der Wissenschaft zum Leitprinzip erklärt und in die Umsetzungsrichtlinien integriert.

Elite ohne Frauen?

Spekulationen über die Zukunft des Frauenstudiums

2004 100 Jahre nach der ersten ordentlichen Einschreibung von Studentinnen studieren an der Universität Tübingen 12.340 Frauen und 9.900 Männer. Dies entspricht einem Studentinnenanteil von 56 %.

Was bringt die Zukunft?

Szenario 1: Tatsächliche Chancengleichheit

- 2020 Bildung gewinnt aufgrund der wirtschaftlichen Entwicklung immer mehr Bedeutung. Nach einer kurzen Phase einer auf tradierte Muster zurückgreifenden „Eliteförderung“ wird erkannt, dass die Erschließung der intellektuellen Potenziale nur durch tatsächliche Chancengleichheit im Bildungswesen hergestellt werden kann.
- 2050 Die Geschlechterdifferenz beim Studienfachwahlverhalten ist nicht mehr existent. Die traditionellen Geschlechterrollen verlieren immer mehr an Bedeutung.
- 2075 Frauen können ihre Bildungsabschlüsse genau so gut in beruflichen Positionen verwerten wie Männer. Die Familienarbeit wird partnerschaftlich zwischen den Eltern aufgeteilt. Auch die Familienstrukturen gestalten sich offener und flexibler.
- 2104 Endlich – 200 Jahre nach der ersten Zulassung von Frauen zum Studium – ist auch bei den Professuren in Deutschland Geschlechterparität eingetreten – 20 Jahre später als in anderen vergleichbaren Ländern.

Szenario 2: Stagnation und Restauration

- 2020 Die Ausdifferenzierung der Studiengänge führt zu neuen Benachteiligungsmechanismen. Frauen werden in materiell schlechter gestellte Fachrichtungen und Karrierewege abgedrängt. In den sogenannten „Eliteinstitutionen“ sind Studentinnen deutlich unterrepräsentiert.

„Es ist an der Zeit, umzudenken, und ich glaube aufrecht, dass hierbei die Frauen den Ton angeben müssen. Ich gehöre nicht zu den Feministinnen der ersten Stunde, was mir meine Freundinnen in Frankreich oft vorgehalten haben. Lange Zeit glaubte ich, wir hätten dieses Problem hinter uns gelassen, es mehr oder minder geregelt, und überhaupt sei das ein Problem früherer Generationen gewesen, habe dann aber feststellen müssen, dass das keineswegs so ist.“

Edith Cresson im Jahr 1999; ehemaliges EU-Kommissionsmitglied, zuständig für Wissenschaft, Forschung und Entwicklung

„Alle Optionen in Wissenschaft und Forschung sollten künftig für beide Geschlechter offenstehen, um auf der Grundlage individueller Entscheidung eine Vielfalt von Studien- und Weiterqualifizierungswünschen, beruflichen Entwicklungsperspektiven und Lebensentwürfen zu realisieren. Dadurch sollte die traditionelle Aufteilung der Sphären und Verantwortlichkeiten unter den Geschlechtern zugunsten einer partnerschaftlich geteilten und gemeinsam zu verantwortenden Familienarbeit überwunden werden.“

Aus den Empfehlungen des Wissenschaftsrats zur Chancengleichheit von Frauen im Jahr 1998

- 2050 Es gibt immer weniger Arbeitsplätze. Die hohe Arbeitslosigkeit führt zur Verdrängung von Frauen aus dem Arbeitsleben.
- 2075 Der Anteil der Professorinnen stagniert seit Jahrzehnten bei 20 %. Die Arbeitsstrukturen und Rekrutierungsformen in der Wissenschaft haben sich nicht verändert.
- 2104 Es fällt der Wissenschaft immer schwerer, zur Lösung der zahlreichen Zivilisationsprobleme beizutragen, da sie 50 % des intellektuellen Potenzials nur marginal ausschöpft.

Was lehrt die Geschichte?

Der Rückblick auf 100 Jahre Frauenstudium macht vor allem eines deutlich: Es waren immer die Frauen selbst, die sich ihr Recht auf Bildung, Studium und gesellschaftliche Teilhabe erkämpfen mussten. In dieser Hinsicht wurde ihnen nichts „geschenkt“. Klar wird aber auch, dass Menschen etwas erreichen können, wenn sie sich für ihre Interessen einsetzen. Eine weitere Lehre können wir aus der Geschichte ziehen: Es gibt keinen Automatismus hin zur Gleichstellung von Frauen und Männern. Je nach gesellschaftlicher und politischer Situation gab es immer wieder Rückschläge oder Phasen der Stagnation.

Wo stehen wir heute?

Frauen haben sich - 100 Jahren nach ihrer Zulassung zum Studium - zwar die Hälfte der Studienplätze erkämpft. Damit ist auf der Ebene des Studienzugangs die Chancengleichheit faktisch umgesetzt. Von einer Chancengleichheit im Hinblick auf die wissenschaftliche Laufbahn sind Frauen jedoch nach wie vor weit entfernt. Frauen stellen heute mehr als die Hälfte der Abiturienten und machen im Durchschnitt die besseren Abschlüsse. Zeitgleich entwertet die Politik aktuell das Abitur für die Zulassung zum Studium und führt neue Auswahlverfahren ein, die subjektive Bewertungen, z.B. durch persönliche Auswahlgespräche, wieder mehr betonen können. Welche Auswirkungen wird dies auf den Frauenanteil bei der Studienzulassung in Zukunft haben?

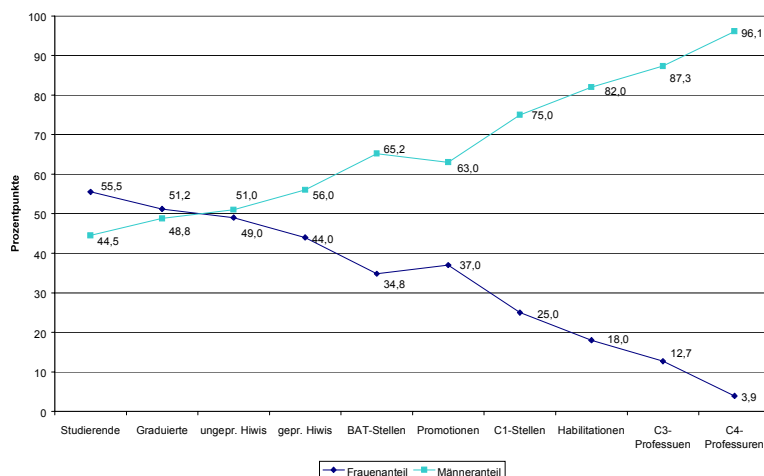
Ein ungenutzter Gewinn

Angesichts der Langsamkeit, mit der die Universität in den letzten 100 Jahren den Gleichstellungsgedanken aufgenommen hat und umsetzt, muss konstatiert werden, dass sie das intellektuelle Potenzial, das ihr durch das Frauenstudium zugewachsen ist, bislang noch nicht wirklich nutzt. Die aktuellen hochschulpolitischen Debatten und Maßnahmen lassen im Gegenteil sogar befürchten, dass die Angst vor „Verweiblichung“ der Wissenschaft wieder zu impliziten Männerquoten - vor allem in den derzeit favorisierten sogenannten „Eliteeinrichtungen“ führen könnte. Eine Elite, die sich überwiegend aus nur einem Geschlecht rekrutiert, wäre jedoch keine intellektuelle Leistungselite.

Was muss sich verändern?

Die Strukturen der Universität, des Arbeitslebens und der Politik haben sich in den letzten 100 Jahren - im Gegensatz zu den Frauen - wenig verändert. Sie zwingen Frauen häufig noch immer, sich zwischen Beruf und Familie zu entscheiden. Nicht zufällig sind aktuell 40% der Akademikerinnen in Deutschland kinderlos - Tendenz steigend. Solange Familienarbeit noch fast ausschließlich in den Verantwortungsbereich der Frauen abgeschoben wird und bedarfsgerechte Kinderbetreuungsangebote Mangelware bleiben, ist tatsächliche Chancengleichheit in der Wissenschaft, in Beruf und Gesellschaft nicht zu erreichen. Eine moderne und demokratische Gesellschaft wird es ohne tatsächliche Chancengleichheit ihrer Mitglieder jedoch nicht geben.

Frauen- und Männeranteile in den verschiedenen Stadien der wissenschaftlichen Laufbahn an der Universität Tübingen 2003



2001 Im Hochschulrahmengesetz wird festgelegt, dass nach 12 Jahren „Qualifikationsphase“ keine befristete Weiterbeschäftigung an einer deutschen Hochschule oder Forschungseinrichtung mehr möglich ist. Auf diese 12-Jahres-Grenze werden alle Arbeitsverhältnisse mit mehr als 25% Umfang und auch Stipendien angerechnet. Dies führt zu einer massiven Benachteiligung von aus familiären Gründen in Teilzeit arbeitenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern.

2006 Das Hochschul- und Wissenschaftsprogramm läuft aus. Damit entfallen die Mittel, die Bund und Länder seit 1990 für spezielle Frauenförderprogramme eingesetzt haben.

Beteiligte Personen

Recherche und Erstellung der Ausstellung

Prof. Dr. Ingrid Hotz-Davies (Universitätsfrauenbeauftragte)
Prof. Dr. Susanne Maurer (Bildungszentrum und Archiv zur Frauengeschichte Baden-Württembergs e.V., Frauen & Geschichte Baden-Württemberg e.V.)
Sonja Neubauer (Büro der Frauenbeauftragten der Universität)
Corinna Schneider (Frauen & Geschichte Baden-Württemberg e.V.)
Melanie Stelly (Büro der Frauenbeauftragten der Universität)
Susanne Weitbrecht (Büro der Frauenbeauftragten der Universität)
Dr. Christl Ziegler (Bildungszentrum und Archiv zur Frauengeschichte Baden-Württembergs e.V.)

Für die tatkräftige Unterstützung bedanken wir uns bei:

Cäcilie Aust (Tübingen)
Hannelore Allscher (Tübingen)
Eleonore Baumann (Ravensburg)
Mechthild Baumann-Pfeilsticker (Ravensburg)
Dr. Monika Balzert (Markgröningen)
Irmela Bauer-Klöden (Universitätsarchiv Tübingen)
Sigfried Bauer (Zentrale Verwaltung der Univ. Tüb.)
Dr. Gerd Brinkhus (Universitätsbibliothek Tübingen)
Thea Cailleux (Tübingen)
Eleonore Beck (Tübingen)
Marlies Beitz (Stuttgart)
Iris Biesinger (Universitätsbibliothek Tübingen)
Eva Bronner (Tübingen)

Sepp Buchegger (Karikaturist, Tübingen)
Jeung Gil Choe (Zentrum für Datenverarbeitung der Universität Tübingen)
Beate Dörr (Bildungszentrum und Archiv zur Frauengeschichte Baden-Württembergs e.V.)
Charlotte Essich (Tübingen)
Dr. Ulrich Fellmeth (Universitätsarchiv Hohenheim)
Margret Fetzer (Büro der Frauenbeauftragten der Universität Tübingen)
Elisabeth Fetzer (Geißlingen)
Carola Franke-Hölzermann (Ostfildern)
Dr. Edith Glaser (Leipzig)
Martin Groß (Rottenburg)
Bernd Grün (AK Universität Tübingen im Nationalsozialismus)
Martina Grupe (Hölderlin-Gymnasium Stuttgart)
Rudolf Henning (Württembergische Landesbibliothek Stuttgart)
Claudia Heruday (Stuttgart)
Dr. Sabine Holtz (Seminar für Geschichtliche Landeskunde, Tübingen)
Astrid Jirasek (Mössingen)
Dr. Ilse Kim (Stuttgart)
Dr. Christina Klausmann (Haus der Geschichte Baden-Württemberg)
Prof. Dr. Doris Knab (Tübingen)
Franz Koch (Zentrum für Datenverarbeitung der Universität Tübingen)
Dr. Andreas Kunz (Institut für Europäische Geschichte Mainz)
Franz Karl Freiherr von Linden
Dr. Gerhard Mickoleit (Zoologisches Institut der Universität Tübingen)
Georg Mildenerger (Tübingen)
Gudrun von Nida (Stuttgart)

Dr. Jörg Oppenländer (Tübingen)
Erol Papic (Staatstheater Stuttgart)
Claudia Raible (Büro der Frauenbeauftragten der Universität Tübingen)
Johanna Regnath (Frauen & Geschichte Baden-Württemberg e.V.)
Brigitte Reinholz (Zentrale Verwaltung der Univ. Tüb.)
Dr. Alfons Renz (Zoologisches Institut der Univ. Tüb.)
Dr. Paula Riede (Öffingen)
Heike Rönisch (Bibliothek des Instituts für Erziehungswissenschaft der Universität Tübingen)
Dr. Ute Scherb (Freiburg, Frauen & Geschichte Baden-Württemberg e.V.)
Irene Scherer (Mössingen/Talheim)
Frau Schild - Naumann (Tübingen)
Ilse Schmid (Stuttgart)
Welf Schröter (Mössingen/Talheim)
Lore Schweitzer (Ludwigsburg)
Michael Seifert (Presseamt der Universität Tübingen)
Martha Sonntag (Tübingen)
Liselotte Staesche
Karin Staesche (Freiburg)
Dr. Wolfgang Stelly (Institut für Kriminologie der Universität Tübingen)
Christian Stobbe (Tübingen)
Miriam Wallraven (Englisches Seminar der Universität Tübingen)
Dr. Erich Weber (Zoologisches Institut der Universität Tübingen)
Beate Zech (Tübingen)
Dr. Hartmut Wider
Dr. Christiane Wilke (Frauen & Geschichte Bayern)
Elke Wörner (Neusäß)
Dr. Gabriele Zeller (Universitätsbibliothek Tübingen)
Antje Zacharias (Stadtarchiv Tübingen)

Quellenangaben

...treu und fest hinter dem Führer - die Anfänge des Nationalsozialismus an der Universität Tübingen, 1926 – 1934. Begleitheft zu einer Ausstellung des Universitätsarchivs Tübingen. Tübingen 1983.

100 Jahre Hölderlin-Gymnasium-Stuttgart. Hölderlin-Gymnasium Stuttgart (Hg.). Stuttgart 1999.

50 Jahre Habilitationen von Frauen in Deutschland. Eine Dokumentation über den Zeitraum von 1920-1970. Bearbeitet von Elisabeth Boedeker und Maria Meyer-Plath. Göttingen 1974.

Adam, Uwe Dietrich: Hochschule und Nationalsozialismus - Die Universität Tübingen im Dritten Reich. Tübingen 1977.

Cailleux, Thea: Die Mathilde-Weber-Schule in Tübingen. In: Helga Merkel (Hg.): Zwischen Ärgernis und Anerkennung – Mathilde Weber 1829 – 1901, S. 105 - 112. Tübingen 1993.

Costas, Ilse: Professionalisierungsprozesse akademischer Berufe und Geschlecht - ein internationaler Vergleich. In: Barrieren und Karrieren. Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland. Dokumentationsband der Konferenz „100 Jahre Frauen in der Wissenschaft“ im Februar 1997 an der Universität Bremen. Hrsg. von Elisabeth Dickmann und Eva Schöck-Quinteros unter Mitarbeit von Sigrid Dauks, S. 13-32. Berlin 2000.

Dahrendorf, Ralf: Bildung ist Bürgerrecht. Plädoyer für eine aktive Bildungspolitik. Nannen 1965.

Deutschland in den fünfziger Jahren. In: Informationen zur politischen Bildung, 256/1997.

Die deutschen Hochschulen. In: Europa-Archiv 1. Jg. 1946/47.

Die Kehrseite der Medaille, Universität heute: 500 Jahre Universität Tübingen. Schwarzheft zur Ausstellung in der Eberhard-Karls-Universität, 8. Okt. bis 31. Okt. 1977. Hg.: Jürgen Bierich. Tübingen 1977.

Diemer, Susanne; Kirsch-Auwarter, Edit; Philipps, Sigrid (Hg.): Gleichstellung und Institution – Schule und Hochschule im Reformprozess. Eine Festschrift für Doris Knab. Tübingen 1998.

Dinkel, Lothar; Hedwig Dinkel und die Frauenbildung in Württemberg. In: Jahrbuch für schwäbisch-fränkische Geschichte, S. 265 - 278. Bd. 32 / 1992.

Ebenso neu als kühn. 120 Jahre Frauenstudium an der Universität Zürich. Hg.: Verein Feministische Wissenschaft Schweiz. Zürich 1988.

Empfehlungen zur Chancengleichheit von Frauen in Wissenschaft und Forschung. Wissenschaftsrat. Köln 1998.

Fastnacht, Kathrin: Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung im 19. Jahrhundert. In: Helga Merkel (Hg.): Zwischen Ärgernis und Anerkennung – Mathilde Weber 1829 – 1901, S. 143 - 154. Tübingen 1993.

Fellmeth, Ulrich (Hg.): Margarete von Wrangell und andere Pionierinnen: die ersten Frauen an den Hochschulen in Baden und Württemberg. St. Katharinen 1998.

Flexner, Eleanor: Century of Struggle. The Woman's Rights Movement in the United States. Cambridge Massachusetts 1959.

Frauen in Deutschland. Auf dem Weg zur Gleichstellung. In: Informationen zur politischen Bildung, 254/1997.

Friedrich, Margarete: Vom Abbau des "Schutzzolls für männliche Geistesarbeit". Zur Geschichte von Mädchenbildung und Frauenstudium in Österreich. In: Skolast 3/4 (1997), S. 22-30.

Gerhard, Ute (Hg.): Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. München 1997.

Glaser, Edith: Hindemisse, Umwege, Sackgassen - Die Anfänge des Frauenstudiums in Tübingen (1904-1934). Weinheim 1991.

Gleichberechtigung als Verfassungsauftrag. Eine Dokumentation zur Entstehung des Gleichberechtigungsgesetzes vom 18. Juni 1957. Bearbeitet von Gabriele Müller-List. Düsseldorf 1996.

Grüttner, Michael: Studenten im Dritten Reich. Paderborn 1995.

Hervé, Florence: Studentinnen in der BRD. Eine soziologische Untersuchung. Köln 1973.

Holland-Cunz, Barbara: Die alte neue Frauenfrage. Frankfurt am Main 2003.

<http://www.bafög-rechner.de/Hintergrund/geschichte.php>

<http://www.frauengeschichte.uni-bonn.de/ausstell/ausstat.htm> - Biographien - Maria Gräfin von Linden

Höfner, Klaus: Bildungswesen: mangelhaft. BRD-Bildungspolitik im OECD-Länderexamen. Veröffentlichung der OECD. Frankfurt am Main 1973.

International Dictionary of University Histories, ed. by Carol Summerfield and Mary Elizabeth Devine, Chicago/London 1998.

Junginger, Gabriele (Hg.): Maria Gräfin von Linden "Erlebtes und Erstrebtes eines Sonntagskindes." Die Erinnerungen der ersten Studentin in Württemberg. Tübingen 1998.

Klara Hähle: Berta Reinhard (1866 – 1944). In: Mitteilungsblatt der Lehrerinnen-Vereinigung Nordwürttemberg – Nordbaden. Nr. 8, 1949.

Köhle-Hezinger, Christel; Nachwort. In: Maria Bildungsmayer: Die Bäuerin in zwei Gemeinden Württembergs, S. 275 - 300. Kirchheim/Teck 1990.

Lange, Helene; Bäumer, Gertrud: Handbuch der Frauenbewegung. Bd. 1 – 5. Berlin 1901, 1902, 1906.

Lehmann, Hans Georg: Deutschland-Chronik 1945 bis 2000. Bonn 2002.

Manns, Haide: Frauen für den Nationalsozialismus – Nationalsozialistische Studentinnen und Akademikerinnen in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Opladen 1997.

Matthes, Eva; Hopf, Caroline; Helene Lange und Gertrud Bäumer - Ihr Engagement für die Frauen- und Mädchenbildung. Kommentierte Texte. Bad Heilbrunn 2003.

Merkel, Helga (Hg.): Zwischen Ärgernis und Anerkennung – Mathilde Weber 1829 – 1901. Tübingen 1993.

Merkel, Helga: Zur Herkunft Mathilde Webers. In: Helga Merkel (Hg.): Zwischen Ärgernis und Anerkennung – Mathilde Weber 1829 – 1901, S. 21 - 30. Tübingen 1993.

Mertens, Lothar: Vernachlässigte Töchter der Alma Mater - ein sozialhistorischer und bildungssoziologischer Beitrag zur strukturellen Entwicklung des Frauenstudiums in Deutschland seit der Jahrhundertwende. Berlin 1991.

Metzger, Ernst und Magda; Dr. Vera Vollmer. In: Mitteilungsblatt der Lehrerinnen-Vereinigung Baden-Württemberg. 6. Jg. Nr. 3/4, Juni 1953.

Mitteilungsblatt und Anordnungen des Studentenfürhlers - Universität Tübingen. Tübingen Erscheinungsverlauf: Nr. 1.1937 - 18.1940[?].

Nüsslein-Volhard, Christiane: Zur Situation der Wissenschaftlerinnen an der Max-Planck-Gesellschaft. In: MPG-Spiegel. München 3/1991.

Protokoll und Vorlagen der Sitzungen des Senats der Universität Tübingen vom 18. Juni 1986, 11. Februar 1988, 5. Mai 1988, 23. Juni 1988.

Presseerklärung des Uni-Frauen-Treffs der Ernst-Block-Universität Tübingen zum Bericht der Senatsfrauenkommission im Mai 1992.

Reichsgesetzblatt. 1933 Teil I, S. 225 (26. April 1933), 1935 Teil I, S. 769 (27. Juni 1935) und 1941 Teil I, S. 463 (1. August 1941), Berlin.

Riepl-Schmidt, Mascha: Die ersten 40 Jahre des Hölderlin-Gymnasiums. In: 100 Jahre Hölderlin-Gymnasium-Stuttgart. Hölderlin-Gymnasium Stuttgart (Hg.), S. 21 – 47. Stuttgart 1999.

Riepl-Schmidt, Mascha: Wider das verkochte und verbögeltete Leben. Frauen-Emanzipation in Stuttgart seit 1800. Stuttgart 1900.

Rupp, Elke: Der Beginn des Frauenstudiums an der Universität Tübingen. Tübingen 1978.

Scherb, Ute: Ich stehe in der Sonne und fühle, wie meine Flügel wachsen. Studentinnen und Wissenschaftlerinnen an der Freiburger Universität von 1900 bis in die Gegenwart. Königstein/Taunus 2002.

Schmidt-Harzbach, Ingrid: Frauen, Bildung und Universität. In: Hans-Werner Prah, Ingrid Schmidt-Harzbach: Die Universität. Eine Kultur- und Sozialgeschichte, S. 175-213. München 1981.

Schönhagen, Benigna: Tübingen unterm Hakenkreuz - eine Universitätsstadt in der Zeit des Nationalsozialismus. Stuttgart 1991.

Setzler, Wilfried: Die Tübinger Studentenfrequenz im Dritten Reich. In: Uwe Dietrich Adam: Hochschule und Nationalsozialismus - Die Universität Tübingen im Dritten Reich, S. 217 - 227. Tübingen 1977.

Soden, Kristine von; Zipfel, Gaby (Hg.): 70 Jahre Frauenstudium. Frauen in der Wissenschaft. Köln 1979.

Sondervotum zum Beschluß des Senats der Universität Tübingen über die Empfehlung zur Frauenförderung der Senatskommission für die Förderung von Wissenschaftlerinnen und Studentinnen. Ausgearbeitet und vorgelegt von den studentischen Vertreterinnen der Frauenliste der GEW-Studentinnengruppe/Fachschaftsräte-Vollversammlung im Senat in Zusammenarbeit mit dem Unifruentreff, Tübingen, den 30. Mai 1992.

Steffen-Korfür, Brigitte: Studentinnen im Dritten Reich - Bedingungen des Frauenstudiums unter der Herrschaft des Nationalsozialismus. Mikroliche-Ausgabe. Bielefeld 1991.

Tollmien, Cordula: Zwei erste Promotionen: Die Mathematikerin Sofja Kowalewskaja und die Chemikerin Julia Lermontowa. In: Renate Tobies: „Aller Männerkultur zum Trotz“. Frauen in Mathematik und Naturwissenschaften, S. 83-109. Frankfurt/M 1997.

Universitätsarchiv Tübingen: 47/34, 47/36, 47/37, 117/204, 117/206, 117/1144, 117/1358, 117/1361, 119/273, 125/200, 320/4, 364/31.503, 364/23.398

Üxkül, Gertrud von: Das Mädchenlyzeum in Stuttgart. Zeitschrift für weibliche Bildung in Schule und Haus: Organ des Deutschen Vereins für das Höhere Mädchenschulwesen. Bd. 27, S. 472 – 476. Leipzig 1899.

Vinulanda. Macht und Ohnmacht – Frauenförderung an der Uni Tübingen. Tübingen 1989.

Weber, Marianne: Ärztinnen für Frauenkrankheiten, eine ethische und sanitäre Notwendigkeit. Tübingen 1893.

Wendel, Thilde: Erinnerungen an das einstige Stuttgarter „Mädchenlyzeum“, das heutige Hölderlingymnasium, 1968. Archiv des Hölderlingymnasiums.

Wilke, Christiane: Forschen, Lehren, Aufbegehren. 100 Jahre akademische Bildung von Frauen in Bayern. Begleitband zur Ausstellung. München 2003.

Wissenschaftspolitik in der Europäischen Union. Förderung herausragender wissenschaftlicher Leistungen durch Gender Mainstreaming. Bericht der ETAN-Expertinnenarbeitsgruppe „Frauen und Wissenschaft“. Brüssel 2001.

Zapf, Lilli: Die Tübinger Juden - eine Dokumentation. Tübingen 1974.

Zauner, Stefan: Die Universität Tübingen 1945 bis 1949. Aspekte der französischen Hochschulpolitik im besetzten Nachkriegsdeutschland. In: Hg. Universitätsarchiv Tübingen (Hg.): Bausteine zur Universitätsgeschichte. Band 7, S. 101 - 144. Tübingen 1999.